Die Tragödie Deutschlands

Von einem Deutschen

Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reiches

Verlag Duncker & Humblot
München und Leipzig 1922

JOST

Die Tragödie Deutschlands

Im Banne des Machtgedankens bis zum Zusammenbruch des Reiches

Von einem Deutschen

1922

München · Verlag von Duncker & Humblot · Leipzig

Storage
336

Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Vorwort.

Ein gewaltiges Wagnis ist dieses Buch! Mögen die Leser überzeugt sein, daß der Verfasser sich dessen bewußt war vom ersten Augenblick an, in dem er den Entschluß faßte, dieses Buch zu schreiben, bis zum letzten Augenblick, in dem er dem Verlage das fertige Werk übergab. Ein gewaltiges Wagnis und doch eine Notwendigkeit!

Es gab in dem großen Weltgeschehen des Krieges und in seiner Entstehungsgeschichte tiefe innerliche Zusammenhänge und Beziehungen, die mit der völkischen oder gar mit der parteipolitischen Brille besehen niemals erkannt werden können, die aber nicht nebensächlich, sondern hauptsächlich und geradezu entscheidend sind. Sie bilden in ihrer Gesamtheit die Gesetze, nach denen die furchtbare Tragödie unseres deutschen Volkes gedichtet und gespielt wurde. Gedichtet von den dunklen Mächten, die Wirkung an Ursache knüpfen und webend am Stuhle des Schicksals über das Weinen und Schreien, über das Leiden und Sterben der Menschheit lächeln, gespielt von dieser Menschheit selbst mit ebensoviel wahren als falschen Tränen, Seufzern und Verzückungen. Eine furchtbare Tragödie, deren Jammerschreie den Erdball umkreisten, deren abgrundtiefes Weh die Spieler selbst im Innersten erschütterte!

Wer sie erlebt hat, diese entsetzlichste aller Tragödien mit dem warmen Herzen eines Menschen, der kann nicht mehr so fröhlich lachen wie vorher. Der Schmerz um sein Volk, um die Menschheit, die Erbitterung gegen den blutgeilen Triumph des Hasses haben ihn alt gemacht, unendlich alt und müde. Aber heute müde sein, heute die Welt ihrer Tollheit überlassen, heißt ein Verbrechen an dieser Welt begehen. Den Hunderttausenden Klarheit im Erkennen geben, die nach Klarheit suchen, das ist noch eine Aufgabe, die mit dem eigenen, im Zusammensturz des Volkes mitbegrabenen Schicksal versöhnen kann.

Ein Werk, das eine erschöpfende Geschichte der Ursachen und des Verlaufes des Weltkrieges bringen wollte, würde vielleicht zwanzig große Lexikonbände umfassen. Ein solches Werk wäre für die Allgemeinheit unlesbar und in seinem Preise unkäuflich. Es würde als ein Nachschlagewerk auf Bibliotheken ein esoterisches Dasein führen. Ein kurzer Überblick über das Geschehen aber — so

notwendig er im Augenblick auch wäre — lag nicht im Plane des Verfassers noch des Verlages. Denn wichtiger ist es, dem Volke ein Buch zu geben, das auf die bangen und noch lange nicht verstummten oder gelösten Fragen Antwort gibt, wie es dazu kam, daß das Deutsche Reich plötzlich so isoliert in der Welt dastand und warum es den Krieg verlieren mußte. Diese Fragen oder, besser gesagt, die Art ihrer Beantwortung sind heute zum taktischen Mittel der Parteien geworden, haben also alle sachliche Ruhe und unvoreingenommene Auffassung eingebüßt, die Glauben der Allgemeinheit zu beanspruchen in der Lage wären. Die Motive des deutschen Zusammenbruches liegen sehr tief. Sie sind dem Parteimann, dem Agitator, geschweige denn dem Demagogen keineswegs erkennbar. Sie sind keinem erkennbar, der mit vorgefaßter Meinung an sie herantritt, und so ehrenwert es ist, a priori für sein eigenes Volk Partei zu ergreifen, so unbrauchbar ist diese den Intellekt auf Irrwege leitende seelische Verfassung. Ohne psychologische Arbeit und ohne die politische Freiheit des, ich möchte sagen, naturwissenschaftlichen Arbeitens ist es nicht möglich, die notwendige Tiefe der Schürfung zu erreichen. Die Weltkatastrophe ist ein Teil des Menschheitslebens. Sie hat sehr starke biologische Komponenten. Sie ist ein sichtbar gewordener Teil der großen menschlichen Tragödie, der nicht verstanden werden kann mit der Auffassung des in der Tradition (auch in der Tradition seiner Berufsmethodologie) befangenen politischen Historikers. Es liegt etwas Abschließendes und Neues zugleich in dem, was sich im Weltkriege bildete, etwas eminent Revolutionäres, das mit den üblichen historischen Parallelen und traditionellen Assoziationen nicht erfaßt werden kann. Es kann nur verstanden werden, wenn man sich, was gar nicht leicht ist, außerhalb seiner deutschen Bewußtseinsregion auf einen Aussichtspunkt begibt, auf dem man nur Mensch ist und alles sub specie generis humani betrachtet. Nicht etwa deshalb muß man so handeln, weil man der Liebe zu seinem deutschen Volke Valet sagen will, sondern im Gegenteil deshalb, weil nur die Betrachtung von so hoher Warte aus Ergebnisse zu zeitigen verspricht, die dem eigenen Volke in seiner Eigenschaft als verantwortlichem Teile der Menschheit von wirklichem Nutzen sein können. Die Einfügung des Postulates der Verantwortlichkeit für die Kulturmenschheit in das politische und kulturelle Gebaren des Einzelvolkes ist ein Neues, ein bisher nicht

gewürdigtes Etwas. Seine volle geistige Erfassung stellt eine neue Basis für das Leben und die Politik der Völker dar, ebenso etwa wie der soziale Altruismus des Urchristentums dem asozialen Individualismus des Altertums gegenüber etwas Neues, bisher nicht Gewürdigtes und daher Revolutionäres darstellte.

Nach mühevoller Arbeit, in der, um einen Ausdruck der modernen Naturwissenschaft zu verwenden, das Festhalten des neuen „Bezugssystems" am mühevollsten war, ist der Verfasser mehr denn je überzeugt von einem großen Relativitätsgesetz für die Beurteilung historischen Geschehens. Das Urteil als Werturteil hängt vollkommen vom Bezugssystem ab, nach dem hin es orientiert ist. Die eigene Nation als Bezugssystem erzeugt im Urteil den völkisch egozentrischen Machtgedanken als Prämisse aller politischen, ethischen und historischen Folgerungen. „Macht ist Recht." „Völkischer Egoismus ist höchste Tugend." „Right or wrong my country." „La gloire de la France." „Sacro egoismo." Alle diese Grundlagen politisch-historischer und damit auch ethisch-politischer Bewertung sind relativ wahr. Aber — und dieses „aber" wird unterdrückt oder gar nicht erkannt — das Bezugssystem für diese Wahrheiten ist nicht die Menschheit oder der Menschheitsgedanke, sondern nur ein Teil davon, nämlich die eigene Nation oder der eigene Staatsgedanke. Wie die alten Physiker eine ganze Reihe von Urteilen fällten, relativ zum Bezugssystem stillstehende Erde, die für dieses Bezugssystem richtig waren, die aber unrichtig wurden, sobald das Bezugssystem Sonnensystem hieß, und wie heute noch die ganze sogenannte klassische Mechanik und Physik in ihren Urteilen sich zu ändern bereit sein muß, seitdem Gauß und Voigt, Ritz und Lorentz, Minkowski und Einstein ihr ganz neue Bezugssysteme erarbeitet haben — ebenso muß die historische Forschung, wenn sie der Menschheit Werte vermitteln will, von dem Bezugssystem Nation zum Bezugssystem Menschheit übergehen.

Und sie wird erkennen, daß es für die eigene Nation, für ihr Blühen und Gedeihen kein Besseres gibt, als die Erkenntnis ihrer Beziehungen zur Menschheit, als die zur Gewohnheit strebende Methode, dem wertenden Urteil das Bezugssystem Menschheit zu geben.

Das letzte, höchste Bezugssystem, das mit großer Wahrscheinlichkeit eines für Alles ist, kennen wir nicht. Es wäre jenes, in dem

die Annäherung des relativ Richtigen an das absolut Richtige keinen Zwischenraum mehr ließe, das heißt, in dem die Relativität gleich „Absolutität" wäre. Jenes Bezugssystem liegt außerhalb unseres Erkenntnisvermögens. Der Gläubige nennt es Gott. Wir fühlen nur den Weg, das heißt die Richtung des Weges zu diesem System. Solch eine Richtung weist zum Beispiel in der Astrophysik die Reihe: Erde — Sonnensystem — Weltinsel der Milchstraßenspirale — auf. Im sozialen Leben des Menschen liegt das Bezugssystem Kulturmenschheit im Vergleich zum Bezugssystem Nation, dem absoluten System beweislich näher. Horde — Stamm — Nation — Kulturmenschheit — Gesamtmenschheit sind Etappen auf dem Richtungsstrahl nach dem höchsten, letzten System.

Der Verfasser dieses Buches nimmt bewußt das Bezugssystem der Kulturmenschheit als Relation seiner politischen und historischen Urteile und weiß, daß er damit relativ größere Wahrheiten findet als mit dem engeren Bezugssystem Nation. Er tut das aber nicht etwa, weil er den Begriff Nation schon heute als überwunden betrachtet, sondern nur deshalb, weil er sieht, daß der Entwicklungsweg: Nation — Kulturmenschheit in so vielen Fragen und Problemen schon, wenn auch unbewußt, beschritten ist, daß auch politisch eine Nation sich nicht dieser Entwicklung widersetzen kann und ein Zuspätkommen nichts anderes bedeuten müßte als ein Sterben am Wege. Die biologische Entwicklung des Menschen schreitet nach Gesetzen fort, die wir nicht kennen, deren Ergebnisse uns aber, wenn wir den Mut haben, sie unvoreingenommen zu besehen, nicht unerkannt bleiben. Vor diesem biologischen Werden verblassen alle historischen Konstruktionen und alle persönlichen Wünsche.

Ein Symptom solcher Wegbeschreitung ist die Sympathie der Menschheit als einer neuen, sehr großen und von dem sich selbst immer mehr isoliert habenden Deutschland zu spät und teilweise gar nicht erkannten Macht. Die politische Zusammenfassung der gesamten Kulturwelt in kriegerischer Handlung gegen Deutschland hat im Massenurteil der Menschheit eine für Deutschland gefährliche Gegenüberstellung erzeugt: Hier Kulturmenschheit — dort das barbarische Deutschland. Man glaube ja nicht, daß diese Gegenüberstellung nur das Produkt der Ententepropaganda ist. Solches glauben hieße den Kopf in den Sand stecken und mit derartiger

Vogel-Strauß-Politik den Zustand verewigen, was soviel bedeuten würde, als wirklich in den Sumpf des Barbarentums sinken. Die Gegenüberstellung Kulturmenschheit : Deutschland ist in ihren Wirkungen für die Zukunft gefährlicher für uns als der verlorene Krieg. Sie ist allerdings auch gefährlich für die übrige Menschheit, denn sie wird die Welt nicht zur politischen Harmonie kommen lassen.

Die Lösung dieses Problems liegt bei uns. Nicht durch Aufgabe unseres nationalen Daseins erfolgt die Lösung. Nur schwachmütige Phantasten können auf solchen Gedanken kommen. Wir müssen jedoch davon abstehen, bei jedweder Beurteilung von Fragen der Kultur und der Politik (der Kreis dieser Fragen ist enorm groß) uns dadurch dauernd selbst zu isolieren, daß wir nur das Bezugssystem Deutschland gelten lassen. Wir kommen sonst zu Ergebnissen, mit denen wir immer und ewig allein stehen werden, zu Ergebnissen, die inkomparabel sind mit denen der Kulturmenschheit, da hier ein anderes Bezugssystem vorliegt. Man verwechsle nicht Kulturmenschheit mit den Verrücktheiten französischer Chauvinisten. Diese letzteren sind vorübergehende Folgeerscheinungen militärischen Triumphes, die Ansicht der Kulturmenschheit aber ist für die Entwicklung der Welt maßgebend, weil sie eine Funktion dieser Entwicklung ist.

Es entspricht durchaus der Kurzsichtigkeit der auf das enge nationale Bezugssystem Angewiesenen, wenn sie eine Alleinschuld Deutschlands konstruieren. Sowohl die Nichtdeutschen, die das tun, als die Deutschen, die in diesem Flagellantentum sich gefallen, machen den gleichen Fehler, der daraus entsteht, daß sie sich in prinzipielle Opposition zu Deutschland stellen, indem sie als Bezugssystem den eigenen nationalen Egoismus (bei den Nichtdeutschen) oder ihr politisches Dogma (bei den Deutschen) wählen. Der Verfasser, der das Bezugssystem Kulturmenschheit wählt, kommt ohne jedes Schwanken zur Entscheidung: Schuld am und im Kriege haben alle, die zum und im Kriege gehetzt und dadurch, sowie durch ihr sonstiges Verhalten in einer Reihe von Beziehungen, die Forderungen der Humanität, als der Krone aller Kultur, verletzt, sich also „am Kulturmenschen" als einem vorbildlichen Begriff vergangen haben. Somit ist alle Schuld geteilt. Es gibt kein Volk, das gegen ein anderes den ersten Stein vom Boden heben könnte.

Auch alle anderen Fragen in diesem Buche sind in einer mehr

oder weniger deutlichen (weil mehr oder weniger notwendigen) Weise unter Benutzung dieses Bezugssystems beleuchtet.

Auf diese Weise ist keine äußerlich zusammenhängende, aber, wie der Verfasser hofft, innerlich zusammengehörige Darstellung entstanden, die unter Besprechung einer großen Reihe typischer oder symptomatischer Einzelheiten dem Leser die Tragödie Deutschlands vorführt, alles wegläßt, was keine Beziehung zu dieser Tragödie hat. Die wesentlichen dramatischen Elemente dieser Tragödie sind die Schuld (sowohl der anderen Nationen als der eigenen) und das Unvermögen der eigenen Nation, die Katastrophe zu überwinden.

Reine Liebe zu seinem Volke führte des Verfassers Feder. Eine Liebe, die ihn hieß, nichts zu verschweigen und vor der schärfsten Kritik nicht zurückzuschrecken. Er schreibt nicht für oder wider, er ist unabhängig von allem Ehrgeiz und von jeder Eitelkeit, durch die Menschensinn so oft und so schwer gestört wird. Darum auch verschweigt er seinen Namen. Nur darum! Es war das ein schwerer, langüberlegter Entschluß. Und endlich geschah es . . . dem Leser zuliebe. Er soll nicht den Autor lesen, sondern dies Werk, das der Fehler und Irrtümer genug haben mag, das aber *eines* beanspruchen will, das heißeste Streben nach Gerechtigkeit.

Um dem Leser die Lektüre zu erleichtern, ist der wissenschaftliche Apparat nahezu ganz weggelassen worden. Nur die allerwichtigste Literatur steht an der Spitze jedes Abschnittes. Eine Reihe von Quellen stand dem Verfasser zur Verfügung, deren Nennung vielleicht einer späteren Auflage vorbehalten bleibt. Hinter einzelnen Abschnitten findet sich je ein Anhang, in dem zu einigen Fragen Stellung genommen wird, deren Behandlung im Text selbst gestört haben würde und in dem diejenigen Zusätze sich finden, die sich aus der zwischen dem Zeitpunkt der Manuskriptablieferung an den Verlag und der Beendigung des Umbruchs erschienenen besonders wichtigen Literatur usw. etwa noch ergeben haben. Der Schwerpunkt des Buches — sofern ihm einer von seinen Lesern und Kritikern zugebilligt wird — liegt nicht einmal in der Masse des verarbeiteten Materials, sondern wurde vom Verfasser angestrebt in der Zusammenfassung von Urteilen über Gegebenheiten und damit im Hinweisen auf neue Wege, neue Ziele.

Dies Werk soll dem Gebildeten ein ernster Begleiter sein, es soll aber auch dem nach Bildung strebenden Volk ein sachlicher Führer durch die ohne Leitung erdrückend wirkende Fülle der Geschehnisse werden. Eine Wiederholung dieser Geschehnisse im Buch selbst hätte nur verwirrend gewirkt, in der Zusammenfassung der Problemgruppen lag allein die Möglichkeit, einen Gesamteindruck der Tragödie Deutschlands zu formen.

Das Buch ist unvollendet. Denn täglich erscheinen neue Veröffentlichungen, Memoiren und Denkwürdigkeiten, täglich wagen sich neue Berichterstatter mit ihren Erfahrungen in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen hervor. Alles das soll in späteren Auflagen, soweit es neues Licht auf die Probleme wirft, verwendet werden. Der Verfasser bittet daher alle Leser, die wertvolle Beiträge liefern können und dem Zwecke des Buches zuliebe liefern wollen oder die irgendwelche Verbesserungen in Vorschlag bringen, diese an den Verlag zu senden, der die Freundlichkeit haben wird, sie dem Verfasser zu übermitteln.

Möge das Buch ein rechtes Volksbuch werden und seine Leser ein Stück Weges begleiten zu dem höchsten Ziel: zu freiem Menschentum, das allein die schimmernden Schlüssel bewahrt zur Erlösung dieser Welt von Blut und Haß, von Dummheit und Betrug, von Barbarei und dem ewigen Gestern.

In Deutschland im Sommer 1921.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort III

I. Die Welt im Banne des Machtgedankens 1
1. Die innersten Motive der Schuld 3
2. Die Sünden der Kriegsfreunde in Deutschland 12
3. Die Kriegsfreunde in anderen Ländern 31
4. Das Dogma vom Krieg 51
5. Militarismus und Rüstungswettbewerb 70
6. Deutschland und die Haager Friedenskonferenzen 90
7. Das Zeitalter des Imperialismus 100

II. Zur Psychologie der deutschen Politik vor dem Weltkriege 119
1. Wilhelm II. 121
2. Die Epigonen Bismarcks und England 147
3. Die Einkreisung Deutschlands 161
4. Willenloses Gleiten in den Krieg 193

III. Geist und Stoff im Kriege 211
1. Vom deutschen Heere 214
2. Die neupreußische Strategie und ihre Vertreter 239
3. Die Bundesgenossen Deutschlands 268

IV. Kriegswille und Kriegsziel 285
1. Politik und Kriegführung 287
2. Amerika und der U-Bootkrieg 308
3. Kriegsziel und Friedensmöglichkeiten 35

V. Das deutsche Volk 373
1. Der Untertan 376
2. Gott und der Krieg 386
3. Das Gesicht des Krieges 403

VI. Der Zusammenbruch 413
1. Der Zusammenbruch Bulgariens, der Türkei und Österreich-Ungarns 415
2. Der Zusammenbruch Deutschlands 426

Das Chaos 444

I. Die Welt im Banne des Machtgedankens.

1. Die innersten Motive der Schuld.

Die Frage nach der Schuld am Weltkriege ist seit dem Augenblick, in dem sie auftauchte, bis heute aus verschiedenen Gründen gestellt worden. Es ist für die Art der Beantwortung der Grund der Frage ein sehr wichtiger Faktor. Während des Krieges war es den Regierungen aller am Kampf beteiligten Staaten darum zu tun, ihren eigenen Völkern und den noch nicht teilnehmenden, aber propagandistisch zu bearbeitenden zu beweisen, daß das Recht auf der Seite des eigenen Volkes stünde. Hierbei glitt man, um Sentimentalitäten mit zu verwerten, über die Tatsache hinweg, daß Volk und Regierung zwei sehr verschiedene Dinge waren. Die Regierungen fühlten sich plötzlich eins mit ihren Völkern, weil sie ohne diese Völker ihre Ziele nicht hätten erreichen können. So sehr auch die einzelnen Regierungen, ja selbst die Heerführer oder Parteiführer gelegentlich über die Macht des Rechtes sich hinwegsetzten, diese womöglich in das Gebiet fruchtloser und in der praktischen Politik unverwendbarer Ideologien hineinschoben, so sehr waren sie bemüht, das Recht der Macht in der Form des Rechtes ihrer eigenen Machtäußerung zu betonen, für sich in Anspruch zu nehmen und zu diesem Zwecke zu beweisen. Sie glaubten also — denn ihr Tun konnte doch wohl des Sinnes nicht entbehren —, daß eine Stärkung ihrer Lage dem eigenen Volke und bislang neutral zusehenden Völkern gegenüber sich durch die Tatsache ergebe, daß das Recht mit ihnen marschiere. Es mag paradox klingen, aber es läßt sich nicht von der Hand weisen: der Mensch braucht das Recht, um das Recht zu beugen. Dies Verfahren, in der modernen Zeit sehr beliebt, ersetzt bei den Gebildeten den bei ihnen nicht mehr unbedingt verfangenden Priesterbetrug von ehedem.

Es war Gelegenheit gegeben, mit den Mitteln der Dialektik eine politische Heuchelei zu stützen. Das eigene Volk war aus naheliegenden Gründen geneigt, an dieses Recht der Regierung als an sein Recht zu glauben. Kritisch veranlagte Geister wurden in allen Staaten bestochen, sei es mit Ehren, Orden, Titeln oder Geld. Ließen sie sich nicht bestechen, so wurden sie zeitweise unschädlich gemacht, eingesperrt oder ausgewiesen, wenn nicht, wie z. B. Jaurès, ermordet. Zudem sorgte überall die Zensur und polizeiliche Überwachung, daß objektive Äußerungen, insofern sie die Frage des Rechts betrafen, der Öffentlichkeit nicht bekannt wurden. Man betrachtete das selbständige und insofern relativ zum Staatswillen objektive Urteil als eine ansteckende Krankheit, vor der die Masse der

Gesunden (d. h. der vom eigenen Recht Überzeugten) mit den bekannten Mitteln der Hygiene (Abschließung, Desinfektion verseuchter Räume usw.) und der Prophylaxis (Überschwemmung der Gesunden mit seelischen Seruminjektionen und Einspritzungen, die im Intellekt kräftige Antitoxine gegen kommende Kritik schon im voraus entstehen ließen) geschützt werden mußten. Hierher gehört die Flut der Kriegsreden, Kriegsflugblätter, Kriegsbroschüren und Kriegsbücher, in denen allen teils in der Hauptsache, teils nebenbei, teils nur ganz homöopathisch, eine Dosis Antitoxin gegeben wurde gegen den staatsgefährlichen, über alles zu fürchtenden und daher mehr als alles zu bekämpfenden Zweifel am eigenen Rechte. Es wurde bei diesem Verfahren allerdings oft das Gegenteil des Gewollten erreicht, da allzuscharfes Beanspruchen des Rechts für sich und allzu apodiktisches Versagen des Rechts dem Gegner gegenüber in mancher Seele den Zweifel erst wachrief.

Es gab Höhepunkte im Kampf gegen diesen Zweifel. Es gab Perioden, wo jeder Zweifel schwieg. Da die Mutter des Zweifels Wissen heißt, wurde, namentlich in Deutschland und Rußland, das Bestreben nach politischem Wissen amtlich nicht nur nicht gefördert, sondern bekämpft, aus den gleichen innersten Gründen, aus denen heraus die Kirche ewig gegen die Naturwissenschaft stritt und sich nur ungern von der sich konsolidierenden Aufklärung der weltlichen Macht ihr bestes Beweismittel: Folter und Scheiterhaufen, nehmen ließ.

War so während des Krieges die Betonung des eigenen Rechtes ein Kriegsmittel erster Ordnung geworden, mit dem man den Kriegswillen des eigenen Volkes stärkte, Sympathien der Neutralen weckte, ja gegebenenfalls auch Zweifel in die Reihen der Feinde streute, so wurde die Frage nach dem Rechte in der Zeit nach dem Kriege, abgesehen von ihrer Bedeutung auf die Friedensverträge, eine Frage der Ehre, der Eitelkeit, der inneren Politik der verschiedenen Völker und wird zusehends mehr eine Frage des historischen Urteils, und für Deutschland eine Frage, von deren Beantwortung auch materielle Ergebnisse abhängen.

In diesem Werdegang entwickelte sich die Fragestellung mehr und mehr vom Positiven: Habe ich recht, daß ich Krieg führe? Ist mein Krieg ein gerechter (d. i. dem natürlichen Rechte entsprechender), in die noch viel kompliziertere negative Form, die den Krieg an sich als einen aus Unrecht entstandenen Zustand vorweg feststellt und nun fragt: „Wer ist schuld am Weltkrieg? Wer ist der Verbrecher, der dieses furchtbare Unheil über die Welt gebracht hat? Wer also hat das große Unrecht?“

Die psychologische Begründung dieser Umwandlung der Fragestellung ist leicht zu erklären. Eine Regierung, die den Kriegswillen ihres Volkes braucht, um die Opfer und Entbehrungen, die Schrecken und Lasten ihm erträglicher erscheinen zu lassen, kann sich nicht auf den Standpunkt stellen (oder glaubte sich nicht auf den Standpunkt stellen zu können), ihrem Volke gleichzeitig zu sagen: Der Krieg ist das größte Verbrechen, das eine Gemeinschaft von Menschen begehen kann. Das hätte den Kriegswillen, der aufgepeitscht werden sollte, geschwächt. Es handelte sich im Gegenteil darum, den Krieg zu verherrlichen, ihm die ethischen Essenzen beizumengen, die ihn dem ethischen Empfinden der Menschen schmackhaft machten. Man hat ja auch hinreichend oft versucht, ihm ästhetische, ja rein künstlerische „Essenzen" beizugeben. Das bittere Urelement des Verbrechens mußte übertönt werden, so daß es der kritiklose Durchschnittsmensch nicht mehr merkte. Daher also wurde nicht so sehr nach dem Unrecht der den Krieg Verursachenden, sondern viel mehr nach dem eigenen Recht, Krieg, und gerade diesen Krieg und diesen gerade so, wie man ihn führte, zu führen gefragt.

Erst das Meer von Tränen, das an den Ufern aller Gemüter brandete, die Masse der Grausamkeiten, Unmenschlichkeiten, die Fülle der Schrecken, Leiden, Nöte und Ängste, die jede Seele ergriffen, mit Abscheu oder Mitleid, mit Entsetzen oder Erbarmen oder jenem Gefühl der traurigsten Hilflosigkeit, das sich aus Abscheu und Mitleid, Entsetzen und Erbarmen zu gleichen Teilen zusammensetzt, vermochten nach Ablauf des Krieges die Prämisse zu bilden: „Der Krieg ist etwas Furchtbares." Und ohne weiteres bildete sich die Frage als natürliche Folge: „Wer trägt an dem Furchtbaren dann die furchtbare Schuld?" Darauf gibt es heute schon eine Fülle von Antworten, die sich sowohl in der Gesamtanschauung als auch im einzelnen durchaus widersprechen.

Die erste große Verschiedenheit der Auffassung tritt dadurch ein, daß die einen die Freiheit des menschlichen Willens leugnen, die anderen diese leidenschaftlich behaupten. Jene sehen in der geschichtlichen Entwickelung eine Kette von Ursachen und Wirkungen, auf die menschlicher Wille keinen Einfluß hat, sie können daher weder Schuld noch Recht anerkennen im Verlauf des streng gesetzlich geregelten Geschehens. Andere wieder sind nicht so radikal in ihren Schlußfolgerungen und kommen zu einem mittleren Ergebnis, indem sie zwar den Krieg und was zu ihm geführt hat, in die Entwickelungskurve einstellen, doch aber Komponenten dieser Entwickelung annehmen, aus deren biologischer Beziehung zum Individualwillen des

Menschen sie Schuld und Verdienst, Recht und Unrecht ableiten. Erstaunlich bleibt die Tatsache, daß der Sozialismus, der die Bedeutung der Persönlichkeit gegenüber zwangsläufiger Milieuentwickelung stets geleugnet oder doch wenigstens für außerordentlich gering erachtet hat, nun bei der Frage der Kriegsschuld am allerschärfsten nach verantwortlichen Persönlichkeiten sucht. Man kann annehmen, daß hier ein Abweichen vom Weltanschauungsprinzip aus Gründen augenblicklicher Parteitaktik vorliegt oder aus Gründen — und das scheint mir richtiger zu sein — eines beginnenden Zweifels am Weltanschauungsdogma des sozialistischen Apostels Marx.

In ähnlicher Schwierigkeit befinden sich diejenigen Gläubigen, die Gott allein als alles bestimmende Ursache jeglichen Weltgeschehens ansehen. Ziehen sie die schärfsten Konsequenzen aus ihrer Prämisse, dann dürfen auch sie schlechterdings nicht von Schuld sprechen. Das Weltgeschehen ist eine Emanation des allmächtigen Willens Gottes, eines Willens, der zum mindesten in seiner Allmächtigkeit bezweifelt werden müßte, wollte er neben sich noch irgendeine andere Ursache irgendeiner Wirkung oder einen das Weltgeschehen auch nur im geringsten beeinflussenden freien Willen eines Menschen bestehen lassen. Die Menschen werden zum willenlosen Werkzeug Gottes und es gibt nicht mehr Gut und Böse in bezug auf den Menschen, sondern im besten Fall nur mehr Begreifliches und Unbegreifliches, Erfreuliches und Schmerzliches.

Auch hier steht die Kirche auf eklektischem Boden, denn sie weiß genau, daß sie eine gewisse Verantwortung dem Menschen belassen muß. Sie wird gerade in der Frage der Willensfreiheit im Zusammenhang mit den Eigenschaften Gottes außerordentlich unlogisch, so unlogisch, daß dem Gläubigen nur das credo quia absurdum übrig bleibt, was ja alle Zweifel löst.

Beide Ansichten, die des absoluten Entwickelungstheoretikers wie die des absoluten Gläubigen sind von einem gewissen Augenblick an indiskutabel, weil Behauptung und Widerlegung nur mehr eine Angelegenheit von Worten wird, für die uns die Begriffe fehlen.

Aber auch diejenigen, die dem Einwirken des menschlichen Willens als Ausdruck menschlicher Persönlichkeit eine Rolle als Ursache beilegen, sind sich deshalb noch keineswegs klar über die Schuldfrage. Einige von ihnen bezeichnen gewisse Personen als „die Verbrecher". Damit sagen sie, daß ohne diese Personen „das Verbrechen" nicht zustande gekommen wäre. Diese „Verbrecher" aber sind nach einigen Kinder ihrer Zeit und haben ihre verbrecherische Neigung dem Geist

der Zeit zu verdanken, womit denn die Konstruktion der persönlichen Schuld schon etwas durchbrochen ist, oder sie sind Vertreter eines Systemes, wobei dann mit einiger Berechtigung entgegnet werden kann, daß dann die Begründer dieses Systemes starke Teile der Schuld auf sich nehmen müssen.

Andere wieder behaupten, daß weder Einzelpersonen noch Systeme (hier geht der Streit zwischen denjenigen, die Deutsche und deutsches System allein verantwortlich machen wollen, gegen diejenigen, die Vertreter oder Systeme der Ententeländer allein für schuldig erachten, hin und her) schuldig gesprochen werden können, sondern daß die Gesamtstimmung eines oder mehrerer Völker am Kriege Schuld trägt.

Wir verurteilen diese sämtlichen Fragestellungen. Ganz abgesehen von der Entscheidung, ob ein einzelner durch seinen Willen das Weltgeschehen beeinflussen kann oder nicht, sind wir auf Grund ethischer Anschauung in der Lage, die *Stellungnahme* des einzelnen oder ganzer Systeme oder ganzer Völker zur Frage des Krieges im allgemeinen und besonderen, sowie zur Außenpolitik, die ihrerseits den Krieg will oder nicht will, sittlich zu bewerten. Wenn ein Außenminister politische Handlungen begeht, die *seiner Ansicht* nach zum Kriege führen, so ist er für uns — ganz gleichgültig, ob nach den Gesetzen der Natur die Handlung dieses Ministers wirklich Ursache ist oder nicht — schuldig. Wir suchen Schuld nur im Motive. In diesem aber finden wir sie auch. Damit bekennen wir uns zu einer relativen Freiheit des menschlichen Willens, deren philosophische Begründung nicht Gegenstand dieses Buches sein kann.

Die Ursache von etwas sein, heißt noch lange nicht, die sittliche Schuld für etwas haben. Das wird sehr oft vergessen. Es kann, um nur ein Beispiel zu nennen, ein Politiker mit einer Handlung den Frieden *wollen*, aber den Krieg *hervorrufen*. Er steht dann wohl in einem kausalen Zusammenhang mit dem Krieg und, wenn dieser als Verbrechen betrachtet wird, mit diesem Verbrechen. Aber er ist kein Verbrecher, sondern vielleicht ein Dummkopf. Er ist von sittlicher Schuld freizusprechen. Schuld und Schuld ist also zweierlei, je nachdem man darunter Ursache oder sittliche Verfehlung versteht.

Die Frage nach der Schuld wird von den Menschen äußerst heftig gestellt und ebenso heftig beantwortet. Notwendig aber ist auch die Feststellung, daß, abgesehen von dem oben Gesagten über den Begriff Schuld als Ursache, nur diejenigen, die den Krieg als Form des menschlichen Verkehrs *verurteilen*, berechtigt sind, ethisch nach einer Schuld am Kriege zu forschen. Wer den Krieg als etwas Gutes, Edles, Schönes oder auch nur Notwendiges erachtet, be-

darf nicht der Entschuldigung, daß er ihn geführt, noch daß er ihn herbeigeführt hat. Er kann sich getrost als den Urheber dieses Guten, Edlen, Schönen oder Notwendigen bezeichnen. Spricht er von Kriegsschuld oder polemisiert er gegen Menschen, Systeme oder Geistesverfassungen, die das Verbrechen des Krieges verursacht haben, so widerspricht er seiner inneren Stellung zum Kriege, er verliert seinen Standpunkt, er wird sich selbst untreu und es bleibt nur die Wahl, anzunehmen, daß er entweder in seiner ursprünglichen Stellungnahme zum Kriege oder aber in seiner heutigen Frage nach der Schuld die innerliche Ehrlichkeit vermissen läßt, d. h. daß er andere Motive für jene oder für diese hatte, als er auszusprechen gewillt war oder gegenwärtig gewillt ist. In dieser Hinsicht herrscht noch recht große Unklarheit, namentlich — und das ist ganz natürlich — bei denen, die den Krieg verloren haben. Es ist schlechterdings mit den einfachsten Forderungen der Logik nicht vereinbar, wenn diejenigen, die bei Ausbruch des Krieges in ihren Zeitschriften und Broschüren die Versicherung abgaben, daß mit dem Krieg ein erwünschter und seit langem herbeigesehnter Zustand eingetreten sei, die Personen oder Regierungen der Entente als Verbrecher verurteilen, die ihnen ja doch nur das gebracht haben, was „ersehnt" oder „herbeigewünscht" war. Regierungsrat Kurd v. Strantz schrieb 1893 im „Neuen Kurs", Berlin 1893: „Es kann für uns nur ein angenehmes Gefühl sein, daß unsere West- und Ostnachbarn uns mit ziemlicher Gewißheit die erwünschte Gelegenheit zur endgültigen und dauernden nationalen Abrechnung gewähren werden, so daß die ungeheuren Militärlasten nicht zwecklos vergeudet sind." — Mehrere alldeutsche Blätter schrieben bei Kriegsausbruch: „Die Stunde haben wir ersehnt. Unsere Freunde wissen es". — Der alldeutsche General v. Gebsattel schrieb im Oktoberheft 1914 des „Panther": „Wir haben den Krieg herbeigewünscht". Der Alldeutsche Verband äußerte sich: „Wir haben Gott auf den Knien gedankt, daß der Verständigungsplan (mit England) ins Wasser gefallen ist" (Hobohm, Vaterlandspolitik S. 31).

Es wirkt, wie jeder zugeben wird, befremdend, aber für den intellektuellen oder ethischen Zustand dieser Kreise bezeichnend, wenn *nach* dem Kriege von einem Verbrechen gesprochen wird, während vor dem Kriege und im Augenblick des Kriegsausbruchs das oben Angeführte mit dem ganzen Pathos einer ehrlichen Überzeugung ausgesprochen wurde.

Zur Frage der Schuld *im* Kriege muß dreifaches auseinandergehalten werden:

1. Die Schuld derer, die den Krieg durch Worte und Taten verlängert haben. Auch hier ist Trennung des Schuldbegriffes in ethische Schuld und Ursache festzuhalten. Und in der ethischen Schuld selbst sind zwei verschiedene Arten festzustellen. Es gab Leute, die bewußt den Krieg verlängert haben, weil sie im Krieg mehr als im Frieden verdienten — absolute Verbrecher — und Leute, die glaubten, durch Verlängerung den Endsieg für ihr Volk zu erringen.

2. Die Schuld derer, die durch ihre politischen oder militärischen Maßnahmen den Krieg verloren haben. Bei dieser Untersuchung wird meist nicht tief genug geschürft. Es ist gerade bei der erdrückenden Fülle meist einseitig und tendenziös berichteten Materials außerordentlich schwer, das Kausalitätsverhältnis zwischen den Taten und Unterlassungen und den politischen und strategischen Ereignissen einwandfrei herzustellen. Vielleicht wird die Forscherarbeit eines Jahrhunderts dazu nötig sein, vielleicht werden einzelne Zusammenhänge niemals mehr der menschlichen Erkenntnis zugeführt werden können. Zu dieser Abteilung gehören auch jene, die im Kriege ihre Verantwortlichkeit nicht erkannt oder sich leichtfertig hasardierend über sie hinweggesetzt haben.

3. Die Schuld derer, die durch Worte, Taten und Unterlassungen während des Krieges am Begriffe des „moralischen" und des Kulturmenschen gesündigt haben. Auch diese Feststellung ist, ganz offensichtliche Fälle ausgenommen, außerordentlich schwierig, soundso oft mal ganz unmöglich — oder besser ausgedrückt: die Feststellung in der Form der Behauptung ist leicht, der vollgültige Beweis für ihre Richtigkeit aber meist sehr schwierig, oft gar nicht zu erbringen. Von dieser Schwierigkeit profitieren diese Menschen. In der Lösung dieser Schuldfragen kann man überdies auf Pflichtenkonflikte stoßen, deren Beurteilung wieder je nach den vorhandenen Weltanschauungen durchaus verschieden, ja scharf gegensätzlich ausfallen muß. Es ist daher auch hier größte Zurückhaltung im Urteil am Platz und es wäre wünschenswert, der Formulierung des Urteils jedesmal die diesem zugrunde liegende Weltanschauung voranzuschicken, wie wir das in diesem Buche getan haben.

Wenn die Menschen sich darüber klar würden, daß man in jeder Angelegenheit nach einer Reihe von Fragen auf Weltanschauungsgrundlagen kommt, würden sie es vermeiden, andere Menschen so rasch zu verhimmeln oder zu verdammen, wie sie das tun. Auch hier ist das Forschen nach dem Motiv viel wichtiger und bringt einwandfreiere Ergebnisse als das Forschen nach den Details der äußeren Erscheinung eines Geschehnisses. Aber dieses Forschen nach den

Motiven ist wenig beliebt, namentlich in einer politisch so bewegten Zeit wie der heutigen.

In den drei Formen der Schuld, wie wir sie oben anführten, muß, um dieses Wichtige noch einmal zu betonen, auch das Wort „Schuld" richtig aufgefaßt werden. Es kann der Fall eintreten, daß eine Person durch eine kriegsverkürzend gedachte Handlung, tatsächlich den Krieg verlängert hat. Die Person ist zwar schuld an der Verlängerung des Krieges, aber es besteht keine ethische „Schuld" dafür. Wir können auch sagen, es besteht eine objektive Schuld der Person, aber keine subjektive. Hier muß ebenso wie im Fall 2 (siehe oben) sehr fein unterschieden werden, und es wäre vorzuziehen, wenn wir im Sprachgebrauch den Ausdruck „schuld an etwas sein" nur im subjektiven Sinn verwendeten, die objektive „Schuld" aber durch „Ursache" oder „Mitursache" oder „Veranlassung" oder sonstwie so ausdrücken würden, daß nicht von Mißverstehenden ein ethisches Werturteil da vermutet wird, wo nur eine Kausalitätsfeststellung vorliegt.

Ferner bedarf es klarer und scharfer Unterscheidung der Fälle, wo Irrtum vorliegt, von denen, wo schuldhafte Absicht vorliegt. Jedes Menschen Tun ist dem Irrtum unterworfen, sei es, daß der Irrtum sich gründet auf der Tatsache, daß ein Mensch den an ihn gerichteten Anforderungen im gegebenen Augenblick oder seiner ganzen Natur nach nicht entspricht, sei es, daß die Erkenntnis des Richtigen menschliche Erkenntnismöglichkeiten überschreitet. Der Irrtum kann einen speziell individuellen oder einen generell biologischen Grund haben. Der Irrtum *kann* in gewissen Fällen eine ethische Schuld darstellen, wenn der Irrende auf anfechtbare Weise eine Stellung erreicht hat, der er nicht gewachsen ist oder (und dieser Fall ist sehr häufig) eine Tätigkeit ausübt, obwohl er weiß oder fühlt, daß er ihr nicht gewachsen ist, aus Egoismus aber die Folgerungen aus dieser Erkenntnis oder diesem Gefühl nicht zieht. Unter Egoismus fallen alle Motive der Ängstlichkeit, der Bequemlichkeit, der Eitelkeit, der Gewinnsucht, des Ehrgeizes, des Neides usw.

Die Ausführungen dieses Buches werden wiederholt zu allen möglichen Kausalitäts- und Schuldfragen Stellung nehmen müssen, sie werden das so sorgfältig als nur möglich und, wie schon im Vorwort angedeutet, völlig unpersönlich und unparteilich tun. Schon aus den — vom Verfasser für unbedingt nötig erachteten — oben durchgeführten theoretischen Erwägungen aber ergibt sich, daß im Weltgeschehen menschlicher Irrtum, menschliches Unvermögen (oft gesteigert bis in erstaunlich hohe Grade der Dummheit) und mensch-

liche Schwäche eine viel größere Rolle spielen als dämonischer Wille zum Bösen. Es gibt auf dieser Erde viel mehr Dummköpfe als Verbrecher, viel mehr Schwächlinge als „Dämonen", viel mehr unklare Denker als zielbewußte Bösewichter. Auch Lloyd George hat sich — allerdings erst nach dem Kriege, zu dieser Ansicht durchgerungen. Er sagte am 23. Dezember 1920 in der „Empire Parliamentary Association" unter Bezug auf den Kriegsausbruch: „Je mehr Memoiren und Bücher man liest, die in den verschiedenen Ländern über das, was sich vor dem 1. August 1914 zugetragen hat, geschrieben worden sind, desto klarer erkennt man, daß keiner der führenden Männer jener Zeit den Krieg tatsächlich gewollt hat. Sie glitten gewissermaßen hinein oder, besser, sie taumelten und stolperten hinein, vielleicht aus Torheit! Ich zweifle jedenfalls nicht daran, daß eine Aussprache den Krieg vermieden haben würde."

Und wenn die ganze Menschheit als ein Wesen auftreten könnte, es würde sich, auf die Vorgeschichte des Weltkrieges zurückblickend, vielleicht eher sagen können: „Ich bin töricht" als „Ich bin schlecht gewesen".

2. Die Sünden der Kriegsfreunde in Deutschland.

Literatur.

(Für diesen Abschnitt und den Abschnitt 3.)

Die gründlichsten Veröffentlichungen zu dieser Frage, denen wir auch sehr viel entnehmen konnten, sind:

Chauvinismus und Weltkrieg. Herausgegeben von Paul Rohrbach. Berlin W. 15. 1918 und 1919. Das Werk gliedert sich in zwei Teile.

I. Die Brandstifter der Entente von P. Rohrbach und Joachim Kühn und II. Die Alldeutschen von Martin Hobohm und P. Rohrbach. Mit großer Gründlichkeit sind unzählige Belege gesammelt und der Beweis erbracht, daß der Chauvinismus in den jedem einzelnen Land eigentümlichen Formen zum Kriege trieb und daß die Alldeutschen überdies durch die Summe ihrer sinnlosen Hetze und ihres völkischen Größenwahns der Entente das Propagandamaterial in die Hände gaben, das diese vor, in und nach dem Kriege in wirksamster Weise gegen uns verwenden konnte.

Hobohm, Martin, Vaterlandspolitik. Erste Auswahl aus der deutschen Korrespondenz. Jena 1918.

Im Sinne von „Die Alldeutschen" geschrieben.

Dem Forscher auf diesem Gebiete sei empfohlen, die bedeutsamste Literatur, sowohl Bücher als Zeitschriften, der Alldeutschen durchzusehen. An Zeitschriften kommen in erster Linie in Betracht: „Die Alldeutschen Blätter", die sich eigentümlicher Weise „volkswirtschaftlich" bezeichnen. Berlin W. 10.; und „Heimdall", Zeitz, der als „Literaturblatt" aufgeführt ist. — Aber auch die alldeutschen Tageszeitungen „Deutsche Zeitung"; „Deutsche Tageszeitung"; „Tägliche Rundschau" usw. werden reiche Beute bringen.

An Büchern, aus denen der alldeutsche-kriegshetzerische Gedanke klar zu ersehen ist, nennen wir noch:

Bernhardi, Fr. v., General d. Kav. z. D., Deutschland und der nächste Krieg. Stuttgart 1912.

Bernhardi, Unsere Zukunft. 1912.

Diese beiden Bücher haben den verhängnisvollsten Einfluß namentlich in England ausgeübt. Der Inhalt der Bernhardischen Werke ist aus der Gesinnung geboren, die uns das Ausland vorwarf und heute noch vorwirft, wenn es sagt, wir trieben zum Kriege. Bei der Wertschätzung, die Bernhardi in deutschen militärischen Kreisen zuteil wurde, war das geistreiche politische Verbrechertum, das sie predigten, doppelt gefährlich und gab denen recht, die in Bernhardis Äußerungen den Geist des militärischen Deutschlands erkennen wollten.

Deutschland bei Beginn des 20. Jahrhunderts. Anonym 1900.

Ein ganz tolles Buch, von dem Ernst Hasse wünschte, daß jeder Alldeutsche es „Zeile für Zeile" lese. An die Seite dieses Hetzwerkes ist zu stellen:

Frymann, Daniel (ein Pseudonym), Wenn ich der Kaiser wär! Leipzig 1912.

Aggressive deutsche Politik im Sinn der Weltzerschmetterung predigt der Verfasser, und französische Übersetzungen dieses Buches haben in Frankreich verheerend gegen Deutschland gewirkt.

Germania triumphans. Anonym Berlin 1895.

Der alldeutsche Verfasser will schon damals halb Rußland in einem 1903 an Rußland zu erklärenden Krieg annektieren. Das eroberte russische Gebiet läuft westlich der Linie Narwa—Pskow—Witebsk—Mohilew—Jekaterinoslaw usw. und soll in 8 deutsche Bundesstaaten umgewandelt werden (3 Herzogtümer, 4 Großherzogtümer und das Königreich Polen).

Götte, R., Deutscher Volksgeist. 1898.

Verfasser will den alldeutschen Staat.

Großdeutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950, von einem Alldeutschen. Berlin 1895.

Der Verfasser entwickelt die Idee vom großdeutschen Bunde, d. i. von der Germanenherrschaft über Europa. Besonders wird betont, daß dieses Großdeutschland nicht in seinem ganzen Umfang von Deutschen bewohnt, wohl aber von dem einzigen Herrenvolk der Erde, von den Deutschen, beherrscht wird.

Handbuch des Alldeutschen Verbandes. Jährlich. München.

Dieses Handbuch ist schon deswegen für den Forscher wichtig, weil es diejenige Literatur enthält, die vom Verband empfohlen wird. Dazu gehören die blutrünstigsten Hetzschriften. Seit einigen Jahren ist dieser Literaturhinweis weggeblieben. Man wollte offenbar auf alldeutscher Seite den Gegnern in Deutschland nicht so viel belastendes Material in die Hand geben.

Hasse, Ernst, Deutsche Weltpolitik. München 1897.

Ebenfalls eines jener Bücher, aus denen die Entente ihre geistigen Waffen gegen Deutschland schmieden konnte. Das Buch, das wissenschaftlichen Anstrich hat (Hasse ist ein geistiger Führer der Alldeutschen), begründet die Notwendigkeit der Gewaltanwendung gegenüber den anderen Kulturvölkern und formuliert als deutsches Gesetz das barbarische: „Herrschaft geht über Vertrag".

Köhler, Der neue Dreibund. München 1915.

Unter der Herrschaft der Zensur entstanden. Das Buch fordert, während Italien noch neutral war, Valona, Serbien und Montenegro für Österreich. Die Wirkung dieses Buches in Italien war entsprechend.

Liebig, H. v., Die Politik von Bethmann Hollwegs. München 1919.

Typische politische Brunnenvergiftung. Eines der ganz wenigen Bücher, die — während des Krieges entstanden — mit Recht von der Zensur verboten wurden. Es wurde trotzdem auf Seidenpapier gedruckt und unter der Hand verkauft.

Martin, R., Kaiser Wilhelm II. und König Eduard VII. Berlin 1907.

Auch ein Hetzbuch, das uns in England eminent geschadet hat. Der Verfasser führt aus, daß die Deutschen Boulogne und Calais erobern werden, um von dort aus England niederzuringen. Für 1907 eine recht bezeichnende anticipatio der Ideen von 1914 und der folgenden Jahre.

Reimer, J. L. (Professor!), Ein pangermanisches Deutschland. Berlin und Leipzig 1905.

Die Verrücktheiten dieses Machwerks sind selbst dem alldeutschen Verband unbequem gewesen, und die alldeutsche, im übrigen wissenschaftlich nicht voll zu nehmende „Politisch-anthropologische Revue 1905/06" sagt, das Buch dürfe „als zeitgemäße, wenn auch vielleicht nicht ganz reife Frucht des Rassegedankens angelegentlich empfohlen werden." Der Verfasser zerschmettert und zerfleischt Frankreich, das er in einzelne Teile teilt und von der deutschen Herrenrasse beherrschen läßt. Die französische Presse und die französischen Zeitschriften beschäftigten sich mit Behagen mit diesen Tollhäuslereien. —

Rhenanus (Pseudonym), Vernunft in Europa, Leipzig 1911, geht

von ähnlichen Anschauungen aus, wendet sich aber zunächst gegen Holland, Vlämisch-Belgien, Schweiz und Luxemburg, die er — natürlich zu ihrer größten Freude — dem Deutschen Reiche einverleiben will.

Winterstetten, K. v. [Dr. A. Ritter, der Schriftführer des Alldeutschen Verbandes], Berlin—Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. Berlin 1913.

Verfasser will Saloniki für Österreich, einen großen mitteleuropäischen Zollbund unter der Hegemonie Deutschlands und Ähnliches.

Solcher Bücher und Broschüren Zahl ist Legion. Wir geben hier nur eine kleine Auswahl. Angefügt soll sein, daß die Alldeutschen auch dadurch zum Kriege hetzten, daß sie eine systematische Lehre vom sinkenden deutschen Volk aufstellten. Beispiele: „Tag" vom 8. 11. 1912. — „Reichsbote", 7. 1. 1913. — „Alldeutsche Bl." 1913, S. 308 und 404. — „Volkserzieher", 1910, S. 4. — „Deutscher Volkswart" 13/14, S. 441. — „Heimdall" 1903, S. 23. usw.

Die Wirkungen dieser Bücher auf das Ausland und die chauvinistischen Ideen Frankreichs, Englands und der anderen europäischen Länder (die mit den alldeutschen, hinsichtlich psychopathischer Elemente, sich nicht messen können) sind in folgenden Werken nachzulesen (ebenfalls nur in kleiner Auswahl):

Andler, Chr., Le Pangermanisme. Les plans d'expansion allemande. Paris 1915.

Verfasser orientiert seine Landsleute gründlich über „die Doktrin des Wahnsinns" in den Hasse-Wagnerschen Ideen und Schriften.

Andrillon, Expansion de l'Allemagne et la France. Paris 1909. weist auf alldeutsche Gelüste hin.

Angell, Norman, Die große Täuschung. Leipzig 1910.

Aubert, George, La folie franco-allemande. Paris 1914.

Ein Werk voll versöhnlicher Gedanken, ein letzter Versuch, die Völkerverhetzung zu bekämpfen.

Auboeuf, J., Le coup de massue. Paris 1907 und

Derselbe, Cri de guerre. Paris 1891.

Aus Auboefs Werk 1907 ist ersichtlich, wie die Reimerschen Eroberungspläne wirkten. Cri de guerre sammelt Stimmen, die sich für den Krieg aussprechen.

Baudin, P. (früherer Kriegsminister und Senator), betont in seinem Werk L'empire allemand et l'empereur, Paris 1911, kriegshetzerisch, daß Deutschland Frankreich den Weg in Marokko versperre. Ebenso hetzend, aber gegen Österreich, ist der von Rußland politisch beeinflußte

Barre, A., in La menace allemande. Paris 1907.

Bellet, Mentalité teutonne, Jugée par eux-mêmes. Paris 1916, nützt Bernhardi als „Hohenpriester des Krieges in Deutschland" weidlich aus und führt als Belege für den Mangel an moralischem Empfinden bei den Deutschen eine große Zahl von Äußerungen deutscher Potentaten, Offiziere und Professoren an, die für jeden denkenden Deutschen außerordentlich peinlich und beschämend sind.

Blondel, Les embarras de l'Allemagne. Paris 1912, schildert Deutschlands Heer als politisches Erpressungsmittel.

Blondel, La doctrine pangermaniste. Paris 1915, betont Einfluß der Alldeutschen auf die schlechte Behandlung der Elsässer.

Boucher, La France victorieuse und L'offensive contre l'Allemagne, Paris 1911 und

Bloy, Léon, Sueur de sang 1870/71. Paris 1893, sind drei widerliche Hetzschriften, etwa französische „Reimers". —

Dagegen ist sehr wertvoll

Bruymans, H., Het Pan-Germanisme. Amsterdam 1915.

Der holländische Verfasser stellt Pangermanismus und Panslawismus auf eine Stufe, und zwar auf Grund ihres gemeinsamen Motivs, das sie aus einer Kulturbewegung in eine politische Bewegung zum Zwecke der Machtausdehnung umgewandelt hat.

Chéradame, A., La paix que voudrait l'Allemagne. Paris 1915.

Das Buch beweist, wie das Wüten der Alldeutschen die fremden Nationen mißtrauisch gegen jede Verständigung mit Deutschland während des Krieges machte. Chéradame führt den alldeutschen Geist in einer erschütternden und zwingend überzeugenden Blütenlese alldeutscher Machtsprüche seinen Landsleuten vor. Der objektiv Urteilende muß ihm recht geben, wenn er sagt, daß die alldeutschen Begierden „brutal, zügellos, zynisch" sind.

Noch schärfer geht in dieser Hinsicht vor

Cochin, D., in seinem L'Allemagne et les Alliés devant la conscience chrétienne, Paris 1915, in dem er, auf Alldeutsche, Treitschke und Bernhardi sich stützend, eine deutsche Lehre vom Mord konstruiert. Vor den eigenen Türen fegt Cochin allerdings nicht.

Civrieux, de (Offizier), Le germanisme encerclé. Paris 1913.

Das richtige unlogische Buch eines Militaristen. Zuerst wirft der Verfasser den Deutschen vor, daß sie den Krieg als Förderer der Kultur verherrlichen und dann tut er es selbst.

Condé, M. de, Chants de guerre. Paris 1907.

Wertvoll für die Beurteilung der romanisch-keltischen Psyche.

Flach, J., Essai sur la formation de l'esprit public allemand. Paris 1915.

Ein heilsamer, wenn auch nicht ganz getreu zeichnender Spiegel für den Deutschen.

Flourens, E. (früher Minister des Äußeren), La France conquise. 7. Auflage (!!), Paris 1906.

Ein vernünftiges, klares Buch, das den richtigen, gegen England gerichteten Satz enthält: „Die Völker, die durch den Seehandel leben und reich werden, sind ihrem Wesen nach kriegerisch".

Auch vom belgischen Standpunkt aus findet sich eine sehr gute Ironisierung der pangermanischen Wahnideen in

Grojean, O., La Belgique et le Pangermanisme in der Zeitschrift „La Belgique artistique et littéraire" 1906, Septembre.

Mit alldeutschem Gift für die Entwicklung Deutschlands beschäftigen sich

Laneffan, Comment l'éducation allemande a créé la barbarie germanique. Paris 1915.

Lisle, C. d., Le Pangermanisme. Paris 1906.

Lenotre, G., Prussiens d'hier et de toujours. Paris 1916.

Der Fehler der Identifizierung der Alldeutschen mit dem deutschen Volke, der von den Franzosen bewußt oder auch teilweise aus Mangel an Kenntnissen gemacht wurde, tritt besonders deutlich hervor in

Margueritte, P., Contre les Barbares, Paris 1915, in welchem Buche rücksichtsloseste Entwaffnung und Zerschmetterung Deutschlands, das sich der Verfasser ausschließlich von Alldeutschen bewohnt vorstellt, gefordert wird.

Muret, M., L'Orgueil Allemand. Psychologie d'une crise. Paris 1915.

Montaigne, Etudes sur la guerre. Paris-Nancy 1911.

Maurras, Devant l'ennemi. Les conditions de la victoire, Paris 1916, sind militärischen Charakters.

Polier, L., Les forces de la France d'hier et de demain. Paris und Lausanne 1915. Ein typisches Kriegsbuch! —

Régamey, J. u. F., L'allemagne ennemie, Paris 1913, holt seine Weisheit wieder von den Alldeutschen, hetzt aber nicht so wie

Rey, E., La renaissance de l'orgueil français, Paris 1912, das den schlimmsten alldeutschen Kriegshetzschriften an die Seite zu setzen ist. Eine kultivierte, wenngleich von starkem Selbstgefühl getragene Arbeit dagegen ist

Suarès, A., Nous et Eux. Paris 1915.

Vergnet, P., La France en danger, Paris 1913, richtet sich gegen unser Wehrgesetz von 1913, in dem es das gleiche behauptet, was die alldeutschen Berliner Neuesten Nachrichten am 29. Juni 1913 schrieben: „Die Rüstungen werden geschaffen, um gebraucht zu werden".

An englischen Büchern bieten besonderes Interesse:

Cramb, J. A., Germany and England. London 1915. Ein sehr deutschfeindliches Buch, das die deutsche Mentalität nach Bernhardi einschätzt. Die katastrophale Wirkung alldeutscher Machtgelüste auf die englische Meinung beweisen

Dawson, W. H., What is wrong with Germany? London 1915.

Doyle, Conan, Great Britain and the next war. London 1914. (Zieht die Folgerungen aus Bernhardi, „Unsere Zukunft".)

Lea, Homer (General), The day of the Saxon. London 1912.

Robertson, J. M., The Germans. London 1916.

Williams, E. E., Made in Germany. Deutsche Ausgabe, Dresden und Leipzig 1896.

Zwei sehr wertvolle Werke über die Verantwortlichkeit Englands am Kriege haben geschrieben:

Shaw, Bernard, Common sense about the war. London 1914.

Morel, E. D., Truth and the war. Deutsch im Auszug, herausgegeben von Lutz, H., im Buche „Ein gerechter Engländer über die Schuld am Kriege". Berlin 1920.

(Bemerkenswert ist, daß Morel auch in den Kreisen Deutschlands anerkannt wird, die jeden deutschen Morel boykottieren und steinigen, woraus hervorgeht, daß die moralische Persönlichkeit Morels diesen Leuten ganz gleichgültig ist und die politische alles. Uns ist aber für dieses Buch die moralische viel wertvoller.)

Auch die Italiener haben sich mit den Alldeutschen entsprechend beschäftigt. Ihre eigene chauvinistische Literatur ist nicht stark.

Caffi, E., Il Pangermanismo intellettuale. Bd. 146 der Nuova Antologia.

Corradini, E., L'ora di Tripoli. Mailand 1911.

Labriola, A., Stora di dieci anni (1899—1909). Mailand 1910.

Marinetti, Guerra sola igiene del mundo. Mailand 1915.

Ojetti, A., L'Italia à la civiltà Tedesca. Mailand 1915.

Papafava, Dieci anni de vita italiana. Bari 1913.

Savj-Lopez, P., Per l'espansione della Coltura Italiana. Mailand 1916.

An sonstigen einschlägigen Büchern sind noch zu nennen:

Brie, Fr., Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. Halle 1916.

Delaisi, F., La guerre qui vient. Paris 1911.

Von diesem kleinen Buch ist eine deutsche Übersetzung unter dem Titel: „Der kommende Krieg", 1916, bei Mittler & Sohn, Berlin erschienen, die noch

heute Interesse beanspruchen kann. Das Buch ist (in seiner Übersetzung wenigstens, die ich allerdings nicht nachprüfen konnte) die beste Propagandaschrift für Deutschland, und deshalb konnte es ja auch unter der Herrschaft der Zensur erscheinen.

Horn, R. W., Volkscharakter und Kriegspolitik in Frankreich, Rußland, England. Berlin 1916. (Unter der Zensurherrschaft entstanden!)

Hofer, Dr. C., Die Keime des großen Krieges. Zürich 1917.

Hanotaux, G., Histoire de la France contemporaine (1871—1900). Paris 1914, sqq.

Hiroyuki, Katô, Der Kampf ums Recht des Stärkeren und seine Entwicklung.

Kronenberg, Dr. M., Gewalt und Gedanke. Eine Untersuchung über Deutschlands Kriegsschuld und Sühne. Charlottenburg 1920. (Ein mutiges, wahrheitsfanatisches Buch.)

Loiseau, Ch., L'équilibre adriatique. Paris 1901.

Mayer, A., Das geistige Italien gegen den Krieg. München 1916.

Schütte, G., Pan-Germanisme and Denmark. Kopenhagen 1913.

Stieve, Dr. F., Unsere Feinde, wie sie Deutschland hassen. München 1915.

Schließleder, H., Unter dem Zarismus und Panslawismus. München 1915.

Tardieu, A., La France et les Alliances. Paris 1909.

De Weerdt, The spiders web. London 1915.

Wenk, M., Alldeutsche Taktik. Berlin 1917. (In der Broschürenfolge Der Tag des Deutschen.)

Über den Panslawismus sei folgende Literatur angefügt: Fischel, A., Der Panslawismus bis zum Weltkrieg. Ein geschichtlicher Rückblick. Stuttgart und Wien 1919. — Hoetzsch, O., Rußland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte vom japanischen bis zum Weltkrieg. 2. Aufl., Berlin 1917. — Kopal, P., Das Slawentum und der deutsche Geist. Jena 1914. — Seton-Watson, R. W., Die südslawische Frage im Habsburgerreich. Berlin 1913. — Südland, L. v., Die südslawische Frage und der Weltkrieg. Wien 1918. — Wertvolles, neben vielem Tendenziösen und Wertlosem, enthalten auch zwei Hefte der Süddeutschen Monatshefte (Februar 1915 und Juli 1915) die russischen Einzelfragen gewidmet sind.

Neben den Verantwortlichen, die in den Parlamenten und in den leitenden Stellen der Regierungen saßen und das imperialistische Gebaren der Großmächte dirigierten, guthießen oder zum mindesten nicht verhinderten, macht sich in allen diesen europäischen Großstaaten eine Schar von sogenannten Unverantwortlichen geltend, die, in allen möglichen Stellen und Berufen arbeitend, ihre Aufgabe darin sahen, den Kriegsfanatismus großzuziehen und jegliches Bestreben, friedliche Gesinnung zu verbreiten, mit allen erlaubten und sehr viel unerlaubten Mitteln zu ersticken.

Und es ist doch unrichtig, hier von Unverantwortlichen zu sprechen. Sie waren nicht amtlich für die Politik ihres Staates verantwortlich, aber es bestand für sie wie für jeden eine menschliche Verantwortlichkeit, die darin begründet ist, daß jeder, der zu einer

Reihe von Menschen spricht oder schreibt, ein Faktor, wenn auch unter Umständen nur ein ganz kleiner und unbedeutender, der politischen Entwickelung seines Volkes wird. Allerdings dieses Verantwortungsgefühl hat das Schicksal, von den Menschen fast nie erkannt zu werden, oder da, wo es erkannt wird, nicht mit dem nötigen Ernst aufgefaßt zu werden. Wenn ein Universitätsprofessor in seinen geschichtlichen Vorlesungen nichts Besseres zu tun weiß, als die Gewalt zur Lösung aller außenpolitischen Fragen als einziges Mittel zu empfehlen, indem er den Krieg verherrlicht, wenn ein Mittelschullehrer schon in die wachsweichen Gemüter seiner Schüler die Kriegslust, die Verachtung der fremden Nationen, die militaristisch gefärbte Überschätzung der eigenen Nation oder gar einen öden Rassenhochmut Tag für Tag einknetet und einhämmert, wenn Hunderte von Zeitungen und Zeitschriften, Tausende und Abertausende von Büchern Woche für Woche, Tag für Tag vom Segen des Krieges, von den ethischen Werten des Krieges, von der Notwendigkeit, den Vorteilen, den glänzenden Aussichten des Krieges sprechen, wenn sie Woche für Woche, Tag für Tag die fremden Nationen reizen und in diesen Befürchtungen wachrufen, Rüstungen veranlassen, Gegenhetzen verursachen — so sind diese Lehrer und dieser Schriften Verfasser im vollen Maße verantwortlich für die kriegerische, hysterische Stimmung, die sie in ihrem Volke erwecken. Diese Stimmung kann so überreizt werden, daß sie Regierungen und Parlamente mitreißt.

Es kann wiederholt in fast allen Staaten im Weltkrieg festgestellt werden, daß politisch richtige Gedanken, die den Frieden gebracht hätten, zurückgestellt wurden mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung, das heißt auf jene Stimmung, die zum großen Teil ein Produkt jener sogenannten Unverantwortlichen ist. So ist die falsche Behandlung Amerikas 1916 durch unsere Regierung lediglich der Angst vor der öffentlichen Meinung im eigenen Lande zuzuschreiben. Diese öffentliche Meinung wird auch heute noch nicht orientiert, sondern mit Schlagworten und Lügen hin und her gehetzt. Und so wird es bleiben, bis ein höherer Bildungsstand des Volkes sich diese Vergewaltigungen verbittet. Je mehr sich eine öffentliche Meinung auf der Kritik der einzelnen aufbaut, desto weniger Unfug kann mit ihr getrieben werden.

Wir haben in der Überschrift dieses Abschnittes die zum Kriege treibenden Elemente in den Großstaaten sehr zahm „Kriegsfreunde" genannt. Gewiß, es gab ernste theoretische Kriegsfreunde, es gab Menschen, die mit dem Gedanken nicht leichtfertig spielten, sondern

einem großen Irrtum überzeugteste Brandopfer brachten, aber es gab auch Kriegshetzer, die aus Torheit oder aus Belastung mit Rudimenten primitiver Männlichkeit, auch aus rein gewinnsüchtigen Motiven gewissenlos ihr Volk aufstachelten. Das Werk der ernsten Freunde des Krieges, zu denen selbst eine so edle Natur wie der alte Feldmarschall von Moltke gehörte, war die starke Armee der allgemeinen Wehrpflicht und die Militarisierung des ganzen deutschen Lebens, von der später noch die Rede sein wird, war endlich auch die Idee, die zum deutschen Dogma wurde, daß es möglich sei, den Frieden mit der Kriegsdrohung einer bereiten Armee aufrechtzuerhalten, bis zu dem Augenblick, wo man selbst den Krieg gewollt hätte. Das Werk der Kriegshetzer aller Art aber war jener brutale Geist der Kulturlosigkeit, der sich in allen Staaten breit machte und mit vermessener Geste den Patriotismus in Erbpacht nahm, war jener kleinliche Geist des Nationalismus, dem Länderfetzen und Kriegsentschädigungen den Inbegriff des einer Kulturnation Erstrebenswerten darstellten.

Militarismus und Kriegshetze liefen in Deutschland nebeneinander und in ihren Grenzgebieten oft ineinander über. In den anderen Staaten gab es in dem Sinn, wie wir den Militarismus fassen, diesen nicht. Hier war das Wettrüsten eine Angelegenheit, die ohne gleichzeitige militärisch-geistige und gesellschaftlich-sittliche Durchdringung der Volksseele vor sich ging und teils von den Kriegshetzern ins Leben gerufen, teils diesen wiederum Rückhalt gebend auftrat. *Der Militarismus und Marinismus war in Frankreich, England, Rußland eine Angelegenheit der hohen Politik, in Deutschland eine Angelegenheit der Seele des einzelnen Bürgers.* Sie wurden in Deutschland nicht mit der kühl-sachlichen Überlegenheit des Fachpolitikers als notwendig in Rechnung gestellt und nach der gegebenen politischen Lage in ihren Ausmaßen bestimmt, sondern wurden mit dem Gemüt aufgesaugt und mit der uns Deutschen eigenen Gründlichkeit als Bausteine einer Weltanschauung zugerichtet und dem Bau sorgfältig eingefügt. Es genügt hier, auf Hegel im philosophischen, auf Treitschke und Sybel im historischen Gebiet hinzuweisen. Gerade deshalb aber, weil diese Dinge viel gewissenhafter, viel tiefer erfaßt wurden (sofern die mehr gemüthafte Erfassung größere Tiefe zur Folge hat als die rein intellektuelle), ist das deutsche Volk von der Seuche des Militarismus tatsächlich viel stärker ergriffen worden als irgendein anderes Volk der Erde. Das ist kein Verbrechen, sondern höchstens ein tragischer Vorgang oder eine biologische Er-

scheinung, für die hinreichend Gründe in der biologischen Entwickelung des Organismus: „Deutsches Volk" gegeben sind.

Alles, was in Deutschland bewußt zum Kriege hetzte, gehörte zur alldeutschen Bewegung oder stand in irgendwelcher Beziehung zu ihr. Der Name „alldeutsch" ist von Diederichs in Bonn geprägt. Der Alldeutsche Verband ist 1891 begründet und hat bis 1894 unter dem Namen „Allgemeiner deutscher Verband" bestanden. Sein erster Vorsitzender war Karl Peters, dem Professor Ernst Hasse, der als Theoretiker der alldeutschen Bewegung sich einen Namen machte, folgte. Von 1908 an leitete Rechtsanwalt Claß in Leipzig den Verband. Seit 1891 erscheint auch die Verbandswochenschrift „Alldeutsche Blätter" (in den ersten 3 Jahrgängen unter dem Titel „Mitteilungen des alldeutschen Verbandes"). — Die kriegshetzerische Tätigkeit des Alldeutschen Verbandes ist erst das Produkt einer programmlichen Umwandlung der grundlegenden Absichten der alldeutschen Bewegung. Ursprünglich stand das kulturelle Moment im Vordergrund. Aber die der Bewegung immanente Verherrlichung der Macht führte von selbst dazu, kulturelle Wünsche mit den Mitteln der politischen Macht zur Erfüllung zu bringen (auch Bismarck erlag dieser Machtanbetung in seinem Kulturkampf). Und einmal auf diesem Wege, ging die alldeutsche Bewegung rasch in das Fahrwasser über, das sie trotz großem Idealismus einer Reihe ihrer Anhänger zum Unglück des Deutschen Reiches werden ließ. Beziehung zum alldeutschen Ideenkreis besteht bei allen stark nationalistischen Zeitungen. Innerhalb der alldeutschen Bewegung selbst trägt die entscheidende, fast ausschließliche Verantwortung für die alldeutsche auswärtige Politik der „Alldeutsche Verband", von dem Hugo Grell in seinem Buche „Der alldeutsche Verband, seine Geschichte, seine Bestrebungen und seine Erfolge" schreibt: „Die ganze alldeutsche Bewegung ins Werk gesetzt zu haben, ist das alleinige Verdienst des Alldeutschen Verbandes."

Zwei Hauptforderungen erfüllten das mit großem und in ganz Europa leider nur zu sehr beachtetem Lärm vertretene alldeutsche Programm:

1. Das Verlangen nach der Zusammenfassung allen deutschen Blutes in der Welt zu einem möglichst vollständigen, möglichst straff organisierten Alldeutschland, dessen gewaltiger Kern ein riesenstarkes mitteleuropäisches Reich bilden würde.

2. Der Anspruch auf die Weltherrschaft.

In der Entwickelung des ersten Programmpunktes begann eine Aktion, die Deutschland bei den kleinen Staaten Europas verhaßt

machte oder zum mindesten deren begreiflichen Verdacht erweckte, da sie hinter der Absicht der Zusammenfassung alles Deutschen nicht mit Unrecht die reine Eroberungslust witterten. Es lag dieser Idee auch tatsächlich nur die Eroberungsabsicht zugrunde. Aber die Eroberungsidee selbst erschien sehr vielen nicht anders als die Absicht, fremde Völker zu ihrem Glück zu zwingen. In der alldeutschen Politik herrscht eine derartig krankhafte Überschätzung germanischer Vorzüglichkeit vor, daß es den kritiklosen, wallendem Gefühle einer Welterlösung durch die germanische Idee Hingegebenen gar nicht zum Bewußtsein kam, wie lächerlich oder fürchterlich die alldeutschen Gedanken einer übrigen Welt, die mit sich selbst zufrieden war und zufrieden sein konnte, vorkommen mußten. Der erste Programmpunkt war nichts weiter als die erste Etappe zum Ziel, das im zweiten Programmpunkte gesteckt war. Wie sich die Alldeutschen Großdeutschland dachten, geht aus einer Schrift „Großdeutschland und Mitteleuropa um das Jahr 1950" hervor. Hier gehören zu Deutschland die Niederlande und das Königreich Vlamland, Luxemburg, Teile der Schweiz, Ungarn, Polen, Ruthenien, Rumänien, das großserbische Königreich und das Kaisertum Österreich (das auf seine Marine zu verzichten hat). Rußland erhält für sein abzutretendes Westgebiet — die Halbinsel Gallipoli. Diese Schrift erschien schon 1895 und rief die Empörung Europas hervor. Diese Schrift wurde vom Leiter des Alldeutschen Verbandes, Ernst Hasse, als Anregung dankbar begrüßt und in „Deutsche Politik" I. Seite 155/56 als alldeutsch anerkannt, ebenso ist die Schrift im „Handbuch des Alldeutschen Verbandes 1911" unter „lesenswerter Literatur" aufgeführt. Ein Däne (Gudmund Schütte) zitiert zum Entsetzen seiner Landsleute 1913 aus der englischen Übersetzung der alldeutschen Schrift. Man kann sich ohne weiteres die Wirkung in England und in Dänemark vorstellen. — In einer Schrift „Deutschnational von einem Alldeutschen" 1896 wird die Eroberungsabsicht geleugnet, dafür soll „nur erreicht werden, daß die Holländer, Belgier, Lützelburger, Schweizer ihre Länder wieder als Teile Deutschlands, unseres gemeinsamen Vaterlandes, und sich selbst als Deutsche betrachten lernen, daß sie allgemein stramm deutschnational gesinnt werden. Alles andere findet sich dann von selbst."

Auch Hasse selbst betont in seiner Schrift „Deutsche Weltpolitik", München 1897, daß „Herrschaft über Vertrag" gehe, nachdem er 1896 die Erstreckung des mitteleuropäischen Zollvereins (unter der Herrschaft Deutschlands) auf Österreich-Ungarn, Belgien und Holland und vielleicht auch auf Schweiz und Rumänien gefordert hatte.

Eine Reihe von Schriften betonen, daß die Völker, die dem unter Führung Deutschlands zu bildenden mitteleuropäischen Zollverein nicht beitreten wollen, mit militärischen Mitteln dazu gezwungen werden müßten. Namentlich in der Zeitschrift Heimdall sind solche Stellen zu finden (z. B. 1898 S. 99 und 1901 S. 163). Auch vor der Eroberung der skandinavischen Länder schrecken diese Utopisten nicht zurück. (So ein gewisser Teut im Heimdall 1901 S. 64, der da vom „unerbittlichen Zug des allgermanischen Weltgedankens" spricht). Unter dem Titelbild des Heimdall steht im übrigen ein alldeutsches Programm in Runenschrift, das lautet: „Fon Skaken (Nordspitze von Jütland) bis zur Adria! Fon Boonen (Boulogne s. m.) bis Narwa! Fon Visanz (Besançon) bis ans Schwarze Meer!" Weiteres zu diesem Programm ist zu finden auch in Rhenanus, Vernunfteuropa (Leipzig 1911). — Nicht unwichtig ist die Tatsache, daß J. L. Reimer (den die Alldeutschen vergeblich abzuschütteln versuchen) in der Politisch-anthropologischen Revue 1907 in einem Nachruf für Woltmann schrieb: „daß es trotz der ja gewiß nicht anziehenden preußischen Kultur kein denkbar besseres Mittel zum Zweck, ein pangermanistisches Weltreich in Europa zu errichten gebe, als eben den Militär- und Erobererstaat Preußen".

Bis nach Südamerika erstreckte sich die Eroberungslust der Alldeutschen, die sich mit einem „europäischen Allgermanien" noch nicht zufrieden gaben. In Reimer „Ein pangermanisches Deutschland" (S. 167) heißt es: „weil wir mit unseren Kolonien direkt an das Mittelmeer und den Atlantischen Ozean vorrücken müssen, um durch die Pyrenäen den Zugang zur Pyrenäischen Halbinsel und von dieser aus die Verbindung mit Südamerika herzustellen, das einen Teil des neuen Reichs- und Wirtschaftsgebietes bilden muß."

Die ganze Welt wird nach dem Maßstabe des Germanen eingeteilt (Theorie der Selektionisten) in drei Gruppen:

1. Die reinen Germanen. Diese allein können Bürger des neuen Reiches sein, denen Polygamie gestattet ist.
2. Die Halbgermanen, Mischlinge mit fremden Rassen, denen die Ehe mit Germanen verwehrt ist und die Halbbürger bleiben.
3. Die Nichtgermanen (Rundköpfe) werden behandelt wie im Altertum die Heloten oder Sklaven, werden zu ungesundesten Arbeiten verwendet, um allmählich mit allen nur denkbaren Mitteln ausgetilgt zu werden.

Es ist wirklich nicht zu verwundern, wenn ein dieses Reimersche

Werk besprechender Franzose ausruft: „Wir haben gegen solche fürchterliche Entartung des moralischen Sinnes Krieg zu führen; ihre schlimmen Folgen kommen überall zum Ausdruck, und die ganze Kraft der zivilisierten Völker muß streben, ihrer Herr zu werden." Das Buch von Reimer wurde „angelegentlichst empfohlen" in der Politisch-anthropologischen Revue 1905/06. [Vgl. O. Grosjean „La Belgique et le pangermanisme" in „La Belgique artistique et littéraire" 1906, S. 383—387 und J. Auboeuf, „Le coup de massue" Paris 1907, S. 71.] Paul Konnike schrieb in „La nouvelle revue" [1910, S. 306]: „Man sollte meinen, solche Ideen seien dem Hirn eines Phantasten entsprungen, der Großes für sein Land erträumt, der in nebelhaften Zukunftsbildern das Szepter der Hohenzollern die Geschicke Europas lenken sieht von der Weichsel bis an die Ufer des Ozeans. Das ist aber ein Irrtum, denn sehr viele Deutsche rechnen bereits mit unserem Abtreten von der Weltbühne, oder vielmehr halten uns bereits reif für die Sklaverei."

Am tollsten steigerten sich die Phantastereien der Alldeutschen auf dem Jahresfest des Alldeutschen Verbandes 1913. Hier wurde der Krieg mit Frankreich als „unvermeidlich", als notwendig „für die deutsche Ellbogenfreiheit" bezeichnet. Man müsse die deutsche Regierung „aus ihrer Friedenspolitik herausreißen und sie zwingen, Machtpolitik zu treiben". Der Anspruch auf die Führung der Nation wird dreist erhoben, alle fremden Nationen werden beleidigt. Übertroffen wurde die Kriegshetze nur noch im April 1914, wo Admiral Breusing in der Stuttgarter Vorstandssitzung von der deutschen Regierung den Überfall auf ihre Gegner fordert.

Auch die Formulierung der politischen Ziele gegen einzelne Staaten ist von den Alldeutschen mit Deutlichkeit bewerkstelligt worden. 1897 nimmt Fritz Bley Frankreich im nächsten Kriege Dünkirchen und Boulogne (das er natürlich Boonen nennt) weg, gibt es an Belgien und verleibt Belgien selbst samt Luxemburg dem Deutschen Reiche ein. Ein von E. Hasse begrüßter Anonymus will in seinem Werk „Deutschland bei Beginn des 20. Jahrhunderts" Frankreich große Landstriche abnehmen und die Bevölkerung aus diesen Landstrichen vertreiben. Er hält das Deutsche Reich von 1870/71 nur für ein dürftiges Provisorium. Reimer (Ein pangermanisches Deutschland, S. 166/67) teilt Frankreich in drei Teile, von denen der Norden und Nordwesten (also etwa Artois, Picardie und Normandie) allmählich die civitas Germanica, also die voll-

kommene Aufnahme in den Reichsverband, erlangen, das Zentrum könne selbständig bleiben, soweit es mit der Oberhoheit des Deutschen Reiches vereinbar ist (diese Agermanen müßten aber kinderlos bleiben!!), der Osten und Süden müßte von Deutschland aus kolonisiert werden.

Reimer ist über das Rassenproblem anscheinend verrückt geworden. Er wird gewiß nur von einem kleinen Teil ebenfalls verrückt gewordener Deutschen ernst genommen und es wäre durchaus unrichtig, wollte man die Alldeutschen ausnahmslos oder nur der Mehrzahl nach als Gefolgsleute dieses Wahnwitzigen ansprechen. Was aber bedenklich war: Reimer wurde im Ausland als ein Sprachrohr deutscher Absichten betrachtet, und so sehr auswärtige Politiker über ihn lachen mochten, sie verwendeten seine Wahnsinnsworte als erfreuliche Rechtfertigung für ihre eigenen, gegen Deutschland und auf einen Krieg hinzielenden Theorien. So schreibt z. B. Paul Vergnet (1913 in „La France en danger") mit deutlicher Bezugnahme auf Reimer: „Der Franzose muß wissen, daß ein neuer Sieg des Germanismus den Besiegten — so weit das eroberte Land reicht — nur die Wahl lassen wird zwischen der unversöhnlichen Unterjochung einerseits und dem völligen Raub ihres Besitzes andererseits, dem erzwungenen Auszug, dem schrecklichen Jammer und Unglück der Verbannung für immer. Es ist in der Tat eine neue Invasion von Barbaren, die jenseits des Rheines sich vorbereitet und uns droht." Der Franzose beruft sich hierbei auf eine Reihe alldeutscher Schriftsteller. Auch Charles Andler, Professor an der Universität Paris, knüpfte in seinem Werk „Le pangermanisme" (Paris 1915), wo die Doktrin des Alldeutschen Verbandes als eine Sammlung von „Raubgedanken und Kriegsdrohungen" gekennzeichnet wird, sehr beachtete Bemerkungen an das unglückselige Buch E. Hasses „Deutsche Politik", das uns, gerade weil es mit einer gewissen Wissenschaftlichkeit geschrieben ist, im Auslande unendlich geschadet und den Beinamen der Barbaren eingetragen hat. Auch Chéradame gab bald nach Kriegsausbruch (1915) die deutschen Kriegsziele ausführlich bekannt, fügt eine Art alldeutsche Bibliographie an und stützt sich besonders auf Hasse.

Ein Alldeutscher, Tannenberg, schrieb 1911 ein vollkommen wahnsinniges Buch, indem er den künftigen Frieden von Brüssel schon in Paragraphen festlegt: „Der Krieg darf dem Unterlegenen nichts lassen, wie die Augen zum Weinen über sein Unglück." Dieses Buch ist 1916 in französischer Ausgabe (Librairie Payot et Cie) erschienen und hat die Erbitterung der Franzosen

ins Unermeßliche gesteigert. Frankreich ist beim Frieden von Versailles genau nach alldeutschem Rezept vorgegangen.

Auch der alldeutsche Klassiker Daniel Frymann schrieb, „also muß Frankreich zerschmettert werden". Die Frymannschen Theorien wurden von einer Reihe französischer Schriftsteller zur Warnung Frankreichs und zur Aufpeitschung des Kriegsfanatismus sehr geschickt verwendet. (So z. B. Bergnet, „France en danger" 1913. — Blondel, „La doctrine pangermaniste" 1915. — Muret, „L'orgueil allemand" 1915.)

Namentlich ist ihnen, was für die Stellungnahme der Welt gegen Deutschland von größter Bedeutung war, der Beweis lückenlos gelungen, daß das Deutschland der Alldeutschen den Krieg gewollt habe. Eine Unterscheidung der Politik der Alldeutschen von der offiziellen des Deutschen Reiches, geschweige von der Ansicht des friedfertigen deutschen Volkes machten die französischen Schriftsteller nicht, teils weil sie ihrerseits hetzen wollten, teils bona fide, weil tatsächlich das alldeutsche Geschrei schon damals Deutschland und die Welt so erfüllte, daß die verständigen Stimmen der Kriegsgegner nicht dagegen aufkamen. Überdies gab es wenige bewußte und ihre Ansichten rücksichtslos publizierende Kriegsgegner in Deutschland. Die Masse des Volkes war indifferent und ließ sich beeinflussen. Um so wichtiger ist es, heute der Welt kundzutun, daß das deutsche Volk mit den alldeutschen Fieberphantasien und Träumen von zum Himmel schreienden Gewalttaten nichts zu tun hat und niemals etwas zu tun haben will.

Auch gegen Rußland richtete sich alldeutsche Eroberungslust. Abgesehen von den schon erwähnten Stellen ist das Buch „Deutschland bei Beginn des 20. Jahrhunderts" erfüllt von Raubabsichten gegen das Zarenreich. An sich ganz logisch, wird ausgeführt, daß ein Alldeutschland nur möglich sei, „wenn wir die slawische Vormacht Rußland zerschmetternd geschlagen, geradezu wehrlos gemacht haben". Schon 1893 forderte Kurd v. Strantz die Ostseeprovinzen zurück. 1895 verlangte ein Alldeutscher in einer im Auslande weidlich ausgenutzten Schrift „Germania triumphans" nicht weniger als Polen, Litauen, die Ostseeprovinzen, Wolhynien, Podolien und Südrußland für Deutschland und kündigt für 1903 den Krieg an. Die neue deutsch-russische Grenze sollte laufen von der Narwa durch den Peipussee bis Pskow, dann über Witebsk bis an das Dnjeprknie nördlich Mohilew und den Dnjepr abwärts bis Jekaterinoslaw, weiter bis zum Einfluß des Choper in den Don. Weiter östlich wurde dann noch das ganze Gebiet von Saratow

bis nach Sarepta an der Wolga und Kalatsch am Don Deutschland einverleibt. Reichlich wurden die deutschen Herrscherhäuser mit Kronen neuer Länder versehen. Schaumburg-Lippe wurde Fürst der Krim!! —

Auch hier ist es nicht schwer, sich die Wirkungen solcher Schriften auf die ohnedies von Panslawismus ergriffenen Kreise Rußlands vorzustellen.

Die Gerechtigkeit erfordert, festzustellen, daß in keinem Land der Chauvinismus so wahnwitzige Formen angenommen hatte wie in den alldeutschen Kreisen Deutschlands. Anfänglich in der Zahl seiner Mitglieder sehr beschränkt, ergriff dieser politische Wahnsinn allmählich weitere Kreise und nahm vor allem an Einfluß auf leitende Stellen und auf die Presse zu. Die Tägliche Rundschau, die Deutsche Zeitung, die Deutsche Tageszeitung, die Leipziger Neuesten Nachrichten, die Rheinisch-westfälische Zeitung und eine Reihe anderer großer und mittlerer Blätter propagierten und verteidigten alldeutsche Ideen und auf eine ansehnliche Menge von Menschen wirkte es ein, daß Männer mit „großen" Namen sich zum Alldeutschtum bekannten. Die „Aufklärung", die die Marinebehörden dem deutschen Volke gaben und die stets eine willige Presse in allen bürgerlichen Kreisen fanden, war vom alldeutschen Geist durchaus infiziert. Es waren zwar nicht, wie ein Herr v. Vietinghoff-Scheel zu Neujahr 1916 sagte, „die besten nationalen Kräfte, die im alldeutschen Verbande sich mehr und mehr verkörperten", aber doch jedenfalls die augenfälligsten nationalistischen Kräfte. Gothein hatte nicht so unrecht, als er schrieb, daß das Ausland mit gutem Grund in den chauvinistischen konservativen Kreisen die für die Politik des Deutschen Reiches maßgebenden erblickte. Denn „da das preußische Ministerium von seinem Landtag abhängig ist und es die preußischen Bundesratsstimmen instruiert, diese aber ausschlaggebend für die Abstimmung im Bundesrate sind, außerdem jede Vorlage an diesen als preußische Präsidialvorlage eingebracht wurde, so beherrschten schließlich die preußischen Junker das Reich. Denn auch die Beschlüsse des Reichstags bedürfen der Zustimmung des Bundesrats, um Gesetzeskraft zu erlangen" (Gothein, Warum verloren wir den Krieg? S. 26).

Wilhelm II. war zwar nicht alldeutsch, aber er war auch geistig viel zu wenig klar, um die furchtbare Gefahr zu erkennen, die von dieser Seite drohte. Die Klarheit und Energie fehlte auch der Regierung. Während mit übergroßer Ängstlichkeit jede Äußerung sozialistischer Führer gebucht wurde und Gegenmaßnahmen auslöste, ließ man den Alldeutschen Daniel Frymann ruhig in seinem

Buche „Wenn ich der Kaiser wär'" mit der Revolution drohen, wenn der Kaiser sich weigere, die alldeutsche Politik mitzumachen. Alldeutsche Offiziere sprachen während des Krieges, als Wilhelm II. Tirpitz gehen ließ, per „der Schweinehund" von ihrem Monarchen und wünschten, daß er einen Kopf kürzer gemacht würde. Die Alldeutschen treten überall als die Patrioten auf. Sie wollten und erreichten es auch, daß im Auslande alldeutsch gleich deutsch gesetzt wurde. Und es gelang ihnen selbst, die Berliner Regierung, zum mindesten während des Krieges, in die Furcht zu versetzen, nicht hinreichend patriotisch zu sein. Diese Furcht erzeugt bei einem Deutschen stets ein Nachgeben gegenüber dem Chauvinismus. Gegen den Vorwurf mangelnden Patriotismus ist der Durchschnittsdeutsche so empfindlich, daß er gar nicht zu untersuchen wagt, ob ihm dieser Vorwurf mit Recht oder Unrecht gemacht wird.

Sehr interessant urteilt während des Krieges der Professor Ernest Denis in seinem in Frankreich besonders hoch bewerteten Buche „La guerre" (1915): „Zwei Politiken im Widerstreit: der Kaiser, friedlich, loyal, fremdes Recht achtend; die Alldeutschen arrogant, aggressiv und ausschweifend; die Geschichte der Regierung drückt sich in dem Kampfe zwischen diesen beiden Tendenzen aus, bis zu der Stunde, wo der Widerstand des Herrschers erlahmt und wo er dem entfesselten Strom weichen muß." — Der Engländer Blatchford stellt die Wirkung der Alldeutschen in seinem Buche „Germany and England" fest, indem er schreibt: „Es ist gesagt worden, daß alle diese Drohungen und Warnungen von unverantwortlichen Chauvinisten kämen. Aber es ist eine markante Tatsache, daß alle die Worte dieser Chauvinisten praktische Wirkung gefunden haben in den Handlungen derer, welche das deutsche Volk regieren und lenken." — Man kann auch Dawson nicht unrecht geben, wenn er die alldeutsche Bewegung als einen „wahren Kreuzzug von Neid, Haß und Bosheit" gegen Frankreich, Rußland und England bezeichnet.

Die Verherrlichung des Krieges, wie sie von den Alldeutschen als wichtiger Programmbestandteil aufgenommen wurde, beschränkte sich nun aber nicht nur auf die Alldeutschen. Sie fand im deutschen Volk eine weit breitere Basis. Dem ist es auch zuzuschreiben, daß alldeutsche Schöpfungen, wie der Flottenverein, der Kolonialverein, der Wehrverein begeisterten Zulauf fanden — schon von denen, die es nicht wagten oder in ihrem Berufe als Staatsbeamte nicht wagen konnten, auf sich den Vorwurf geringer Vaterlandsliebe sitzen zu lassen. Diese Vereine wurden lange Zeit in ihrem wahren

Charakter als Mittel zu chauvinistischer Aufhetzung des Volkes gar nicht erkannt, und erst Streitigkeiten in den Vorständen, die bei allen drei Vereinen eintraten, warfen plötzlich, wenigstens für den politisch etwas Reiferen, Schlaglichter auf die inneren Motive dieser Vereine und veranlaßten manchen zum Austritt.

Auch die Bedeutung, die der alldeutsche General Bernhardi für die Armee gewann, beweist, daß man in den obersten Kommandostellen dem alldeutschen Gedanken zuneigte und in allen Kommandostellen den Krieg propagierte.

Das kann nicht wunder nehmen und kann einer großen Armee der allgemeinen Wehrpflicht nicht zum Vorwurf gemacht werden. Es ist hier notwendig, klar zu unterscheiden: die Tatsache, daß ein großes Heer gehalten wird, ist angreifbar, weil die Rüstung zum Krieg nicht den Frieden sichert, sondern im Gegenteil zum Kriege reizt. Oft hat man die riesigen Ausgaben für das Heer mit einer Versicherungssumme gegen Feuersgefahr verglichen. Man hat aber diesen ganz trefflichen Vergleich nicht zu Ende gedacht: Es kann ein Fall eintreten, wo die Versicherungssumme so hoch ist, daß sie den Versicherten reizt, sein Haus selbst anzuzünden!

Die Tatsache der Rüstungen ist angreifbar, aber wenn nun schon einmal die Funktionen eines großen Staates auf dem reinen Machtsystem aufgebaut sind, wäre es unlogisch und politisch auch ganz unmöglich gewesen, in dieser Armee den Pazifismus großzuziehen. Und den Offizieren, die sich nach dem Kriege sehnten, ist ebenfalls kein direkter Vorwurf zu machen. Der Vorwurf trifft nur das System. Verlangt nun aber das System, daß Tausende den Beruf des Offiziers ergreifen und erstickt das System durch Ausbildung gesellschaftlichen und dienstlichen Zwanges in der Masse seiner ohnedies nur halb gebildeten Offiziere jede Regung, über die Ethik ihres Berufes, das heißt letzten Endes über das System, das ihnen Brot und Stellung, Auszeichnung und Altersversorgung gibt, nachzudenken — so trifft den einzelnen Offizier wahrlich wenig Schuld. Wir finden es in den allermeisten Berufen, daß nur verhältnismäßig wenige Menschen in dem Sinn „Philosophen" sind, daß sie denkend sich von den Bedingtheiten ihres Berufes freimachen und den Sinn des Lebens zu ergründen trachten.

Warum sollte das vom Offizier allein verlangt werden, bei dem die Voraussetzungen zu dieser gedanklichen Freiheit infolge seiner Erziehung (sehr viele im Kadettenkorps erzogen) und planmäßigen

Abschließung von den geistigen Strömungen der Zeit noch geringer waren als bei Angehörigen anderer Berufe.

Wenn dann aber einmal ein Offizier nicht in die ewig dröhnende Trompete der Kriegshetzer stieß, wie ein preußischer Oberst 1913 es wagte, der in einer Rede zum Geburtstag des Kaisers ausführte: „Danken wir Gott, daß er uns im abgelaufenen Jahre vor dem Kriege bewahrt hat", dann fiel die Meute der alldeutschen Hetzer sofort — und oft mit Erfolg bei den höheren Dienststellen — über solch einen weißen Raben her. Ihre immer wieder verkündete Ansicht: „die politischen Rechte und die Menschenrechte haben nichts miteinander zu tun", gewann an Boden, ihr Rassenwahnsinn schmeichelte soundso vielen, Gelehrte und Halbgelehrte stützten sie mit Büchern, die wieder durch die alldeutsche Propaganda weit verbreitet wurden (hierher gehört Chamberlains fehlervolles Buch von den Grundlagen des 19. Jahrhunderts und eine Reihe seiner anderen Veröffentlichungen). Chamberlains Buch (München 1903) „löste eine verwandte Geistesbewegung aus, deren literarischer Sammelpunkt, die ‚Politisch-anthropologische Revue', wurde mit einem ungleichwertigen, zumeist wissenschaftlicher Kritik nicht stichhaltenden Material" (E. Hurwitz, „Die Seelen der Völker", Gotha 1920). In der Politisch-anthropologischen Revue tobten sich die Alldeutschen in ihren Rassenphantasien aus und wirkten hier zwar indirekt, aber nicht minder kräftig auf die Kriegsstimmung und die nationale Überhebung in Deutschland ein. Objektiv und strenger Kritik gewachsen ist in Rassefragen dagegen das „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie" (B. G. Teubner, Leipzig). Zur Rassenfrage äußert sich auch in anziehender Weise Nicolai in „Die Biologie des Krieges" (I. Band, § 57—59, Zürich 1919), wo er mit Recht sagt: „Die Rassenfrage ist eines der traurigsten Kapitel menschlicher Wissenschaft, denn nirgends sonst hat man die ‚vorurteilslose' Wissenschaft so skrupellos in den Dienst selbstsüchtig-politischer Bestrebungen gestellt . . . . . abgesehen von einigen sehr tief stehenden Völkern gibt es überhaupt keine reinen Rassen". Die deutschen Klassiker wurden als Eideshelfer herangezogen und vergewaltigt, so daß selbst ein Amerikaner (Chapman, „Deutschland über alles") schreiben konnte: „Da ist wohl kaum ein klangvoller Name in der deutschen Literatur, der nicht den Rechtsgrund für einen Kriegsruf liefern muß oder für einen Ruf nach Blut und Rache".

Der philosophierende und theoretisch abstrahierende „deutsche Klassiker" wurde kühn auf die Mähre des Tagespolitikers gesetzt

und in einem hinkenden Galopp in die Parteiarena getrieben. Dadurch wurde eine zunehmende Abneigung auch gegen die wertvollsten Erzeugnisse deutscher Kultur im Ausland großgezogen, eine tiefbedauerliche und der Gesamtmenschheit schädliche Tatsache.

Krieg, Krieg und immer wieder Krieg wurde dem friedlichen und den Frieden liebenden deutschen Volke in die Seele geschrien, Jahre, Jahrzehnte lang. Das konnte nicht ohne Wirkung bleiben, zumal das Volk vom Militarismus durchsetzt war, die christlichen Kirchen kein hinreichend starkes Serum gegen die Kriegsbegeisterung lieferten, die Erziehung der gebildeten Jugend auf historischem Gebiet den Krieg verherrlichte und zu starken Teilen in alldeutschen Händen lag, und endlich das Ungeschick deutscher Politik und das Verhalten des Kaisers die Lage in Europa so veränderten, daß tatsächlich mehr und mehr der Krieg als einzig noch mögliche Lösung der vollendeten Verwirrung angesehen wurde.

Die Einsicht, daß der Krieg ein Verbrechen, eine biologische Rückfallserscheinung sei, daß Staatsmoral nicht andere Gesetze haben könne als Privatmoral, daß die Überwindung des Krieges eine Forderung und eine Möglichkeit der biologischen Entwickelung der Kulturmenschheit sei — war nur in kleinen Kreisen bekannt, und es erforderte einen meist nicht aufgebrachten Mut, sich zu diesen Erkenntnissen zu bekennen. Die Sozialdemokratie allein war kriegsfeindlich, aber nicht aus philosophisch-ethischen Gründen, sondern zumeist aus dogmatisch- und praktisch-politischen.

Die Stimmung des deutschen Volkes 1914 bietet keinen besonderen Beweis für die Einstellung des Begriffes Krieg in die deutsche Weltanschauung. Der „Geist von 1914" enthielt außerordentlich viel konstruktive Elemente, er entstand aus der Überzeugung, angegriffen zu sein, und sein Kriterium liegt vielmehr in der Massenvorstellung vom bedrohten eigenen Recht, ja sogar von der gefährdeten eigenen Existenz (als unbestreitbarstem Recht des Individuums), als in irgendeiner durch Urteil zustande gekommenen Stellungnahme zum Begriff Krieg. Daher auch die Neigung zur Kriegspsychose. Und da alle Völker — mit Ausnahme Englands, dem es erst die Zeppelinangriffe auf London, die besten Helfer der Kriegspolitik Lloyd Georges, suggerierten — von vornherein in die Idee des bedrohten Daseins versetzt wurden, so traten psychoseartige Zustände auch bei allen Völkern rasch ein. Die seelische Vorbereitung für diese Psychosen haben die Kriegshetzer vor dem Kriege schon unternommen, während des Krieges sorgten sie für eruptiven Ausbruch dieser Psychosen und für möglichst lange Dauer bei möglichst heftigem Verlauf.

3. Die Kriegsfreunde in anderen Ländern.

Jedes Volk hatte die Schar von kriegshetzenden Verbrechern, ebenso wie jedes Volk die andere Art von Verbrechern, die Kriegswucherer und Kriegsbetrüger, hatte. Und nur diese beiden Kategorien kann man wohl Verbrecher nennen, wenngleich selbst bei einigen der Kriegshetzer das Wort des Gütigsten gilt, daß sie nicht wissen, was sie tun, ein Wort, das an die zweite Kategorie nicht verzeihend gerichtet werden kann.

Ein kurzer Überblick soll den Lesern mit der Kriegshetze in Frankreich, England, Italien und Rußland bekannt machen, bevor im nächsten Abschnitt die Stellung des Begriffs Krieg in der deutschen Auffassung behandelt wird.

Frankreichs Volk ist durch den Verlust von Elsaß-Lothringen einem neuen Krieg unter dem Zeichen der Revanche dauernd zugänglich geblieben, insoweit wenigstens, als seine Kriegshetzer ein leichtes Spiel hatten, wenn sie an diese Wunde rührten. Und das taten sie gründlich. Die trauernden, von der Mutter weggerissenen Kinder waren ein Symbol, das seine Wirkung sowohl auf den eitlen, als auch auf den in seinen Empfindungen leicht zu entflammenden Franzosen nie verlor. Es war in Frankreich hinreichend, darauf hinzuweisen, daß etwas Verlorenes wieder geholt werden müsse, um Kriegsstimmung zu erzeugen, es war nie notwendig, solch wahnwitzige Machtphantasien und Rasseorgien ins Werk zu setzen, wie das die Alldeutschen in Deutschland tun mußten. Daher ist der französische Chauvinismus, trotz seiner häßlichen Formen, was seine Ziele betraf, viel beschränkter, man kann sagen vernünftiger gewesen und hat daher eine weit größere Einwirkung auf das Volk gehabt als der deutsche . . . war also weit gefährlicher noch als dieser es dem deutschen Volke gegenüber war. Dadurch aber, daß der französische Chauvinismus sich des deutschen als willkommenen und nie versagenden Agitationsmittels bediente, verzehnfachte er allerdings wiederum die Gefahr des deutschen.

Wie sehr sich das Ausland mit der alldeutschen Gefahr beschäftigte, ersieht der Leser schon aus dem diesem Werke beigefügten Literaturverzeichnis. Es gibt kaum ein alldeutsches Erzeugnis, das nicht mit Vergnügen von französischen Kriegsfreunden übersetzt oder doch reichlich exzerpiert worden wäre. (Über die Wirkungen des Alldeutschtums im Auslande vgl. Prof. O. Baumgarten, „Das Echo der alldeutschen Gefahr in Amerika", Berlin 1918, und Dr. Paul Rohrbach und Dr. M. Hobohm, „Die alldeutsche Gefahr", Berlin

1918.) — Es ist in Deutschland der Versuch wiederholt gemacht worden, die französische Revancheidee von 1870 zu lösen und in der Wegnahme der beiden Provinzen nur die Verstärkung des Schreis: „revanche pour Sadowa“ zu sehen, d. h. Revanche für den Eintritt des sich einigenden Deutschlands in die Weltpolitik. Das ist ein Irrtum. Die „revanche pour Sadowa“ ist ein Bestandteil der Politik Napoleons III., fähig, auf das Volk als Schlagwort zu wirken, der Verlust Elsaß-Lothringens aber war eine Angelegenheit des nationalen Empfindens der Masse. Ohne diesen Verlust wäre trotz Sadowa ein deutsch-französisches Bündnis durchaus möglich gewesen, nach dem Verlust Elsaß-Lothringens war es eine volkspsychologische Unmöglichkeit.

Der französische Chauvinismus war nicht an die Partei gebunden, auch in nicht reaktionären Kreisen herrschte er in gleichem Maße, aber er nahm allerdings überall nur die beschränkte Form des Wunsches nach Vergeltung für 1870/71 an. Als der Demokrat Picquart Kriegsminister geworden war, verteidigte er in der Kammer einen im chauvinistischen Sinn arbeitenden General Bailloud, der in einer Reihe von Ansprachen den Revanchekrieg als hoffentlich bald bevorstehend bezeichnet hatte. Es war also gar nicht berechtigt, wenn der wildeste Revancheschreier Déroulède, der Friedensfreunde (ebenso wie es die Alldeutschen taten) als „Parteigänger des Sklaventums“ beschimpfte, die Demokratie als „unfähig zur Tapferkeit“ nannte. Er tat das gelegentlich einer Rede auf dem Schlachtfelde von Champigny am 3. Dezember 1907 (angeführt in „Qui vive? France“, Paris 1916, und in „Chauvinismus und Weltkrieg“, herausgegeben von Rohrbach, 1. Bd.). Jérôme Auboeuf („Cri de guerre“, Paris 1891) erwähnt, daß selbst der Abgeordnete Camille Dreyfuß den Krieg herbeirief, damit „die Franzosen ihre elenden inneren Zwistigkeiten vergessen“, damit „unter Kanonendonner und Gewehrkrachen die geistige Einigkeit des Vaterlandes geboren werde“. — Ja sogar Gustave Hervé, ein bewußter Sozialist, schrieb (allerdings im Kriege, am 5. September 1915) in seiner „Guerre sociale“: „44 Jahre hat die Republik daran gearbeitet, uns ein modernes Heer zu geben, und trotz bedauerlicher Irrtümer und beklagenswerter Mängel war es ihr gelungen, das furchtbare Werkzeug der Rache zu schmieden. 44 Jahre lang haben die Chauvinisten, die Nationalisten und die Patrioten mit Übertreibungen, die uns oft närrisch schienen, das vaterländische Gefühl erhöht und die Verstümmelung nach Sedan und Metz ins Gedächtnis zurückgerufen. Dank ihnen war genug Haß im Herzen

des Volkes, um in der Schicksalsstunde den Zorn und die Entrüstung auflodern zu lassen und die Kräfte zu verzehnfachen." Zu diesen närrischen Übertreibungen gehörte der Skandal, den die französischen Chauvinisten 1891 vor der Großen Oper in Paris inszenierten, als man „wagte", Lohengrin aufzuführen. Damals mußten die „gardes républicaines à cheval" einschreiten. Dieser Skandal war um so lächerlicher, als Wagner seit der Premiere des „Tannhäuser" am 13. Mai 1861 auf dem Repertoire der Großen Oper stand.

Diesen Übertreibungen standen Deutsche im Frieden fern. Allerdings hat der Krieg hier auch verwildernd auf uns gewirkt, und heute, nach dem Kriege und unter den Wirkungen eines sinnlosen, wütenden Chauvinismus der Franzosen, sind Vorkommnisse auch in Deutschland zu verzeichnen, die den französischen patriotischen Skandalen „würdig" an die Seite zu stellen sind.

Erstaunlicherweise findet man aber gerade in französischen Offizierkreisen manches nüchterne und warnende Wort. Namentlich der für die Anhänger des Beklagten 1906 siegreich beendete, seit 1894 die Gemüter erregende Dreyfußprozeß schuf in Frankreich eine dem Chauvinismus abholde Stimmung, die von vielen Mitgliedern des Heeres selbst geteilt wurde. Der Unterschied dieser Zeit von den Krampfzuständen des Boulangismus in den 80er Jahren ist offensichtlich. Das französische Freimaurertum hatte sich der pazifistischen Seite zugeneigt (später wurde es radikal nationalistisch), und sein Einfluß war groß. Auch die Schulbücher Frankreichs waren damals ebenso frei von Religion wie von nationalistischem Fanatismus. Dazu kam, daß die Freundschaft zum historischen Erbfeind England noch nicht Überzeugungssache aller Kreise geworden war. Die Affäre von Faschoda 1898 gab doch manchen zu denken. So hat schon 1907 ein Major Driant Frankreich vor der Kriegshetze Englands, dem „seit vollen 35 Jahren Clémenceau in Frankreich dient", gewarnt, und Francis Delaisi wendet sich in seinem Buche „La guerre qui vient" (Paris 1911) ebenso gegen England, dem er mißtraut, wie gegen den wütenden französischen Kriegshetzer Delcassé. Er fügt bei dieser Gelegenheit das Wort Kitcheners an: „Die Grenze des englischen Reiches in Europa ist nicht der Pas de Calais, sondern die Maaslinie".

Die erwähnten sind nicht die einzigen Stimmen der Vernunft in Frankreich. Es muß festgestellt werden, daß weite Kreise sich gegen die Kriegshetzer erhoben.

Eine französische Hetzschrift „Les Horreurs de l'invasion 1870/71"

wurde in der Nummer vom 15. August 1913 in der Revue Nouvelle, der man keine germanophilen Tendenzen nachsagen konnte, sachlich zurückgewiesen. Auch Delaisi ist in seinem Buche „La guerre qui vient" sehr vernünftig und wettert gegen die Hetzereien des „Matin". Ja, George Aubert schreibt in seinem gegen den Krieg gerichteten Buch „La Folie franco-allemande", Paris 1914, sehr energisch gegen das Hetzen der französischen Presse (angeführt in „Chauvinismus und Weltkrieg", herausgegeben von Rohrbach, I. Bd., S. 47): „Einige unserer großen Zeitschriften, die die Gedanken und Meinungen in Bewegung setzen, nach Öffentlichkeit streben, Skandale enthüllen, vor allen Dingen darauf ausgehen, ihre Auflagen zu erhöhen, haben seit einigen Jahren nicht gezögert, mit unermüdlicher Ausdauer ein wenig Öl in das glimmende Feuer zu gießen. Es muß von ehrlichen Leuten gesagt und zugegeben werden, daß unsere Zeitungen unermüdlich gewesen sind in diesem beständigen, täglichen Krieg mit Nadelstichen, beleidigenden Worten, fatalen Andeutungen, übertriebenen Klatschereien, unbegründeten Verdächtigungen usw. Die deutsche Presse hat den Kampf aufgenommen und geantwortet, das steht fest. Aber sie hat nicht angefangen . . . ."

Trotzdem war es in Frankreich eben wegen des Verlustes von Elsaß-Lothringen, der überall (ob mit Recht oder Unrecht, spielt in dieser psychologischen Frage keine Rolle) als ein Verlust heimatlichen Bodens aufgefaßt wurde, außerordentlich schwer, gegen das einzige Mittel, diesen Verlust auszugleichen, gegen den Krieg, anzukämpfen. Namentlich lag für die französische Presse in der Tatsache des Verlustes eine große Verlockung, durch fortgesetztes Erinnern an den Verlust auf billige Weise in den Geruch strammen Patriotismus zu kommen.

Sehr bedenklich wurde allmählich der französische Chauvinismus in den Schulen. Hier liegt eine Parallele vor zu ganz gleichen Verhältnissen heute in Deutschland. Die nationalistische Welle in deutschen Schulen, namentlich in Mittelschulen, braust heute über jeden versöhnlichen Gedanken weg. Das ist erklärlich, wenn auch nicht entschuldbar. Man will die kommende Generation, die Zukunft des Volkes, zu dem geistig vorbereiten, zu dem man selbst aus materieller Ohnmacht nicht mehr imstande zu sein mit einigem Recht annimmt — zum Rachekrieg.

Die französischen Schulbücher sind angefüllt gewesen mit Haßgesängen gegen Deutschland, mit Revanchegedanken in den Lesestücken, mit einer Verherrlichung der eigenen Nation auf Kosten

anderer Nationen. In einem Kriegsliederbuch wird der Gipfel der Geschmacklosigkeit — den deutsche Lyrik erst *während* des Krieges erreichte — schon lange vor dem Krieg erklommen.

„Der Deutschen unreines Blut
Soll in Strömen über meine Hände fließen
In Deutschland! . . . .“

heißt es in einem Lied „Es lebe der Krieg!“, das allerdings wohl nur für den Soldatengebrauch gedacht war. Dagegen findet sich schon Genügendes in wirklichen Schullehrbüchern. So in Foncins berühmtem Geographielehrbuch, wo in bezug auf Elsaß-Lothringen gesagt ist, daß „Vergessen Feigheit wäre“, in Pierre Lalois' Anleitung zum Moralunterricht und zur Bürgerkunde, wo die Forderung nach Rückeroberung Elsaß-Lothringens wiederholt gestellt wird. In der „Histoire de France“ von Rogie und Despiques wird der Revanchegedanke aus der Tatsache der Niederlage 1870/71 als *notwendig* entwickelt.

Daß in den Soldatenliederbüchern und Instruktionsbüchern der Deutsche als National- und Erbfeind gekennzeichnet ist, ist nicht verwunderlich. Der Franzose war das ja auch für den deutschen Soldaten.

Wenn aber der begeistert gefeierte George de Lys dem deutschen Volke einen Haßgesang widmet, wo es heißt:

„. . . . ich will dir, unserem Besieger,
Diese Seiten des Hasses widmen.
Und meine Wut, die sich entfesselt,
Will dein spöttisches Lächeln übertönen“

so überschreitet das wohl das Maß des Geschmackvollen. Selbst ein André Suarès, dem hinreichend viel französische Eitelkeit zur Verfügung steht, schreibt in „Nous et Eux“: „Haß ist kein französisches Wort, Haß ist ein deutsches Wort. In der Geschichte und in der Sage hat Frankreich nichts mit dem Haß zu tun. Unsere Kunst verabscheut diese finstere Leidenschaft. Sogar die Tragödie vernachlässigt sie . . . .“

Um so betrüblicher ist es, daß nur ganz wenige Geister in Frankreich gegen das haßerfüllte Benehmen der französischen Regierung gegen Deutschland nach dem Kriege den Mut zum Protest gefunden haben. In dieser Hinsicht hat sich die Kultur Englands als überlegen erwiesen. — Alldeutsche lobten vor dem Kriege den Chauvinismus Frankreichs. (Vgl. General Keim im „Tag“ vom 8. November 1912: „Jenseits der Vogesen arbeiten sich Volksgeist und Kriegsgeist gegenseitig in die Hände“.)

Tolstoi hat sehr recht gehabt, als er in seinem „Christentum und Vaterlandsliebe" schrieb: „Während also die offiziellen Reden mit großer Beharrlichkeit vom Frieden sprechen, wird dem Volk, den jungen Generationen, allen Russen und Franzosen überhaupt, unter der Hand nachdrücklich die Notwendigkeit und Rechtmäßigkeit, die Nützlichkeit und sogar die Ruhmwürdigkeit des Krieges eingeprägt .... Man möchte fragen: Wen zum Teufel betrügt man hier?"

Teils um die Kriegsbegeisterung zu steigern, teils aus Selbstüberhebung — also genau aus den gleichen Motiven wie in Deutschland — wird der Gegner weit unterschätzt. Der deutsche Soldat wird als schwerfällig, das Offizierkorps als entschlußunfähig und taktischer Ideen bar geschildert. Und wenn es — was einigen Schriftstellern doch einfällt — nicht so leicht gelingen sollte, Deutschland zu zerschmettern, dann zerstört eben England die deutsche Flotte in einem Tage, und Rußlands „mächtige Entlastungsoffensive würde schnell unsere ärgsten Schlappen wieder gut machen" („Nouvelle Revue" 1. Januar 1912. — Jibé, „L'armée nouvelle", Paris 1905).

Eine ganze Reihe von Artikeln der sehr chauvinistischen Zeitung „La France militaire" betonte jahrelang die Überlegenheit der französischen Armee in jeder Hinsicht, und nur immer dann, wenn es sich um eine französische Heeresvorlage handelte, war plötzlich die deutsche Armee stärker und mächtiger als die französische. Also ungefähr das gleiche Bild wie in Deutschland. Freiherr v. Eckardstein berichtet in seinen Denkwürdigkeiten (Bd. II, S. 45) ein Vorkommnis zur Zeit des Burenkrieges auf deutscher Seite, das diese Psychologie recht gut beleuchtet: „... General von Plessen (Generaladjutant Wilhelms II.) wandte sich sofort an diesen (Admiral v. Bendemann) mit den Worten: ‚Jetzt ist es Zeit für uns, gegen England loszuschlagen'. Als der Admiral darauf erwiderte: ‚Ja, ich weiß nicht, wie Eure Exzellenz sich das denken, wir haben ja keine Schiffe', bemerkte General v. Plessen: ‚Das macht nichts, nur eine Division brauchen wir hinüberzuwerfen und England ist erledigt'". Eine alldeutsche Zeitschrift (Heimdall 1899) schrieb: „Eine kleine deutsche Truppenschar genügt, um den Helden jenseits des Kanals den Mund gründlich zu stopfen, denn die paar englischen Soldaten sind Hampel-, aber keine Wehrmänner ....."

Wenn aber Heeres- oder Flottenvorlagen „vorbereitet" werden mußten, war der Feind ein Riese, vor dem man sich nur durch gewaltigste Rüstungen schützen konnte.

Die Hoffnung auf Rußlands Millionenheere war in Frankreich grenzenlos, die Unnatürlichkeit eines Bündnisses zwischen einer demokratischen Republik und einer (man kann wohl sagen) Despotie wurde nicht erkannt oder nicht erwähnt. Der Gedanke an die mögliche Rache prävalierte.

Léon Bloy hat in seiner Schrift „Sueur de sang 1870/71" selbst die Anmaßung der Alldeutschen übertroffen, wenn er schreibt:

„Frankreich ist so sehr das erste der Völker, daß alle anderen, wie sie auch seien, sich geehrt fühlen müssen, wenn sie das Brot seiner Hunde essen dürfen. Wenn nur Frankreich glücklich ist, kann die übrige Welt zufrieden sein, selbst wenn sie jenes Glück mit Sklaverei oder Vernichtung bezahlen müßte. Wenn aber Frankreich leidet, so leidet Gott selbst mit ihm, der furchtbare Gott, in dessen Todesleiden blutiger Schweiß für die ganze Welt floß. Das ist so absolut und so unabänderlich, wie das Geheimnis der Prädestination."

In diesem vollendet wahnsinnigen Ausspruch finden sich zwei Elemente, die in der Verhetzung der Völker eine sehr entscheidende Rolle gespielt haben: die Selbstüberhebung und die Beanspruchung Gottes für das eigene Volk oder sogar für die eigene Regierungspolitik. (Vgl. das Kapitel „Gott und Krieg" dieses Buches.)

Auch in dem später noch zu behandelnden Dogma von der Macht, auf dem sich die grundsätzliche Stellung zum Kriege aufbaut, ist Frankreich, wie jede europäische Nation, mit hervorragenden Persönlichkeiten vertreten.

Der Chauvinismus Englands kann sich noch in höherem Grade als der Frankreichs mit dem Toben der Alldeutschen entschuldigen. Es ist ganz natürlich, daß ein Volk, dessen Existenz von seiner Seeherrschaft abhängt, auf Bücher, wie das von E. Weber: „Krieg oder Frieden mit England" (1913) reagiert, wo ihm klipp und klar gesagt wird: „Es ist nicht möglich, daß zwei Völker die Welt beherrschen, entweder Albion oder wir . . . ." und an anderer Stelle: „Den Engländern die Weltherrschaft zu entreißen, dünkt uns ein Ziel, des Schweißes der Edlen wert". Es ist auch ganz natürlich, daß eine englische Regierung, die, wie wir im Kapitel II. 2. sehen werden, bemerken mußte, daß ihre Bündnisvorschläge zurückgewiesen wurden und daß alldeutsche Einflüsse, also eben die, welche Englands Untergang wünschten, am Hofe, in der Regierung und in der öffentlichen Meinung Deutschlands an Einfluß gewannen, in eine Stimmung gedrängt wurde, die den Krieg als wahrscheinliche Lösung anzusehen geneigt war. Die ganze alldeutsche Literatur gab eine ununterbrochene Reihe von Belegen für den deutschen Wunsch, Eng-

land niederzuschlagen, und in dem Augenblick (1899), wo Tirpitz entscheidenden Einfluß auf den Kaiser gewann, mußten sich die für Englands Schicksal Verantwortlichen sagen, daß das alldeutsche Treiben aus dem Rahmen privater Verrücktheit herausgetreten und zu einem Faktor geworden war, mit dem man politisch zu rechnen hatte. (Vgl. Dawson, „What is wrong with Germany?" London 1915.) Conan Doyle sagt in „Great Britain and the next war": „Wir haben es nicht mit Bernhardis Argumenten, sondern mit seinen Resultaten zu tun. Die Resultate bedeuten, daß ein Mann von gewichtiger Meinung uns frei heraussagt, daß Deutschland uns in dem Augenblick angreifen will, wo es eine gute Gelegenheit sieht. Ich wiederhole, daß wir toll wären, wenn wir nicht sehr ernsthaft von dieser Warnung Notiz nehmen wollten."

Auch die fortgesetzte Betonung der Alldeutschen, daß das deutsche Volk zur innerlichen „Erstarkung" einen Krieg dringend notwendig habe, mußte beunruhigend auf England wirken. „Wir sind ein alterndes Volk voll greisenhafter Bedenklichkeit und Tatenscheu geworden," schreibt 1906 Eberhard Kraus in der Politisch-anthropologischen Revue. „Unsere Vorfahren haben keine Argumente gebraucht, aber sie haben erfolgreich mit dem Schwerte dreingeschlagen."

Der deutsche oder, besser gesagt, alldeutsche Weltmissionsgedanke mit den Mitteln brutaler Gewalt erschien dem gebildeten Engländer als eine Erfüllung der Prophezeiungen Goethes und Niebuhrs von einem kommenden barbarischen Zeitalter, und er sah, indem er den stillen Deutschen mit dem sich überall vordrängenden Alldeutschen verwechselte, in uns Deutschen die Träger militaristischer und materialistischer Barbarei.

Aber abgesehen von dieser natürlichen englischen Reaktion auf die alldeutsche Gefahr und auf die haltlose deutsche Politik, sowie auf die Unzurechnungsfähigkeit Wilhelms II. und auf die zweifellos militaristische Stimmung im offiziellen Deutschland, bestand in England selbst ein recht kräftiger Chauvinismus, der des deutschen Ansporns nicht bedurft hätte, um an sich eine Kriegsgefahr zu bilden.

Große Wirkung hatte in dieser Hinsicht ein Ausspruch Lord Roseberys 1893: „Wir müssen uns bewußt bleiben, daß es ein Teil unserer Pflicht und unseres Erbteils ist, dafür zu sorgen, daß die Welt den Stempel unseres Volkes trage und nicht den irgendeines anderen." Das Streben nach der Weltherrschaft in geistiger und

materieller Hinsicht liegt in der englischen Entwickelung seit ihrem Sieg über Napoleon, den letzten Herrscher und Feldherrn, der den Versuch wagen konnte, den europäischen Kontinent gegen England zu vereinigen. Er scheiterte am Widerstande Rußlands. Die Schlacht von Leipzig hat England über Napoleon gewonnen. Diese Weltherrschaft sieht der Engländer ganz richtig eng verbunden und in der Sicherheit ihres Entstehens abhängig von seiner absoluten Herrschaft zur See, die für ihn den Charakter eines Axioms angenommen hat. Infolgedessen ist es von jeher in Fragen der Seeherrschaft und der Seerüstungen empfindlich gewesen, und es ist erklärlich, daß hier auch die Motive und gleichzeitig die Träger seines Chauvinismus zu suchen sind. Insbesondere waren es Marinezeitschriften, die den Kampf mit Deutschland für unausbleiblich hielten und ihn so rasch als möglich herbeiwünschten. Aber auch die übrige nationalistische Presse unterstützte den Marinechauvinismus, namentlich seit der definitiven Annäherung Englands an Frankreich und Rußland. P. Rohrbach zitiert eine Reihe bezeichnender Stellen in seinem „Chauvinismus und Weltkrieg" I., z. B. Marinefachblatt „The Fleet" im Juni 1912: „Geradeheraus gesagt, wir müssen mit Deutschland kämpfen, ob wir wollen oder nicht . . . . . recht viele klar denkende Männer bedauern, daß der Kampf durch Agadir nicht zum Ausbruch kam." — „John Bull" bringt zum 3. August 1912 einen nach dem Kriege schreienden Artikel mit der Überschrift: „Auf den Tag! Nicht mehr reden! Nieder mit der deutschen Flotte! Nur diese Wahl!" In diesem Artikel steht unter anderem der den Geist dieses Blattes bezeichnende Satz: „Sollen wir abwarten, bis die Konsols mit 65 berechnet werden und unser nationaler Kredit zum Geier ist?" — Der für die öffentliche Meinung Englands gewichtige Archibald Hurd schrieb im Maiheft der „Fort nightly Review" 1912, daß Seemacht für England Notwendigkeit, für Deutschland Luxus sei, daher sei die englische Flotte Endzweck, der Zweck der deutschen Flotte aber, wenn man den Alldeutschen Glauben schenken soll, sei die Vernichtung des britischen Weltreiches, die Zerstörung der französischen Republik und die Weltherrschaft.

In der englischen chauvinistischen Presse wie auch in der Ansicht von Großindustriellen und Großkaufleuten spielte die Angst vor der Entwickelung Deutschlands eine große Rolle. Es mag hier gleich mit erwähnt werden, daß die Angst voreinander das uneingestandene Hauptmotiv der Bündnispolitik von jeher war. Aus der Einzelangst der Nationen entstand aber durch die Bündnisse eine womöglich noch hysterischere Angst der Verbündeten, eine

kumulative Angst, die zur Freude der Schwerindustrie aller Länder mit immer wahnsinnigerem Verlangen nach Waffen schrie.

Die englische Regierung ließ sich aber niemals so von ihren Chauvinisten treiben wie die deutsche. Das mag mit der auf allen Gebieten innerlich unsicheren und daher trotz aller Selbstherrlichkeit doch letzten Endes sehr abhängigen — und zwar von allen möglichen politischen Quacksalbern abhängigen — Persönlichkeit Wilhelms II. zusammenhängen. Andererseits darf doch nicht vergessen werden, daß für die englische Regierung die Vorherrschaft Englands zur See eine Selbstverständlichkeit war, an die nicht gerührt werden durfte. Auch ein französisches Urteil bestätigt das. Flourens sagt in „La France conquise" 1906 (S. 41): „Schlagt die Jahrbücher von Großbritannien auf und sagt mir, wann und unter welchen Umständen ein englischer Staatsmann gezögert hat, sobald das Interesse Englands es ihm zu gebieten schien, bitteres Unheil auf rivalisierende Völker loszulassen?" Der pazifistische Premierminister Asquith sagte in einer Rede vom 10. März 1908: „Wir müssen die unangreifbare Suprematie dieses Landes zur See aufrecht erhalten". Er sagte das sicherlich ohne Absicht, zu irgendeinem Kriege zu treiben, aber im festen Bewußtsein, daß nur die unangreifbare Suprematie Englands zur See eine Bürgschaft europäischen Friedens sei. Lord Fisher tat als erster Seelord die keines Kommentars bedürfende Äußerung: „Ich hoffe, noch so lange im Amt zu bleiben, bis die deutsche Flotte auf dem Grunde des Meeres liegt". Ängstlichen Gemütern wird dieses Abtun der deutschen Flotte ebenso leicht dargestellt wie in Deutschland die Landung in England dargestellt wurde.

Wie in den anderen Ländern, ist auch in England die Idee, daß Gott eine besondere Vorliebe für die Politik des Landes zeigt, in den Dienst des Kriegshetzens gestellt worden. Lord Curzon widmete sein Buch „Problems of the Far East": „denen, die da glauben, daß das britische Weltreich nach dem Willen der Vorsehung das gewaltigste Werkzeug Gottes zur Förderung des Guten ist, das die Welt gesehen hat". Nun kann man wohl dem Imperialismus Lord Curzons nach diesen Worten die idealistische Grundlage nicht absprechen, es kommt aber eben bei der politischen Wirkung auf die bedrohte Nation gar nicht auf die Frage an, ob ein Imperialismus idealistisch oder materialistisch ist. Diese Unterscheidung kommt nur für die ethische Einstellung des eigenen Landes in Betracht. Wenn mich ein Fremder töten will, so ist es mir ganz gleichgültig, ob er das aus idealistischen oder materialistischen Gründen tut, das Ent-

scheidende für mich ist seine Absicht, und nur seine Handlung (auch in ihren Vorbereitungen) versetzt mich in das Recht der Notwehr.

Es konnte daher der gewiß hohe Idealismus, der die besten Männer Englands beim Ausbau ihres Weltreichs leitete, nicht beanspruchen, von den Nationen, die unter der Verwirklichung dieses Idealismus ihre Existenz zu verlieren drohten, nun als Idealismus gewürdigt oder gar unterstützt zu werden. Erst ein Völkerbund machtvoller Reiche könnte — zum Zwecke ewigen Friedens und relativ höchster Gerechtigkeit im Völkerverkehr — die Anerkennung *seines Idealismus* mit Recht verlangen. Der *höheren* Gemeinschaft zuliebe kann und muß ein Staat sich freudig der Souveränitätsrechte begeben, kann und muß eine Nation Opfer bringen. Der Einzelforderung eines Fremden gegenüber aber haben Staat und Nation das berechtigte Bestreben, ihre Lebensinteressen mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln zu schützen.

Wesentlich primitivere Formen, die aber darum einem ungebildeten Volk gegenüber noch überzeugender wirkten, hatte der Chauvinismus in *Rußland* angenommen. Hier trat er als eine russische Übersetzung des Alldeutschtums im *Panslawismus* auf. *Das Programm des Panslawismus* ist: Vereinigung aller Glieder des slawischen Volkstums über die Staatsgrenzen hinaus zu einer höheren staatlichen Einheit oder zum mindesten zu einer höheren kulturellen Gemeinschaft in Pflege von Tradition, Literatur und Sprache. (Vgl. *Danilewskij*, „Rußland und Europa", 1869.) Danilewskij faßt das Programm am schärfsten. Er geht aus von der Forderung: „Österreich und die Türkei zu vernichten ist die Aufgabe der russischen Politik, denn die orientalische Frage ist nur gemeinsam mit der österreichischen zu lösen". Er will den neuen slawischen Bund, bestehend aus: dem tschechisch-mährisch-slowakischen Königreich, dem serbisch-kroatisch-slowenischen, dem bulgarischen mit Rumänien und Mazedonien, dem griechischen (mit allen türkischen Gebieten, in denen Griechen wohnen) und dem ungarischen. Konstantinopel sollte die Hauptstadt dieses Bundes werden. Daß unter diesen Völkern einige gar keine Slawen sind, hat Danilewskij weiter keine Sorgen gemacht.

Dieser Panslawismus war, wie Gothein ("Warum verloren wir den Krieg?" S. 22) sagt, „eine Riesenmacht geworden; er hatte nicht nur die Gemüter der reaktionären allrussischen Leute, sondern nicht minder die der liberalen Intellektuellen ergriffen. Der Weg nach Konstantinopel führe über Berlin, war die allgemeine Parole. War es doch — nachdem man England auf seiner Seite hatte —

nur noch Deutschland, das für diesen allgemeinen Volkswunsch das Hindernis zu bilden schien, indem es sich schützend vor Österreich-Ungarn und die Türkei stellte. Und je bedrohlicher bei der allgemeinen Reaktion sich die revolutionäre Bewegung im Volk ausbreitete, um so mehr suchten die führenden militärischen und allrussischen Kreise das Volk durch einen populären Krieg abzuleiten."

Selbst Förster, der geneigt ist, alle Schuld am Kriege ausschließlich den Mittelmächten zuzuschieben, muß in seinem Buche „Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland" S. 103 zugeben, „daß sich in der ganzen slawischen Welt verschiedenartige und nationalistische Tendenzen leidenschaftlichster Art entwickelt hatten, die zweifellos die Existenz der Donaumonarchie schwer bedrohten".

Die Verhältnisse in Rußland und Deutschland lagen insofern sehr ähnlich, als auch das Alldeutschtum, wenn es auch seinen Schwerpunkt in reaktionären Kreisen hatte, doch starke Anhängerschaft in der nationalliberalen Intelligenz fand, eine Anhängerschaft, die für den geistigen Gehalt der Bewegung geradezu ausschlaggebend wurde.

Der Panslawismus ist eine Bewegung, die zwar durch die Drohungen der Alldeutschen wesentlich gestärkt wurde, nicht aber etwa nur als eine Reaktion auf das Alldeutschtum aufzufassen ist. Er kann seinen Stammbaum bis auf Peter den Großen zurückführen, der mit dieser Bewegung schon rechnete, als er 1711 den Krieg gegen die Türken begann. Vielleicht ist jener Ausspruch eines russischen Mönches nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken die erste Proklamation panslawistischer Grundstimmung: „Gefallen und vergangen sind zwei Rome, aber Moskau hat das Geschick bestimmt, das dritte Rom zu sein. Ein viertes Rom jedoch wird es nicht geben." Der kulturelle Gedanke wandelte sich wie beim Alldeutschtum mit der Zeit in einen rein politischen um, und im Maße dieser Umwandlung wurde die panslawische zu einer panrussischen Idee und Bewegung. Also reiner russischer Imperialismus!

Einen reizvollen Beleg für die historische Tradition des Panslawismus hat Gustave Doré in seinem Bilderbuch zur Geschichte des russischen Absolutismus („Histoire de la Sainte Russie") um das Jahr 1854 gegeben (deutsch von P. S. [Peter Scher], „Das heilige Rußland" (mit 477 Bildern, München ohne Jahreszahl). Vom Urbeginn der russischen Geschichte bis zum Krimkrieg wird „das fortgesetzte Rennen gegen Konstantinopel" in einer Fülle höchst witziger Satiren und Illustrationen dargestellt.

Unterstützt wurde diese imperialistische Richtung der Bewegung

durch das Bestreben der Balkanslawen nach Befreiung vom türkischen Joch. Diese Befreiung war nicht durchzuführen ohne engste Anlehnung an „die große Mutter" Rußland. Man hat als Geburtsstunde der allrussisch-imperialistischen Bewegung die Reise M. Pogodins (Professor aus Moskau) im Jahre 1840 nach Österreich bezeichnet. Das Ergebnis dieser Reise bestand in einer Denkschrift, nach der Österreich und die Türkei zu vernichten seien, ein Gedanke, den später Danilewskij in seiner panslawistischen Bibel, dem Buche „Rußland und Europa", aufgenommen und in weiteste Volkskreise getragen hat. Eine kleine anonyme Schrift „Travaux historiques contemporains" (Petersburg 1845) beginnt den Reigen der grotesken allrussischen Übertreibungen, die den alldeutschen nichts nachgeben und lange vor diesen zum Kriege nach allen Seiten hetzten. Hier heißt es: „Wir sind von Ruhm bedeckt; wir müssen aber auch den Ruhm unserer Vorfahren als unser Eigentum beanspruchen. Wir müssen das Reich Attilas in seiner ganzen Größe wieder erstehen lassen. Ja, mit den starken Händen der Slawen hat er den Orient unterworfen und an der Spitze der Slawen bedrohte er großartig im Stolz auf seine Macht das Abendland mit seiner Geißel (Nagaika = Tatarenpeitsche)".

1848 fand schon der erste panslawische Kongreß in Prag statt. Ihm folgte 19 Jahre später der zweite in Moskau. Die Bewegung war stark genug, um 1877 den Krieg gegen die Türkei zu entfesseln und die Formulierung des Friedens von San Stefano zu beeinflussen.

Bismarck schrieb am 10. September 1879 an den König von Bayern: „Wenn es zweifellos ist, daß Kaiser Alexander, ohne den Türkenkrieg zu wollen, unter dem Drucke der panslawistischen Einflüsse denselben dennoch geführt hat, und wenn inzwischen dieselbe Partei ihren Einfluß dadurch gesteigert hat, daß dem Kaiser die Agitation, welche hinter ihr steht, heute mehr und gefährlicheren Eindruck macht als früher, so liegt die Befürchtung nahe, daß es ihr ebenso gelingen kann, die Unterschrift des Kaisers Alexander für weitere kriegerische Unternehmungen nach Westen zu gewinnen."

Als der Berliner Kongreß die Hoffnungen der Panslawisten wesentlich enttäuschte, begann desto stärker die russische Innenarbeit der Bewegung, die der historischen Freundschaft mit Preußen zum Trotz sich nun auch gegen Deutschland zu richten begann. Diese antideutsche Richtung flaute ab und im 20. Jahrhundert blieb sie bis 1908 mehr eine allrussische Privatsache, allerdings nicht ohne gelegentlich recht spannende politische Situationen hervorzurufen.

Als 1908 aber die offizielle russische Politik sich wieder — nach jahrzehntelanger Vernachlässigung — dem nahen Orient und Balkan zuwandte, zu gleicher Zeit Österreich eine sehr imperialistische Politik auf dem Balkan begann und in Preußen-Deutschland eine sehr polenfeindliche Haltung modern wurde, da gewann der Panslawismus neuen und von jetzt an maßgebenden Einfluß auf die russische Regierungspolitik zu gewinnen. Man nennt vielfach die Bewegung seit 1908 den Neopanslawismus. Er unterscheidet sich von der — man kann sagen — orthodoxen Bewegung Danilewskijs dadurch, daß er nicht ausgesprochen großrussisch und daher auch nicht antipolnisch war, sondern die freie Entwickelung aller slawischen Stämme propagierte. Mit diesem, vom Standpunkte der kleinen slawischen Völker aus wesentlich sympathischeren Programm mußte er trotzdem auf das Heftigste mit Österreich-Ungarn zusammenstoßen, das es nicht verstand, seinen slawischen Völkern eine historische Aufgabe im Rahmen des Reichsverbandes zu geben. Die panslawistischen innerpolitischen Wünsche nach Autonomie der slawischen Stämme waren bei den gleichzeitigen außenpolitischen Wünschen nach Konföderation aller Slawen ein Angriff auf die Existenz der Donaumonarchie, der allerdings wenig wirksam gewesen wäre bei entsprechend vernünftigerer innerer Politik Österreichs. Im Sommer 1908 bekannten sich bedeutende Führer aller russischen Parteien auf dem panslawistischen Kongreß in Prag zum neuen Programm, das sich in „brüderlicher Liebe" vor allem Serbiens annahm. Die Hetze begann die Formen anzunehmen, die wir bei den Alldeutschen und bei den Chauvinisten in England und Frankreich kennen gelernt haben. Trotzdem blieb die Masse des russischen Bauernvolkes ziemlich unberührt von ihr. Dagegen neigte sich ihr, enttäuscht durch die Niederlage gegen Japan, das Offizierskorps allmählich zu. Kuropatkin selbst war es, der 1910 in einer Rede vor Dorpater Studenten die russische Revolution für den Verlust des Krieges gegen Japan verantwortlich machte und von einer Art „Frontverdolchung" sprach. Bei dieser Gelegenheit betonte er, daß der nächste Krieg Rußlands populär sein werde. Der Leser vergleiche mit diesem Versuche die ganz ähnlichen und ebenso erfolgreichen Versuche, die von führenden Persönlichkeiten der Militaristen nach dem verlorenen Weltkrieg in Deutschland gemacht wurden. Der Parallelismus ist durch die Gleichartigkeit der Motive begründet. Es gibt in der ganzen Kriegsgeschichte nur ganz vereinzelte Generale, die keine Kuropatkins sind und den menschlichen Mut haben, zu sagen: „Ich, ich habe den Krieg verloren".

Von 1908 an datiert auch die enge Verbindung Serbiens mit den russischen Kriegshetzern, wenngleich hier schon Berührungspunkte seit dem Beginn der antiserbischen Politik Österreichs im 17. Jahrhundert vorhanden waren, die sich gelegentlich, vom Beginn des mehr als hundertjährigen Freiheitskampfes der Balkanslawen gegen die Türken (1804) an, zu wesentlicher Beteiligung russischer Politik erweiterten und die Entwickelung der großserbischen Frage förderten, eine Frage, die nur im Rahmen der panslawistischen Bewegung historisch richtig gewürdigt werden kann. Bulgarien war unter dem Battenberger der panslawistischen Bewegung abgeneigt, öffnete ihr aber unter Ferdinand von Koburg seine Tore, so daß eine starke russophile Partei entstand.

In Österreich selbst wirkte der Neopanslawismus namentlich durch seine Herrschaft in Böhmen zersetzend ein. Er trug wesentlich zur Verminderung der militärischen Leistungen und zum raschen Zerfall der Donaumonarchie bei. Von besonderer Bedeutung war hierbei die polenfreundliche Haltung des Neopanslawismus, wodurch die große polnische Bevölkerung Österreichs für russische Interessen gewonnen wurde.

Die Gesamterfolge dieser Bewegung kennzeichnet sehr treffend das große „Handbuch der Politik" von 1920 (im Artikel „Der Panslawismus in Rußland, Serbien und Österreich" von Prof. Dr. O. Hoetzsch), wenn es schreibt: „Soweit die Männer, die den Zaren in den verhängnisvollen Julitagen von 1914 bestimmten, weltpolitisch dachten, standen sie im Dienst dieses Panslawismus, der von einer mehr historisch-romantischen Idee zum Angriffsprogramm gegen Österreich-Ungarn und gegen Deutschland geworden war. Er hatte einen Dunstkreis von Haß gegen das Deutschtum überhaupt erzeugt, in dem der Gegensatz der Ostmächte Europas schließlich unlösbar wurde. Im Kriegsmanifest vom 8. August 1914 bekannte sich dann auch der Zar selbst zum Panslawismus: Wir kämpfen auch für unsere slawischen Brüder, unsere Glaubensgenossen und Blutsverwandten."

Daß es in Rußland nicht daran gefehlt hat, Gott als Beschützer der panslawistischen Idee aufzustellen, bedarf kaum der Erwähnung, zumal sich gerade die orthodoxe höhere Geistlichkeit sehr mit der panslawistischen Propaganda, schon aus der Ansicht heraus, daß in ihr ein Ventil gegen innerpolitische Überspannungen gegeben sei, beschäftigte.

Der Panslawismus ist heute ebensowenig tot wie das Alldeutschtum. Während dieses im Schrei nach Revanche ein mächtiges,

neues Programm findet, das es immer entscheidender zur Kulturlosigkeit verdammt, wird der Panslawismus wahrscheinlich, nachdem sein rein politisches Programm in der Zerstörung Österreichs und der Türkei Erfolg und Sättigung gefunden hat, sich zu einer Kulturidee entwickeln, die nicht mehr imperialistisch sein muß und dadurch vielleicht in die Lage kommt, Menschheitswerte hervorzubringen. Es fragt sich allerdings, wie es ihm gelingt, sich mit der Barbarei des Bolschewismus auseinanderzusetzen.

Der Chauvinismus Italiens ist der unbedeutendste und ungefährlichste gewesen und blieb kaum während der großen Psychose des Weltkrieges von den Stimmen der Vernunft, die in diesem Lande wohl am zahlreichsten waren, unwidersprochen. (Vgl. A. Mayer, „Das geistige Italien gegen den Krieg", München 1916.) Italien kann hier anderen Nationen als Vorbild dienen. Lächerlich ist die in Deutschland oft gehörte Bemerkung, daß Italien (das man ja wegen der „treulosen" Politik seiner Regierung mit den gröbsten aller Schimpfnamen zu belegen pflegte), nur Sorge trage, daß die Deutschen nach dem Kriege wieder Geld ins Land bringen. Derartige Beweggründe waren für die italienische Intelligenz nie maßgebend. Aber es lebt außerordentlich viel Kultur in diesem zivilisationsärmeren Land und namentlich in seinen führenden Gesellschaftsklassen. So ist in Italien der Chauvinismus nicht eine Angelegenheit dieser gewesen, sondern vielmehr eine solche der Berufspolitiker und der politisch Ehrgeizigen, die keine Rolle im Geistesleben des Volkes gespielt haben und die erst dazu kamen, eine, aber sehr vorübergehende Rolle zu spielen, als der Krieg nicht nur die italienischen Köpfe zu verwirren begonnen hatte.

Der italienische Chauvinismus knüpfte sich an zwei große politische Forderungen, an den Wunsch nach der Herrschaft in der Adria und an den Wunsch, die italienisch sprechenden Teile Österreichs mit dem Königreich Italien zu verbinden.

Beide Wünsche sind zunächst Angelegenheiten der Irredenta gewesen. Hinsichtlich der Adria als mare nostro erweiterten sie sich in imperialistischer Hinsicht durch Gelüste nach der gegenüberliegenden Küste der Balkanhalbinsel, namentlich nach Albanien. Diese aktive albanische Propaganda begann mit Schulen, Konsulaten und handelspolitischen Institutionen mit dem Jahre 1900. Der Heirat des Kronprinzen mit einer Montenegrinerin lagen wohl mehr politische als persönliche Motive zugrunde.

Der eigentliche Irredentismus begann in Italien um das Jahr 1877. Da begann man von den „Unerlösten" zu sprechen, worunter

man die unter österreichischer Herrschaft lebenden Italiener verstand. Die Forderung, diese Gebiete dem Königreich einzuverleiben, blieb von da ab dauernd bestehen und wurde in Schulbüchern, Gedichten und Romanen, Reden und Verhandlungen tausendfältig variiert. An sich kann solches Bestreben nicht als Chauvinismus bezeichnet werden und es wäre gar nichts dagegen einzuwenden, wenn Italien auf politischem Wege versucht hätte, diesen Wunsch, der in seinem Rechte lag, zu verwirklichen. Italien hätte ähnliche Forderungen, wenn auch in kleinerem Ausmaße, an Frankreich zu stellen gehabt. Es lagen da Unvollkommenheiten in der Gebietszuteilung bei der Gründung des Königreiches 1870 vor, die zu ändern dem durchaus berechtigten Interesse Italiens entsprach.

Angreifbar wird die Irredenta erst in dem Augenblick, in dem sie mehr verlangt, als ihr billig zusteht, und zum Kriege hetzt, um ihr Ziel zu erreichen. Sie ging mit ihren Forderungen weit über das Ziel hinaus, indem sie beispielsweise von der Adria behauptete, das Meer sei zu klein für zwei Großmächte, sowohl in wirtschaftlicher als politischer Beziehung. Hier beginnt das Bestehen auf dem eigenen Recht sich in einen Egoismus umzusetzen, der fremdes Recht nicht mehr achtet. In dieser Umsetzung liegt überall, wo Irredentismus auf Erden eine Rolle spielt, das Angreifbare begründet.

In der Hand verantwortungsloser Phantasten, zu denen der irredentistische Dichter Gabriele d'Annunzio zu rechnen ist, wurde denn auch schließlich Vernunft zu Wahnsinn. Der italienische Nationalismus in der verzerrten Form der Eroberungssucht tritt im abessynischen und später im tripolitanischen Kriege auf. Da wird von italo-afrikanischem Imperium gesprochen, das sich von der Nordküste Afrikas über den Sudan bis an den Indischen Ozean erstrecken solle, fand aber auch sofort lebhaften Protest der Vernünftigen.

Die gefährlichste Erkrankung des Patriotismus ist also auch hier, wie in Deutschland und Rußland, der nationalistische Größenwahnsinn, der mit Vaterlandsliebe gar nichts mehr zu tun hat, da er fremde Nationen unterjochen will. Es ist die reine Machtorgie, die da inhumane Geister feiern, und diese Machtorgie benützt die Dummheit der Kritiklosen, um unter der Heuchelei, es handle sich bei solchem politischen Banditentum um das Wohl des Vaterlandes, das eigene Volk maßlos zu betrügen oder seine gemeinsten Instinkte wachzurufen.

Durch die Hetze gegen Österreich wurde die Kraft des Dreibunds geschwächt, die Feinde wurden auf diese Schwäche aufmerksam

gemacht und deren Chauvinismus dadurch gestärkt. Die Tatsache, daß Italien wissen mußte, aus wirtschaftlichen Gründen gar nicht einer gegen England gerichteten Koalition angehören zu können, hätte von vornherein seiner offiziellen Politik, deren sich im übrigen edle Italiener schämten, die Richtung geben sollen. Vielleicht aber waren gerade die vernünftigen Irredentisten daran schuld, daß Italien beim Bündnis blieb, um im Falle einer politischen Verlegenheit Österreichs die unerlösten Gebiete auf dem Wege der Kompensation zu erhalten, denn es war für Italien nicht möglich, bevor die große Entente England, Frankreich, Rußland zustande kam, an einen Krieg mit Österreich, hinter dem das Deutsche Reich stand, zu denken.

Österreich hat durch seine ungeschickte Politik Italien gegenüber sehr viel dazu beigetragen, daß die Ideen der Irredenta zum großen Programm Italiens im Weltkrieg werden konnten. —

Wenn wir, die Erscheinungen in den besprochenen Ländern zusammenfassend, den Chauvinismus in seiner Bedeutung als Motiv des Weltkrieges betrachten, so ist es wohl berechtigt, zu sagen: Dieser Chauvinismus stellte eine dauernde Gefährdung des Friedens der Welt dar. Er erhitzte sich am Chauvinismus des Nachbarn, er verwendete dessen Wahnsinn, um den eigenen als eine natürliche Abwehr dem Volke darzustellen. Er appellierte an die fast allen Menschen innewohnende Sucht nach Vergrößerung des Besitzes, er fand rasch Verbindung mit den Kreisen der Industrie, die an der Rüstung des Staates profitierten oder sogar ausschließlich von ihr lebten. Der ideal-romantische Sinn glänzender Herrlichkeit der eigenen Nation (wer wollte ihn den flüchtig denkenden Massen der Menschen verübeln) verzerrte sich zur Gier des Raubtieres, gewann aus dem materialistischen Zeitalter seine Kraft und gab diesem ein außenpolitisches Programm. Und das Programm, das Beute versprach, weckte nur schlummernde, aber noch nicht biologisch abgelegte Instinkte. Die Menschheit war in Kunst und Wissenschaft kulturell viel höher entwickelt als in ihrer Ethik. Das Christentum war zur Kirche degeneriert. Es war Macht geworden und hatte in dem Maße, in dem es Macht wurde, an Idee und zwingender ethischer Kraft eingebüßt, es war gleichzeitig zur Form geworden, aus der der Geist Christi entwichen war. Nichts stand dem Programm der Beute entgegen als etwa nur die politische Klugheit einiger Regierungen: so wenig als möglich von diesem Programm, das das Programm aller war, zu reden.

Und das war dann fast noch schlimmer. Es erzeugte jenes wider-

liche Milieu der Heuchelei, in dem der Krieg gewollt und vorbereitet, der Frieden aber als Ziel den Menschen vorgelogen wurde. Es hieß: si vis pacem para bellum, wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor. Es hätte heißen sollen: Wenn du den Krieg willst, dann mache den anderen weis, du willst den Frieden.

Ein wirklicher Pazifismus existierte offiziell nirgends. Er war einem kleinen Kreis von innerlich gütigen Menschen vorbehalten, die viel zu christlich oder philosophisch, viel zu wahrhaftig oder zu bescheiden waren, um im Zeitalter des Materialismus und der Heuchelei irgendwelchen bestimmenden Einfluß auf die Politik ihrer Staaten zu gewinnen. Sie fielen der Verachtung und dem Spott der Machtlüsternen anheim. Es fehlte ihnen vielleicht an einer großen Persönlichkeit, der es gegeben gewesen wäre, die dumpfen Massen derer, die auch den Krieg nicht wollten, weil er ihnen nichts bringen, sondern nur alles nehmen konnte, zu wecken, in diese Massen die große Idee des Friedens zu werfen und dadurch eine Macht des Guten zu schaffen. Diese Macht hätte den Kampf für den Frieden mit der Kraft ihrer Idee ausfechten können, und wenn es nur ein Kampf in der Form jenes passiven Widerstandes gewesen wäre, an dessen Stärke in den christlichen Herzen das kaiserliche Rom mit seiner ungeheueren materiellen Macht einst versagte.

Der Chauvinismus beherrschte das Feld und wurde stark und stärker durch die Ideenarmut der Zeit. Er gewann mehr und mehr Einfluß auf die Regierungen. Und wenn wirklich recht häufig von diesen Regierungen im Lauf der Jahrzehnte seit 1870/71 eine bestehende Kriegsgefahr erkannt und durch geschickte Politik glücklich beseitigt wurde, so war das Motiv für solches Tun nicht die innerliche, bewußte, auf ethischem Urteil beruhende Ablehnung des Krieges als organisiertem Massenmord, sondern es war:

1. die Befürchtung, für diesen Krieg noch nicht so stark zu sein, daß man ihn sicher gewinne,
2. die Angst vor dem Risiko, das jeder Krieg mit sich bringt.

Diese spezielle oder allgemeine Angst nannte man dann mit einer runden und erhabenen Geste heuchlerisch „Friedensliebe". —

So war schließlich — welche Schande für Menschen, die sich Kulturmenschen nennen und Kannibalen sind — die Angst voreinander tatsächlich ein Grund, warum man nicht schon früher übereinander hergefallen ist. Die ganze Politik bestand letzten Endes nur darin, so stark im Vergleich zu den anderen zu werden (durch Bündnisse und eigene Rüstung), daß die verfluchte Angst vor dem Risiko nach menschlichem Ermessen unnötig war. Dann

konnte man den Träumen seiner Chauvinisten Erfüllung geben. Bis zu diesem Augenblick war man friedlich — von da ab war der Krieg die Losung und die Aufgabe der Politik bestand im wesentlichen darin, den Nachbarn zur Kriegserklärung zu reizen, damit man sich dann in den Mantel der Unschuld hüllen und sagen konnte: „Das habe ich nicht gewollt".

Es ist ein Merkmal noch recht geringer intellektueller Entwickelung der Menschen, daß ganze Völker auf diesen Schwindel immer noch hereinfallen, daß sie immer noch nicht die Wahrheit des Satzes erkannt haben, mit dem Hanns Heinz Ewers eines seiner Dramen schließt:

„Blut ist gut, um den Boden zu düngen, wo der Priester und der Kaufmann ernten will."

Der Gott „Macht" hat kluge Priester und die Völker erliegen dem Betruge dieser neuen Priester ebenso sicher, so zweifellos, so kläglich, wie sie das getan haben, solange es zweierlei Menschen gibt: Betrüger und Betrogene.

4. Das Dogma vom Krieg.

Literatur.

Die Literatur für diesen Abschnitt — wenn man diejenigen Werke hervorheben wollte, aus denen Belege für das Dasein des Dogmas vom Krieg und für die Behandlung dieses Dogmas hervorgehen — ist unermeßlich groß. Sie teilt sich ein in die Literatur der militärischen Wissenschaften, in der, ganz naturgemäß und durchaus begreiflich, der Krieg als das Höchste, Erhabenste und den Beruf des Soldaten Krönende dargestellt wird, und in die allgemeine Literatur, in der zum Kriege Stellung genommen wird. Es sind das in der Hauptsache Werke der Geschichte und der Philosophie neben einer ganzen Reihe von ganz unwissenschaftlich geschriebenen „patriotischen Erbauungsbüchern", die hinreichend Verwirrung in die Gemüter getragen haben.

Die Stellung zum Begriff Krieg wird in dieser Literatur teils vom allgemein theoretischen Standpunkt aus genommen, teils kommt sie zu Tage durch die Stellung zu bestimmten Kriegen. Namentlich hat der Weltkrieg eine Flut von Schriften erzeugt, die alle — und das ist eine Wirkung der Zensur, die nichts anderes zuließ — sich zum mindesten „auf den Boden der Tatsachen" stellen, sehr häufig aber eine theoretische und praktische Begeisterung für den Krieg im allgemeinen zeigen, die darauf schließen läßt, daß das Dogma vom Krieg in weitesten Kreisen tief eingewurzelt ist.

Ihnen radikal gegenüber steht die pazifistische Literatur, die vom biologischen (wie Nicolai, Die Biologie des Krieges, Zürich 1919, und C. H. Meray, Weltmutation, Zürich 1918) teils vom allgemein ethischen (wie Dr. Alfred H. Fried, Mein Kriegstagebuch, Zürich 1918), teils vom rein christlichen Standpunkt (wie Fr. W. Foerster, Weltpolitik und Weltgewissen, München 1919) den Krieg ablehnt und der Kulturmenschheit andere Aufgaben stellt als die, sich periodisch zu zerfleischen. Diese Literatur konnte von 1914—1918 in Deutschland nicht erscheinen. Frankreich beschränkte in gleicher Weise die Freiheit des Gedankens, während in England eine relativ vernünftigere Haltung der Behörden festzustellen ist, wenngleich auch hier von einer Freiheit der Meinungsäußerung in pazifistischem Sinne nicht gesprochen werden kann. Dagegen hat in England diese Freiheit des Wortes und Gedankens nach dem Kriege sofort wieder eingesetzt, während in Deutschland der fehlende amtliche Zwang in den revolutionären Wirren durch den Terror von Parteiungen ersetzt wurde, zuerst von links in Form geistigen und körperlichen Terrors, dann von rechts vorläufig noch in rein geistiger Weise. (Aus München wurden allerdings wiederholt Fälle körperlicher Eingriffe in die persönliche Freiheit von Rednern oder anderweitig politisch mißliebigen Personen durch Angehörige rechtsstehender Parteien berichtet.)

An besonders interessanten Werken zur Frage des Krieges im allgemeinen nennen wir noch:

Scheler, Max, Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg. Leipzig 1915. (Unter der Zensur.)

Das Buch, in stilistisch sehr herber und komplizierter, das Lesen vielfach zu einer Qual machenden Weise geschrieben, behandelt den Krieg als Welteinrichtung im Zusammenstoß seines Wesens mit organischem Leben, Geisteskultur und Ethik, geht dann über auf die Metaphysik des Krieges (Realität der Nation, Krieg und Tod, Gottesgericht) und benutzt die Frage vom gerechten Krieg um zu dem mehr propagandahaften zweiten Teil überzugehen,

der die Gerechtigkeit des deutschen Krieges beweisen will und im politischen Programm: „Los von England!" endet.

Es ist zweifelhaft, ob Max Scheler das Buch heute noch so schreiben würde wie damals.

Otto, Berthold, Mammonismus, Militarismus, Krieg und Frieden, Berlin 1918, deckt in sehr geistvoller Weise die Zusammenhänge der im Titel bezeichneten Begriffe auf und bekämpft den gegenwärtigen Raubtierstandpunkt des politischen Menschen oder der politischen Gemeinschaft.

Clausewitz, K. v., Das Buch vom Kriege. Leipzig 1917.

Es gibt eine große Anzahl von Ausgaben dieses militärischen „Philosophen" der viel weniger Philosoph als Methodologe ist. Die um Veraltetes gekürzte Insel-Verlag-Ausgabe wird dem militärischen Laien am handlichsten sein. Die Kriegsfreunde können sich nicht so sehr auf Clausewitz stützen, wie sie das immer tun, denn Clausewitz sagt klipp und klar, „der Krieg ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen".

Zurlinden, G., Der Weltkrieg. Vorläufige Orientierung von einem schweizerischen Standpunkt aus. Zürich 1917.

Für die Frage des Dogmas vom Krieg kommen die Kapitel 1: Die menschliche Natur, und 2: Der Kriegsaberglaube, des I. Bandes in Frage.

Helmolt, H. F., Das Buch vom Kriege. Berlin (während des Krieges).

Eine recht bezeichnende Zusammenstellung kriegsverherrlichender Literatur, aus der die Verbreitungsgebiete des Kriegsdogmas gut hervorgehen.

Positive Vorschläge für den Ersatz des Kriegsdogmas durch eine Lehre der Versöhnung geben mehrere Veröffentlichungen des Fr. A. Perthesschen Verlags, Gotha, die im Auftrage der Großloge für Deutschland verfaßt sind. Darunter gehören:

Friedenspflichten des einzelnen, Gotha 1918,
Menschheitswerte und Völkerbund, Gotha 1920,
Friedenspflichten der Nationen, Gotha 1919.

Ein außerordentlich wertvolles kleines Werk ist:

Goedeckemeyer, A., Die Idee vom ewigen Frieden. Leipzig 1920.

Die Wirkungen des Treitschkegeistes verkörpern folgende Veröffentlichungen, deren sich spätere deutsche Generationen hoffentlich schämen werden:

Steinmetz, G. R., Die Philosophie des Krieges. Leipzig 1907.

Lasson, Adolf, Das Kulturideal und der Krieg. Berlin 1863 (ein Vorläufer).

Kattenbusch, F., Das sittliche Recht des Krieges. Berlin 1906.

Ratzenhofer, General, Die soziologische Erkenntnis und die positive Ethik. Leipzig 1901.

v. Stengel, K., Weltstaat und Friedensproblem. Berlin 1909.

Nachtrag: Ein neues Werk von General v. Bernhardi: Eine Weltreise 1911/12 und der Zusammenbruch Deutschlands, Leipzig 1921, führt das Dogma vom Krieg in reiner Form vor. Es ist ein einwandfreies Zeugnis vom Tiefstand der deutschen Kriegsfanatiker, zu deren Elite Bernhardi gehört.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Vorherrschaft des Machtgedankens vor dem Rechtsgedanken und damit letzten Endes die Vorherrschaft des Stoffes vor dem Geiste jene Beurteilung des Krieges hervorgerufen hat, durch die sich die Masse der Kulturmenschen schuldig am Weltkriege gemacht hat. Auch hier kann

keine Alleinschuld der Deutschen festgestellt werden. Man könnte versucht werden, eine solche bei den Deutschen festzustellen durch die Tatsache, daß die Lehre von der Berechtigung der Gewalt in Deutschland ihre größten Vorkämpfer hatte, mit der ganzen Gründlichkeit deutscher philosophischer Systematik behandelt und mit der ebenfalls typisch deutschen Empfindungsstärke von fast allen Gebildeten aufgenommen wurde. Gerade die Vermengung des deutschen Idealismus mit der Idee des Krieges hat die Gemüter so außerordentlich verwirrt und die Stellung des deutschen Bürgertums und der geistigen Führer zum ethischen Problem des Krieges gänzlich verschoben. In der aus der Erziehung geschöpften richtigen Ansicht, daß es nichts Mächtigeres in der Welt gibt als die Idee, neigte der Deutsche dazu, den Begriff Krieg mit dem Glorienschein der Idee zu umgeben, in dieses Verbrechen an der Menschheit die Fülle der Gedanken zu tragen, die geeignet waren, es dem Gebiet niedrigster Stofflichkeit zu entreißen und in das höchster Geistigkeit hinaufzutragen. In diesem unglückseligen Versuch am untauglichen Objekt liegt die geistige Kriegsschuld Deutschlands — eine tragische Verirrung, die meines Erachtens nach ihren Hauptgrund darin hat, daß die deutsche Erziehung auf rein politisch-historischer Basis aufgebaut, den Krieg und die Gewalt- und Betrugsmittel eroberungssüchtiger Politik als menschheitsbewegende Faktoren hinstellte — was sie gar nicht sind. Daß Kriegserfolge oder Kriegsmißerfolge durch die Gewalt ihres Eindrucks bei vielen Menschen Änderungen ihres „prinzipiellen" Standpunkts hervorrufen können, ist im Krieg und nach dem Krieg bei Menschen aller Nationen festzustellen gewesen. Namentlich ist die Einstellung nach dem Erfolg bei denen zu bemerken, die bei sehr lebhaftem Temperament eine starke Suggestibilität den gewaltigen Eindrücken des Krieges gegenüber aufweisen. Psychologisch sehr bemerkenswerte Beispiele (Renan — Dostojewski) bringt Nicolai in „Biologie des Krieges" II, S. 336/37. — Aber auch der praktische Geschäftsgeist bringt derartige Veränderung hervor. Treitschke wurde 1864 in Paris als Bekämpfer des preußischen Despotismus gefeiert. Er sah ein, daß mit diesem Despotismus bessere Geschäfte zu machen waren als mit seinem jugendlichen Idealismus und wurde geistiger Vorkämpfer dieses Despotismus, Kriegsphilosoph und . . . Exzellenz. — Sybel hatte ein ähnliches Schicksal. Es bleibt der Forschung überlassen, die Motive in der innerlichen Veränderung von David Friedrich Strauß, Freiligrath und einiger anderer aufzusuchen. —

Kriege sind Krankheitserscheinungen an dem Menschheitsorganis-

mus, der sich nach uns noch unbekannten, aber mit aller Wahrscheinlichkeit doch vorhandenen Gesetzen entwickelt. Es sind Krankheitserscheinungen, die von einigen vielleicht mit Recht als biologische Rückfallserscheinungen (Atavismen) aufgefaßt werden. In dem Maße, in dem unsere Erziehung auf Naturwissenschaft, in erster Linie auf Entwickelungslehre und Biologie aufgebaut worden wäre, in dem Maße würde der Krieg, statt kritiklos-gefühlsmäßig bewundert, kritisch-verstandesmäßig gewertet worden sein. Nur weil die deutsche Erziehung so unendlich wenig naturwissenschaftliche Erkenntnisse vermittelte, war es möglich, daß mit Darwins „Kampf um das Dasein" ein solcher Unfug in seiner Heranziehung als Eideshelfer für die natürliche Berechtigung des Krieges selbst bei Gebildeten oder sogar gerade bei Gebildeten getrieben werden konnte.

Vorweg genommen mag werden, daß dann während des Krieges sich in Deutschland das Gewissen vielleicht mehr regte als in anderen Ländern (was mit der gefühlsmäßigen Einstellung auf die Pseudoidee von der Heiligkeit der Macht psychologisch zu beweisen wäre), daß dann aber ein begreifliches Sich-selber-schonen die Entschuldigung prägte: Not kennt kein Gebot! Das ist eines jener verdammenswerten, ewig falschen Sprichwörter, die einem Volke nur schaden. Die ethische Forderung lautet: Gebot kennt keine Not! Eine Tat wird ja erst ethisch wertvoll, wenn sie hemmenden Einflüssen (also der Not gegenüber) doch durchgesetzt wird, eine Tatsache, die überall anerkannt wird, nur nicht auf dem Gebiet der Politik.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei noch bemerkt, daß wir in diesem Buche von der großen deutschen Tragödie schreiben, mithin uns mit der psychologischen Erfassung der deutschen Verhältnisse mehr und tiefer beschäftigen müssen, als mit der der Verhältnisse in anderen Nationen. Es ist also niemals die Absicht vorwaltend, die Zustände im eigenen Lande härter kritisieren zu wollen als in anderen Ländern, sondern nur der Wunsch, durch eigene tiefere Erkenntnis deutscher Verhältnisse dem deutschen Volke zum Erkennen — von dem es noch so meilenweit entfernt ist — zu verhelfen. Es soll trotzdem, soweit es der auch in diesem Buche beschränkte Raum zuläßt, die Parallele zu anderen Völkern hier und an jeder anderen Stelle, die hierzu auffordert, gezogen werden.

Geist oder Stoff! In diesem Dilemma knüpft sich der erste große Knoten des Weltdramas. Stoff war die Antwort von Potsdam und Stoff war die Antwort des Zeitalters der Zivilisation, das der kurzen Epoche Weimarer Kultur in Deutschland gefolgt ist. Aber — und hier stoßen wir, wenn wir ganz ehrlich sind, auf die

tiefste deutsche Sünde — kein Bekenntnis zum Stoff in brutaler Primitivität, sondern ein großes Heucheln, eine Maskerade materialistischer Zivilisation mit dem weißen Gewande der Kultur, eine Vortäuschung des Gedankens zum Zwecke der Macht, eine geistige Irreführung der Jugend und des Gesamtvolkes zum Zwecke der Vergottung des Staates, eine Dogmatisierung des Begriffes Vaterlandsliebe durch Substitution des Begriffes Hingabe an die Machtpolitik des Staates.

Es war in den anderen Ländern nicht anders, aber in Deutschland stürzte sich die alles aufs tiefste erfassende deutsche Seele in diesen Abgrund. Sie verlor ihre Kultur, ohne es zu merken, sie verlor die Macht ihres Gedankens in der ganzen Kulturwelt durch den mit fast kindlicher Begierde aufgefaßten Gedanken der Macht, ohne es zu merken, sie entkleidete sich ihres seit Jahrhunderten getragenen Kleides des Weltbürgers und zwängte sich in die steife Uniform des Militarismus, ohne es zu merken. Die Methode der Ertötung kritischen Geistes in der Frage Geist oder Stoff, begonnen in den Jahren der ersten großen Reaktion nach den Freiheitskriegen, wiederholt nach dem kläglichen Zusammenbruch der liberalen Revolution von 1848, noch einmal mit neuen glänzenden Mitteln angewendet nach dem äußerlichen Erfolge des reinen Machtgedankens 1871 und mit einer größeren Vervollkommnung bei scheinbar belassener geistiger Freiheit fortgesetzt bis zum November 1918, hatte dazu geführt, daß die Deutschen allen politischen Dingen kritiklos wie kein anderes Volk gegenüberstanden, hatte es zu erreichen vermocht, daß der Reichstag in den größten Entscheidungen ohne Bedeutung blieb, daß eine historische Legende zur Staatsgeschichtslehre an Universitäten und Mittelschulen erhoben wurde, daß ein Volk von 60 Millionen Menschen sich 30 Jahre lang von einem geistig durchaus Anormalen beherrschen, vor der Welt lächerlich machen und in dunkelste Holzwege treiben ließ, wie eine willenlose Herde, daß endlich ein Volk von den wundervollen geistigen Eigenschaften, wie das deutsche, den weltpolitischen und innerpolitischen Fragen mit einem Zustand der Verdummung gegenüberstand, der geradezu erschreckend wirkte.

Und als dann alles zusammenbrach, was in Millionen Büchern gedruckt, in Millionen Heften geschrieben, in Millionen Worten eingehämmert und eingeprägt war, was die deutsche Seele mit unerhörter Naivität und Sehnsucht nach deckender Autorität geglaubt, gehofft, gewünscht, gesehnt hatte — da erkannte das Volk die große Lüge des geistigen und politischen Systems, da empfand

es den sinnverwirrenden Schmerz des Betrogenseins und raste in neue Gefilde ewigen Irrens.

Die große Lehre vom Krieg als ein Teil der großen Lehre von der Macht hatte sich als falsch erwiesen, ebenso wie sich einst die Lehre der Macht als falsch erweisen wird auch bei denen, die heute im Besitz dieser Macht sind und die sie, vom Sieg berauscht und dadurch der klaren Vernunft beraubt, als Gift im Körper des Menschheitsorganismus nicht zu erkennen vermögen.

Die große Lehre vom Krieg ist in Deutschland erst im 19. Jahrhundert zum System geworden, während sie in Frankreich schon unter Ludwig XIV. einen Höhepunkt erlebte, dann aber unter den Enzyklopädisten in den Hintergrund trat, um unter Napoleon von neuem aufzuerstehen. Sie basiert in ihrer historischen Beweisführung in der rein kriegerischen Entwickelung Preußens aus einer in unkultiviertem Sorben- und Obotritenland mühsam sich haltenden Oase deutscher Eroberer zu dem für Deutschlands Macht und leider auch für seinen Geist maßgebenden größten deutschen Bundesstaat. Nicht durch Errungenschaften der Kultur, sondern nur durch das Schwert und die in erster Linie militärischen Verhältnissen angepaßte Organisation des Staates hat Preußen die Hegemonie in Mitteleuropa errungen. Geistig von den alten Kulturländern des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation fast verachtet, war es zum Herrn geworden, ohne andere geistige Herrschaftsfähigkeiten als die Gewalt und eine Erziehung, die bei allem Guten (Ordnung, Pflichttreue, Aufopferung für eine Idee) doch im letzten Zwecke nur wieder der Gewalt diente, sei es, daß diese Gewalt die Zwischenform der absoluten Autorität oder die Endform des Krieges annahm. Der preußische Geist zeigt im Guten und Schlechten Ähnlichkeiten, ja Kongruenzen mit dem Geist von Sparta und dem des Türkentums. Er vermochte zu imponieren, aber nicht moralische Eroberungen zu machen, er vermochte zu herrschen, aber namentlich Fremdes nicht zu verwalten, er moderte, wenn er nicht durch neuen Machtzuwachs sich immer neue Ziele steckte.

Auf diesem Preußengeist erwuchs die deutsche Lehre vom Kriege, ernst und keineswegs leichthin geplappert, von den besten Denkern begründet, in ihrem Erfolg von tüchtigen Generalen und einem ungemein aufopferungsfähigen Volk der staunenden, dann sich fürchtenden und endlich hassenden Welt „schlagend" vorgeführt. Hellmuth von Moltke hat 1880 in einem Brief an Bluntschli dieser Lehre vom Krieg den prägnantesten Ausdruck gegeben: „Der ewige Friede ist

ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen." Vielleicht würde dieser Satz mehr Wahrheit enthalten, wenn er lautete: „Ohne den Krieg würde die königlich preußische Welt im Materialismus versumpfen". Diese königlich preußische Welt ist aber recht verschieden von „der Welt" gewesen.

Wenn Moltke geahnt hätte, welches Unheil sein Wort auslösen sollte, er hätte es nie geschrieben. Denn in der Tat widerspricht diese Anschauung auch Moltkes innerstem Wesen. Ein unvergleichlich vom Erfolg begleitetes Soldatenleben und die Idee, daß damals, als er das Wort prägte, ein zweiter Krieg gegen Frankreich vor der Türe stand, mögen Einfluß auf den alten Mann gehabt haben. Es ist ja für einen, der freiwillig sein ganzes Leben einem Berufe widmet, in diesem Berufe von der ganzen Welt Bewundertes leistet und die Anschauung haben darf, seinem Vaterland durch seine Berufsausübung höchste Dienste geleistet zu haben, nur allzu naheliegend, diesen Beruf zu lieben, mithin einen Zustand, der die Ausübung dieses Berufes für immer verbietet, als einen „nicht schönen" zu bezeichnen. Was würde ein begeisterter und von der ganzen Welt gerühmter Schauspieler von der vollständigen Abschaffung der Theater halten? Daß Moltke im übrigen gar nicht so gedacht hat, als er noch ein einfacher Generalstabsoffizier war, das geht aus verschiedenen Äußerungen von ihm hervor, die hier aufgeführt werden sollen, schon deshalb, weil sie, um die oben erwähnte als Dogma aufrecht zu erhalten, stets unterdrückt wurden. Moltke hat als Hauptmann geschrieben: „Eine friedliche Vermehrung des Wohlstandes sei besser als kriegerische Eroberungen", er hoffte, „es würde gelingen, die stehenden Heere in Europa zu verringern". Er ist sogar einmal radikal (man bedenke, ein preußischer Offizier!), aber Goethe war damals noch nicht lange tot und Wilhelm II. noch nicht Kaiser und schreibt: „Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Völkerfriedens. Ist nicht der Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden?"

Moltke hat auch genau und klar erkannt, daß die Einsicht vom Unglück des Krieges, auch eines siegreichen, erst „durch höhere religiöse und sittliche Erziehung der Völker" erreicht werden kann.

Die deutsche „Lehre vom Krieg" mußte der Friedensliebe des

Volkes und den sich hin und wieder regenden Stimmen der Friedensfreunde, die sich auf die gewaltige Autorität Immanuel Kants stützen konnten, ein philosophisches Gegengewicht schaffen und gleichzeitig den Krieg als eine politische Notwendigkeit beweisen.

Die Propagierung und praktische Verarbeitung der Hegelschen Philosophie gehört in dieses Gebiet. Hegel selbst kann für das, was seine Schule anrichtete, nicht direkt verantwortlich gemacht werden. Allerdings hat er durch sein Bekenntnis zum Ideal des antiken Staates — das praktisch-politisch einen höchst verderblichen Anachronismus bedeutet — an der Vergewaltigung der Persönlichkeit durch diesen Staat, der in der Praxis der Gegenwart eben ein Obrigkeits- und Polizeistaat war, wesentliche Schuld. Für Hegel war der Staat — so wie er ihn sich dachte — die Verwirklichung der sittlichen Idee, eine „fleischgewordene Gattungsvernunft", ein vollkommenes Gesamtleben, in welches das Individuum mit allen seinen Vernunfttätigkeiten aufzugehen hatte. Er vernichtete die bisher übliche Auffassung, daß der Staat eine historische Zufälligkeit sei und bestimmte die Aufgaben des modernen Zivilisationsstaates. Ohne seinen persönlichen Idealismus, der im Staat die vernünftige Verwirklichung des Volkswillens sah, war seine Lehre in höchstem Maße gefährlich, weil der Staat Preußen meilenweit von diesem Postulat in praxi entfernt war, und konnte ohne Schwierigkeit, wie es dann auch geschah, zum scharfen Werkzeug der Reaktion und der Volksbevormundung werden. Gleiches Schicksal erlitten die wichtigsten Teile seiner Geschichtsphilosophie, in der er, eine ungeheure Kühnheit und Fälschung zugleich, selbst den ersten Schritt zum Nonsens machte, indem er den Ideengehalt der menschlichen politischen Geschichte zu einem System waltender höherer Vernunft zusammenfaßte. Vergöttlichung des Staates und der menschlichen politischen Geschichte (einer Sammlung von Lüge, Irrtum und Tendenz, überliefert von irrenden und betrügenden Menschen), das war es, was unser deutsches tiefes Kulturleben in ein seelisch seichtes Zivilisationsleben umwandelte. Hier, wie im ganzen, hat das Hegelsche Universalsystem das Zeichen zur Auflösung des deutschen Idealismus gegeben, der es später selbst verfiel.

Das deutsche Volk aber verlor — eine heute vielleicht noch nicht hinreichend gewürdigte Tragik — seine geistige Einheit gerade zu der Zeit, in der es seine politische Einheit gewann. Das war kein Zufall, sondern hing mit dem Wesen dieser politischen Einheit aufs engste zusammen.

Die Hegelschen Epigonen wurden willige Staats- und Hof-

philosophen, und der brutalste Verfechter der königlich preußischen Staatsidee auf historischem Gebiete, Treitschke, ist ein Produkt der durch Hegel begründeten Weltanschauung und Verirrung.

Schopenhauer traf mit beißendem Spott ins Schwarze, als er die deutsche offizielle Philosophie angriff und sagte, daß es nach Art der Hegel und Schelling eine Reihe von Philosophen gäbe, die „nicht für, sondern von der Philosophie leben". Die Überwachung des Professorentums in Preußen war bedenklich groß. Eine freie Meinungsäußerung gegen die militaristische Einstellung des Gesamtstaates konnten sich nur Große leisten — und die taten es nur selten. 1898 unterstellte ein Gesetz die Privatdozenten der ministeriellen Disziplinargewalt. Delbrück wurde, weil er in seinen Preußischen Jahrbüchern die brutale Dänenpolitik der preußischen Regierung tadelte, mit 500 Mark Geldstrafe belegt (1899). Auch Quidde, einer der ganz wenigen wirklichen Demokraten, kam durch seine Broschüre „Caligula" vor den Staatsanwalt. Weitere Fälle staatlicher Vergewaltigung der freien Meinung führt Fernau in seinem Buche „Durch! . . . zur Demokratie" (S. 138) auf. — Das, was Moltke wollte, die Erziehung, kam nicht zustande, da die Masse der Professoren sich in erster Linie als Staatsbeamte betrachteten. Sie wagten zwar, Gott anzugreifen oder die bestehende Wirtschaftsordnung sozialistisch zu bekämpfen, aber sie wagten es niemals, dem Staat, der Dynastie zu opponieren, und scheuten sich, den Militarismus anzugreifen, weil der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit einem solchen Angriff auf dem Fuße folgte. Sie wurden alle Geheimräte, und von der einst in brausenden Jugendjahren geträumten, wahren inneren Freiheit blieb nichts übrig — zum mindesten nichts auf politischem Gebiet. Daher wurden die deutschen Professoren „das intellektuelle Gardekorps der Hohenzollern" genannt, von dem eine systematische und überzeugende Bekämpfung der den Staat und den Krieg verherrlichenden Männer, Lehren und Bücher nicht erwartet werden durfte. Die besten der deutschen Professoren waren gänzlich unpolitisch, wie Haeckel und andere, die die politische Beschäftigung als eines Wissenschaftlers für unwürdig erachteten, und nur ganz wenige (Max Weber, Schücking, Brentano usw.) hatten den Mut, dem dynastisch-militaristischen Strom entgegenzuschwimmen. Wie selbst das Deutschland der Revolution über Wahrheitsfanatiker denkt und sie behandelt, mag das Schicksal Foersters und Nicolais beweisen.

Die deutsche Lehre vom Krieg, philosophisch von Hegel begründet, erfuhr ihre historische Behandlung durch den königlich preußischen

Historiker Treitschke. Welch Unterschied zwischen ihm und dem letzten Demokraten als Geschichtsprofessor — Uhland! Treitschke wurde dem deutschen Volke in allen geistigen Gerichten serviert; die Mittelschulen und die Universitäten atmeten Treitschkegeist; wer nicht von den kategorischen Erklärungen der „Exzellenz" begeistert war, war kein guter Deutscher. Treitschke aber und seine Schule gaben der Lehre vom Kriege die historisch-staatswissenschaftliche Grundlage, die gleichzeitig den geistigen Boden bildete, auf dem Rüstungs- und Kriegspolitik und souveräne Verachtung des pazifistischen Idealismus gedieh.

Seit Treitschke seine viele Generationen verderbenden und blutgierig machenden Vorlesungen auf der Berliner Universität gehalten hat (1875—1899) und seine glänzend geschriebenen Bücher herausgegeben hat, ist der Kern seiner Lehre „Staat ist Macht" Gemeingut der gebildeten Deutschen. Machtentfaltung also ist Leben des Staates und das Mittel hierzu der Krieg. Treitschke nennt den Krieg heilig (er widmet dieser Heiligkeit ein ganzes Kapitel in seinem gefährlichsten, weil in wundervollem literarischen Stil geschriebenen Werke „Politik", das alle Stubenhocker blutrünstig gemacht hat), er nennt ihn „den mächtigsten Völkerbildner", das „einzige Heilmittel für krankende Völker", und als getreuer Hegelianer sagt er: „Darin aber liegt die Hoheit des Krieges, daß der kleine Mensch ganz verschwindet vor dem großen Gedanken des Staates". Völkerrecht und Verträge, Verständigung mit den Nachbarn konnten vor den Augen dieses größten und wirksamsten Kriegshetzers in Deutschland nicht bestehen. Es ist Treitschkegeist und Treitschkeschule gewesen, die Deutschlands ebenso ungeschicktes wie kulturwidriges Verhalten auf den Haager Friedenskonferenzen verursacht hatten. Dieser Treitschkegeist, ein politischer Barbarengeist, wird heute noch als der „Geist einer großen Zeit" in Deutschland verherrlicht. Wer ihn vernehmen will, besuche historische Kollegien, betrachte sich den Geist der Freiheit auf deutschen Hochschulen, die zu Hochburgen der politischen Rückständigkeit, der Reaktion, ja des Militarismus geworden sind! Das ist Treitschkegeist! Und mit ihm zog an die Stätten alter deutscher Kultur jene Großmäuligkeit, jenes Barbarentum der gepanzerten Faust, die uns nicht um ein geringes stärker gemacht, nicht eine Schlacht gewonnen, die uns aber alle Freundschaft auf der Welt gekostet haben.

Der Treitschkegeist verheerte vor allem den deutschen Oberlehrer. Nun begann — von den Dynastien mächtig gefördert — jene Lehre vom Krieg die Mittelschulen zu verwüsten und die unreifen Gehirne

der Jugendlichen zu verwirren. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß in den Geheimräten und Oberlehrern der eigentliche Militarismus tobe. Tatsächlich war die deutsche Armee keineswegs so militaristisch-kriegslüstern wie jene Stuben-Kriegstheoretiker. Zudem war die Armee so gewohnt, keine eigene Meinung zu haben und war, zumal in Preußen, so ungebildet und bildungsfeindlich, daß aus ihr selbst kaum je ein geistiger Einfluß auf das Volk hätte ausgehen können. Was sie tat und dachte, arbeitete und erstrebte, waren und blieben Angelegenheiten der Armee.

Um so schlimmer allerdings war es dann aber, wenn Persönlichkeiten der Armee kriegswütend an die Oberfläche kamen und „zu lehren" begannen. Die ganze Kulturlosigkeit des preußischen Heeres kam da zum Vorschein. Einige Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Schon diese Vorkommnisse hätten darüber belehren sollen, welche Katastrophen zu erwarten waren, als die Politik des Reiches in die Hände von Tirpitz, Hindenburg und Ludendorff glitt.

Einstweilen kristallisierte sich der Treitschkegeist im Heere in einem an der Grenze des Normalen sich bewegenden General, in Bernhardi. Sein 1912 erschienenes Werk „Deutschland und der nächste Krieg" war neben seinen sonstigen Veröffentlichungen — ohne jede Übertreibung kann es gesagt werden — eine der inneren Ursachen des Weltkrieges.

Der Amerikaner Chapman schrieb in „Deutschland über Alles" 1915: „Bernhardis Bücher werden immer wertvoll sein als die beste kurze Erklärung des Krieges. Sie geben die Denkweise der Teutonen im Jahre 1914 wieder. Sie haben mehr getan, die Krankheit erkennbar zu machen, welche jetzt den deutschen Verstand verwüstet, als der Rest der deutschen Literatur zusammengenommen."

In der führenden Nuova Antologia schrieb G. Porta: „. . . Das ist nichts anderes als eine Kriegsfanfare, um so mehr, als man den Eindruck erhält, daß dieses Programm einhellig gebilligt und gewünscht wird."

Ein Engländer J. A. Cramb, Professor für moderne Geschichte am Queenscollege in London, schreibt in Germany and England: „Bernhardis Buch spiegelt die Stimmung, die Überzeugung, den brünstigen Glauben von Tausenden, Zehntausenden Deutscher wider . . . ."

Die „New York Nation", eine ausgezeichnete, objektive Zeitschrift, schreibt am 10. Oktober 1914, daß „die Fanatiker vom Schlage Bernhardis Deutschland mehr Schaden getan haben als zehn feindliche Armeekorps".

Bernhardi ist ein trefflicher Stratege, und an seinen rein strategischen Erörterungen soll hier keine Kritik geübt werden. Im Gegenteil, es wäre zu wünschen gewesen, wenn das G. H. Q. 1914 und Ludendorff 1918 etwas mehr von Bernhardischer Strategie verstanden hätten. Aber es handelt sich in dem erwähnten Buche um die politische Frage. Auf dieser Behandlung rechtfertigt das Ausland sein Urteil über den Kriegswillen Deutschlands. Auch Neutrale sind sich einig in dem Urteil, daß Bernhardi die Welt auf die Gefahr, die ihr von Deutschland droht, aufmerksam gemacht und den Kriegswillen Deutschlands so dargestellt habe, daß ein Zusammenschluß der ganzen Welt gegen Deutschland ganz selbstverständlich wurde.

Nach Bernhardi ist der Friede kein Segen für die Menschheit, kann „nur auf den Fittichen der politischen Macht die Herrschaft der deutschen Gedanken verbreitet werden" (armer Goethe, armer Beethoven!), „ist das deutsche Volk vollberechtigt, einen vollgültigen Anteil an der Beherrschung der Erde weit über die Grenzen seiner jetzigen Einflußsphäre hinaus zu erstreben", ist eine der deutschen Bedeutung „entsprechende Machterweiterung nicht nur eine ideelle Forderung; sie wird vielmehr sehr bald als eine politische Notwendigkeit in die Erscheinung treten". Friedrich der Große habe alle Kriege präventiv geführt, um seinen Gegnern zuvorzukommen. „Die Kraft ist das höchste Recht und der Rechtsstreit wird entschieden durch den Kraftmesser, den Krieg, der zugleich immer biologisch gerecht entscheidet, da seine Entscheidungen aus dem Wesen der Dinge hervorgehen."

Ein ungeheurer Egoismus spricht aus jeder Seite dieses deutschen Programms Bernhardis. Und dieses programmatische Buch Bernhardis ist in Hunderttausenden von Exemplaren, namentlich bei Beginn des Krieges, nach Amerika (Preis pro Buch 1 Schilling) und in das übrige Ausland gewandert, ist übersetzt und kommentiert worden und hat selbst deutschfreundlichen Ausländern den vollgültigen Beweis gegeben, daß der preußische Militarismus und der Wille zur Weltherrschaft deutsches Regierungsprogramm und deutscher Volkswille sei.

Bernhardis Kampf gegen alle Friedensbestrebungen mußte die Welt erschrecken: „Unser Volk muß einsehen, daß die Erhaltung des Friedens niemals der Zweck der Politik sein kann und darf" (!!). Für Volksüberschuß „bleibt nichts anderes übrig als sich das nötige Gebiet durch Krieg zu verschaffen". „Frankreich muß so völlig niedergeworfen werden, daß es uns nie wieder in den Weg treten

kann". Nach Bernhardi haben Verträge nur „einen bedingten Wert". Sie können jederzeit gebrochen werden. Den Versuch, den Krieg abzuschaffen, nennt Bernhardi „unsittlich und der Menschheit unwürdig".

Diese wenigen Zitate, die um hunderte ohne Schwierigkeit vermehrt werden könnten, genügen, um den Bernhardischen Geist zu kennzeichnen. In Deutschland wurden die wenigen Stimmen, die sich gegen Bernhardi erhoben, nicht gehört. Das Ausland blieb, da die Reichsregierung nicht den Mut oder die politische Einsicht hatte, in einer großen, an alle Staaten gerichteten Note den General zu desavouieren, bei der Ansicht, daß mit Bernhardis politischem Kannibalismus Regierung und Volk einverstanden sei.

In keinem Lande Europas wurden — infolge der Treitschkeschen Erziehung — die Friedensfreunde so verspottet und geschmäht wie in Deutschland. Man war so festgerannt in der Heiligkeit des Krieges, daß man, unbeschadet sachlicher Kritik, nicht einmal den Idealismus der Kriegsgegner anerkennen wollte. Allerdings war erst die sittliche Verwilderung durch den Krieg selbst notwendig, um so tief zu sinken, wie es 1921 der Fall war, als man den überzeugten Pazifisten vorwarf, Agenten der Entente zu sein, und als eine große deutsche Zeitung (die Staatsbürgerzeitung) öffentlich zum Mord an Nicolai, Foerster usw. aufforderte, wofür sie dann mit knapper Not zu ein paar hundert Mark Strafe verurteilt wurde. Wie ist die edle Bertha von Suttner ihres Buches „Die Waffen nieder" und ihrer Gesinnung wegen in Deutschland behandelt worden! Kurz erledigte die Frage der in Deutschland sehr bekannte und auf die Jugend einflußreiche General Keim: „Die Friedensbewegungen und die Arbeiten und Reden zu Friedenskonferenzen sind ein großer Mumpitz" (Hessische Post vom 7. Februar 1913). Unter der Einwirkung der königlich preußischen Lehre vom Krieg hatte sich die innere Einstellung des Gesamtvolkes zur Kriegsfrage geändert. Teile, und namentlich die Gebildeten, hielten den Krieg für ein „Stahlbad", für ethisch vollkommen berechtigt, für gesund, in ihrer für Deutschland typischen naturwissenschaftlichen Unbildung mit dem Darwinschen struggle for life identisch, politisch für bald bevorstehend und notwendig; die Masse des Volkes wollte keinen Krieg, beschränkte sich aber darauf, sich regieren, d. h. wenn es „die oben" für notwendig hielten, sich auch in den Krieg führen zu lassen. „Den Mund halten" war ein Bestandteil des Patriotismus. Eine tätige Anteilnahme des Volkes und selbst weiter Kreise der Gebildeten an den Schicksalsfragen der Nation, geschweige denn an den Entwickelungsfragen der

Menschheit fand nicht statt. Sie artete bei den Temperamentvolleren in Bierbankgeschimpfe und öde Kannegießereien aus.

Die allzu leichten Siege von 1870/71 brachten in den Kritiklosen eine im übrigen auch von oben geförderte unheilvolle Unterschätzung Frankreichs mit sich. Kuhl und andere behaupten zwar das Gegenteil, werden aber durch zahllose Zeugnisse widerlegt. Ein sehr „militärischer" Autor einer sehr militärfrommen Schrift „Wer hatte schuld am Wettrüsten?" schreibt (S. 12/13): „Militärische Minderwertigkeit der Franzosen galt für die deutsche Bevölkerung als eine ausgemachte Sache, und es erschien undenkbar, daß irgend jemand in Europa es wagen könne und werde, mit dem Deutschen Reiche anzubinden". Diese Unterschätzung richtete sich sehr bald gegen alle Nationen und nahm die Form verblendeter Selbstüberschätzung an. Der Krieg wurde in seinen Schrecken viel zu leicht genommen und — ein Zeichen für den furchtbaren Materialismus, in den wir bis zum Halse hineingerieten — das einzige Bedenken gegen den Krieg wurde aus der Frage des materiellen Risikos geschöpft. Ich glaube nicht zu weit zu gehen mit der Behauptung, daß die Kriegshetzer (in allen Ländern) den Weltkrieg schon wesentlich früher „fertig gebracht" hätten, wenn man von der Möglichkeit der wirtschaftlichen und finanziellen Leistung, wie sie dann tatsächlich im Weltkrieg zustande kam, überzeugt gewesen wäre. Das Elend des Krieges hätte, vorausgewußt, nicht abschreckend gewirkt. Das beweist sich durch das Verhalten der Kriegsfreunde nach dem Kriege. Sie haben nichts gelernt und die Masse der Menschen ist ihnen nur — wie bisher auch — Material für ihren Ehrgeiz, den sie Vaterlandsliebe nennen lassen und der von der Herde der Menschen denn auch mit Begeisterung Vaterlandsliebe genannt wird.

Die deutsche Lehre vom Kriege konnte so groß werden in der kurzen Zeit von 1870—1914, weil sie sich auf den der Masse stets imponierenden äußeren Erfolg des gewonnenen Krieges stützte und die mächtigsten kapitalistischen Kreise für den Imperialismus, der politischen Emanation aus der philosophischen Bejahung der Gewaltfrage, lebhaft zu interessieren vermochte. Nun begann die Zeit in Deutschland (wie auch in den übrigen großen Militärstaaten), wo die Lehre vom Kriege in der praktischen Äußerung des Wettrüstens ein gutes Geschäft wurde. Und damit hatte sie den Sieg davongetragen.

Und doch hatte es gerade unter den Deutschen Männer von so strenger Sachlichkeit ihres Denkens gegeben, daß auf der Höhe lärmenden Kriegsruhmes, um die Jahreswende 1870/71, ein Friedrich

Albert Lange (Verfasser der „Geschichte des Materialismus“) schreiben konnte: „Von dem Glauben geleitet, daß auch in den schrecklichsten Tagen entfesselter Leidenschaft und wilden Völkerkampfes in tausend und abertausend Herzen die Stimme der Humanität ihr Echo finden wird, wagen wir es, im Namen der Vernunft und Sittlichkeit Protest zu erheben gegen die Fortdauer des unmenschlichen Krieges, der jetzt in Frankreich wütet .... Zwei Wege liegen heute vor Europa offen; der eine führt zu endlosen Appellationen an die Schärfe des Schwertes und zur Verewigung jener Greuel des Krieges, die wir heute mit Entsetzen vor uns sehen; der andere zum Siege der Humanität und zur Begründung höherer Garantien für die Freiheit und Wohlfahrt der Völker als eine egoistische Staatskunst, gestützt auf Waffengewalt, sie je zu bieten vermöchte .... Aber wir lassen nicht ab vom Glauben, daß der Tag kommen werde, wo alle zivilisierten Nationen sich in ihren legitimen Organen in anderem Geiste als bisher die Hand reichen und, die Gerechtigkeit als oberste Richtschnur der Politik anerkennend, gemeinsam für das Wohl der Völker wirken werden.“

Es kam .... Treitschke und mit ihm die neupreußische Lehre vom Krieg und mit dieser der Krieg, den die Kriegsfreunde in Deutschland in unerhörter Blasphemie so lange ein Weltgericht nannten, als sie die törichte Hoffnung hatten, ihn zu gewinnen. Er war ein Weltgericht — nicht gegen den deutschen Geist, denn dieser Geist schläft tief in mancher deutschen Stadt just seit der kriegerischen Epoche der modernen deutschen Geschichte und wird einst, so wollen wir unentwegt hoffen, zu neuem Leben erwachen —, aber es war ein Weltgericht gegen die Lehre von der Gewalt, die den deutschen Geist ersetzt hatte.

Eine Verherrlichung des Krieges hat auch in anderen Nationen stattgefunden, aber ein solches Maß von Systematik, von wissenschaftlichem Ernst in der Entwickelung des Dogmas vom Krieg wird sich bei anderen Nationen schwer nachweisen lassen. Das hat sie keineswegs gehindert, nach Herzenslust Kriege zu führen und imperialistische Politik zu treiben.

Nicht ohne Bedeutung ist es, daß der französische „Vater des Anarchismus“ Proudhon in den zwei Bänden „La guerre et la paix“ den Krieg, allerdings in der von Clausewitz verpönten Art des ritterlichen Duells, preist. Dann aber kommt er doch zum Ende, daß die Menschen den Krieg nicht mehr wollen. Eine ganze Reihe anderer französischer Kriegstheoretiker treten für die Machtpolitik, d. i. für die Kriegspolitik ein und begründen ihre Stellung-

nahme teils gefühlsmäßig, teils verstandesmäßig. Hier sind Mabille in seiner Studie „La guerre“, der Rechtsphilosoph Brocher de la Fléchère und vor allem Oberstleutnant Montaigne zu nennen. Dieser wandelt ganz auf Bernhardischen Pfaden, wenn er sagt: „Macht erzeugt Recht und ist Recht. Das Recht zum Kriege erweist der Sieg .... Die Macht ist die einzige Quelle des Rechts, sie wird nie gestatten, daß man ihr Recht angreift.“ Ganz klar für die doppelte Moral trat Etienne Rey in „La renaissance de l'orgueil français“ ein: „Der Patriotismus hat mit den Tugenden des Privatmannes nichts zu tun“. Hier liegen also dieselben Gedankengänge vor wie im englischen „right or wrong my country“ oder in Raleighs „Might is right“, jener Anlehnung an den in Deutschland über Gebühr angebeteten Thomas Carlyle, der in seiner Schrift „Chartism“ im Abschnitt „Rights and mights“ das Recht der Eroberung beweist und an anderer Stelle den widerwärtigen und heuchlerischen Satz prägt: „Wem Gott gestattet, Besitz zu ergreifen, der ist im Recht“, ein vollendeter Unsinn, gebrauchsfähig für die Logik von Raubmördern und Hallunken. Ein Japaner, Hiroyuki Katô, früher Rektor der Universität Tokio, begründet biologisch den Sieg der Macht über das Recht und verweist das angeborene Menschenrecht in das Gebiet der Träume.

Aus diesen und vielen ähnlichen Schriften kann man unmittelbar oder mittelbar die Bewertung des Krieges als eines Naturgesetzes oder Lebensgesetzes herauslesen. Der italienische Futurist Marinetti hält den Krieg für eine „notwendige Verminderung der Kraft eines Volkes“, also gewissermaßen für einen Aderlaß des lieben Gottes an seinem Patienten. Welche biologische Ignoranz! —

Daß diesen Kriegsfreunden auch noch Ästheten der Kriegsfreude anzureihen sind, ist bei dem labilen Gleichgewicht jeder Ästhetik nicht erstaunlich. Da übertreffen die Romanen und die Engländer noch die tollsten Kriegsfreunde Deutschlands. Proudhon hält den Krieg „für das tiefste, herrlichste Problem unseres sittlichen Lebens“, John Ruskin sagt — allerdings in einem Vortrag vor militärischen Hörern —, daß alle gesunden Männer den Kampf und das Gefühl der Gefahr lieben und die Frauen es lieben, von Kampf und Gefahr zu hören. Auch Tennyson, Masey, Kingsley, Swinburne lieben den Krieg ästhetisch. Kipling ist selbstverständlich Kriegsfanatiker, seine perverse, ekelhafte Phantasie feiert da Orgien. In „In the matter of a Private“ kommt folgende bezeichnende Stelle vor, die den

tierischen Tiefstand dieser Kriegsästheten hinreichend beleuchtet und die wir dem Buche „Chauvinismus und Weltkrieg", herausgegeben von Paul Rohrbach wie manches andere wertvolle Beispiel verdanken. : „Zuweilen wandelte ihn die Lust an, sich selbst zu malen, wie er einem Gegner mit schweren Dienststiefeln das Leben aus dem Leibe trampelte, wie er anderen mit dem Kolben ins Gesicht hieb und wieder anderen auf die Schultern sprang und den Schädel so lange zurückbog, bis der Wirbel krachte". Wir sehen, wie berechtigt Proudhon den Krieg das „herrlichste Problem unseres sittlichen Lebens" nannte, wie berechtigt es ist, wenn in Hunderten von Schriften aller Nationen der Krieg als von Gott gewollt bezeichnet wird, um damit auch dem gläubigen Christen den ihm innewohnenden Abscheu vor dem privilegierten Massenmord zu nehmen.

Und endlich erschöpfen sich die Freunde des Krieges darin, ihn aus verstandesmäßigen Gründen zu bejahen, als ein Element der Bewegung, als einen Ursprung der Kultur, als ein Mittel der Selektion, der Rasseverbesserung, der Volksgesundung. Hier sind die hervorragendsten Franzosen — nach 1870 — eifrigste Bejaher des Krieges und die Engländer stehen ihnen nicht nach.

Aus dieser Stellung der Welt zum Krieg ergab sich von selbst die dauernde Kriegsgefahr. Warum auch den Krieg vermeiden, wenn man ihn in jeder Hinsicht bejaht? Man hat ihn gewollt, überall und allerorten, und wenn man ihn nicht vom Zaune riß, dann geschah es nur, weil man noch nicht sicher war, ihn zu gewinnen. Aber man heuchelte Friedensliebe dabei, teils aus einem letzten Rest von ethischem Bedenken, teils um die Masse des Volkes, die aus ihr näher liegendem Egoismus (beileibe nicht aus höher entwickelten Ideen) dem Krieg nicht freundlich gegenüberstand, zu betrügen. Die nackte Absicht, dann Krieg zu beginnen, sobald das Risiko eine gewisse untere Grenze erreicht hätte, würde, glatt zugegeben, den Krieg nicht „populär" genug gemacht haben!

Nur ganz wenige Stimmen riefen dem bestialischen Kriegsgeheul entgegen, nur ganz Vereinzelte erkannten die Lüge „Krieg", und von diesen wieder nur einige hatten Mut und Begabung genug, eine Lehre gegen den Krieg aufzustellen. In Deutschland waren die größten Geister gegen den Krieg, bis preußische Unkultur und Staatsvergötterung das geistige Leben einengte, Literatur und Wissenschaft in den Rahmen des Bardentums nationaler Selbstüberhebung spannte und damit den Sieg des Staates über Kunst und Wissenschaft, den Triumph der Macht über die Idee, des Stoffes über den Geist errungen hatte.

Für Leibniz hat „die Philosophie gar kein Interesse am Kriege", Kriegswirren interessierten Spinoza „nicht weiter, möge der Soldat für sein falsches Glück sterben", Gellert war ein Freund des Friedens, Schopenhauer äußert seine Feindschaft gegen den Krieg sehr deutlich in seinem Buche „Zur Rechtslehre und Politik" (§ 124): „Diese Raubtiere des menschlichen Geschlechtes sind die erobernden Völker, welche wir, von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten, überall auftreten sehen, mit wechselndem Glück, indem ihr jeweiliges Gelingen und Mißlingen durchweg den Stoff der Weltgeschichte liefert; daher eben Voltaire recht hat zu sagen: „Dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler". Daß sie sich der Sache schämen, geht daraus hervor, daß jede Regierung laut beteuert, nie anders, als zur Selbstverteidigung die Waffen ergreifen zu wollen." (Vgl. hierzu Schopenhauers Ausführungen in „Zur Metaphysik des Schönen und Ästhetik", § 233 der „Vereinzelten Gedanken".) Klopstock hält den Krieg für „des Menschengeschlechtes schrecklichstes Hohngelächter", Goethe und Herder schrieben für den Frieden, Kant ist vollendeter Pazifist. Friedrich der Große und selbst Napoleon lernten den Krieg hassen. Bismarck schrieb, „daß auch ein siegreicher Krieg ein Übel ist", und der von der deutschen Kriegspartei so gehaßte Kaiser Friedrich hatte „ein Grausen vor dem Kriege". Und dann Nietzsche! Er wird ebenso falsch verstanden (weil nicht im Original gelesen) wie Darwin und als der deutsche Kriegsfanatiker gepriesen. Welcher Irrtum! Nietzsche hat außerordentlich viel Sinn für das Heroische, bedauert aber ausdrücklich die Verkehrung des Heroischen in das Militärische (nach 1870), er betont temperamentvoll in seinem „Ecce homo", daß er unter Kampf nicht Krieg verstehe, sondern den Kampf der Geister, und auch schon in früheren Werken ist er durchaus politischer Pazifist. Er fordert geradezu, daß „ein Volk, durch Krieg und Siege, durch die höchste Ausbildung der militärischen Ordnung und Intelligenz ausgezeichnet und gewohnt, diesen Dingen die schwersten Opfer zu bringen, freiwillig ausruft: ‚Wir zerbrechen das Schwert' und sein gesamtes Heerwesen bis in seine letzten Fundamente zertrümmert" (Nietzsches Werke, I. Abt., Bd. III, „Der Wanderer und sein Schatten").

Wenn deutsche Literatur gelesen würde, so würde man in ihren großen Vertretern fast ausnahmslos Kriegsgegner finden, mit ein Grund, warum die Kriegshetzer und die Kriegsfreunde in Deutschland dafür sorgten, das deutsche Volk auch literarisch zu betrügen, indem sie ihm wertlosen „Ersatz" an Stelle wertvollster und echt

deutscher Literatur aufdrängten. Die Geschmacklosigkeit und vollendete Urteilslosigkeit Wilhelms II. in allen künstlerischen und literarischen Fragen waren diesen Kreisen sehr sympathisch und wurden weidlich ausgenützt.

Und trotzdem hätte die politische Passivität des deutschen Volkes gesiegt, wenn nicht eine eigentümliche Einrichtung, aus der sich eine spezifische Geistesverfassung entwickelte, in Deutschland die hohe Kultur des endenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts mählich dem Bewußtsein des Volkes entzogen hätte — der deutsche Militarismus.

5. Militarismus und Rüstungswettbewerb.

Literatur.

Meray, C. H., Weltmutation. Schöpfungsgesetze über Krieg und Frieden und die Geburt einer neuen Zivilisation. Zürich 1918.

Faßt das Problem Militarismus im biologischen Sinn und kommt zu schärfster Verurteilung, indem er den Militarismus biologisch gleich setzt einer pathologischen Entartung am Menschheitsorganismus.

Horneffer, E., Soldaten-Erziehung. Eine Ergänzung zur allgemeinen Wehrpflicht. München und Berlin 1918.

Will einen idealisierten Militarismus.

Freytag-Loringhoven, Frh. v., Was verdanken wir unserem Offizierkorps? Berlin 1919. Ein Versuch, den Militarismus durch die alten Methoden der Schönfärberei zu glorifizieren.

Lutz, G., Ein gerechter Engländer über die Schuld am Kriege. Berlin 1920.

Ist eine Übersetzung der für die Schuldfrage wichtigsten Kapitel aus E. D. Morel, Truth and the War, und enthält bedeutsame Stellen für die Frage des Rüstungswettbewerbes.

Thiessen, Dr. Johannes, Der preußische Militarismus. Berlin, ohne Jahr.

Eine begeisterte Verteidigung des Militarismus.

Anonym, Freie Miliz und kein neuer Militarismus. Anregungen und Richtlinien von einem Frontsoldaten. Wien-Leipzig 1919.

Übertriebene scharfe Angriffe gegen das aktive Offizierkorps, dabei aber sehr viel vernünftige Reformgedanken.

Goldmann, N., Der Geist des Militarismus. Stuttgart und Berlin 1915.

Aus den anscheinend offiziös beeinflußten politischen Flugschriften: Der deutsche Krieg. Ein sehr trauriges Erzeugnis deutscher Kriegsliteratur.

Anonym, Wer hatte schuld am Wettrüsten? Berlin 1919 und

Schreibershofen, M. v., Rüstungsfanatismus in den Ententeländern. Berlin 1919.

Beide Broschüren sind zu einseitig, um überzeugend wirken zu können.

Wehberg, Hans, Die internationale Beschränkung der Rüstungen. Stuttgart und Berlin. Ein mit ruhiger und klarer Sachlichkeit geschriebenes Werk, in dem der Leser alles auf diese Frage Bezügliche findet.

Foerster, F. W., Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland. Stuttgart 1920.

Fried, Dr. A., Mein Kriegstagebuch. Zürich 1918 ff. 4 Bände.

Kronenberg, Dr. M., Gewalt und Gedanke.

In diesen drei Büchern wird am radikalsten und gelegentlich auch mit Übertreibungen mit dem Militarismus abgerechnet.

Es ist erstaunlich, wie lange sich die vollständig irrige Auffassung in Deutschland erhalten kann, daß die Welt einschließlich der deutschen Antimilitaristen unter deutschem Militarismus die quantitative Entwickelung des Heeres verstehen. Das ist völlig falsch. Es kann ein Land eine außerordentlich starke Armee haben, ohne jenen Militarismus zu haben, den Fremde und Deutsche (und unter

ihnen die, welche ihr Vaterland über alles liebten) an Deutschland tadelten. Und es kann vorkommen, daß Militarismus herrscht (manche behaupten das vom gegenwärtigen Deutschland), ohne daß ein nennenswertes Heer da ist.

Jener Militarismus also ist eine Geistesverfassung, wie sie aus einem mit militaristischem, uniformiertem und autoritätsduseligem Wesen erfüllten Gemeinschaftsleben hervorgeht. Er mag zurückzuführen sein auf Ludwig XIV., aus dessen glorioſen Kriegen sich die Soldatenspielerei der kleinen, Versailles nachahmenden Fürsten entwickelte. Er ist aber im 19. Jahrhundert in seiner Eigenschaft als Infektion einer bürgerlichen Geistesverfassung in Deutschland zur ausgesprochensten Entwickelung gelangt. Das zweifarbige Tuch, dem eine dumme Gans sexuell erliegt, ist ein Stück weiblicher Militarismus, wie er als eine atavistische Erinnerung an die Wirkung des grellen Hochzeitskleides der „Männchen" in der Psyche des Tieres homo sapiens noch in allen Nationen wirkt. Ein politisch recht ungefährlicher Militarismus! Die Rolle, die der über das Weib sieghafte Soldat jeden Grades, die der in der Gesellschaft maßgebende, wenn auch wegen seines Bildungsmangels verspottete Offizier in den deutschen Witzblättern der letzten 40 Jahre spielt, beweist die soziale Bedeutung, die Freund und Feind dem „Militarismus" geben und die Durchdringung der Gedankengänge der Gesamtheit und ihrer Lebensformen mit dem Begriff Militär und dessen Lebensäußerungen.

Andere Formen, wie sie nur in Deutschland in Reinkultur vorkamen, waren weit bedenklicher. In Frankreich und England war es Sitte, die Uniform nur im Dienste zu tragen als ein reines Berufskleid. Die in Preußen entstandene Vorschrift, die Uniform in Gesellschaft zu tragen, bei festlichen Gelegenheiten sie anzulegen, auch wenn man gar nicht mehr aktiv war, sie im Familienleben zu tragen, sie zu „verleihen" und zu „entziehen" und sie als ein Behältnis eines ganz bestimmten Sinnes zu betrachten, war ein Einbruch in die menschliche Würde. Die Uniform wurde die Kleidung einer Art von Hörigen und deutete an: Hier hört die eigene Überzeugung auf. Der Landesherr zeigte sich fast ausschließlich seinem Volke in dem Kleid des Soldaten, eine besondere Verbindung bestand zwischen ihm und der Armee, so daß diese, trotzdem sie sich gerne ein Volksheer nannte, doch in erster Linie ein dynastisches Werkzeug war.

Der militärische Rang wurde zu einem vom Bürger wie vom Adeligen sehnsüchtig erstrebten Schmucktitel. Für die bürgerliche höhere Beamtenkarriere in Preußen war der „Leutnant der Reserve"

wenn nicht Vorbedingung, so doch im höchsten Maße erwünscht. Viele von denen, gegen deren Haupteigenschaft auch Götter vergeblich kämpfen, setzten diese militärische Bezeichnung auf Visitenkarten als einzige Würde unter ihren Namen und betrachteten die Eigenschaft eines Leutnants der Reserve als lebenserfüllenden Beruf, der sie weit über „Zivilschweine", die arbeiteten, erhob. Auch in der deutschen „Republik" von heute ist das noch üblich, wenn auch nicht mehr die Regel. In Frankreich spielte der Offizier bis zum Weltkrieg gesellschaftlich keine Rolle, in England ist der gebildete Mann bestrebt, gentleman zu sein, sein Beruf tritt hinter dieser ersten gesellschaftlichen Pflicht vollkommen zurück. Es gibt in der englischen Gesellschaft den gesellschaftlichen Begriff „Offizier" gar nicht. Man wird niemals in England einen Offizier außer Dienst in der Uniform oder in der geistigen Einstellung des „Offiziers" sehen. „Offizier sein" ist ein Beruf wie „Arzt sein" oder „Kaufmann sein". Daß trotzdem der englische Offizier sich im Kriege glänzend geschlagen hat, beweist, daß „Militarismus" keine Beziehungen zur militärischen Leistung hat. Militarismus, wie er in Deutschland zutage trat, ist auch viel mehr ein höfisches und dynastisches Propagandamittel als eine militärische Notwendigkeit gewesen. Daher die Abschließung der Armee, der absichtlich anerzogene Kasten- und Klassengeist, die Hierarchie im Aufbau der Vorgesetzten, als deren letzter der Dynast fungierte. Daher auch das Einbeziehen der Familienverhältnisse und der gesellschaftlichen Verhältnisse der Frau in die heiligen Bücher dieser Hierarchie.

Und das imponierte dem guten deutschen Bürger, dem im Laufe einer allerdings kummervollen Geschichte sein altes Erbteil, der Bürgerstolz, vollkommen abhanden gekommen war. Darum war er glücklich, als es mit den innerpolitischen Intentionen seiner vielen Fürsten übereinstimmte, ihn bis zu gewissen Grenzen des Glanzes teilhaftig werden zu lassen, der über dem Heere (das heißt über den Offizieren dieses Heeres) sich verbreitete.

Die „Uniform" und der „militärische Rang" wurden in Deutschland sowohl von denen, die sie verliehen, als auch von denen, die sie empfingen, als eine über das schlichte Bürgerkleid hinaushebende Auszeichnung empfunden, was zu grotesken Lächerlichkeiten Veranlassung gab. Hohe, verdiente Staatsbeamte erhielten „als Auszeichnung" die Beförderung zum Hauptmann der Reserve. Reichskanzler Fürst Bülow mußte Husarengeneral werden, Reichskanzler Michaelis der den Hauptmannsrang hatte, mußte Oberstleutnant werden, um im Kreise der Schranzen nicht schief angesehen zu

werden. An der Schwelle der Rasse hörte aber die Uniform auf, Friedländer wurde Geheimer Kommerzienrat und adlig, Dernburg wurde Exzellenz und Wirklicher Geheimer Rat — aber Leutnant der Reserve konnten sie nicht werden. Der tüchtigste und patriotischste Jude konnte nicht Offizier werden, die Offiziere und der Adel verachteten den Juden und beschränkten sich darauf, ihre Finanzen durch Heirat mit Jüdinnen zu verbessern.

Der „Geist der Uniform" erfaßte alle Kreise. Die Anfänge dieses Unfugs gehen in die Zeit Friedrichs des Großen zurück, der die Offiziere stets den Beamten vorzog, Beamtenstellen mit pensionierten Offizieren besetzte, sich, wenn es auf deutsche Gesellschaft ankam, fast ausschließlich nur mit Offizieren umgab und selbst stets die Uniform trug. Dadurch wurde die Uniform „des Königs Rock" und ihre gesellschaftliche Präponderanz außer Zweifel gestellt. In keinem Land der Erde gab es eine solche Übertragung des militärischen Rangverhältnisses in das Beamten- und Gesellschaftsleben, wie in Deutschland. Der Amtsvorstand ist unfehlbar und die Angst vor ihm ist größer . . . viel größer als die vor dem Tode. Ein Kriechen, Speichellecken, zum Munde Reden, Schustern und Schmeicheln im ganzen Obrigkeitsstaate, daß es einen deutschen Mann, wie er sein soll, hätte ekeln sollen.

Die Jagd nach Orden und Titeln (auch in anderen Ländern groß) war in Deutschland grotesk. Im Verteilungsschlüssel dieser „Auszeichnungen" stand der Leutnant einem 70jährigen Gelehrten an Berechtigung etwa gleich. Irgendein gänzlich intellektloser und für das deutsche Volk nur eine Drohne bedeutender Hofgeneral hatte ein Panzerhemd von Brust- und Halsorden, während die bedeutendsten Männer der Wissenschaft, Technik und Kunst, sofern sie ihre Arbeit und ihre Person nicht in Lakaiendienste stellten, vielleicht einmal kurz vor dem an Altersschwäche erfolgenden Tode mit einem Kreuzlein bedacht wurden, während der Offizier und Hofmann (was leider recht häufig dasselbe war) viel höheren Auszeichnungen nur durch Selbstmord hätte entgehen können.

Die Verbindung von Militarismus mit Byzantinismus und höfischem Lakaienwesen hat nicht nur die Armee schwer geschädigt, sondern hat bei der militärischen Form aller Beamtenhierarchien und sonstiger Vorgesetztenverhältnisse ein Stück „Hof" und „Lakaientum" in alle Kreise des Bürgertums gebracht. Daran ist Deutschland krank geworden.

Ein ganzes Heer von Journalisten und Schriftstellern hat während des Krieges versucht, den deutschen Militarismus als etwas anderes

darzustellen, als er war. Sie haben die Uniformierung als demokratisches Prinzip, die Subordination bis zum Opfer des Gewissens als Geist der Ordnung gefeiert und haben dabei absichtlich oder als Selbstbetrogene ihre Leser betrogen. Denn nicht auf die Begriffe in ihrer abstrakten Gestalt kommt es an, sondern auf die Verhältnisse, wie sie sich wirklich ergaben. Und da war Uniformierung gleich Geistlosigkeit und Subordination gleich Kadavergehorsam zu setzen.

Die stolze Schlußforderung dieser Kriegsskribenten lautete dann: „Jawohl! Militarismus ist dem deutschen Geiste gleichzusetzen. Nur der Sieg des militaristischen Geistes wird die Lösung der großen Menschheitsaufgaben bringen." Diesen Trompetern des Militarismus ist das Entsetzliche zu danken, daß manche Deutsche *mit Angst daran dachten*, daß Deutschland den Krieg triumphierend *gewinnen* könnte, weil sie sich sagten, daß dann der preußische Militarismus der Kultur Europas ein Ende bereiten werde, und daß es buchstäblich Deutsche gab, die Deutschlands Niederlage wünschten, weil in ihren Augen nur so der Ungeist des Militarismus ausgerottet werden könnte. Die Zustände von heute werden diese Radikalen davon überzeugen, daß fremde Gewaltherrschaft ebenso schlimm ist wie eigene und daß ein verlorener Krieg nicht unbedingt auch das Aufhören des militaristischen Geistes mit sich führen muß. Man schaudert, wenn man sich heute die Mühe gibt, dies Jonglieren mit der Frage des deutschen Militarismus in den im Kriege entstandenen deutschen Büchern nachzulesen.

Andere, Verteidiger des Militarismus, wie beispielsweise Dr. Johannes Thyssen, dem die Hohenzollern den Gipfel der Kultur darstellen, sagen: „Das Militär *ist* die Grundlage und Hauptstütze des Staates; in den höchsten Fragen des staatlichen Lebens, an erster Stelle in den Fragen des Staates, gibt das Militär den Ausschlag". Er irrt insofern, als er die Frage, „ob der Einfluß des Militärs, infolge seiner *alles überragenden* Bedeutung auf andere, vielleicht auf alle Lebensgebiete hinübergreift", als an sich mit dem Militarismus nichts zu tun habend bezeichnet. Gerade *das* ist, wie wir festgestellt haben, die eigentlichste und gleichzeitig verderblichste Äußerung des Militarismus, die in dem Maße eine natürliche Äußerung darstellt, als die Bedeutung des Militarismus im Staatswesen *alles übrige überragt*.

Bedeutsam und richtig ist das Urteil Thyssens, daß der preußische Militarismus (das übrige Deutschland bekam ihn erst nach 1870) „das höchstpersönliche Werk der Hohenzollern" ist. Recht ist ihm ferner zu geben, daß er als Grundlage und Voraussetzung für diesen

Militarismus die Lage der Mark Brandenburg als erobertes Land, als notgedrungen unter militärischem Befehl stehendes Grenzgebiet bezeichnet. Das ist reichlich lange her. Der Geist der Höhlenmenschen war noch wesentlich militaristischer. Sie knackten die Knochen des Nebenmenschen, um dessen Mark zu saugen. Und doch sind wir heute etwas weiter in der Kultur. Wir morden uns heute zu Millionen, aber nicht mehr aus persönlichem Hunger nach dem Fleisch des Feindes, sondern als willenlose Sklaven derer, die für Vergrößerung ihrer Macht, ihres Geldbeutels oder ihres Ruhmes uns in den Krieg schicken und uns unter Androhung der Todesstrafe oder des Zuchthauses weismachen, daß das Vaterlandsliebe sei. Die geistige Entwickelung der Menschheit wird anscheinend durch den Militarismus doch nur recht einseitig gefördert.

Auch die Legende von der Notwendigkeit des Militarismus als einer militaristischen Durchtränkung des Gesamtbewußtseins eines Volkes ist eine jener großen Lügen in der Geschichte der Völker, die wie die großen Lügen in der Geschichte der Kirche dadurch unangreifbar blieben, daß ein noli me tangere vor dem letzten Motiv geschrieben stand und sich alles, was von der Lüge lebte (sicher zu mehr als der Hälfte unbewußt) hinter dieses höchste Unantastbare verschanzte. Wie es bei jedem Angriff auf die Kirche sofort hieß: Die Religion ist in Gefahr, so wurde jeder Angriff auf den Militarismus in Deutschland erwidert mit dem Schrei: Das monarchische System ist in Gefahr, die Anarchie ist im Anzug. Oder man verwechselte lächelnd Militarismus und Wehrhaftigkeit des Volkes, die beide gar nichts miteinander zu tun haben. Im Gegenteil, wenn etwas die große Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes schmälern konnte, so waren es die hunderttausend Verbitterungen und Verärgerungen, die der deutsche Militarismus selbst einem so geduldigen Volke wie dem deutschen täglich erzeugte.

Daß diese Methode der Verteidigung möglich war und der Militarismus trotz der Pest der Soldatenmißhandlungen, trotz der Militärjustiz mit ihren rätselhaften Urteilen, trotz der großen Enthüllungen der Zabernaffäre, des Eulenburgskandals und unerhörter Vorkommnisse in kleinen Garnisonen doch seine maßgebende Stellung behaupten konnte, beweist schlagend, daß er das ganze Volk erfaßt hatte, daß die Ehren, Eitelkeitsbefriedigungen, Fürstengunstbezeigungen nebst der Abnahme der Verantwortung, die er versprach, stärker im Einfluß waren als die Erkenntnis, daß der preußische Militarismus unsere schöne, große, deutsche Kultur in Grund und Boden drillte, exerzierte und niederbrüllte. Es ist traurig,

zu schreiben: Der Durchschnittsdeutsche ist tausendmal lieber ein jeder Verantwortung entzogener Sklave und eine blinde, aber gewissenhafte Exekutivmaschine, als ein freier, aber schwere Verantwortung tragender und allein auf sein eigenes Urteil angewiesener Mensch. In diesem Defekt der Volkspsyche war der wirkliche Militarismus Deutschlands motiviert — ein Requisit des dynastischen Systems (der im übrigen auch in Österreich-Ungarn verheerend gewirkt hat), eine mittelalterliche Ritterromantik, ein in gesellschaftliche Formen gegossener namenloser Klassenhochmut und eine tödliche Krankheit des deutschen Bürgertums. Weil sich aber das Bürgertum diesen geistigen Militarismus gefallen ließ, kam es allmählich auch vollkommen unter dessen Herrschaft, verlor seine Rechte mit seinem Stolz und seinen Einfluß mit seiner Selbständigkeit des Urteils. Der Leutnant war der Gott der Mädchen, die Exzellenz der der Männer . . . das heißt der Untertanen, und der Kaiser war mehr als Gott. Dieser Militarismus, der von der Person des Kaisers ausging, brachte es mit sich, daß auch die Reichskanzler vor dem Kaiser „stillstanden", das heißt sich zu willenslosen Werkzeugen seines unklaren, ja geradezu kranken Willens machten. Der Militarismus ging dann während des Weltkrieges so weit, daß Ludendorff die Anmaßung wagte, der Reichsregierung zu befehlen, und diese namentlich in den Händen des geistlosen Michaelis und kraftlos gewordenen Hertling die Schwäche besaß, vor dem Militarismus in der Form dieses brutalen Generals „stramm zu stehen".

Diese Erscheinungen haben mit der Größe der Rüstungen gar nichts zu tun, sind aber das, was die Welt unter deutschem Militarismus verstand.

Was die Welt aber nicht sah und was blinde Gegner des deutschen Militarismus auch nicht sahen, ist, daß auch im bedauernswerten Rahmen des Militarismus sich in Deutschland die anständigen Eigenschaften des Volkes (Pflichtgefühl, Ehrlichkeit, Idealismus) ebenfalls entwickelten, aber hoffnungslos, denn Militarismus und freier Mensch sind unvereinbare Dinge.

Es ist nicht nur interessant, sondern auch für die Beurteilung der ganzen Frage bedeutungsvoll, was die Welt unter Militarismus zu bezeichnen pflegte. Ich füge daher eine Tabelle der Definitionen bei. Es wird dabei ziemlich klar, daß die Verteidiger des Militarismus in diesem in erster Linie die materiellen Elemente, die Gegner des Militarismus in erster Linie die seelischen Elemente betonen.

Tabelle 1.

Was ist Militarismus?

Urteile der Freunde:

H. W. v. Herwarth. Rein sprachlich betrachtet, von „militare" d. h. Soldat sein, abgeleitet, bedeutet es mit der angehängten Endung etwa „Kampfbereitschaft" ... Wir wollen ihn (als Charakterzug deutschen Wesens) gelten lassen, wenn darunter verstanden wird: kriegerische Tüchtigkeit, Organisation, Pflichtgefühl und Selbstdisziplin.

Kriegsminister v. Stein haftet ganz am Materiell-Organisatorischen: „Bei uns schrie alles über Militarismus, ohne sich klar zu sein, was damit gemeint sei". Auch Stein ist sich nicht klar, wenn er fortfährt: „Die meisten fremden Armeen haben unsere Einrichtungen nachgemacht".

Dr. Ernst Horneffer (Soldatenerziehung), „Der Soldat, der deutsche Volksmann und der deutsche Staatsbürger sind nicht mehr voneinander zu scheiden. Diese Dreiheit bildet künftig eine untrennbare Einheit ... Das Heer ist das Rückgrat des deutschen Staates, wird es bleiben, wird es nach diesem Kriege in erhöhtem Maße werden."

Treitschke (Politik II § 23), „Das deutsche Heer ist unzweifelhaft das allerrealste und wirksamste Band der nationalen Einheit geworden, ganz gewiß nicht, wie man früher hoffte, der deutsche Reichstag ..., das Heer hat uns zu praktischer Einheit erzogen".

Freytag-Loringhoven (Was verdanken wir unserem Offizierkorps?) ... „in dem Augenblick, da unser Volk sich vom Militarismus abwandte, war es kraftlos und dem Willen der Feinde wehrlos preisgegeben".

H. v. Beseler, General der J. z. D. (Die Allgemeine Wehrpflicht. Berlin 1913.), „Deutschland steht und fällt mit seiner Wehrmacht, ihre Furchtbarkeit muß jeden Angreifer fernhalten oder vernichten".

Urteile der Gegner d. Militarismus:

Lord Asquith: „eine zweiköpfige militärische und bureaukratische Maschine, ein System, das die Gewalt als oberste Autorität auf den Thron erhob und sich berechtigt dünkt, je nach den Forderungen der Stunde, die feierlichsten Verträge zu fälschen, zu verhöhnen oder beiseite zu schieben." (In Herwarth, Militarismus, S. 11.)

Französische Antimilitaristen bilden den Begriff „le militarisme" gegen ihre klerikalen und konservativen Gegner im Dreyfußprozeß und definieren: „Streben einer Militärclique nach Herrschaft im Innern, verbunden mit dem chauvinistischen Drang nach kriegerischer Machtentfaltung gegenüber dem Ausland".

Wilson, „Die militärische und politische Herrschaft der Waffen."

C. H. Meray (in seinem geistvollen Werk „Weltmutation") vergleicht den Militarismus mit dem Krebs, indem er ihm dieselbe Rolle im Menschheitsorganismus zuteilt, wie der Krebszelle im Organismus des Einzelmenschen und abschließend sagt: „Selbständig wuchs er (der Militarismus) seither, ohne Einordnung in unsere Kulturfunktionen, der Kultur gegenüber seine Selbständigkeit bewahrend, abgesondert und unabhängig vom allgemeinen produktiven Leben, mit dem er nichts gemein hat. Als eine autonome Bildung nimmt er an den Schicksalen des höhergearteten Kulturlebens nicht teil, allen Zivilisationstätigkeiten als fremdes Gebilde gegenüberstehend, sich aber stets die bestmöglichen Ernährungsbedingungen verschaffend. Der Soldatenstand stimmt mit unserem Kulturboden überein, er gehört aber einer anderen Welt an und führt ein seinen eigenen Gesetzen unterworfenes, dem unseren fremdes Leben".

Tabelle 1 (Fortsetzung).

Urteile der Freunde:

M.v. Schreibershofen (Rüstungsfanatismus in den Ententeländern. Berlin 1919). „Wenn man unter Militarismus den Zustand bezeichnen will, daß ein Staat seine gesamten Kräfte und Mittel in den Dienst der Landesverteidigung stellt und nur auf eine Vermehrung seiner Wehrmacht bedacht ist. . . ."

Lujo Brentano (ein Feind des Militarismus) definiert seinen Militarismus: „Der das ganze Volk durchdringende Geist, daß es mit Freude zu den Waffen zu greifen habe, wenn es gilt das Vaterland zu verteidigen". (Mit diesem Militarismus kann sich jeder einverstanden erklären, das ist aber eben nicht Militarismus.)

Ostwald (Monistische Sonntagspredigten 1. Dezember 1914), Der Militarismus „stellt tatsächlich den höchsten Grad der bisher entwickelten Kultur dar". (War das Kriegspsychose des Gelehrten, der früher den Krieg als „Energievergeuder" verworfen hat?)

Fulda, L. versteht irrtümlicherweise unter Militarismus die Wehrkraft und Schlagfertigkeit des Heeres. (Vossische Zeitung 29. November 1914.)

Bredt (Professor in Marburg), „Der deutsche Militarismus ist doch wertvoller als das ganze Völkerrecht". (Berliner Lokalanzeiger 3. Dezember 1914.)

Urteile der Gegner d. Militarismus:

Hugo Preuß in Das deutsche Volk und die Politik, Januar 1916, erkennt klar, „daß es nicht der verlästerte deutsche Militarismus an sich wäre (also die starke Rüstung), sondern gewisse Erscheinungen an diesem System, die die berechtigte Abneigung und Kritik der gesamten Welt herausforderten".

Fried, Dr. A. (Mein Kriegstagebuch), „Militarismus bezieht sich gar nicht auf das Militär, sondern auf eine Geistesrichtung, die sich allerdings vorwiegend auf militärische Kraft stützt. Es scheint mir der Militarismus lediglich in dem Widerspruch zu liegen, der von den Anschauungen des isolierten auf Selbstbehauptung beruhenden Staates ausgeht, und dessen Politik mit den die Welt heute beherrschenden Tendenzen der Zusammenarbeit und gegenseitigen Abhängigkeit nicht in Einklang zu bringen ist".

David Starr Jordan (Stanford-Universität, Kalifornien): „Militarismus ist die Anschauung, die die Macht über das Gesetz stellt... Jedes Volk muß aus sich selbst heraus den eigenen Militarismus überwinden. Erst nach dem Kriege wird der wirkliche Kampf gegen den Militarismus in den einzelnen Nationen ausgefochten werden".

Nicolai, G. F. (Biologie des Krieges) definiert ähnlich wie Herbert Spencer: „Militarismus ist eine Weltanschauung. Es ist der Glaube, daß der tierische Kampf mit Zähnen oder Kanonen wirksamer sei als der menschliche Kampf mit Worten und Überzeugungen".

Popert, H., . . . „ein schlechthin unerträglich gewordenes, die Menschheit versklavendes und sittlich verderbendes System".

Was nun die Rüstungen selbst betrifft, so wurde in ihnen die Konsequenz des seelischen Militarismus und des Geschreis alldeutscher und militaristischer Kreise in Deutschland nicht gezogen.

General Kuhl (in "Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges", S. 108) schreibt — in gleicher Weise es bedauernd wie alle übrigen deutschen Militärschriftsteller —: „Die Anspannung der Wehrkraft Deutschlands trug weder der Schwierigkeit seiner Lage noch dem Maße der Rüstungen in den uns feindlich gesinnten Ländern im vollen Umfang Rechnung. Wir blieben hinter unseren Gegnern zurück".

Die „Schwierigkeit der Lage" ist ein Produkt unkluger Politik gewesen, sie würde in dem Augenblick nicht vorhanden gewesen sein, in dem die deutsche Regierung eine entschlossene und aufrichtige Option zwischen England und Rußland ausgeführt hätte. Im übrigen ist Kuhl dann recht zu geben, wenn man die — allerdings unrichtige — Grundbehauptung aufstellt, daß Deutschland nur durch seine militärische Macht seine politische Position halten konnte. Dann allerdings war die deutsche Rüstung zu schwach. Es tritt hier die Erscheinung uns vor Augen, die wir als eine typische der ganzen wilhelminischen Epoche bezeichnen müssen: die innere Unaufrichtigkeit des politischen Gebäudes. Man sprach vom ernsten Streben, den europäischen Frieden aufrecht zu erhalten, widerstrebte aber jeder planmäßigen Befestigung dieses Friedens im Haag und in einem von England angebotenen Flottenabkommen, man betrachtete den Dreibund als Friedensgarantie, rüstete aber doch für den Krieg, den man als gewiß voraussah, man hielt die deutsche Kriegsstärke für eine Friedenssicherung (an sich ein großer Irrtum oder eine noch größere Lüge), rüstete aber doch nicht so, wie es in diesem Falle dann hätte notwendig sein sollen. Denn nur die vollkommene Unangreifbarkeit hätte den Frieden vielleicht sichern können. Diese aber war — und hier schaut wieder der deutsche Militarismus durch das fadenscheinige Gewand wilhelminischen Systems — militärisch allein gar nicht zu erreichen, wollte aber doch militärisch allein erreicht werden. Sie war nur möglich in der politischen Synthese England — Deutschland. Größte Flotte + größtes Landheer der Welt! Dazu bedurfte es aber entschiedener politischer Leitung des Reichsschiffes, die vollkommen fehlte. Der deutsche Imperialismus ging auch in dieser Hinsicht an seinem Militarismus, hier in der Form der maßgebenden Vorherrschaft englandfeindlicher deutscher Marinekreise (Tirpitz, Alldeutsche) über eine schwächliche, bureaukratisch verkalkte Reichsregierung zugrunde. Daß ein straffer Imperialismus, den so viele in Deutschland wollten, in der eigentümlichen Lage Deutschlands den Militarismus in die Ecke stellen und in seinem Empfangszimmer für England nicht mit

preußischen Kürassierstiefeln umhertrampeln durfte — das verstanden die politischen Impotenten des Auswärtigen Amtes und das verstand der nur triebhaft handelnde Wilhelm II. nicht.

Und so war auch die Rüstung Deutschlands eine halbe Maßregel. Zu viel, wenn man vernünftige Politik getrieben hätte, zu wenig, wenn man die großen Fragen der Weltzukunft nur auf militaristischem Wege lösbar glaubte.

Welcher Humbug dem deutschen Volke allerdings auch in dieser Frage militärisch vorgesetzt wurde, geht aus den zahlreichen Äußerungen militärischer und journalistischer Autoritäten hervor, daß wir die Marneschlacht wegen der beiden fehlenden Armeekorps verloren hätten, die der Reichstag im Frieden nicht mehr bewilligt hatte. Es grenzt an Unverschämtheit, das dem militärischen Laien aufzubinden, wo man in sträflichem Leichtsinn den rechten Flügel (also den entscheidenden) kurz vor der Schlacht um zwei Korps, die man nach Ostpreußen in hysterischer Angst sandte, geschwächt hatte. Diese Korps fuhren während der großen Entscheidungen in West und Ost auf der Eisenbahn spazieren. Man hatte einen viel zu starken linken Flügel und hätte aus diesem frühzeitig 4—6 Korps rechts hinter Kluck, den man noch durch Wegnahme des Antwerpener Belagerungskorps geschwächt hatte, staffeln sollen und können.

Es ist also nicht die mangelhafte Friedensrüstung, sondern eine ganz erstaunliche strategische Unfähigkeit des preußischen Generalstabs und des Großen Hauptquartiers gewesen, die die Schlacht an der Marne, die selbst ein mittelmäßiger Feldherr mit diesem glänzenden Soldatenmaterial hätte leicht gewinnen können — jammervoll verloren hat. Daß die preußisch-militärische Geschichtschreibung nach anderen Gründen der Niederlage sucht als nach denen, die in den Mängeln des preußisch-militärischen Generalstabsystems lagen, ist menschlich begreiflich, beweist aber, daß die großen Generale, die in diesem Chorus mitsingen, nicht nur keine großen Generale, sondern auch recht kleine Menschen sind.

Ganz verkehrt ist es, und das muß hier noch einmal und mit größter Deutlichkeit gesagt werden, da es entscheidende Bedeutung hat, wenn immer wieder der Militarismus mit der Stärke der Rüstungen in Beziehung gebracht wird. Die Verteidiger des Militarismus behaupten immer wieder: „Wir haben keinen solchen Militarismus gehabt wie die anderen, denn wir haben nicht so wild gerüstet". Aus dem, was oben vermerkt ist, entnimmt der Leser, um was es sich beim Begriff Militarismus handelt. Die Fragen Militarismus und Rüstungen sind ihrem Wesen nach grundverschieden und werden

nur häufig mit der versteckten Absicht, das Publikum zu verwirren, auf das gleiche Gleis geschoben.

Ein wichtiger Beweis für die Stärke von Rüstungen sind die Ausgaben, die in den einzelnen Staaten für diese Zwecke gemacht werden. E. D. Morel, der im übrigen auch Militarismus und Rüstungsfanatismus verwechselt, aber ausnahmsweise zu dem Zwecke, die Entente des Militarismus zu beschuldigen, gibt in seinem Buche „Truth and the war" gute Zusammenstellungen.

Er bekämpft den unrichtigen Satz Sir Edward Greys: „Wir wissen jetzt, daß die deutsche Regierung auf den Krieg so rüstete, wie nur Leute, die ein bestimmtes Ziel verfolgen, rüsten können" (gesprochen am 22. März 1915).

Die Heeresausgaben, in Mark berechnet, verteilen sich auf die einzelnen Staaten und Zeiträume, in denen der Rüstungsfanatismus in Europa begann, folgendermaßen:

1905—1909:	Deutschland	3 912 944 480 Mk.
	Österreich	2 119 255 660 „
	zusammen	6 032 200 140 Mk.
	Rußland	4 309 703 040 Mk.
	Frankreich	3 010 609 240 „
	zusammen	7 320 312 280 Mk.
1910—1914:	Deutschland	5 047 566 380 Mk.
	Österreich	2 574 112 480 „
	zusammen	7 621 678 860 Mk.
	Rußland	5 593 189 400 Mk.
	Frankreich	3 936 355 940 „
	zusammen	9 529 545 340 Mk.

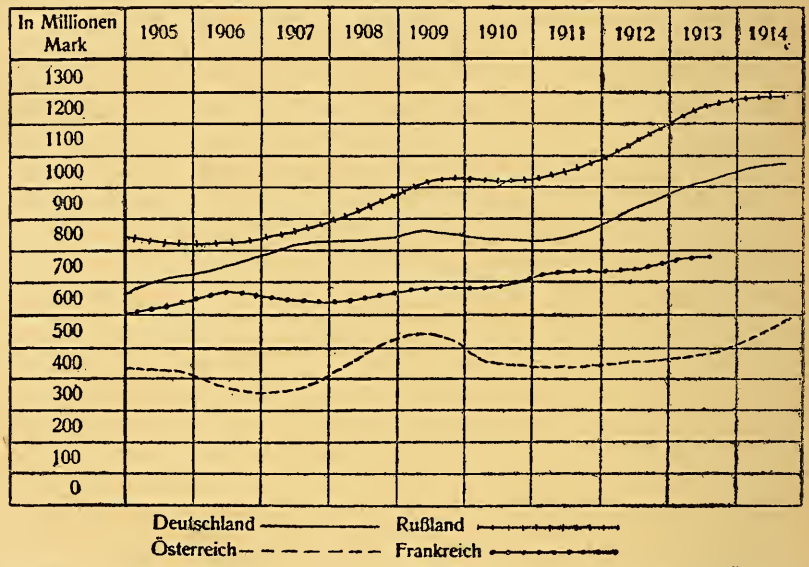
Noch deutlicher wird die Sachlage, wenn wir die Rüstungsausgaben der einzelnen Staaten graphisch darstellen (auf Grund deutscher Angaben): Siehe S. 82.

Die Reihenfolge im „Rüstungsfanatismus" ist also Rußland — Deutschland — Frankreich — Österreich.

Die absoluten Steigerungen der Rüstungen von der ersten zur zweiten Periode ergeben folgende Reihenfolge, die ganz der Reihenfolge oben entspricht:

Land	Steigerung in der zweiten Periode gegen die erste in Milliarden	Durchschnittssteigerung für jedes Jahr in Milliarden
Rußland	1,283	0,257
Deutschland . . .	1,135	0,227
Frankreich	0,926	0,185
Österreich	0,455	0,091

Ohne weiteres ist klar, daß bei der Zusammenstellung der Rüstungsgruppen Italien ebensowenig der Gruppe Deutschland-Österreich, wie England der Frankreich-Rußland zugezählt werden kann. Morel



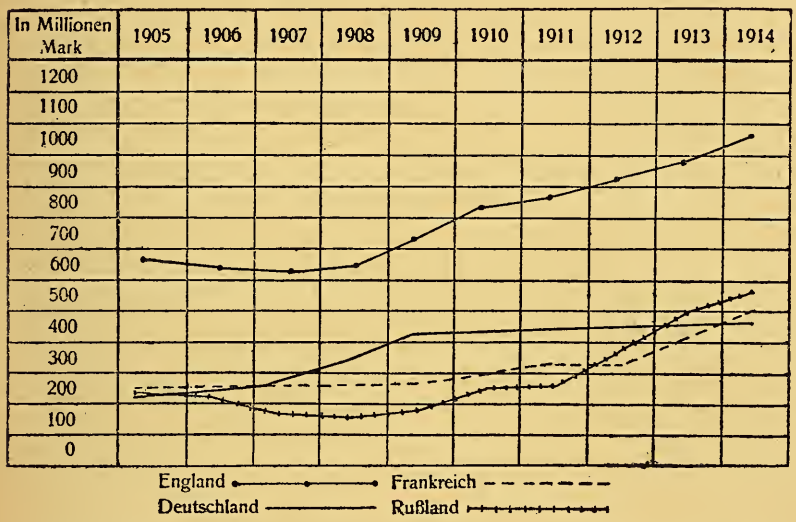
rechnet im übrigen nach, daß, selbst wenn man Italiens Rüstungsausgaben mit 2830362100 Mark für den Zeitraum 1905—1914 dazuzählt, der Dreibund noch etwas geringere Wehrausgaben hatte als die französisch-russische Gruppe ohne England. Die Wehrausgaben Englands sind infolge des englischen Söldnerwehrsystems inkomparabel. Auch ein Teil der Flottenausgaben Englands hängt mit diesem System zusammen.

In den Marineausgaben marschierte Deutschland an der Spitze der Kontinentalmächte. Im Zeitraum 1905—1914 gaben aus:

Deutschland	3704103280	Mark
Frankreich	3234427740	„
Rußland	2884930260	„
Österreich	1013856280	„

(Die Tabelle unten ergibt das graphische Bild nach deutschen Quellen unter Einbeziehung von England.)

Zählt man auch hier, wie Morel das — aber doch nicht mit vollem Recht — tut, die Rüstungsgruppen zusammen, so kommt man zu dem Ergebnis, daß Frankreich-Rußland die deutsch-österreichische Gruppe um 1401398440 Mark = fast 30 % überflügelt hat. Nun bedeutet das aber tatsächlich nicht so viel, denn Rußland mußte seine im russisch-japanischen Krieg verlorene Flotte ersetzen und Österreichs Interessen lagen nur zu sehr geringen Teilen auf dem Meere.



Deutschland baute seine Flotte gegen England. Die ganze Tollheit dieses Tirpitzunternehmens geht schon dann klar hervor, wenn wir feststellen, daß England im Zeitraum von 1905—1914 volle 7838329400 Mark in seine Flotte steckte.

Deutschland mußte demnach damit rechnen, daß seiner einen Kapitalsverbrauch von rund 3,7 Milliarden darstellenden Flotte eine verbündete, mit rund 14 Milliarden gebaute und ausgerüstete Flotte entgegentreten würde. Österreich durfte durch Italien mehr als ausgeglichen betrachtet werden. Schon diese einfache Rechnung hätte zu dem Gedanken führen müssen — den nur Größenwahn nicht zuließ —, daß es ein ganz vergebliches Beginnen sei, militärisch die Verknotungen der europäischen Politik zu lösen, und daß ein Flottenwettbewerb mit England nur dann Aussicht auf Erfolg

gehabt hätte, wenn bei einem festen deutschen Bündnis mit Rußland

1. die russische Flotte als Verstärkung der deutschen auftreten konnte,
2. die gewaltige russische Landmacht ein gleichzeitiges Wettrüsten des deutschen Landheeres mit Frankreich unnötig machte und erlaubte, größte Teile der Kosten für das Landheer noch zum deutschen Flottenbau zu verwenden,
3. die Anhäufung rasch mobiler russischer Kräfte von Polen nach Turkestan verlegt wurde, so daß ein Einspruch Englands gegen den deutschen Flottenbau mit dem Vormarsch eines 1,5 bis 2 Millionen starken russischen Heeres nach Indien hätte beantwortet werden können.

Deutschland aber versuchte die durch seine entsetzlichen politischen Fehler hervorgegangene Isolierung durch militärische Maßnahmen wieder auszugleichen. Bei diesem Bestreben mußte es der unendlich viel höheren finanziellen Kraft seiner Gegner im Rüstungswettbewerb erliegen.

Im Jahre 1914 betrugen die Friedensstärken der Landheere Deutschlands und Österreich-Ungarns zusammen: 1239000 Mann, die Friedensstärken von Frankreich und Rußland im Sommer 2239000, im Winter 2639000 Mann. Die merkwürdige Erscheinung, daß die Ententeheere im Winter 1913/14 stärker waren als im Sommer, erklärt sich dadurch, daß Rußland während des Winters einen vierten Jahrgang zurückhielt (vgl. Montgelas, Glossen zum Kautskybuch, S. 14). Man kann also nicht von schwächeren Rüstungen der Entente sprechen, wie das von Gegnern Deutschlands und selbst von blinden deutschen Antimilitaristen geschehen ist.

Von besonderem Interesse sind die Zusammenstellungen, die der deutsche parlamentarische Untersuchungsausschuß im Februar 1920 hinsichtlich der Heeresstärken von 1914 herausgegeben hat. Die Schwankungen in den Berechnungen auf deutscher und gegnerischer Seite sind Erscheinungen, die bei den in Frage kommenden Massen selbstverständlich sind. Man kann sogar feststellen, daß die „Orientiertheit" über den Feind erstaunlich gut war. Die Zusammenstellung ist folgende:

Berechnung von	Zeitpunkt, auf den sich die Berechnung bezieht	Deutschland	Frankreich	Österreich-Ungarn	Rußland
Montgelas[1]	1914	761 000 Mann	794 000 Mann[2]	478 000 Mann	1 444 000 Mann (Sommer)
	ab Oktober 1914	822 000 Mann	794 000 Mann[2]	geringe Erhöhung	1 845 000 Mann (Winter)
Engl. Kr.-Min. Seely[3]	1913	685 694 Mann	557 857 Mann	473 643 Mann	1 284 000 Mann
	künftig	828 694 Mann	741 572 Mann[4]	nicht genau bekannt	noch nicht festgestellt
Birsh. Wj.[5]	künftig	—	—	—	2—320 000 Mann
General Buat[6]	1914	870 000 Mann[7]	910 000 Mann[8]	—	—
Senator Doumer[9]	1914	—	794 000 Mann	—	—
Planmäßige Kriegsstärke. Infanteriedivisionen erster und zweiter Linie.					
Montgelas	1914	79 Divisionen[10]	69 Divisionen[11]	50 Divisionen	117 1/2 Divisionen
Buat	1914	79 Divisionen	79 Divisionen[11]	—	—
Doumer	1914	—	68 Divisionen[12]	—	—
Militärisch ausgebildete, im wehrpflichtigen Alter stehende Mannschaften					
Montgelas	1914	4,87 Mill. Mann[13]	4,98 Mill. Mann[14]	3,3 Mill. Mann[15]	5,7 Millionen Mann
Buat	1914	5,11 Mill. Mann	5,11 Mill. Mann	—	—
Doumer	1914	—	4,9 Mill. Mann	—	—

[1]) Die Berechnungen sind vorgenommen durch General d. Inf. z. D. Graf Max Montgelas und in Veröffentlichung Nr. 1 des Ausschusses eingehend erläutert. Der zweite militärische Sachverständige, Hauptmann W. Meyer, hat gegen die Berechnungen und Erläuterungen keinerlei Einwände erhoben.

[2]) Ohne 86 000 Mann Eingeborene in Nordafrika und ohne Fremdenlegionäre.

[3]) Schriftliche Antwort auf Anfrage Hunt im Unterhause am 4. Juni 1913.

[4]) Vermutlich nicht eingerechnet die rund 50 000 Mann des Hilfsdienstes, die indessen im Jahre 1906 zum Kriegsdienst ohne Waffen herangezogen wurden.

[5]) Offiziös inspirierter Artikel der „Birshewija Wjedomosti" v. 13. Juni 1914 („Deutsche Dokumente z. Kriegsausbruch" Nr. 2).

[6]) „L'Armée allemande pendant la guerre de 1914/18". General Buat war während des Krieges Chef der zweiten Abteilung des französischen Generalstabes.

[7]) Einschließlich 6000 Beamten und 37 000 überetatmäßigen Rekruten, ohne diese 43 000 Köpfe bleiben 827 000, also nur 5000 Mann mehr, als nach der deutschen Berechnung.

[8]) Einschließlich 67 000 Mann Eingeborene, auch ohne diese bleiben 843 000 Mann oder 49 000 mehr als nach der deutschen Berechnung, die aber 19 000 Eingeborene mehr annimmt.

[9]) In seiner, der Armeekommission des Senates am 19. September 1919 vorgelegten Note, „Sur la réorganisation de l'armée française".

[10]) Ohne 2 Festungsdivisionen, außerdem wurden mobil 6 1/3 Ersatzdivisionen, mit denen sich die Zahl auf 86 1/3 erhöht.

[11]) Buat setzt, was wohl richtiger ist, als die deutsche Berechnung, für die bei 18 französischen Korps sich befindenden Reservebrigaden (zusammen 72 Bataillone) 6 Divisionen an und rechnet auch die 4 Festungsdivisionen ein.

[12]) Doumer hat eine aktive Division weniger als die deutsche Berechnung.

[13]) Auf Seite 7 seiner Schrift spricht Buat allerdings von rund über 6 Millionen infolge eines Rechenfehlers von 1 Million in Anmerkung 2 derselben Seite.

[14]) Ohne rund 120 000 Mann des Hilfsdienstes der Jahrgänge 1906—13, die eingerechnet werden müssen, so daß sich die Zahl auf rund 5,23 Millionen erhöht.

[15]) Die Angabe von 2,99 Millionen in Veröffentlichung Nr. 1, S. 116, ist infolge eines Versehens um 40 000 Mann zu niedrig.

Die Entwickelung der Friedensstärken in den letzten Jahren vor dem Krieg gibt folgendes Bild:

Jahr	Deutschland	Frankreich	Rußland	Österreich
1908	509 839			
1909	"			369 203
1910	"		1 343 000	
1911	609 545	587 000		
1912	612 000	583 000		393 364
1913	786 000	759 500	1 800 000	

Bemerkungen: Rußland veröffentlichte seit 1910 seine Friedensstärken nicht mehr. Die Angaben sind Schätzungen.
Die Angaben 1913 für Deutschland gelten nach vollendeter Durchführung der letzten Wehrvorlage, für Frankreich nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit.

Es ist erstaunlich, wie lange sich die Idee erhalten konnte, daß dieses sinnlose Wettrüsten den Frieden Europas garantiere. In dieser Idee liegt mehr Heuchelei als Dummheit. Denn das mußte jeder erkennen, daß sich durch die Rüstungen irgendeines Staates sich ein anderer bedroht sah. Ein bayerischer General (Möhl?) bekennt ganz offen: „Die französische und die russische Militärpartei drängte aus „imperialistischen" Gründen zum Angriffskrieg, die deutsche [er gibt ihre Existenz also zu. D. Verf.] sicher nur unter dem Gesichtspunkt, daß der Hieb die beste Parade sei. Allgemein hielt man seit dem Anfang unseres Jahrhunderts den Ausbruch des Krieges als unvermeidlich, die Überspannung der Wehrkraft in ganz Europa hatte eine gewaltsame Entladung zur natürlichen Folge." („Unsere bewaffnete Macht", München [1919?].) Der General, der keineswegs pazifistisch ist, sagt also ganz offen, daß das zum Kriege Rüsten nicht den Frieden gesichert, sondern gefährdet hat. Bei den Landrüstungen gab Rußland den Ton an und Deutschland fühlte sich bedroht, was zur Folge hatte, daß es die Rüstungen nachmachte. Bei den Seerüstungen aber gab Deutschland den Ton an und England sah sich bedroht, was ebenfalls zur Folge hatte, daß es diese Rüstungen nachmachte. Die unbestreitbare psychologische Folge der Rüstungen war eine systematische Zerstörung des Vertrauens der Staaten zueinander. Auf den Trümmern des Vertrauens wucherte dann jenes Mißtrauen, das die psychologische Vorbedingung für den Erfolg der zum Kriege hetzenden Strömungen in allen Ländern wurde. Das Mißtrauen begann Grundstimmung der Staatenpolitik zu werden und nicht nur bei den Leitern der Staaten, sondern auch in den Parlamenten eine

Nervosität hervorzurufen, die die Parlamente den Forderungen der militaristischen Kreise gegenüber in ihrer Widerstandskraft lähmte.

Unter solchen Verhältnissen konnten auch Stimmungen für Ausbau des internationalen Rechtes und einer übernationalen Völkerorganisation nicht aufkommen, und wo einsichtige Kreise sie propagierten, wurden sie totgeschrien von der Angst vor dem Nachbarn, die alle Gemüter hypnotisierte. Bezeichnend ist, daß jedem Parlament die Bewilligung großer Rüstungsausgaben mit dem Hinweis suggeriert wurde, daß von anderer Seite her Angriffe auf das Vaterland drohen.

So hat am 24. September 1911 auf der Tagung des Flottenvereins Großadmiral von Köster im Hinblick auf die Bedrohung durch England den beschleunigten Bau von Panzerkreuzern verlangt. Prompt erfolgte am 26. September eine Rede des ersten Seelords Mac Kenna in London, in der gesagt wurde, daß, solange Deutschland so bedrohlich weiter rüste, England eine doppelt so starke Flotte haben müsse. Es handelte sich bei all diesem Wettrüsten darum, dem Gegner einen Vorsprung abzugewinnen. Hatte man den erreicht, so wäre es für den Kriegsfreund ja töricht gewesen, tatenlos zu warten, bis der überholte Gegner wieder in seinen Rüstungen nachkam. Der Generalstab eines solchen sich augenblicklichen Vorsprungs erfreuenden Landes glaubte seine Pflicht zu tun, in dieser Zeitspanne zum Kriege zu raten. Dieser Rat war um so gefährlicher für den Frieden, je mehr Einfluß in einem Lande militärische Ansichten auf die Regierung hatten. Der amerikanische Gesandte Adams hatte ganz recht, als er schon am 21. März 1816 an Lord Castlereagh schrieb: „Die moralische und politische Folge eines solchen Systems ist Krieg und nicht Frieden". Asquith, der selbst Pazifist war, sagte am 31. Juli 1908 auf dem Londoner Weltfriedenskongreß: „Die ungeheuren Rüstungen werden nicht zur Zierde oder zur Unterhaltung angehäuft, sondern um im gegebenen Augenblick gebraucht zu werden, vielleicht bei einem zufälligen Temperamentsausbruch".

Moltke wollte 1875 Frankreich in einem Kriege niederschlagen, weil er sich stärker glaubte als der Gegner war. Damals bedurfte es der überragenden Genialität Bismarcks und des Gewichtes seiner Stimme, um den Krieg zu verhindern. Bismarck schreibt sehr bemerkenswert über die damalige Lage: „Mir lag eine Absicht, Frankreich zu überfallen, damals und später so fern, daß ich eher zurückgetreten sein würde, als zu einem vom Zaune zu brechenden Kriege die Hand zu bieten, der kein anderes Motiv gehabt haben

würde, als Frankreich nicht wieder zu Atem und zu Kräften kommen zu lassen. . . . Europa würde in unserem Verfahren einen Mißbrauch der gewonnenen Stärke erblickt haben, und jedermanns Hand, einschließlich der zentrifugalen Kräfte im Reiche selbst, würde dauernd gegen Deutschland erhoben oder am Degen gewesen sein". („Gedanken und Erinnerungen", Volksausgabe II, S. 202/203.)

Wie wäre das Schicksal Deutschlands geworden, wenn damals die deutsche Militärpartei so kräftig und die Reichsregierung so schwach wie 1914 gewesen wären? Bismarck deutet das schon an: „Ein solcher Krieg hätte . . . . eine Übereinstimmung von Rußland, Österreich und England im Mißtrauen und eventuell im aktiven Vorgehen einleiten können". („Gedanken und Erinnerungen", Volksausgabe II, S. 203.)

Die von verschiedenen Seiten vorgebrachten Beweise, daß erhöhte Rüstungen den Frieden sichern, sind so offenkundig falsch, daß es kaum nötig erscheint, sie eingehend zu widerlegen. Wehberg führt diese Scheinbeweise in seinem trefflichen Werk: „Die internationale Beschränkung der Rüstungen" (S. 316ff.) gründlich ab. Er benennt auch eine Reihe namhafter Persönlichkeiten, die ebenfalls der Ansicht sind, daß die Rüstungen nicht den Frieden sichern, sondern im Gegenteil den Krieg bringen, unter anderem auch die von uns oben erwähnte Äußerung des amerikanischen Gesandten Adams in seinem Briefe an Lord Castlereagh, die durchaus aufrichtig gemeint war. Der schweizerischen sozialdemokratischen Fraktion gebührt das Verdienst, am 3. August 1914, als vollkommene Kriegspsychose fast die ganze Welt beherrschte, zuerst den Kern der Sache klar mit folgenden Worten ausgesprochen zu haben: „Die sozialdemokratische Nationalratsfraktion stellt mit Bedauern fest, daß die Herrschaft der unbegrenzten Rüstungen die Kulturwelt in einen Abgrund von Leiden und Verzweiflung stürzt". Am 4. August folgte mit einer ganz ähnlichen Erklärung die niederländische sozialdemokratische Arbeiterpartei und am 5. August erklärte das Manifest der schwedischen Sozialdemokraten: „Das Wettrüsten der Großmächte hat jahraus jahrein neues Brennmaterial für den Weltbrand angehäuft . . . . in diesen blutigen Tagen wird das endgültige Urteil gefällt über das System des Wettrüstens, über jene Rüstungen, die angeblich den Frieden sichern sollten, über die Rüstungen, die in allen Ländern stetigen und konsequenten Widerstand nur bei der Sozialdemokratie gefunden haben . . . . Wo bleibt nun Europas Ruhe? Das Wettrüsten konnte nur eine Folge haben: daß die Opfer der Kriegs-

furie unzählbar werden und daß die ganze Zivilisation bis in ihre Tiefen erschüttert wird." (Angeführt nach Wehberg.)

Diese Klarheit des Erkennens hat den meisten Kriegführenden gefehlt. Erzberger, der in seinem Buche „Der Völkerbund" sagt, daß die Vorgeschichte des Krieges beweise, daß die großen Rüstungen ein Agens zum Kriege seien, war selbst so geblendet von dem falschen Satze si vis pacem para bellum, der in einem Verein von Kannibalen seine Berechtigung haben mag und daher im Völkerverkehr des 19. und 20. Jahrhunderts gerne angewandt wurde, daß er vor dem Kriege schrieb, Deutschland hätte 1913 die größte Wehrvorlage seit 1871 mit solchem Erfolg durchgebracht, daß es sich und Europa den Frieden sicherte.

Er gehörte wohl zu jenen vielen in Deutschland, die dem Kriege durchaus abgeneigt waren, die aber in den Fehler fielen, die Folgen der Rüstungen mehr von der mechanisch-materiellen als von der psychologischen Seite aus zu betrachten.

Es ist hier nicht am Platze, die Frage zu entwickeln, auf welche Weise Kriege in Zukunft vermieden werden können. Es genügt der Hinweis, daß, je mehr die Vernunft zur Herrschaft kommt, desto mehr Aussicht auf Verminderung der Kriege besteht. Die Frage Krieg liegt somit auf der Kurve der biologischen Entwickelung des Menschengeschlechtes. Die paar tausend Jahre Menschheitsgeschichte, die uns so historisch überliefert sind, daß wir zur Not Motive menschlichen Handelns beurteilen können, sind eine viel zu kurze Zeit, um die Elemente der Entwickelungskurve einwandfrei so festzustellen, daß nicht bekannte Teile der Kurve vor und nach diesem minimalen Ausschnitt hinsichtlich Einwirkung steigender Vernunft auf die Politik mit wirklicher Sicherheit konstruiert werden könnten.

Jedenfalls aber steht fest, daß die Art und Weise, wie der Frieden seit 1870 erhalten werden sollte und wollte, geradeaus zur größten Weltkatastrophe, zur schauerlichsten ethischen und intellektuellen Verwirrung und Verirrung der Kulturmenschheit führte. Gegen eine erneute derartige Methode der sogenannten Friedens- und Bündnispolitik mit den Mitteln der Rüstung müßte die vereinigte Intelligenz aller Völker planmäßig und mit allem Nachdruck auftreten.

Daß das augenblicklich noch nicht geschieht, beweist nichts dagegen, daß es geschehen muß, nichts dagegen, daß es noch einmal geschehen wird. Die Krampfzustände der Kriegspsychose haben die Kulturmenschheit heute noch nicht verlassen. Der Weltkrieg ist noch gar nicht zu Ende in den Seelen der Menschen, der armen Menschen, die ihr Glück, das heißt die höchsten Ziele ihrer Bestimmung, nicht erkennen wollen.

6. Deutschland und die Haager Friedenskonferenzen.

Literatur.

Die grundlegenden Werke, denen wir im allgemeinen gefolgt sind, sind Hans Wehberg, Die internationale Beschränkung der Rüstungen, Stuttgart 1919, eine umfassende, mit liebevollster Gründlichkeit hergestellte Arbeit und Schücking, Das Werk vom Haag, München und Leipzig 1912. — Dieses bedeutsame Werk enthält ein umfassendes Literaturverzeichnis aller nur einigermaßen in Frage kommenden Werke bis 1912. Es ist für den, der ausländische Literatur nachschlagen will, geradezu unentbehrlich. Das Werk teilt sich in zwei Hälften: 1. Band von W. Schücking, Der Staatenverband der Haager Konferenzen, 2. Band von H. Wehberg, Das Problem eines internationalen Staatengerichtshofes.

Ferner enthalten wertvolle Angaben:

Stead, La chronique de la conférence de la Haye 1899. Haag 1899. Besonders wichtig für die Vorgeschichte der ersten Konferenz.

Fried, Handbuch der Friedensbewegung. Leipzig 1911/13.

Derselbe, Der Kaiser und der Weltfriede. Berlin 1910.

Männer der Wissenschaft über die Friedenskonferenz. Berlin 1899.

Eine wertvolle Sammlung von Ansichten zur Frage der Abrüstung, die den Standpunkt des geistigen Deutschlands — wenigstens seiner „beamteten" Geistigen — um die Jahrhundertwende beleuchtet.

Zorn, Das Deutsche Reich und die internationale Schiedsgerichtsbarkeit. Berlin 1911.

Zorn kam als ein ganz in preußischer Tradition aufgewachsener Jurist auf die erste Haager Konferenz, innerlich den Ideologien, die er erwartete, abgeneigt. Er wurde aber quasi per der Konferenz bekehrt und für die Haager Idee gewonnen. Er vermochte in der ersten Konferenz segensreich zu wirken, in der zweiten (1907) wurde er von der deutschen Regierung sehr bald ausgeschaltet.

Eickhoff, R., Die internationale Schiedsgerichtsbewegung. Berlin 1910.

Schücking, Die Organisation der Welt. Leipzig 1909.

Beide Werke betonen, wie entscheidend sich Deutschland durch sein militaristisches Verhalten auf den Konferenzen geschadet hat.

Zurlinden, Der Weltkrieg, III. Band. Zürich 1919.

Beurteilt deutsche Politik sehr scharf und ohne alle Entschuldigung, die in irgendwelcher Sympathie zu motivieren wäre. Bringt eine Fülle von Material.

Nippold, Die zweite Haager Konferenz. Leipzig 1908, S. 190 ff.

Stier-Somlo, Die Freiheit der Meere und das Völkerrecht. Leipzig 1917, S. 120.

Mérignhac, La conférence internationale de la paix. Paris 1900.

Friedensäußerungen von Regierungen und Volksvertretern, gesammelt von dem Anti-oorlograad. Haag 1916. (Herausgeber: neutrale Konferenz.)

Den, der ohne durch parteiliche Voreingenommenheit geblendet zu sein, die Bestrebungen der Menschen, den ewigen Frieden zu erreichen, verfolgt, ergreift ein tiefes Mitleid mit dem Los der Erkennenden unter den Menschen, die von jeher „gekreuzigt" wurden.

Mitleid auch mit der Menschenherde, die sich willenlos von den Mächten des Geldes und der Herrschaft (zwei aufs engste verbundenen Despoten) von einem Schlachthof in den anderen schleppen, dezimieren und in ihren höchsten Menschenrechten schänden läßt, willenlos: denn der an sich schwache Wille der Masse wird seit Menschengedenken bis zur Ohnmacht geschwächt durch die planmäßige Korruption, die jene Mächte in allen nur erdenklichen Formen am Menschenwillen vornehmen. Sie peitschen den Egoismus auf, schaffen ihm goldblinkende, jammervoll materielle Ziele, lassen ihn sich in gierigem Rennen nach diesen Popanzen erschöpfen und lassen ihn vergessen das große Recht des Menschen, das eine geistvolle Revolution einst in der Forderung nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit formte.

Die Schaffung des gehorsamsten Untertanen, dem es eine besondere Ehre ist, einem anderen Menschen lakaienhaft zu dienen und sich für das Interesse des Herrschenden verstümmeln und zerfleischen zu lassen, und die Systematisierung dieses Begriffs vom Untertanen in einer unerhört sophistischen Logik hat den Willen der Menschheit getötet! Die Menschheit ist zum Schlachtvieh geworden. Ihr Blut ist der Sumpf, auf dem das Gebäude der Herrscher im Gebiet des Geldes und in dem der Macht sich düster-gleißend erhebt.

Und bis zu einem so hohen Grade ist der Wille dieser Menschenmasse gebrochen, daß sie nicht mehr erkennen will, auch da, wo selbst ihre Unbildung, selbst ihre bequeme Kritiklosigkeit noch imstande wären, zu erkennen!

Man könnte es, wenn dem nicht so wäre, nicht für möglich halten, daß in Deutschland nur ganz wenige erkannten, welche Ungeheuerlichkeiten sich die deutsche Politik auf den Friedenskongressen im Haag geleistet hat, und daß tatsächlich das blödsinnige Märchen allgemein geglaubt wurde, im Haag sei nur eine europäische Komödie gespielt worden, um dem braven deutschen Michel das Schwert aus der Hand zu winden! Die Verfasser dieses Märchens waren einerseits Alldeutsche und Militärpartei, unterstützt von der um ihr Geschäft besorgten Rüstungsindustrie, andererseits die Regierung, die ihre unsagbar ungeschickte sonstige Haltung irgend zu rechtfertigen sich verpflichtet fühlte. Die Unkenntnis über die Vorgänge bei den beiden Konferenzen wurde in Deutschland geradezu gezüchtet, so daß Schücking mit Recht fragen konnte (Märzheft des „Forums"): „Wer von all den Professoren, die Kundgebungen unterzeichnet und Kriegsbroschüren geschrieben haben, weiß denn etwas davon, wie sehr Deutschland . . . die Auslandsmächte auf den Haager Kon-

ferenzen vor den Kopf gestoßen hat? Wer von den neueren Historikern in Deutschland hat denn überhaupt für notwendig erachtet, sich mit dem Hergang der Dinge auf den Haager Friedenskonferenzen vertraut zu machen?

Bezeichnend ist auch, was Fr. W. Foerster in „Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland" (S. 126) schreibt: „Gibt es eine treffendere Beleuchtung jener ganzen tragischen Selbstisolierung Deutschlands, als den Umstand, daß in dem Buche des Fürsten Bülow, das den Titel „Deutsche Politik" führt, die Haager Konferenzen mit keinem Worte erwähnt sind?"

Die Vorgeschichte der ersten Haager Friedenskonferenz geht bis zum Jahre 1891 zurück, wo der von Bismarck so sehr hoch eingeschätzte Lord Salisbury dem Deutschen Kaiser ein vertrauliches Dokument über die Rüstungskosten der europäischen Großstaaten einreichte mit der gleichen Absicht, die 1894 den König von Dänemark veranlaßte, den Kaiser Alexander von Rußland auf den Vorteil der Rüstungsbeschränkungen aufmerksam zu machen. Die Weltfriedenskongresse (pazifistische Veranstaltungen) von 1890, 1891 und 1894 faßten Resolutionen, die eine Abrüstungskonferenz der Großstaaten verlangten, und im deutschen, englischen und französischen Parlament finden sich in diesen Jahren Interpellationen bzw. Reden von Abgeordneten, die auf eine solche Konferenz hinzielten. Auch die Kurie neigte dieser Ansicht zu, ohne indessen aktiv zu werden. Am meisten Verständnis hatte die englische Presse und die englische Intelligenz für den Kern der Frage.

Die nähere Veranlassung zur ersten Haager Konferenz scheint eine Rede Salisburys am 9. November 1897 in Guildhall gewesen zu sein, die in Rußland zur Kenntnis des Grafen Lamsdorff und des Zaren gelangte. Der Zar Nikolaus II., hingerissen von der Lektüre Bertha von Suttners „Die Waffen nieder" und Blochs „Krieg", erließ auf Betreiben Murawiews das von diesem wahrscheinlich im Verein mit Witte verfaßte Rundschreiben (das Zarenmanifest) am 24. August 1898, dem ein zweites am 11. Januar 1899 folgte. Beide waren vom Minister des Äußeren unterzeichnet.

Im ersten Manifest war eine Rüstungsbeschränkung vorgeschlagen, im zweiten die Anfrage an die europäischen Regierungen gerichtet, „ob sie den Augenblick für geeignet hielten, auf internationalem Wege die Grundlagen zu beraten, welche in der Zirkularnote vom 24. August 1898 dargelegt worden sind". Gleichzeitig wurde eine Reihe von konkreten Problemen angeführt, über die man sich beraten solle. Die Regierungen antworteten zustimmend, aber nicht

begeistert. In Deutschland war von Anfang an größtes Mißtrauen vorhanden. Sogar die sozialdemokratische Presse verhöhnte das Manifest, Wilhelm Liebknecht nannte es, wohl weil es von der Regierung eines Selbstherrschers ausging, in kurzsichtiger, rein parteipolitischer Einstellung einen Schwindel, dagegen bekannte sich der sozialdemokratische Parteitag in Stuttgart — nicht ohne stärkstes Mißtrauen gegen die Motive des Manifestes — zur Konferenz. Die führenden deutschen Nationalökonomen Brentano, Sombart und Wagner hielten die Abrüstung für unmöglich, der Jurist Kahl sprach davon, daß sich unsere germanischen Ahnen „im Grabe umdrehen" würden, ebenfalls standen die Staatsrechtslehrer Laband, von Ullmann und Zorn der Frage schroff ablehnend gegenüber. In Militärkreisen lachte man nur über die Angelegenheit. Um so eigentümlicher berührten zwei militärische Stimmen, die die Frage der Abrüstung begrüßten, Rogalla von Biebersteins Aufsatz in der „Zukunft" und Moritz von Egidys Artikel im Oktoberheft seiner „Versöhnung". In der Armee las man diese Artikel nicht, und wo man sie las, schüttelte man über die Renegaten den Kopf. Für die preußische Armee war die Stimmung maßgebend, der General von Freytag-Loringhoven in seinen zu früh erschienenen, sehr ungeistigen „Lehren des Weltkrieges" im Jahre 1917 Ausdruck gab, indem er Völkerbund und Schiedsgericht als „eine unerträgliche Bevormundung" bezeichnete. Die Ansicht, daß der Völkerbund und das Schiedsgericht das Austoben des nationalen Egoismus verhindern könnten, war allgemein, und gerade deshalb wurde gegen das Programm von allen Seiten Sturm gelaufen.

Der Kaiser verdonnerte sofort in einer Rede am westfälischen Provinziallandtag jede Konferenzstimmung mit dem alten Schlagwort, daß nur ein „schlagfertiges deutsches Heer" den Frieden gewährleisten könne. Das war im September. Im folgenden Januar mußte Goßler im Reichstag scheinbar auf die Idee des Zaren eingehen, wie das auch die Thronrede — ohne innere Wahrhaftigkeit — vom 6. Dezember 1898 getan hatte.

Die Konferenz wurde am 18. Mai 1899 in allgemein pessimistischer Stimmung eröffnet. In der Frage des Rüstungsstillstandes erhob sich als erster Diskussionsredner der deutsche Oberst Groß von Schwarzhoff und lehnte mit Schärfe den russischen Antrag ab. Dafür machte ihn die Universität Königsberg, wo Immanuel Kant einst seinen „Traktat zum ewigen Frieden" geschrieben hatte, zum Ehrendoktor! So belohnte der militaristische Sinn deutscher Professoren einen schweren politischen Fehler. Denn nach der Rede Schwarz-

hoffs hatte der russische Antrag auf Beschränkung der Rüstungen keine Aussicht mehr, angenommen zu werden. Der Antrag wurde einer Unterkommission zugewiesen, in der er sterben sollte und auch starb. Einen russischen Antrag hinsichtlich der Flottenrüstungen brachte der deutsche Kapitän z. S. Siegel zu Fall. Auch in den Pulver- und Gewehrdebatten war Deutschland auf Seite der Ablehnenden, wobei Schwarzhoff das große Wort führte. Der russische Marineantrag wurde fast einstimmig abgelehnt.

Die deutschen Vertreter machten der ganzen Welt gegenüber den Eindruck, von ihrer Regierung beauftragt zu sein, jeden Gedanken an Abrüstung und internationales Schiedsgericht niederzuschlagen. Mögen nun auch die russischen Einzelvorschläge zu kompliziert und unpraktisch gewesen sein, die Welt erwartete, daß Deutschlands Vertreter den Wert der Probleme als Menschheitsfragen würdigten. Da war nun aber der Führer der deutschen Delegation Graf Münster, der von der Bedeutung der Probleme gar keine Ahnung hatte und jedem, der mit ihm sprach, versicherte, das sei alles „Humbug", so daß der amerikanische Botschafter White („Aus meinem Diplomatenleben", Leipzig 1906, S. 408) von ihm schrieb: „Unbestritten ist Graf Münster trotz allen seinen hervorragenden Eigenschaften — er ist tatsächlich das glänzende Beispiel eines vornehmen alten deutschen Edelmanns — gesättigt mit Ideen, die vor fünfzig Jahren maßgebend waren". Und der amerikanische Delegierte Dr Holls bemerkte: „Der Zug ist zum Abgehen bereit, und wenn die Deutschen nicht im Wagen Platz nehmen, so wird man sie auf dem Bahnsteig zurücklassen".

Dieses „Zurücklassen" trat dann auf Grund des sich aus Erfahrungen im Haag und bei anderen Gelegenheiten Ergebenden auch wirklich ein. Es war weniger eine Einkreisung Deutschlands, als eine Selbstisolierung dieses Landes, die den imperialistischen Wünschen im Programm Englands und Frankreichs sehr förderlich entgegenkam.

Es war White zu verdanken, daß Münster nach heftigstem Widerstreben die Abreise Zorns nach Berlin erlaubte. Zorn, vollkommen bekehrt — er war wohl der einzige deutsche Vertreter, der die Morgenluft neuer Anschauungen der großen Welt witterte — erreichte in Berlin wenigstens die Zustimmung zum ständigen Schiedsgerichtshof (zwar ohne obligatorischen Charakter).

Das, was der Zar gewollt hatte: „Die Konferenz werde mit Gottes Hilfe ein günstiges Vorzeichen für das kommende Jahrhundert sein. Sie würde in einem mächtigen Bunde die Bestrebungen

aller Staaten vereinigen, die aufrichtig bemüht sind, den großen Gedanken des Weltfriedens triumphieren zu lassen über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht", — das hat die Konferenz, die am 29. Juli endete, nicht gebracht.

Die bescheidenen Ergebnisse bestanden in drei angenommenen Deklarationen: gegen das Abschießen von Geschossen aus Luftballons, gegen die Verwendung explodierender oder durch Formveränderung (Dum-Dum) besonders zerreißend wirkender Infanteriegeschosse und gegen Geschosse, die Stickgase oder giftige Gase enthalten. Gegen alle drei Deklarationen ist später andauernd gesündigt worden.

Außer dem Schiedsgerichtsvertrag, der in wirklich kritischen Fällen nie angerufen wurde, kam noch ein Vertrag zustande, der die Grundsätze der Genfer Konvention von 1864 auch auf den Seekrieg anwandte, und ein Vertrag, der die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges festlegte, Gesetze und Gebräuche, die im Weltkriege von allen Parteien jeden Tag verletzt wurden.

Es war wenig Aufrichtigkeit bei den Großstaaten auf dieser Konferenz, der die imperialistischen Vorstöße Rußlands gegen die Mandschurei, Korea und Tibet, Amerikas Angriff gegen Kuba und die Philippinen, Englands Raubkrieg gegen die Buren teils unmittelbar vorausgingen, teils auf dem Fuße folgten, aber es war Aufrichtigkeit vorhanden, innerhalb Europas zu größerem gegenseitigem Vertrauen zu kommen. Auf einem Umweg vielleicht! Und Deutschland tappte mit Kürassierstiefeln in dieser Konferenz umher und lieferte sich — mehr durch politische Unklugheit als durch eine von England innerlich verschiedene Auffassung — dem Verdachte aus, infolge ganz besonderer militaristischer Gesamteinstellung jeden Gedanken an Völkerverständigung von vornherein zu sabotieren.

Noch viel bedenklicher, ja in Hinsicht auf die Zerstörung des Glaubens der Welt an Deutschlands Friedfertigkeit entscheidend, war das Verhalten der deutschen Regierung auf der zweiten Haager Konferenz 1907. Diese Konferenz verdankte ihre Entstehung der interparlamentarischen Konferenz von St. Louis (1904), die an Roosevelt eine Deputation mit der Bitte um Einberufung einer zweiten Friedenskonferenz schickte. Diese wurde Rußland überlassen, das erst nach Beendigung des Krieges gegen Japan im März 1906 die Einladungen versandte. England nahm eine Resolution des Unterhauses an, wonach die ursprünglich nicht für das Programm dieser zweiten Konferenz vorgesehene Rüstungsfrage zu behandeln sei, und die englische Regierung (Unter- und Oberhaus waren ein-

verstanden) stellte das entsprechende Ersuchen an die russische Regierung. Diese ließ erst bei den Höfen Europas sondieren. Deutschland und Österreich lehnten ab.

Trotzdem kam die Konferenz zustande, die vom 15. Juni bis 18. Oktober 1907 in der wichtigsten Frage der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit zu keiner Einigung kam und damit recht ergebnislos endigte. England wollte das Seebeuterecht, Deutschland die Freiheit beliebiger Rüstung nicht aufgeben. Deutschland trat aber auch in jeder anderen Hinsicht als Mann mit der gepanzerten Faust auf, so daß ruhig denkenden Beurteilern das Verhalten der deutschen Regierung geradezu rätselhaft erschien. Die deutsche Regierung verweigerte die Teilnahme an der Diskussion über die Rüstungsfrage. Ihre Delegierten stimmten energisch nur für den von England schwer annehmbaren internationalen Prisenhof und verletzten damit England, gegen das in diesen Jahren schon eine sinnlose Hetze in Deutschland tobte. Die deutschen Delegierten waren der Frage des Staatsgerichtshofes zwar günstig gesinnt (im Gegensatz zu 1899), aber im wichtigsten, der Schaffung eines Weltschiedsvertrages, waren sie auf Grund ihrer Instruktion scharf und bedingungslos ablehnend.

Der immer sachliche und ruhige Wehberg schreibt hierzu: „Alle Bedenken Deutschlands, die in dieser Richtung geäußert wurden, waren nur Vorwände, um die „prinzipiell unerschütterlich ablehnende" Haltung des Deutschen Reiches mit einem Scheine der Begründung zu versehen. Auch diesmal wollte Zorn, der wissenschaftliche Delegierte Deutschlands, diesen Widerstand der leitenden deutschen Kreise beseitigen. Es gelang ihm aber nicht. Er wurde vielmehr, sobald er innerhalb seiner Delegation zu opponieren wagte, von der deutschen Regierung aus dem Schiedsgerichtsausschusse herausgenommen und durfte während der ganzen Konferenz den Mund nicht auftun." (Wehberg, „Die internationale Beschränkung der Rüstungen", S. 219/220. Vgl. dazu Artikel, von Zorn selbst, im „Tag" vom 17. Oktober 1918, ferner „Kölnische Volkszeitung" 15. Juni 1915; A. H. Fried, „Die zweite Haager Konferenz", S. 200; die „Revue de deux mondes" schrieb von Deutschland: „Ils voulaient garder les mains libres pour la guerre".)

Die Konferenz endigte durch das Verschulden der deutschen Delegation mit einem Mißklang, ja man kann mit Zorn sagen, mit „einer internationalen Verwirrung". Bedeutsam ist das Wort Simons 1919 (damals Direktor im Auswärtigen Amt), das er einem niederländischen Korrespondenten sagte: „Die deutsche Politik

in der Schiedsgerichts- und Abrüstungsfrage Anno 1907 ist, wie ich glaube, eine der wesentlichen Ursachen des Kriegsausbruches 1914 und der deutschen Niederlage. Es hat die Welt mit Mißtrauen erfüllt, daß Deutschland die Entscheidung seiner Streitfragen nicht auf dem Wege der Gerechtigkeit, sondern auf der Spitze des Schwertes suche und so die Atmosphäre geschaffen, die sich in immer neuen Kriegserklärungen entlud." („Deutsche Allgemeine Zeitung" 1919, Nr. 35. Vgl. auch den gleichen Sinn der Rede von Brockdorff-Rantzau in der Nationalversammlung vom 23. Januar 1919.)

Das Deutschland des alten Systems hatte kein Verständnis für die Weltwichtigkeit der aufgerollten Probleme. Das Auswärtige Amt witterte bei allen Staaten nur Bluffe, Intrigen und Mätzchen, wie es solche selbst als einzige Requisiten seiner eigenen Inszenierung politischer Handlungen hatte. Die ganze Welt bekam den unwiderleglichen Eindruck, daß Deutschland allein sich der großen Sache der Menschlichkeit und Gerechtigkeit widersetzte. Daß das nur aus Gründen eigener Vorbereitung außenpolitischer Gewaltakte geschehen konnte — andere triftige Gründe gab es ja keine —, war der ganzen Welt klar.

Deutschland ist damals durch die abgrundtiefe Unfähigkeit seiner Regierung in seiner Politik ein Werkzeug der Alldeutschen und Militaristen geworden. Diese wird vollkommen klar aus einem Satz aus Hasse, „Deutsche Politik": „Die ärgste Heuchelei ist es aber, wenn auch das Deutsche Reich sich an der Haager Friedenskonferenz und ihren Nachfolgern beteiligt. Dieses Possenspiel sollte man doch denen überlassen, die gewerbsmäßig und gewohnheitsmäßig seit Jahrhunderten die politische Heuchelei betreiben". Nach dieser Mentalität wurde Deutschland von da ab in der Welt beurteilt. Die Regierung degradierte sich zum Sprachrohr jener rückständigen Kreise, die jede übernationale Regung als Humbug, wenn nicht Verbrechen bezeichneten. Die deutschen Delegierten waren ausgesuchte Feinde jeglicher Verständigung. Baron Stengel z. B. hatte in einer Broschüre über den ewigen Frieden den Krieg „als ein Kulturideal und als ein religiöses Gebot" (!!) hingestellt. Eine erschütternde Tragödie tiefsten Mißverständnisses.

Nun bereitete sich die Welt auf einen Krieg vor, den man von Deutschland ausgehend erwartete. Gothein schreibt darüber in „Warum verloren wir den Krieg?" S. 20: „Alle Teilnehmer der Konferenz nahmen von dieser den Eindruck mit, daß Deutschland und das in seinem Kielwasser segelnde Österreich-Ungarn der inter-

nationalen Verständigung die größten Hemmnisse in den Weg legten, weil sie sich in der Absicht, den Frieden zu brechen, sobald ihnen die Gelegenheit dazu günstig erscheine, nicht durch internationale Abmachungen hemmen lassen wollten. Beide waren seitdem Gegenstand des allgemeinen Mißtrauens."

Selbst wenn nun aber Deutschland die Hände frei für einen Krieg haben wollte, war sein Verhalten auf den Haager Konferenzen zum mindesten unklug. Dann durfte es doch niemals die anderen Mächte auf sein Vorhaben so deutlich aufmerksam machen. Tatsächlich wollte Deutschland keinen Krieg, sondern sein ganzes Verhalten motivierte sich aus einem unüberwindbaren Mißtrauen und aus der vollkommenen Unfähigkeit, andere Probleme als die alten, längst im Absterben begriffenen zu erfassen. In der Bismarckschen Form lebte schon lange kein Geist mehr, ebenso wie in der militärischen friderizianischen Form 1806 schon lange nicht mehr der Geist des großen Königs gelebt hatte.

Die deutsche öffentliche Meinung — in höchstem Maße kritiklos, was sie bis heute geblieben ist — wurde gegen die Wünsche der ganzen Welt teils mit lächerlichen Märchen von den bösen Absichten Englands, teils mit Einzelheiten, die gar nicht den psychologischen Kern der Sache trafen, aufgehetzt, so daß man (auch in der Presse) mit wenigen Ausnahmen das Problem übersah, wie immer zufrieden war und über die Pazifisten Bierbankwitze riß.

Eine dritte Haager Friedenskonferenz sollte 1915 stattfinden. Der Wunsch der ersten und zweiten Konferenz, daß die Regierungen die Rüstungsfragen prüfen sollten, ist nur von Amerika (1910) erfüllt worden. Deutschland hielt sich ganz passiv. Die internationale Studienkommission war bei Beginn des Weltkrieges noch nicht zusammengetreten. So konnte die Welt das glauben, was Sir Edward Grey dem Vertreter der „Chicago Daily News" am 15. Mai 1916 sagte: „Deutschlands Philosophie lehrt, daß ein permanenter Frieden zur Auflösung und Degeneration führt und die heldenhaften Eigenschaften des Menschen zerstöre. Wenn diese Philosophie als wirkungsvolle Kraft bestehen bleibt, so werden eine ewige Sorge und Unruhe, ein ewiges Waffenrüsten und der Stillstand in der Entwickelung der Menschheit auf den Bahnen der Zivilisation und der Menschlichkeit die Folge sein."

Und das mußte sich ein deutsches Volk mit einigem Rechte sagen lassen, ein Volk, das vergessen hatte, daß schärfste Kritik und energische Abänderung eines vermorschten, von einigen wenigen für kulturlose Albernheiten ausgenützten Systems höchster Patriotismus gewesen

wäre, ein Volk, von dem mit Recht Bogumil Goltz 1865 — zu einer Zeit, als Potsdam und das Neupreußentum Deutschland noch nicht verdorben hatten — schrieb: „Wir sind und bleiben ein weltbürgerliches Volk und können eben um deswillen kein dummstolzes, nationalstolzes, tierisch zusammengeschartes und verklettetes Volk sein."

Unser Verantwortungsgefühl für die Einheit der christlichen Völker, im Mittelalter scharf ausgeprägt, unser Sinn für Entwickelung und Gemeinsamkeit der Kulturmenschheit, die schönste Frucht deutscher Wissenschaft und Kunst, sind uns durch den preußischen Exerziermeister aus Geist und Leib herausgedrillt worden. Dieser preußische Exerziermeister trat in allen möglichen Formen auf, die, wie wir schon wiederholt feststellen konnten, nicht etwa nur auf die Armee beschränkt waren.

Er ist nicht gestorben im Weltkriege und nicht in der Revolution, dieser Verderber deutschen Geistes. Er hat vielmehr in den deutschen Ländern Boden gefaßt und die seelischen Verwirrungen, denen das arme deutsche Volk seit sieben Jahren ausgesetzt ist, noch erhöht und für seine Zwecke noch intensiver ausgenützt.

7. Das Zeitalter des Imperialismus.

Literatur.

Friedjung, Heinrich, Das Zeitalter des Imperialismus 1884—1914. Berlin 1919.

Ruft viel Widerspruch hervor und entspricht nicht ganz den Erwartungen, die man an den Verfasser stellen konnte, muß aber doch als eines der Hauptwerke für diese Frage angesprochen werden.

Zurlinden, S., Der Weltkrieg, II. Band. Zürich 1918.

Rachel, H., Geschichte der Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute. Berlin 1920.

Eine moderne, mustergültig geschriebene Weltgeschichte, die es wirklich versteht, einen objektiven Standpunkt festzuhalten.

Lenz, M., Geschichte Bismarcks. 4. Auflage. München und Leipzig 1913.

Bei aller Kunst der Darstellung doch in veralteten Vorstellungen vielfach befangen und von Treitschke beeinflußt.

Peters, Dr. C., England und die Engländer. 4. Auflage. Hamburg 1915.

Das Buch gründet sich in den Teilen, in denen es rein sachlich ist, auf wirklicher Kenntnis der Verhältnisse.

Marcks, Erich, Männer und Zeiten, II. Band. Leipzig 1911.

Muß mit Kritik gelesen werden, ist aber dann wertvoll.

Schulze-Gävernitz, Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. München 1915.

Unter Zensur erschienen.

Salomon, Felix, Der britische Imperialismus. Leipzig 1916.

Unter Zensur erschienen.

Brie, F., Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. Halle 1916.

Eine Kriegsarbeit!

Cramb, J. A., Reflections on the origin and desting of Imperial Britain. London 1900.

Hobson, J. A., The scientific Basis of Imperialism (Pol. Science Quaterly 17. 1902).

Keutjen, F., Die Entstehung des britischen Weltreiches (Weltwirtsch. Arch. 6. 1915).

Michael Wolfgang, Der britische Imperialismus — deutsch-englischer Gegensatz. Handb. f. Politik II/3. Berlin und Leipzig 1920.

Eine brauchbare, kompilatorische Arbeit.

Zimmermann, Die europäischen Kolonien. Berlin 1896.

Gute, rein sachliche Übersicht.

Leroy Beaulieu, De la colonisation chez les peuples modernes. Paris 1908.

Darmstädter, Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas. Tendenzlos und wertvoll.

Hötzsch, Politik im Weltkrieg. Historisch-politische Aufsätze 1916.

Reiches Material für diesen Zeitabschnitt findet sich in allen politischen Werken Fr. W. Foersters und in den zahllosen Büchern über deutsche Geschichte. Letztere widersprechen sich naturgemäß je nach der Einstellung ihrer Verfasser. Eine wirklich objektive Deutsche Geschichte, von der Französischen Revolution bis zu Weltkrieg, ist noch nicht geschrieben worden.

Manche unserer Leser werden sagen, daß dieser Abschnitt an die Spitze des Buches gehört hätte. Er ist nach reiflicher Überlegung erst hier gebracht, nachdem der Leser schon einigen Einblick in die Psychologie der Vorkriegszeit gewonnen hat. Ohne diesen Einblick würde der kurze Abriß, den wir hier geben können, nur wenig Anregung bieten. So aber wird man das Walten der Ideen, von denen wir bisher gesprochen haben, hinter der Szene der Geschehnisse verspüren. Das Weltgeschehen, wie es sich *ohne* Kenntnis seiner psychologischen und biologischen Grundlagen abspielt, ist — man muß den Mut der Ketzerei haben — uninteressant. Es wird erst gehaltvoll von klar präzisiertem Standpunkt aus. Und zwar kann dieser Standpunkt der des Psychologen oder der des Biologen sein. Jener wird tiefe Einblicke in die Menschenseele, in den Kampf von Macht und Recht, in die Bedeutung der Völker als „Material" usw. gewinnen, dieser wird Anhaltspunkte finden für die große, heute noch nicht hinreichend gewürdigte, auch nur mit selbstlosester Arbeit zu ergründende Frage von der Menschheitsentwickelung als Artprozeß und ihrer Richtung nach größeren — übernationalen — Gemeinschaften einerseits, und nach Differenzierung der Einzelpersönlichkeiten in zunehmender individualer Entwickelung andererseits.

Diese beiden Zweige in der Richtung der Menschheitsentwickelung widersprechen sich keineswegs. Der „persönlicher" werdende Mensch gewinnt damit ohne weiteres auch höhere Einsicht von dem die Menschheit Verbindenden. Bildung macht frei. Aber der Grad erreichbarer Bildung ist unter sonst gleichen Verhältnissen abhängig von der Entwickelungsstufe der Art. Nur darf nie vergessen werden, daß die „biologischen" Zeiträume ganz andere Ausmaße haben als unsere konventionellen „historischen", und ferner, daß es Einzelindividuen gibt, die in Einsicht und Möglichkeit ihrer Geistigkeit antizipierten Individuen späterer Artentwickelungsperioden gleichkommen. Nur aus diesem Grunde erklärt sich wohl das Nichtverstandenwerden des Genies, wobei zu beachten ist, daß die laute Anerkennung des Genies noch keineswegs das Verstehen dieses Genies beweist. Die innerliche Freiheit des Menschen ist ein Produkt seiner biologischen Entwickelung. Aber die individuellen Unterschiede dieser Freiheit, wie sie alltäglich zu erkennen sind, sind — veranlaßt durch alle möglichen Faktoren — so groß, daß uns als Zeitgenossen (und wir sind *biologisch* noch Zeitgenossen des Perikles) es kaum möglich ist, objektiv den Entwickelungsstand des Menschengeschlechtes für den heutigen Tag zu fixieren. Was wir *historisch* wissen, sind *biologisch* Momentaufnahmen, und es fehlt uns die Möglich-

keit, viele solcher Momentbilder aufzunehmen, sie kinematographisch vorzuführen und dadurch mit der Bewegung sie zu biologischen Bildern umzuwandeln. Wir sind noch nicht frei von den Ketten des Alltäglichen, noch nicht frei von den Ketten aller Zweckverbände, deren gegenwärtig größter der nationale Staat ist. In dem Maße, in dem ein Mensch lernt, was Mensch sein bedeutet, in dem Maße muß er Weltbürger werden, in dem Maße kann er die restlose Erfüllung seines Menschentums nicht mehr im Rahmen eines Staates, einer Nation finden. Daher sind alle Religionen — nicht zu verwechseln mit den Kirchen —, die bestrebt sind, die Forderung, ein Mensch zu sein, in Zusammenhang zu bringen mit einer göttlichen Forderung, die also den Standard des Menschentums in irgendeiner Weise zu heben trachten, übernational. „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker."

Der Imperialismus eines Volkes ist biologisch und religiös ein Versuch am untauglichen Objekt, denn das Nachbarvolk, das unterdrückt werden soll, ist biologisch kein Feind, sondern ein Artgenosse, dessen biologische Entwickelung unsere eigene ist, und vom religiösen Standpunkt sogar das gleiche Objekt der göttlichen Liebe. Der altjüdische Standpunkt des Privatgottes Jahve gehört früheren und überwundenen Entwickelungsstufen an.

Der Imperialismus wurde erst dann „virulent", als der Materialismus die Religion erschlagen, die Sittlichkeit getötet, die Vernunft vergewaltigt hatte. Diese drei vorbereitenden Taten des Materialismus sind im 19. Jahrhundert in gründlichster Weise erfolgt. Und nun kam der Schrei nach Macht — das ist das Wesen des Imperialismus — der die Völker hypnotisierte, die Finanz in seinen Dienst zwang, die Industrie zum spekulierenden Geldgeschäft machte und die Masse der Menschen zu Material in den Händen der die Macht Wollenden zerrieb. Diese tief soziale Integrierung des Imperialismus wird von den Historikern, — die mit verschwindend wenig Ausnahmen selbst Schreier nach Macht sind, zumal seit sie sich zu Organen der Regierungskunst degradiert haben — nie richtig vorgenommen. Imperialismus ist stets nur durch unbeschränkte geistige Vergewaltigung einer Menschenherde oder durch vollendete materialistische Korruption der Massen möglich. Dementsprechend sehen wir, wie in allen Großstaaten die Macht der Presse begründet und gleichzeitig eine herrschende imperialistische Presse geschaffen wurde, wie eine planmäßige imperialistische „Aufklärung" durch diese Presse und sonstige Maßnahmen aller Art einsetzt, wie die Großindustrie ihre Notwendigkeit dem Volke gegen-

über durch Propaganda und scheinbare soziale Fürsorge zu beweisen versucht und wie ihr das gelingt, und wie mehr und mehr die Hochfinanz Herrscherin jedes Landes wird, ob dies Land nun monarchisch oder republikanisch regiert wird.

Der Schrei nach Macht gellt durch eine märchenhaft rasch wachsende Zivilisation, er reißt die Menschen von den zarten Freuden wahrer Kultur weg und macht sie zu neidischen, gefräßigen, tollen Bestien.

Und dann setzt die Heuchelei ein mit all den tausend Mitteln, die sie einem Volke gegenüber hat und sagt: „Das ist Vaterlandsliebe, wenn du das tust, was deine Finanzmenschen, deine Börsianer, deine Industriellen, deine Machtbrüller für richtig halten".

Und das arme Volk — dem niemand die Wahrheit sagt und das in seines Alltags Händearbeit nicht selbst zum Erkennen kommt — ist immer und immer wieder das Opfer. Es schafft und arbeitet, es hungert und friert, es blutet und stirbt — für einen Begriff, der als ein dichter Vorhang vor den Geldbeutel seiner Machtgierigen gehängt wird und so das wahre Motiv politischen Geschehens der Masse und sogar den meisten von denen, die sich klüger als die Masse dünken, verbirgt.

Unter den Triumphbogen der Macht, in den Schatzkammern des Geldes stirbt einsam und unbeachtet die Seele der Menschheit.

Der Imperialismus ist der Fluch der Neuzeit, die größte bisher festzustellende biologische Entwickelungshemmung der Menschheit.

Friedjung definiert den Imperialismus mit den Worten: „Unter Imperialismus versteht man den Drang der Völker und der Machthaber nach einem wachsenden Anteil an der Weltherrschaft, zunächst durch überseeischen Besitz. Diese Begriffsbestimmung ist aber durch das Merkmal zu ergänzen, daß der Trieb zu klarem Bewußtsein gediehen, zur Richtschnur des Handelns erhoben worden ist."

Mit dieser Definition ist wenig anzufangen. Sie trifft das Wesentliche im Begriff doch wohl nicht.

Imperialismus ist vielmehr der Machtgedanke zum außenpolitischen Programm erhoben. Daß dieser Machtgedanke bei dem enormen Risiko, ihn direkt gegen andere Großstaaten wirken zu lassen, sich zunächst auf Erwerbung überseeischen Besitzes konzentriert, ist keine wesensbestimmende Seite des Imperialismus, sondern eine Form imperialistischer Taktik. Durch vergrößerten überseeischen Besitz, durch Erwerbung von Kohlenstationen, durch Schließung von bevorzugenden Verträgen mit schwachen fremden Nationen wird der Großstaatkonkurrent indirekt angegriffen,

während die Diplomatie ihn direkt auf das freundlichste behandelt.

Es war die Bismarcksche Politik von Blut und Eisen, die zu einem großen imperialistischen Schlag 1866 ausholte und 1870/71 ihr Werk vollendete. Die deutsche Einigung hätte schon 1848 auf liberaler Grundlage und ohne den preußisch-imperialistischen Einschlag geschaffen werden können, hätte das deutsche Bürgertum nicht so vollkommen versagt. Ohne jeden Zweifel wäre ein Deutschland mit dem Geiste der Paulskirche zu den Westmächten in ein ganz anderes Verhältnis geraten als ein Deutschland von Gnaden preußischer Militärherrschaft. Die Wegnahme von Elsaß-Lothringen, Bismarck von der preußischen Militärpartei abgenötigt, war der entscheidende Fehler deutscher Außenpolitik und belastete das junge Reich mit dem Odium des Imperialismus, wenngleich man die Verwirklichung des einer Politik innewohnenden Machtgedankens damals noch nicht so nannte.

Bismarck korrigierte den Fehler von 1870 dadurch, daß er dem Drängen der deutschen Welteroberkreise im weiteren Verlauf seiner Kanzlerschaft energisch entgegentrat und die europäische Basierung des neuen Reiches als einzige Aufgabe seiner Außenpolitik auffaßte. (Vgl. Lenz, „Geschichte Bismarcks", S. 460/461.) Er erwarb zwar Kolonien, aber die Freundschaft mit Salisbury war ihm wertvoller als jede überseeische Landschaft. Deutlich tritt diese bewußte Beschränkung seiner Politik in seiner Stellung zu allen Orientfragen zutage. Er betrachtete die Türkei als einen Stein auf seinem Spielbrett, nicht aber als ein eventuell mit den Waffen zu schützendes Objekt seiner Machtpolitik. „Wenn ihr," sagte er 1887 zu den Russen, „den Sultan stürzt, werden wir viel weinen, denn wir stehen zu ihm in den besten Beziehungen, er ist uns wirklich ein guter Freund; aber wir werden für ihn nicht die geringste Waffe brauchen." Bismarck warnte davor, sich „von England und gelegentlich auch von Österreich als Hetzhund gegen russische Bosporusgelüste" ausnützen zu lassen. Er hatte, mit Recht, gar nichts dagegen, wenn Rußland, der natürlichen Entwickelung seiner Schwarzen-Meer-Politik entsprechend, sich eines Tages in den Besitz von Konstantinopel setzen würde. (Bismarck, „Gedanken und Erinnerungen", Volksausgabe I, S. 261. Friedjung bemerkt, daß diese Stelle nach 1895 geschrieben ist.)

Was ist aus dieser klugen Orientpolitik Bismarcks unter Wilhelm II. geworden? Ein deutscher Imperialismus in Vorderasien, der es zustande brachte, England und Rußland, die Todfeinde in allen

orientalischen Fragen waren, zu versöhnen und mehr als das: gegen Deutschland zu vereinen.

Die imperialistische Kolonialpolitik auf militaristischer Grundlage begann Frankreich 1830 mit der Eroberung von Algier. Von hier aus drang es über Senegambien zum Kongo vor. 1881 eroberte es Tunis, unterstützt durch Bismarcks freundliche Haltung. Es gelang Frankreich, sich in Afrika ein riesiges Kolonialreich zu schaffen, das insofern militärische Bedeutung gewann, als sehr bald der Gedanke in Frankreich auftauchte, damit auch ein Reservoir für schwarze Truppen zu gewinnen, die einen Ausgleich für Unterschiede in den französischen Heeresstärken in europäischen Kriegen abgeben sollten. Frankreich war nach Napoleons Sturz aus der Kolonialgeschichte ausgeschieden. Sein großes nordamerikanisches Kolonialreich war schon im 18. Jahrhundert verloren gegangen. Aber der Drang nach außen und auch die Freude an der Macht waren in Frankreich nie verloren gegangen. Napoleon III. zeigt in seinen mexikanischen Abenteuern, man möchte sagen, das Possenspiel des Imperialismus, und die dritte französische Republik hat überall auf der Erde nach Herzenslust miterobert. Sie wurde hierbei mehr angeleitet vom industriellen Ausdehnungsbedürfnis als vom siedlerischen, das bei der langsamen Vermehrung der Bevölkerung Frankreichs keine wesentliche Bedeutung hatte.

England war aus handelspolitischen Gründen schon ein mächtiges Kolonialreich geworden, ehe die Überseepolitik europäischer Staaten den Charakter des reinen Imperialismus annahm. Seine Entwickelung ergibt sich aus folgender Tabelle:

Im Jahre	Ausdehnung des Kolonialbesitzes in Millionen Quadratkilometer	Bevölkerung des Kolonialbesitzes in Millionen
1750	1	9
1780	10	50
1816	14	79
1872	20,5	250
1914	29,76	375
1919	40,0	460

Nach Kjellen. Ohne Kongostaat, aber mit Arabien.

Lord Balfour gab am 23. Oktober 1918 in London eine Definition des Imperialismus: „Man will damit stillschweigend zu verstehen geben, daß der Imperialismus ein Ehrgeiz sei, untergeordnete Völker zu umfassen, zu dem Zwecke, Zwang auf sie auszuüben und sie auszubeuten", und er fuhr mit einiger Berechtigung fort: „Das britische

Reich ist imperial, aber nicht imperialistisch". Balfour schaltet mit dieser feinen Unterscheidung gleichzeitig auch den militaristischen, gegen andere Großmächte gerichteten Zug der Kolonialpolitik aus den englischen Motiven aus.

Es gehört für den Deutschen sehr viel Sachlichkeit des Urteils dazu, um dem englischen Minister hier auch nur bedingt zuzustimmen.

Als 1869 Sir Charles Dilke von einer Reise durch die englischen Kolonien heimgekehrt war, schrieb er ein Buch, das dem Wesen des englischen Imperialismus einen recht bezeichnenden Namen gab mit dem Namen, das es selbst trug: „Problems of Greater Britain". Die Betonung der Einheit von Mutterland und Kolonien wurde dann später unter dem Ministerium Disraelis (1874—1880) programmatisch. Die Forderung der Selbstverwaltung der Kolonien widersprach nicht dem obersten Gesetz der Konsolidierung des Reiches, dem Reichszolltarif und einem Reichsmilitärgesetz, das die Beiträge festsetzte, die zur Verteidigung der Kolonien und des Mutterlandes nötig erschienen. Gladstones Idealismus wurde mehr und mehr von den „politischen Realitäten" außer Kraft gesetzt. 1883 erschien ein programmatisches Buch eines „allenglischen" Historikers Seeley: „Expansion of England" das die Machtausdehnung als Englands eigentliches Ziel verherrlichte und wurde nur noch durch Froudes „Oceana" 1886 an alldeutscher Ähnlichkeit übertroffen.

1884 bildete sich unter William Forster die „Imperial Federation League" die bis 1893 — in welchem Jahre sie aufgelöst wurde — als Ziele verfolgte: die straffe Zusammenfassung des Reiches, Gründung eines Reichsrates, eines Reichszollbundes und „Vereichlichung" des Handels-, Wechsels- und Strafrechts.

Im letzten Jahrzehnt wurde die englische imperialistische Idee zur politischen Tat, und zwar ging diese Entwickelung, was für die Beurteilung Englands wichtig ist, weil es den Beweis der glänzenden englischen Kolonisierungskunst erbringt, von den Kolonien aus. Wir dürfen bei aller Tatsächlichkeit des englischen Imperialismus nie vergessen, daß er „Kulturarbeit" im besten Sinn geleistet hat, meist ohne es primär zu wollen. Er leistete eine Kulturarbeit, die in kürzester Zeit von allen anerkannt wurde, die sich vorher gegen die englische Herrschaft sträubten. Hier liegt das Versöhnende des englischen Imperialismus, hier die Berechtigung der Balfourschen Unterscheidung zwischen imperialistisch und imperial. Sehr energisch protestierten die Feinde des Imperialismus im englischen Parlament und bezeichnend ist eine Antwort, die der größte englische Imperialist Joe Chamberlain einem Abgeordneten gab:

„Glaubt mein ehrenwerter Freund," sagte er, „daß wir anders als durch den gigantischen Außenhandel, der durch diese Expansionspolitik geschaffen worden ist, irgendwie in diesem Lande existieren könnten — ich sage nicht: im Luxus, sondern in der Lage, in der gegenwärtig ein großer Teil unserer Bevölkerung lebt?"

Handelsbedürfnis ist der Vater des englischen Imperialismus. Die Worte Chamberlains wurden als richtig erkannt. So wie sich die Verhältnisse entwickelt hatten, war für Englands 40 Millionen Einwohner ein Rückschritt in der Expansion wirtschaftlichen Niederganges voraussichtliche Ursache.

Das Tempo der Entwickelung englischer kolonialer Eroberungen war am Ende des 19. Jahrhunderts so rasch wie nie zuvor. In den wesentlichsten Daten sei es hier zusammengestellt:

1871 Westgriqualand (Südafrika),
1874 Fidjiinseln (Polynesien),
1876 Indien wird Kaiserreich,
Schutzbündnis mit Balutschistan,
Kimberley (Südafrika),
Insel Sokotra (Rotes Meer),
1878 Zypern (Mittelmeer),
Pondoland (Südafrika),
1879 Walfischbai (Südwestafrika),
1881 Nordborneo (Südsee),
1882 Ägypten,
1883 Teile von Balutschistan,
Teile der Insel Malakka,
1884 Oberes Nigergebiet (Nordostafrika),
Somaliland
Basutoland (Südafrika),
Südteil von Neuguinea (Südsee),
1885 Betschuanaland (Südafrika),
Luciabai (Südafrika),
Teile der Salomoneninseln,
Kleine Antillen (Westindien),
1886 Gegend am nördlichen Niger,
Oberbirma (Indien),
Nördliche Teile von Balutschistan,
Kermadecinseln (Polynesien),
Kokos- und Keelinginseln (Indischer Ozean),
1887 Zululand (Südafrika),
Teile von Sansibar und Pahang,

1888 Cook-, Manihiki- und Farminginseln (Polynesien), Nordwestborneo,
1889 Rhodesia (Südafrika),
Weitere Inseln in Polynesien,
1890 Britisch-Ostafrika,
Teile von Nordostindien,
1891—1896 Weitere Eroberungen am Niger, in Ostafrika, in Polynesien, an der afghanisch-indischen Grenze, in Südafrika und Westafrika,
1896 Das Aschantireich (Goldküste),
1897 Teile von Nord- und Südnigeria,
1898 Weihaiwei (China),
Weitere Südseeinseln,
1899—1902 Burenkrieg, der 1902 mit der Eroberung Transvaals und des Oranjefreistaates endigt.

Die Reihe dieser Eroberungen wird dann in den Jahren bis 1914 teils gesichert, teils ausgebaut. Die deutsche Kriegspolitik hat aus diesem Werdegang englischer Weltherrschaft, der, mit Ausnahme des Burenkrieges, mit außerordentlich geringen militärischen Mitteln vor sich ging und nirgends auch nur die geringste Art von Militarismus eingebürgert hat, eine Grimasse wildester Machtgier gemacht. Diese imperiale Ausdehnung Englands, die unter sorgfältiger Schonung der Interessen der Kulturstaaten vor sich ging, gleicht der Entwickelung eines großen Kaufhauses, und es ist nicht wertlos, das Urteil eines Deutschen, der England und seine afrikanischen Kolonien wirklich kennt, hierherzusetzen: „Wer die Briten nur in Europa kennen lernt und sie vom europäischen Gesichtspunkt aus mit anderen Völkern vergleicht, wird ihnen demnach nicht gerecht. Durch die Wälder Britisch-Kolumbiens und die Golddistrikte Südafrikas muß man wandern, die Ufer des Ganges und die Wasserfälle des Nils muß man besuchen, um zu verstehen, was Großbritannien für die Menschheit geleistet hat. Mit Recht bemühen wir uns, den Geist des Römertums vornehmlich aus den Trümmern seiner großartigen Arbeitsleistungen zu erfassen, wie sie z. B. aus dem Forum Romanum, dem Limes Romanus und der Via Appia über die Jahrtausende hinüber zu uns sprechen. Aber wie sehr verschwindet doch alles, was die Römerwelt geschaffen, vor dem, was das Angelsachsentum auf der Erde geleistet hat. Wenn Nordamerika und Australien, Südafrika und Neuseeland heute wohnliche Heimstätten der weißen Rasse sind, so dankt Europa dies vornehmlich dem kühnen Unternehmungs-

geist und der zähen Arbeit der Engländer." (Dr. Carl Peters, „England und die Engländer", S. 252/253.)

Der Verfasser dieser bedeutsamen Sätze ist 1915 so kriegspsychopathisch geworden, daß er diese angelsächsische Welt in seiner Vorrede „vernichten" will, daß er von „Voreingenommenheit" und „Dünkel", von „brutaler Gleichgültigkeit" der Engländer spricht und zu dem geradezu lächerlichen Kriegsziel gerät: „Es handelt sich darum, ob wir oder die Briten auf der Erde vorherrschend sein sollen."

Hier weist Peters auf den Imperialismus Deutschlands hin, diesen ganz unangebrachten Größenwahnsinn einer kleinen, aber machtvollen Gruppe von Alldeutschen und Militärs, die sich der Kritiklosigkeit des Volkes, der Haltlosigkeit und Verknöcherung des Auswärtigen Amtes und der geistigen Unzurechnungsfähigkeit des Kaisers bedienten, um militaristischen Imperialismus gegen das englische Imperium zu hetzen. Ungeist gegen Geist, militaristische Brutalität gegen feinnervigste Staatskunst!

Die Überwindung des englischen Idealismus eines Gladstone, eines der edelsten Politiker Europas, der Irland freigeben wollte und England zu einem Hort der Menschenrechte auszubauen sich anschickte, war eine realistische Reaktion, der England seinen heutigen äußeren Erfolg ebenso verdankt wie seinen zukünftigen Niedergang. Diese Überwindung war ein Nachgeben gegenüber dem Kapitalismus und merkantilen Interessen. Daß es England verstand, die Kultur und die Freiheit auf seinen Eroberungszügen mitzunehmen, ist ein Erbstück seiner kulturellen Entwickelung. Es steht in dieser Hinsicht weit über Preußen-Deutschland, das weder in Elsaß-Lothringen, noch in Polen, weder in Schleswig-Holstein noch in seinen Kolonien Sympathien erwerben, Freiheit verbreiten, Kultur großziehen konnte, obwohl die deutsche Kultur der englischen mindestens gleichwertig war.

Und doch war der englische Imperialismus der Chamberlainschen Epoche ein Rückfall in die Bahnen englischen Merkantilismus, der vom Ende des 15. bis Anfang des 19. Jahrhunderts die Form des bewaffneten Wettkampfes mit fremden Nationen aufgenommen hatte. Deutschland stand dieser ersten englischen Entwickelung machtlos gegenüber. Seine Soldaten halfen mit, den größten Nebenbuhler Britanniens, Frankreich, niederzuschlagen. Die europäische Kontinentalpolitik Napoleons, die letzte große Gefahr für England vor der deutschen Flottenpolitik, wurde mit Opferung deutschen Blutes vernichtet. In der Völkerschlacht bei Leipzig siegte der englische

Merkantilismus über Europa, das seiner Idee nach in Napoleon verkörpert war.

In St. Helena starb Englands vorletzte Sorge um die Weltherrschaft, in Scapa Flow wurde seine letzte versenkt. Jene eine geistige Macht, diese eine rein materielle, jene eine gewaltige europäische Idee verkörpernd in einem einzigartigen Genie, diese das prächtige Werkzeug einer Gruppe brutaler Mittelmäßigkeiten.

Eine große Idee hatte der sogenannte deutsche Imperialismus nicht. Er verknöcherte im Militärischen, der sein Zweck wurde, anstatt schlimmstenfalls sein Mittel zu sein. Die einzige große Idee bot ihm England im Kolonialabkommen an, eine Teilung der Welt, ein Ausdruck der Anerkenntnis deutscher Macht, ein Mittel zum Weltfrieden. Dieses Angebot wurde von der Stupidität deutscher Politiker, von der kritiklosen verhetzten öffentlichen deutschen Meinung abgelehnt. Diese Absage an die einzig mögliche Form deutschen Imperialismus zugunsten militaristischen Raubrittertums ließ der Welt Deutschland als einen tollen Hund erscheinen, der so rasch als möglich zu erschlagen ist.

Daß 90 % Dummheit und bureaukratisch weltferne Beschränktheit deutsche Politik leiteten, das zu erkennen konnte man von den durch das europäische Mißtrauen ebenfalls halb erblindeten fremden Regierungen nicht verlangen. Deutschland benahm sich imperialistisch, es spielte eine Rolle, die ihm nicht im entferntesten lag. Seine kolonialen Eroberungen, mit einem betäubenden Reklamegeschrei in Szene gesetzt, bedeuteten an sich herzlich wenig, aber die Periode Wilhelms II. berauschte sich an der Theatergeste und vergaß, daß der Schein ebenso gefährdend wirkte wie die Wirklichkeit. Der lächerliche Wahnwitz Wilhelms, „Beschützer von 300 Millionen Mohammedanern zu sein", oder seine psychopathischen Träume vom „Admiral des Ozeans" usw. wurden in der Welt ernsthaft und nicht, wie es sich gebührt hätte, als das Stammeln eines Narren bewertet. Wie sehr das alldeutsche Toben Folie für die Idee vom deutschen Imperialismus gab, haben wir schon gehört.

Leider bemächtigte sich deutsche Geschichtswissenschaft des imperialistischen Gedankens, wie er auf der Linie Hegel—Treitschke sich zu einer Vergötterung der Staats-, d. i. der Machtidee entwickelte. Der deutsche Geschichtsprofessor war zum blutrünstigen Welteroberer und Kanonenanbeter geworden. Selbst ein Erich Marcks, der selten es wagt, zu verletzen oder zu apodiktisch zu werden, begrüßt den deutschen Machtgedanken, zeiht den Liberalismus der Schwäche, schwört auf Bismarcks Blut und Eisen und schreibt auf den Irr-

wegen theoretischer Machtapotheose, die er wandelt: „Auch vom Imperialismus der neuesten Tage, der die Blicke überall ins Weite und Helle zieht, der die Kräfte und die Kraft überall entfesselt und steigert, der die Arbeit überall wichtiger, die Luft stärker und freier, das Selbstgefühl stolzer und kühner machen muß, auch von diesem starken Erzieher, so scharf und hart er sei, von seiner schöpferisch weiten Phantasie und seinem realistisch herben Willen, von seiner ganzen gewaltigen Mannhaftigkeit darf der Historiker freudig erhoffen, daß auch an seine Sturmfahne der innere Segen für unsere Welt und für unser Volk sich hefte." („Männer und Zeiten" II, S. 313.)

Dieser „innere Segen" begann 1914! Die Zertrümmerung unserer Existenz war des Segens Ende. Es ist erstaunlich, wie kurzsichtig gerade die Historiker waren, die mit nur vereinzelten Ausnahmen auf einem verkehrt gesattelten Pferd dahinsprengten und in verdorrten Analogien, verwirrten Beseligtheiten und einer katastrophalen Nichtbeachtung psychologischer und naturwissenschaftlicher Gesetze die Welt ... in ihren heroenhaften Träumen nicht sahen. Das deutsche Volk hat die Strafe für einen Imperialismus erhalten, den es selbst nie gewollt hat; es hat die Prügel erhalten für die Dummheiten, Tollheiten und Anmaßungen oder die Träume und machtlüsternen Hoffnungen seiner „Autoritäten". Das englische Volk hat seinen Liberalismus und seinen Imperialismus *verstanden*, gewollt und selbst durchgeführt, das deutsche Volk hat mit offenem Munde bewundernd zugehört, was seine Honoratioren, seine Autoritäten ihm vorerzählten. In dieser völkerpsychologischen Differenz begründet sich der begriffliche Unterschied von englischem und deutschem Imperialismus.

Dieser sogenannte deutsche Imperialismus reizte in den Flottenplänen Tirpitz' den englischen und reizte als Bedrohung sowohl das natürlich-menschliche als auch das merkantile Empfinden des einzelnen Engländers. Wenn Tirpitz dem Kaiser erklärte: „Es kommt auf einen Schlachtkörper an, der zwischen Helgoland und der Themse stehen kann", so zog die öffentliche Meinung Englands daraus die ganz selbstverständlichen Rückschlüsse auf die politischen Absichten Deutschlands. Wilhelm II. machte den Engländern durch seine Reden systematisch angst. Als er seine berühmten Worte (1890) aussprach: „Die Zukunft Deutschlands liegt auf dem Wasser", äußerte sich der österreichische Admiral von Spaun in sehr charakteristischer Art: „Ich halte die Äußerungen Ihres Kaisers nicht für sehr weise. Er wird auf die Dauer dadurch nur das Mißtrauen

Englands erregen und dieses in die Arme Frankreichs und Rußlands treiben. Daß Deutschland seinen Seehandel erweitern und kräftigen muß, ist selbstverständlich. England wird sich dem auch nie ernstlich widersetzen. Sollte Deutschland aber wirklich den Versuch machen, sich je eine England ebenbürtige Kampfflotte zu schaffen, so könnte dies nur in einer Katastrophe für Deutschland endigen." (Vgl. Eckardstein, „Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten" I, S. 106.) Daß die tatsächliche koloniale Entwickelung Deutschlands nur gering war, wie die folgende Tabelle zeigt, bedeutete im Vergleich zur erweckten Vorstellung von Flotten- und Kolonialplänen nur wenig.

Reich und Zeitraum	Besitz am Anfang		Besitz am Ende		Vermehrung	
	Millionen Quadratkilometer	Millionen Bevölkerung	Millionen Quadratkilometer	Millionen Bevölkerung	Millionen Quadratkilometer	Millionen Bevölkerung
Deutsches Reich 1871—1918 .	—	—	3	12,3	3	12,3
Rußland 1872—1918. . . .	15,5	11	17	36,3	1,5	25,3
Frankreich 1872—1918. . . .	0,5	3,3	12,4	47,0	11,9 (!)	43,7 (!)

Trotz der Kleinheit unserer kolonialen Entwickelung, die im umgekehrten Verhältnis zu dem politisch unklugen Geschrei stand, das im Kolonialverein, im Flottenverein und allerorten, wo Alldeutsche das Wort führten, stand, waren doch erfreuliche Ansätze vorhanden.

Die Einfuhr aus den Kolonien betrug: 1890 5,9 Millionen
1913 52,8 „
Steigerung 900 %.

Die Ausfuhr aus den Kolonien betrug: 1890 3,8 Millionen
1913 54,9 „
Steigerung 1400 %.

Die Zunahme der weißen Bevölkerung in den deutschen Kolonien betrug:
1902—1907 6335 Köpfe,
1908—1913 10531 „ .

Die Eisenbahnlängen haben sich vermehrt:
bis 1898 um 102 Kilometer
„ 1903 „ 364 „
„ 1908 „ 1522 „
„ 1913 „ 2188 „

Die führenden englischen Politiker verschlossen sich nicht der Tatsache, daß der politische Imperialismus Deutschlands mehr eine Angelegenheit alldeutscher Phantasterei, als des Programms der deutschen Regierung war. Ganz anders aber lag die Frage auf wirtschaftlichem Gebiet.

Hier wurde die rapide Entwickelung Deutschlands gegen den Ausgang des 19. Jahrhunderts von den maßgebenden Persönlichkeiten des englischen Wirtschaftslebens mit großer Besorgnis verfolgt. Schon nach der Einführung des Markenschutzgesetzes von 1887 bemerkte man in England, wie massenhaft die Artikel mit dem Vermerk „Made in Germany" sich in Europa, in allen englischen Kolonien, in der ganzen Welt verbreiteten.

Von 1886—1906 entwickelte sich:
der deutsche Außenhandel von 5847,4 Mill. auf 14380,9 Mill.,
der englische Außenhandel von 10344,8 „ „ 18326,5 „ .
Der Entwickelungskoeffizient Deutschlands für diesen Zeitraum mit 2,46 war dem englischen mit 1,77 um 140 % überlegen. Auch in Amerika erwuchs England ein gefährlicher Konkurrent, dagegen blieb im Seehandel England an der Spitze, nur von Deutschland bedroht. Es ragte 1913 mit 18700000 Tonnen Handelsflotte noch weit über jedes andere Volk hinaus, jedoch über Deutschland nicht hinsichtlich des Entwickelungstempos. Und gerade dieses Tempo der Entwickelung der deutschen Handelsflotte traf Englands empfindlichste Stelle. Deutsche Industrieprodukte konnten schließlich friedlich bekämpft werden, der aufstrebende deutsche Handel ließ die kriegerische Lösung als die einzig wirksame erscheinen. Schon wurde die englische Handelsflagge aus den deutschen Häfen mehr und mehr verdrängt, der Handel deutscher Häuser mit außerdeutschen Häfen war von 1872 bis 1902 um 500 % gestiegen, auch beteiligte sich die deutsche Reederei mehr und mehr am Güter- und namentlich am Personenverkehr fremder Staaten.

Die Entwickelung des Außenhandels der wichtigsten in Frage kommenden Staaten im Zeitraum 1873—1913 zeigt folgendes Bild:

Land	Gesamtaußenhandel 1873 in Milliarden Mark	Gesamtaußenhandel 1913 in Milliarden Mark	Zunahme absolut in Milliarden	Zunahme in Prozent
Deutschland.	6,06	20,86	14,8	244
England . .	12 5/8	24 1/8	11 1/2	91 1/8
Frankreich .	6	12 1/4	6 1/4	104
Ver. Staaten	4 3/4	17 5/8	12 7/8	270

Ergänzend hierzu diene eine Tabelle der deutschen Warenabnehmer und Warenlieferanten (für das Jahr 1913):

Land	führte aus Deutschland ein im Werte von Millionen	Prozent der deutschen Gesamtausfuhr	führte nach Deutschland aus im Werte von Millionen	Prozent der deutschen Gesamteinfuhr
England . .	1438	14,2	876,1	8,1
Österr.-Ung.	1105	10,9	827,5	7,7
Rußland . .	880	8,7	1424,6	13,2
Frankreich .	790	7,8	584,2	5,4
Ver. Staaten	713	7,1	1711,2	15,9
Italien . . .	393,5	3,9	317,7	3,0

Diese Zahlen wirkten gegen die kriegerische Auseinandersetzung mit Deutschland, weil sie den Gewinn der betreffenden Länder an Deutschlands Entwickelung darstellen. Noch deutlicher wird der friedenserhaltende Einfluß des gegenseitigen Handels, wenn wir zusammenstellen, welche Rolle der Handelsverkehr mit Deutschland in der Zahl des Gesamthandels der betreffenden Länder spielte. Es war dies in % berechnet:

für die Niederlande . . . . 47,9 %
„ Österreich-Ungarn . . . . 43,8 %
„ Rußland . . . . . 31,9 %
„ Südamerika . . . . . 14,0 %
„ die Vereinigten Staaten . 13,4 %
„ Frankreich . . . . . 12,6 %
„ Italien . . . . . 13,7 %
„ England . . . . . 9,5 %.

Wenn wir nun feststellen können, daß die Entwickelung des eigenen Handels erstes und wichtigstes Motiv für die Politik der Staaten war und durch die Handelsbeziehungen zu irgendeinem Land nach der Maßgabe ihrer Bedeutung beeinflußt wurde, so wird sofort klar, daß das englische Interesse am Handel mit Deutschland mit 9 % nicht so groß war, um eine starke Beeinflussung von Überlegungen auszulösen, die auf der Furcht vor Überholung des eigenen Handels durch Deutschland fußten. England fühlte, rein rechnerisch, wenig Hemmung durch einen Krieg den Handelskonkurrenten Deutschland niederzuschlagen, weil es leicht die 9,5 % der Beteiligung Deutschlands am Gesamthandel Englands anderweitig unterbringen konnte. Die letzte Tabelle zeigt uns ferner, warum Holland, trotz aller Verlockungen, aus Gründen seiner Handelspolitik neutral blieb, welchen handelspolitischen Hintergrund der Dreibund für Österreich hatte und wie sinnlos der Krieg Rußlands gegen Deutschland vom russischen Standpunkt aus war.

Der wirtschaftliche Imperialismus trachtet darnach, den Handel

in die eigene Hand zu bekommen, mithin fremden Handel zu schädigen. Je ausgesprochener die Tendenzen dieses wirtschaftlichen Imperialismus wurden, wobei die friedliche Handelsentwickelung eines Volkes vom Standpunkt seines Konkurrenten aus schon als eine Schädigung aufgefaßt wurde, desto mehr gaben sie dem rein politischen Imperialismus ein Motiv, das alle die Volkskreise sofort verstanden, die an der Entwickelung, das heißt am finanziellen Ertrag der Entwickelung in Industrie und Handel eines Landes beteiligt waren. Und war die Handelswelt noch in der Lage, auch aus dem fremden Handel mit zu profitieren, so war das bei der Industrie nicht der Fall. Die Industrie profitierte am Güteraustausch nicht, wenn es sich nicht um die von ihr selbst produzierten Güter handelte. Daher war die europäische Industrie die wirtschaftliche Trägerin des Imperialismus, die Freundin des Krieges (ganz abgesehen von den finanziellen Vorteilen, die ihr ein Krieg durch die mit ihm verbundenen Staatslieferungen brachte).

Die Verbindung von Großindustrie und politischen Imperialisten mußte eine kriegerische Explosionsgefahr allerersten Ranges ergeben. In diese explosible Mischung von Interesse und Machtidee ist der Funke der Kriegsveranlassung gefallen und mußte zünden. Er hätte ohne diese Mischung gewiß nicht gezündet. Schon daraus geht hervor, wie falsch es ist, wenn die Ereignisse im Juli 1914 immer wieder in ihrer Bedeutung weit überschätzt werden. Es waren brennende Zündhölzchen an einem riesigen Pulverfaß. Man kann nun zwar den Kindern verbieten, mit Zündhölzchen zu spielen, sie werden es doch immer wieder tun, ebenso wie immer wieder plötzliche Verstimmungen zwischen den Regierungen verschiedener Staaten auftauchen werden. Es ist also wohl besser, das Pulverfaß zu entfernen. Die Entfernung des Pulverfasses bedeutet aber, politisch ausgedrückt, die Beseitigung des entzündlichen wirtschaftlichen Egoismus der Einzelnationen durch — wenn nötig zwangsweise — Herstellung übernationaler wirtschaftlicher Solidarität, also eine Entwickelung in der Richtung auf die „Vereinigten Staaten von Europa".

Durch den automatischen Ausgleich der einzelstaatlichen Wirtschaftsschicksale in dieser viel größeren weltwirtschaftlichen Einheit wird das wirtschaftlich-imperialistische Element innerhalb Europas beseitigt. Ist es aber beseitigt, so fehlt dem rein politischen Imperialismus die Kraft der Überzeugung für die Massen, er wird von selbst in das dann ungefährliche Gebiet theoretischer Spekulation gedrängt.

Vielleicht besteht künftige Völkererziehung darin, dem völkischen Egoismus seine Ziele und damit seine blendendsten Begründungen zu nehmen. Allerdings wird dann ein Abbau der Staatsgewalt

notwendig sein. Ein Zukunftsstaat wird sich begnügen müssen, sein Volk zu verwalten, nicht aber wird er es, wie bisher, als Material beherrschen und nach Belieben verwenden dürfen. Der Kampf gegen den auf exzessivem Materialismus aufgebauten Imperialismus als ein Faustrecht der Großstaaten wird den alten Liberalismus nicht mehr unverändert übernehmen können, er wird ihm zum mindesten eine andere Behausung geben müssen — eben die Vereinigten Staaten von Europa.

Neben den drei Staaten England, Deutschland und Amerika (dieses werden wir in einem besonderen Abschnitt kennen lernen), die aus wirtschaftlichen Gründen imperialistischer Politik zuneigten, war Rußland als gefährliche imperialistische Politik treibend auch zu nennen. Seine Eroberungspolitik ist uralt, doch fehlte ihr der Druck der Übervölkerung, der bei Deutschland und England mächtig wirkte. Rußland ist aus viel altertümlicheren Gründen imperialistisch gewesen als die Reiche Mittel- und Westeuropas. In den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege begannen wirtschaftliche und industrielle Interessenkreise und geistige Strömungen nationalistischer Art die dynastische Eroberungsabsicht im Gefühlsleben weiterer Volkskreise zu propagieren — bei dem großen Mangel an Bildung mehr in der Form einer Glaubenssache, als einer Angelegenheit allgemeiner Erkenntnis. Es entstand eine Art elementares Gesamtgefühl und zudem noch fast ohne Kontrolle durch eigenes Urteil als ein Massenmachtinstinkt (eine Erscheinung, die auch in Deutschland 1914 und 1915 auf Grund psychopathischer Erkrankung der Masse sichtbar wurde). Nur darf man sich nicht vorstellen, daß das russische Volk zu irgendeiner imperialistischen Aktivität jemals in einem Maße gelangt wäre, wie das in England und in Deutschland der Fall war. Die Anzeichen russischen Imperialismus, den wir unterscheiden müssen von den Eroberungsträumen der Dynastie Romanow und von den gefährlichen Zielen des Panslawismus namentlich auf dem Balkan, bestanden in vermehrter Pflege der Großindustrie und in einem erhöhten Interesse an der Weltpolitik, bedeuteten aber noch keine Gefahr für den Frieden. Rußlands gefährlichster Imperialismus bekundete sich in seinem Drange nach eisfreien Häfen, und hier konnte es nur ein Deutschland stören, das selbst imperialistisch in der Türkei auftrat. Im übrigen brachte dieser russische Imperialismus das Zarenreich in Konflikte mit Japan wegen Ostasien und mit England wegen Persien und Konstantinopel, war also eine politische Erscheinung, die von einer geschickten deutschen Politik sehr gut zu Deutschlands Nutzen auszuwerten war. Doch hierzu fehlte dem deutschen diplomatischen System die feine Hand und der weite Blick.

Noch einmal zurückgehend auf das Begriffliche des Imperialismus möchte ich Stier-Somlo nicht ganz recht geben, wenn er in seinen „Grund- und Zukunftsfragen deutscher Politik" (S. 268/269) den Imperialismus begrifflich der Weltpolitik gleichsetzt. Es muß für ein Volk, das Weltpolitik treibt, nicht notwendigerweise „das Bedürfnis vorliegen, den eigenen Staat so weit zu vergrößern, daß er der Vorstellung eines Weltstaates entspricht und dadurch notwendigerweise in Berührung und Verwickelung mit allen anderen maßgebenden Gemeinschaften führt".

Weltpolitik kann ein Staat auch ohne Vorstellung, ein Weltstaat zu sein, treiben. Beweise dafür liefern Holland und die Schweiz. Erst wenn ein Staat als Ziel seiner Weltpolitik es erstrebt, seiner Bevölkerung Wohn- und Siedelungsgelegenheit außerhalb des alten Staatsgebietes zu verschaffen, ohne daß diese Bevölkerung dem eigenen Staat und der eigenen Nation verloren geht, oder andere Staaten kriegerisch oder politisch-erpressend behandelt, um sich wirtschaftlich an ihrem politischen Niedergang zu bereichern, oder endlich, wenn der Staat es anstrebt, soviel Gebiet fremden Besitzes sich anzueignen, daß er große Teile seines Rohstoffbedarfes aus eigenen Kolonien beziehen kann, dann ist er imperialistisch orientiert. Das stellt Hötzsch (vgl. Literaturverzeichnis) als eine Forderung eines Weltstaates auf (S. 5).

Tatsächlich lag in Deutschland ein Bedürfnis nach Auswanderung vor und tatsächlich gingen Hunderttausende von Auswanderern der Nation und dem Staate verloren, was für Menschen, denen Letztes und Höchstes der eigene Staat ist, schmerzlich genug gewesen sein mag.

Bevölkerung Deutschlands im Jahre	in Millionen Köpfen	ausgewandert
1871	40,5	seit 1820 über 2,5 Millionen allein nach Nordamerika
1904	59,5	26 000
1914	über 65	—

Ein Staat kann aber auch imperialistisch orientiert sein, ohne im eigentlichen Sinn Weltpolitik zu treiben, ein Zustand, in den Deutschland durch die Haltlosigkeit Wilhelms II. geriet. Am 18. Januar 1896 sagte dieser Herrscher: „Aus Deutschland ist ein Weltreich geworden. Überall in fernen Teilen der Erde wohnen Tausende unserer Landsleute. Deutsche Güter, deutsches Wissen, deutsche Betriebsamkeit gehen über den Ozean. Nach Tausenden von Millionen beziffern sich die Werte, die Deutschland auf der See fahren hat. An Sie, meine Herren (es

waren Fürsten, Generale und Beamte, an die Wilhelm diese Phrasen richtete) tritt die ernste Pflicht heran, mir zu helfen, dieses größere Deutsche Reich auch fest an unser heimisches anzugliedern."

Das war Imperialismus bei fehlender Weltpolitik. Was irrtümlich an dieser Rede war, braucht nicht weiter erläutert zu werden. Die Träume sind begraben. Der deutsche Imperialismus ist am englischen, wie zu erwarten war, zerschellt. Die Frage der Auswanderungsmöglichkeit und Auswanderungsnotwendigkeit aber ist heute drängender als je. Zwei Hauptrichtungen kommen in Frage: Südamerika und Rußland. Es ist hier nicht der Ort, über das Für und Wider jeder dieser Richtungen zu referieren. Nur soviel sei gesagt, daß Rußland für die Erhaltung deutscher Eigenart den geeigneteren Boden bildet, da es das kulturärmere Land ist.

Der deutsche Imperialismus, der den großen Fehler machte, sein Dasein laut zu verkünden, bevor das Reich eine unbestrittene europäische Existenz hatte (die es nur in engstem Bündnis mit England oder Rußland hätte gewinnen können), ist zugrunde gegangen, aber der Imperialismus an sich ist nicht zugrunde gegangen. Im Gegenteil: er steht auf dem Gipfel seiner Macht und seines Triumphes. Da er aber seinen inneren Gesetzen folgend eine Bewegung darstellt, die ihre Eigentümlichkeit verliert, wenn sie ihren Willen zur Eroberung verliert, so wird dieser Imperialismus Englands, Frankreichs, Amerikas und Japans zu weiteren Zusammenstößen führen müssen. Die großen Marinerüstungen aller beteiligten Staaten deuten darauf hin, wie sehr solcher Zusammenstoß von den führenden Politikern sowohl, wie auch vom relativ hohen politischen Instinkt der in Frage kommenden Völker als im Bereich der Möglichkeit, ja sogar der Notwendigkeit liegend betrachtet wird.

Das Ende des Imperialismus kann nur im imperium mundi eines Staates (als ein Maximum der Machtidee) oder im souveränen Völkerbund (als ein Maximum der Rechtsidee) gefunden werden. Beide Wege führen zu fernem Ziel. Wir stehen heute noch mitten im Zeitalter des Imperialismus inne, und nur ganz schwache Anzeichen lassen sich vermerken, die für eine kommende antiimperialistische Bewegung sprechen. Diese Anzeichen liegen in der Demokratisierung der Intelligenz, in der übernationalen Verbindung des Großkapitals und in der keimenden Solidarität und wachsenden Bildung der Weltarbeitermassen. Alle drei Erscheinungen lassen Motive wirken, die nicht mehr im nationalen Egoismus allein wurzeln. Wie sie sich zu Machtfaktoren der Menschenrechte entwickeln werden, kann kaum vermutet — sicherlich nicht gewußt werden.

II. Zur Psychologie der deutschen Politik vor dem Weltkriege.

1. Wilhelm II.

Literatur.

Das folgende Literaturverzeichnis ist entnommen dem Buche „Wilhelm II., periodisch geisteskrank" von Hermann Lutz, Leipzig 1919, das sie in mustergültiger Weise zusammenstellt. Für den Abschnitt sind nur Teile dieser Literatur verwendet, daneben Memoirenwerke, in denen vereinzelte Angaben sich finden. Diese Angaben sind, wo es notwendig erschien, nachgewiesen.

Arren, J., Wilhelm II. Was er sagt. Was er denkt. Leipzig 1911. — Aus der Berl. Gesellschaft: Hofleben unter Kaiser Wilhelm II. Berlin 1892. — Aus Kaiser Wilhelms II. Umgebung. Berlin 1897. — Ave Caesar! Psychol. Studie über Kaiser Wilhelm II. Leipzig 1911. — Ayme, F., Kaiser Wilhelm II. und seine Erziehung. Leipzig 1898. — Baldus, Prof. Dr. A., Kaiser Wilhelms II. Religiosität und Pflichtbewußtsein. Köln 1913. — Ball, Richard, Wilhelm der Letzte. Basel 1918. — Belgische Aktenstücke 1905—1914. Berlin 1915. — Bethmann Hollweg, Betrachtungen zum Weltkriege, I. Teil. Berlin 1919. — Beyens, Baron, L'Allemagne avant la guerre. Paris 1915. — Bigelow, P., Kaiser Wilhelm II. und sein östlicher Nachbar. Leipzig 1893. — Binder, Heinrich, Die Schuld des Kaisers. München 1918. — Bismarck, Fürst O. von, Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart 1898. — Boghitschewitsch, Dr. M., Kriegsursachen. Zürich 1919. — Boucher, Colonel, L'Allemagne en Péril. Paris 1914. — Chronik des deutschen Krieges, Bd. 1—10. München 1914—1917. — Cochin, Denys, Le Dieu Allemand. Paris 1915. — Conradi, H., Wilhelm II. und die junge Generation. Leipzig 1889. — Conradt, C., Zur Heimkehr des Kaisers. Berlin 1898. — Das Bekenntnis des Deutschen Kaisers im Urteil der Zeitgenossen. Halle 1903. — David, Eduard, Wer trägt die Schuld am Kriege? Berlin 1917. — Der Fall Zabern. Berlin 1914. — Der Kaiser und die Kunst. Hrsg. von P. Seidel. Berlin 1907. — Deutsche Kaiserworte aus dem Weltkriege. Hrsg. von L. von Brandt. Berlin 1915. — Die Reden Kaiser Wilhelms II. 1888—1912. Tl. 1—3 ges. v. Johs. Penzler, Tl. 4 von Dr. B. Krieger. Leipzig 1897—1913. — Douglas, Graf, Was wir von unserem Kaiser hoffen dürfen. Berlin 1888. — Egelhaaf, G., Bismarck. Stuttgart 1918. — Ein Günstling des Kaisers (Übersetzung der Erinnerungen des amerik. Zahnarztes R. N. Davis). Berlin 1918. — Ein offenes Wort an Deutschlands Kaiser. Zürich 1896. — Eppinghoven, Ursula, Countess von, Private lives of William II and his consort. Ed. by Henry W. Fischer. Neuyork und London 1904. — Gekürzte deutsche Übers.: Das Geheimleben des Berliner Hofes, von einer Hofdame der Kaiserin. Berlin 1918. (War in Deutschland verboten.) — Erdmann, G. A., Der Deutsche Kaiser und sein Volk. Leipzig 1901. — Everling, Dr. Fr., Kaiserworte. Berlin 1917. — Falkenegg, von, Die Weltpolitik Kaiser Wilhelms II. Berlin 1901. — Fechal-Bertner, Die Lehre von Zabern. Dresden 1914. — Fendrich, Anton, Im Auto an der Front. Stuttgart 1915. — Findel, J. G., Autorität oder Selbstbestimmung? Leipzig 1892. — Fried, A. H., Der Kaiser und der Weltfriede. Berlin 1910. — Friedensworte unseres Kaisers. Zusammengestellt von Everling. Berlin 1915. — Friedländer, Prof. Dr. Max, Wilhelm II. Halle 1919. — Friedmann, Fritz, Der Deutsche Kaiser und die Hofkamarilla. Zürich 1896. — Friedmann, Fritz, Deutschland, Frankreich und Kaiser Wilhelm II. Berlin 1912. — Frymann, D., Wenn ich der Kaiser wär'. Leipzig 1914. — Fuchs, G., Der Kaiser und die Zu-

kunft des deutschen Volkes. München 1906. — Ganghofer, Ludwig, Reise zur deutschen Front. Die stählerne Mauer u. a. Berlin 1915. — Gooß, Dr. R., Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges. Wien 1919. — Grand-Carteret, J., Er im Spiegel der Karikatur. Wien 1906. — Grube, Max, Am Hofe der Kunst. Leipzig 1918. — Hammann, Otto, Der neue Kurs. Berlin 1918. — Hammann, Otto, Zur Vorgeschichte des Weltkrieges. Berlin 1919. — Hedin, Sven, Ein Volk in Waffen. Leipzig 1915. — Heinsick, P., Wilhelm II., Friedenskaiser oder nicht? Leipzig 1915. — Helfferich, Karl, Die Vorgeschichte des Weltkrieges. Berlin 1919. — Hoensbroech, Graf P. von, Wilhelms II. Abdankung und Flucht. Berlin 1919. — Hohenlohe-Schillingsfürst, Fürst Chlodw. zu, Denkwürdigkeiten. Stuttgart 1906. — J'accuse, Von einem Deutschen (Dr. Grelling). Lausanne 1915. — Jagow, G. von, Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges. Berlin 1919. — Jahnke, H., Humor im Kaiserhaus. Berlin 1909. — Kaiserreden. Hrsg. von A. O. Klaußmann. Leipzig 1902. — Kaiserworte. Barmen 1915. — Kaiserworte aus eiserner Zeit. Düsseldorf 1915. — Kanghi-Tschu, Deutschland, der Kaiser und der Simplizissimus. München 1911. — Klaußmann, A. O., und G. Wislicenus, Der Kaiser als Soldat. Berlin 1914. — Köppen, F. von, Das erste Regierungsjahrzehnt Kaiser Wilhelms II. Minden 1898. — Lamprecht, Karl, Der Kaiser. Berlin 1916. — Leberecht, G. F., Zabern und des Königs Rock. Berlin 1914. — Lichnowsky, Fürst, Meine Londoner Mission. Mit Denkschrift von Dr. Muehlon. Zürich 1918. — Liebig, H., Frhr. von, Die Politik von Bethmann Hollwegs. Teil 1—3. München 1919. — Liman, P., Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Berlin 1901. — Liman, P., Der Kaiser. Leipzig 1913. — Lindenberg, Paul, Der Kaiser war bei uns! Stuttgart 1918. — Maraun, W., An einem Kaiserwort soll man nicht drehen noch deuten. Nürnberg 1891. — Martin, Rud., Fürst Bülow und Kaiser Wilhelm II. Leipzig 1909. — Martin, Rud., Kaiser Wilhelm II. und König Eduard VII. Berlin 1907. — Massow, W. von, Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II. Stuttgart 1913. — Maußner, Karl, Unsere Zukunft. Wilhelms II. Glaube an Deutschlands Wehrmacht usw. Berlin 1915. — Meinhold, P., Wilhelm II. 25 Jahre Kaiser und König. Berlin 1912. — Meister, Friedr., Kaiser Wilhelm II. Berlin 1894. — Meyer, Hans, Wilhelm II. Langensalza 1892. — Morel, E. D., Truth and the War. London 1916. — Morré, H., 20 Jahre S. M. Berlin 1909. — Mücke, A., Kaiser Wilhelm II. und sein Verhältnis zu Staat und Kirche. Berlin 1892. — Muehlon, Wilhelm, Die Verheerung Europas. Zürich 1918. — Müller, C., Kaiser und Majestätsbeleidigung. Leipzig 1907. — Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart, 1888—1899. Berlin 1889—1900. — Naumann, Fr., Demokratie und Kaisertum. Berlin 1904. — Obst, J. G., Kaiser Wilhelm II. Breslau 1904. — Osten-Sacken und von Rhein, O., Frh. von, Kaiser Wilhelm II. und sein Heer. Berlin 1913. — Paar, M., Der Kaiser und die Kunst. Leipzig 1907. — Poths-Wegner, Deutschlands Einigung und Kaiser Wilhelm II. Leipzig 1903. — Preyer, W., Unser Kaiser und die Schulreform. Dresden 1900. — Proposch, W., Charakterzüge aus dem Leben Kaiser Wilhelms II. Berlin 1913. — Pudor, W., Kaiser Wilhelm II. und Rembrandt als Erzieher. Dresden 1891. — Quidam, Der alte Gott und das 20. Jahrhundert. Bamberg 1903. — Quidam, Kaiser Wilhelm II. Künstler oder Dilettant? Amsterdam 1895. — Quidde, Dr. L., Caligula. Leipzig 1894. — Rathenau, Walter, Der Kaiser. Berlin 1919. — Reventlow, Graf E., Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner. München 1906. — Reventlow, Graf E.,

Deutschlands ausw. Politik 1888—1913. Berlin 1914. — Rohrbach, P., Deutschland unter den Weltvölkern. Berlin 1911. — Romanowski, M., Kaiser Wilhelm II. Breslau 1911. — Ruland, W., Unser Kaiser. Strahlen seiner Weltanschauung. Berlin 1913. — Schröder, E., Kaiser Wilhelm II. Stuttgart 1893. — Schröder, E., Ein Tagebuch Kaiser Wilhelms II. Breslau 1903. — Schröder, W., Das persönliche Regiment. München 1912. — Schultheß' Europäischer Geschichtskalender 1888—1915. München 1889—1919. — Schütz, J. H., Unser Kaiserpaar in seinem religiösen und sozialen Wirken. Köln 1911. — Seidel, L. E., Charakterzüge aus dem Leben Wilhelms II. Langensalza 1892. — Simon, Eduard, Kaiser Wilhelm II. Berlin 1893. — Simon, Jules, Der Kaiser. Breslau 1896. — Sporleder, F., Die Legende über Wilhelm II. Metz 1908. — Stein, A., Wilhelm II. Leipzig 1909. — Stengel, E. E., Den Kaiser macht das Heer. Weimar 1910. — Tesdorpf, Dr. Paul, Die Krankheit Wilhelms II. München 1919. — Titus, F., Und der Kaiser sprach. Leipzig 1908. — Tolzien, G., Die Tragik in des Kaisers Leben. Berlin 1915. — Unser Kaiser. 10 Jahre der Regierung Wilhelms II. Hrsg. von G. W. Bürenstein. Berlin 1898.. — Unser Kaiserpaar. Leipzig 1894. — Unser Kaiser und sein Volk. Deutsche Sorgen. Von einem Schwarzseher. Freiburg 1906. — Unseres Kaisers Wesen und Walten. Berlin 1897. — Veritas, Der Kaiser spricht! München 1909. — Vietinghoff-Scheel, G., Frh. von, Das Duell. Kaiser Wilhelm II. Riga 1901. — Wagener, V., Kaiser, höre die Wahrheit! Leipzig 1897. — Was der Kaiser sagt! Berlin 1892. — Wedel-Bérard, Gräfin, Meine Beziehungen zu Kaiser Wilhelm II. Die Wahrheit über Graf Waldersee. Zürich 1900. — Wichert, Ernst, Richter und Dichter. Berlin 1899. — White, And. D., Autobiography. New York 1905. — Wiermann, H., Kaiser Wilhelm II. als Soldat. Berlin 1892. — Wile, Fred. W., Rings um den Kaiser. Berlin 1913. — Wilhelm II. als Redner. Leipzig 1896. — Wilhelm II. Romantiker oder Sozialist? Zürich 1892. — Wilhelm II. und die Revolution von oben. Der Fall Kotze. Zürich 1896. — Wilhelm II., Wie er geschildert wird und wie er ist. Von einem alten Diplomaten. Zürich 1904. (War in Deutschland verboten.) — Wolff-Thüring, Th., Wilhelm II. Zürich 1903. — Wolter, A., Kaiser Wilhelm II. Berlin 1898. — Zimmer, Dr. H., Kaiser Wilhelm II. als Deutscher. Berlin 1915. — Die Buntbücher (deutsch, engl., franz. usw.) über den Kriegsausbruch.

Wilhelm II. steht heute noch in einer Gestalt vor dem urteilenden Auge des Volkes, die der Wirklichkeit nicht entspricht, und zwar ist diese Gestalt doppelt. Den einen erscheint er immer noch als die glanzvolle Kaiserfigur, die an der Schlechtigkeit der Welt gescheitert ist, den anderen als ein kriegshetzender Bösewicht, der die Weltkatastrophe absichtlich herbeigeführt hat. Daher wünschen ihn die einen wieder als Herrscher herbei, während die anderen ihn am liebsten erschossen oder geköpft wüßten.

Beide Gestalten sind historisch nicht richtig aufgefaßt. Politische Tendenz wirkt in beiden Fällen verwirrend und das wahre Bild verschleiernd.

Ohne weiteres ergibt sich aus der Auffassung, die von Wilhelms II. Tätigkeit herrscht, auch die Bemessung der Schuld, die er am und

im Weltkrieg hatte. Es muß hier scharf zwischen objektiver und subjektiver Schuld geschieden werden. Es besteht kein Zweifel, daß Wilhelm II. zu den Leuten gehört, die objektiv die größte Schuld am Kriege tragen, aber ebenso auch ist zweifellos richtig, daß er subjektiv nahezu von Schuld frei ist. Er war seinem Wesen nach nicht kriegerisch und wollte tatsächlich den Weltfrieden, allerdings auf eine merkwürdige und fast kindische Art, erhalten und befestigen. Zudem aber war er geistig krank, also nicht oder zum mindesten nicht in vollem Maße für seine Reden und Handlungen verantwortlich.

Wilhelm II. ist erblich belastet. Sein Großonkel Friedrich Wilhelm IV. starb in völliger geistiger Umnachtung. Wilhelm selbst hatte einen Ohrenausfluß, dessen Diagnose im speziellen nie bekannt gegeben wurde (worauf sich wohl die Behauptung stützte, er sei hereditär-luetischer Art), von dem aber sein eigener Leibarzt in den achtziger Jahren dem Direktor der Gothaer Lebensversicherungsbank gesagt haben soll: „. . . sein Ohrenausfluß ist unheilbar und wird einst mit Erkrankung des Gehirns enden".

In dieser Äußerung scheint noch ein Stück Optimismus gelegen zu haben, denn die Erkrankung des Gehirns war schon vor Antritt der Regierung vorhanden. Kaiser Friedrich selbst hat seinen Sohn für so gut wie geisteskrank erklärt. Bei der Mündigkeitserklärung Wilhelms 1877 sagte er zum Rektor der Berliner Universität: „Und Sie gratulieren mir, Sie als Psychiater?" und zu einem andern Herrn: „Lieber Graf, gratulieren Sie mir nicht, denn der wird nie reif, nie mündig!" Eine Reihe von niemals veröffentlichten ärztlichen Gutachten sprach sich dahin aus, daß eine Entmündigung des Kaisers notwendig sei, aber das deutsche Volk fand nicht die Kraft, den sehr richtigen Plan konservativer Abgeordneter, 1908 durch den Bundesrat die Entmündigung vornehmen zu lassen, mit der Wucht der öffentlichen Meinung zu stützen.

Nur zwei Ärzte sind bisher mit ihrer Ansicht über den Kaiser mutig, aber nicht begründet genug, hervorgetreten, Dr. Tesdorpf und Dr. Forel. Professor Dr. Friedländer konnte daher schreiben: „Ob wir bei Wilhelm II. das Bestehen einer ausgebildeten geistigen Abweichung annehmen wollen und dürfen, wie dies Tesdorpf und Forel in flüchtiger Form ohne wirkliche Beweisführung tun, muß dahingestellt bleiben. Für ein solches abschließendes Urteil fehlen noch die lückenlosen Unterlagen. Soviel aber scheint mir erwiesen, daß er einen hochgezüchteten Entarteten darstellt, dessen freie Willensbestimmung zuzeiten ebenso stark vermindert war, wie die mit ihr zusammenhängende Zurechnungsfähigkeit."

Hermann Lutz hat einen sehr gut geglückten Versuch gemacht, die Eigenschaft des Kaisers als eines manisch-depressiven Periodikers historisch nachzuweisen. Das Bild dieser geistigen Erkrankung ist allgemein das folgende: Wechsel von gesteigerter Erregung (Manie) und tiefer Niedergeschlagenheit (Depression). Die Erregungszeiten zeigen stark gehobenes Selbstgefühl, erhöhten Bewegungstrieb, rastlosen, bis zum Furor gesteigerten Tätigkeitsdrang (Jagd von Arbeit zu Arbeit oder von Vergnügen zu Vergnügen); Prahlerei in Plänen und angekündigten Unternehmungen, dabei Oberflächlichkeit in der Ausarbeitung und seltene Durchführung des Geplanten, hemmungsloser Rededrang, tragisch-religiöse Ekstase, schauspielerhafte Exaltation und pathetisches Benehmen, herabgesetzte Merkfähigkeit, daher Erinnerungsfälschungen und Lügen, Größen- (Wahn-) Ideen, Ideenflucht, Reizbarkeit und Zorn neben Heiterkeit und illusionsvollem Optimismus.

Diesen Erscheinungen im Erregungszustand stehen gegenüber im Depressionszustand: Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen, Denkhemmungen, weinerliche Stimmung, Sinnestäuschungen, in ganz vereinzelten Fällen Halluzinationen, Zwangsvorstellungen und Verfolgungsideen.

Erregungs- und Depressionszeiten können Wochen bis mehrere Jahre dauern. Auch Mischzustände (raschester Wechsel der Zustände) sind festgestellt. Die Krankheit ist meist geerbt und beginnt meist schon vor dem 25. Lebensjahr.

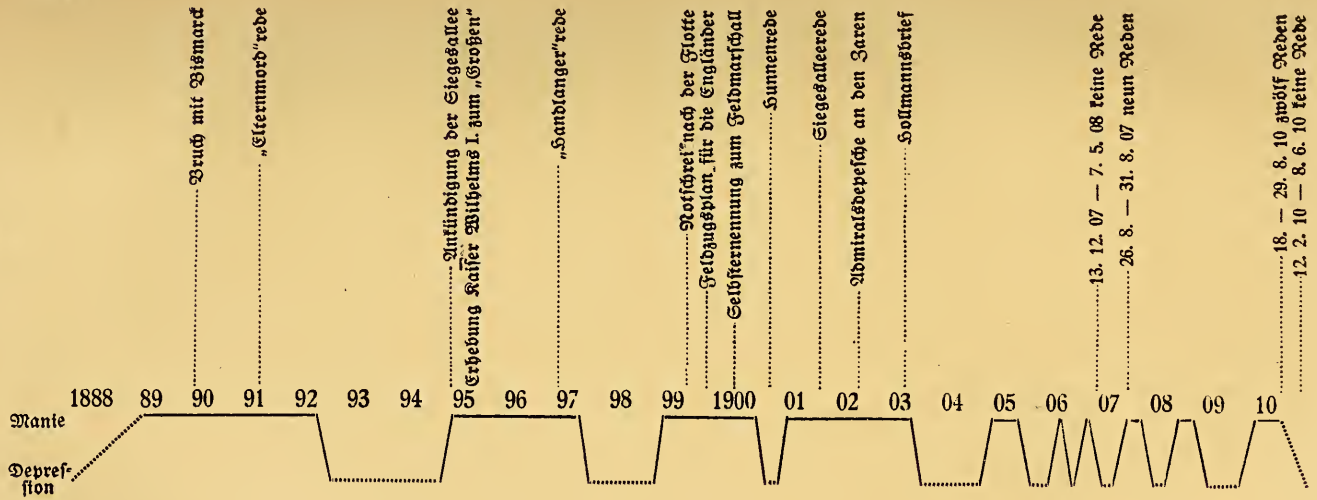
Diese Symptome, aus der medizinischen Literatur von Hermann Lutz zusammengestellt, passen eines um das andere in erschütternder Weise auf Kaiser Wilhelm II., der damit ein wahres Schulbeispiel für diese Krankheit darbietet, so daß mir ein Zweifel an der Richtigkeit der Diagnose kaum mehr berechtigt erscheint.

Hermann Lutz hat mit außerordentlicher Gründlichkeit die Erregungs- und Depressionszustände im Leben des Kaisers von 1888 bis 1910 aufgesucht und in einer schematischen Zeichnung niedergelegt, die wir hier wiedergeben.

Was an besonders pathologischen Symptomen bei Kaiser Wilhelm auffällt, mag hier noch nach sorgfältigster Prüfung der Quellen erwähnt sein.

Jedem, der mit ihm zu tun hatte, wird der geradezu hysterische Rededrang des Monarchen aufgefallen sein. Er läßt sich jemand zum Vortrag über irgendein Gebiet kommen, fängt aber sofort selbst zu reden an und entläßt den Verblüfften, ohne daß dieser ein Wort hätte sagen können. Das war auch das Schicksal Kardorffs, der

Tabelle:



Anmerkungen:

Die textlichen Angaben sind nur als Beispiele zu betrachten. Die lückenlose Charakterisierung der Erregungs- und Depressionszustände findet sich im Werk von Hermann Lutz „Wilhelm II. periodisch geisteskrank" (Verlag O. Hillmann, Leipzig 1919), einem Werk, das mit vaterlandsliebendem Herzen geschrieben ist und dem Kaiser sine ira et studio gegenübersteht. Es ist wohl die einzige wirksame Verteidigung, die für Wilhelm II. je geschrieben wurde.

eine Audienz wegen der Kanalvorlage erbeten hatte (angeführt bei Erzberger, „Erlebnisse im Weltkrieg", S. 55). Die Reden Kaiser Wilhelms haben ihn und ganz Deutschland auf der Welt lächerlich gemacht und dem Ansehen des deutschen Volkes schwer geschadet. In diesen Reden zeigte sich nun aber auch ein ausgesprochener Größenwahn und eine krankhafte Mystik. Die Selbstüberhebung des Kaisers kannte keine Grenzen. Jeder Widerspruch wurde mit Entlassung bestraft, nur der Schmeichler fand das Gehör. Als Moltke das Amt des Generalstabschefs, zu dem er nicht taugte, in anerkennenswerter Selbsterkenntnis nicht annehmen wollte, sagte der Kaiser: „Das bißchen (!) Friedensarbeit machen Sie schon und im Kriege helfe ich Ihnen". Nach den Berichten eines durchaus verlässigen Zeugen — der hier nicht genannt werden kann — fiel die Äußerung so, und nicht, wie sie meist berichtet wird: „. . . . und im Kriege bin ich mein eigener Generalstabschef". General Stein bezweifelt mit Unrecht die Äußerung in seinen „Erlebnissen und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges" (S. 36). Dabei war des Kaisers strategische Beanlagung so gering, daß bei den großen operativen Übungen im Generalstabe, bei denen er „führte" und „gewinnen" mußte, die einsichtigen Offiziere in Verzweiflung gerieten. Ein hoher Generalstabsoffizier schrieb nach einem solchen Abend in sein Tagebuch: „Es war furchtbar. Wenn dieser Mann (= Kaiser) unsere Heere im nächsten Kriege führt oder auch nur in die Führung hineinredet, so gehen wir einer sicheren Niederlage entgegen". Das gleiche Bild in den Kaisermanövern! Waldersee wurde sofort verbannt, weil er sich einmal ein leises Wort der Kritik erlaubte. Wilhelm II., mit dem Feldherrnstab posierend, auf einem dressierten Pferd vor einer in vollkommen unmöglicher Lage attackierenden Kavalleriedivision, das war das kaiserliche Bild in der militärischen Operette, die immer mehr in Paraden, Manövern und sonstigen militärischen Schaustellungen herrschte. Und Wilhelm glaubte fest an sein militärisches Können. Er erteilt England im Burenkrieg strategische Lehren, indem er einen Feldzugsplan ausarbeitet und der englischen Obersten Heeresleitung schickt, er unterrichtet in seinen Briefen seinen lieben Nicki, den wohl sehr unbegabten Kaiser von Rußland. Er weiß, kann und macht alles!

Seine militärische Umgebung war ängstlich und wagte keinerlei Widerspruch. Auch Schlieffen bildete hier keine Ausnahme. Er pflegte in der Frage, ob der Kaiser in Manövern führen solle, zu sagen: „Man kann im Zweifel sein, ob es richtig ist, daß der oberste Kriegsherr selbst führt. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß

er siegen muß, wenn er führt". Die Tatsache, daß der Kaiser führte und stets sehr schlecht führte, so daß durch einen ganzen Apparat von Unmöglichkeiten sein „Sieg" konstruiert werden mußte, hat demoralisierend und verbitternd auf die Armee gewirkt. Schlieffen sagte einmal zu dem von uns oben erwähnten hohen Generalstabsoffizier: „Wir müssen ihm sein Soldatenspiel und seine Siege lassen, sonst verliert er die Freude daran und damit das Interesse an der Armee".

Man kann heute dem nur anfügen: Hätte er doch das Interesse an der Armee verloren und auch das an der Flotte! Es wäre für den Frieden Europas wesentlich besser und für die deutsche Armee und Flotte wesentlich gesünder gewesen.

Wilhelms Größenwahn wurde durch das Bewußtsein, an der Spitze einer riesigen Armee zu stehen, womöglich noch gesteigert. Er „zerschmettert" die Sozialdemokratie, er schreibt unter eines seiner Bilder, das er dem Justizminister von Friedberg schenkt (27. Januar 1893): „Nemo me impune lacessit" (Niemand reizt mich ungestraft), er fühlt sich als Warner der Völker Europas gegen die gelbe Gefahr, er sagt der von Berlin doch recht weit entfernten Templergemeinde in Jerusalem (1. November 1908): „Wenn einer von Euch des Schutzes bedarf, so bin Ich da und er kann sich an Mich wenden, welcher Konfession er auch angehören möge". Er ist „der Freund der 300 Millionen Mohammedaner," er ruft (Oktober 1901) aus: „Wenn keine Handelsverträge zustande kommen, dann schlage Ich alles kurz und klein". Auf seinen Wunsch werden 1899, da wo er ganz kapitale Hirsche erlegte, Gedenksteine gesetzt mit der Inschrift: „Hier erlegte Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. am .... einen kapitalen ... ender" und 1903 wird dieser Wahnsinn noch übertroffen. Als er den 200. Hirsch auf der Grimnitzer Heide erlegte, ließ er durch den Bildhauer Borsdorf ein 25 Zentner schweres und 1,5 Meter hohes Denkmal errichten mit der Inschrift: „Unser durchlauchtigster Markgraff und Herre Kaiser Wilhelm II. faellete allhier am 19. IX. 1902 Allerhöchst seinen 200. edel Hirschen auf der Grimnitzer Heyde". Dabei galt Wilhelm II. in waidmännischen Kreisen als ein unvornehmer „Aasjäger", dem es nur auf das Niederknallen ankam. 1902 feierte er die Erlegung des 50000sten (!) Stückes Wild. Die Freude an solchen Schlächtereien ist wohl auch nur als pathologisch aufzufassen.

Man könnte diese Beispiele um hunderte vermehren. Aber sie genügen an sich wohl schon vollkommen. Sein Größenwahn erstreckt sich aber auch auf seine Ahnen und seine Frau. Helfferich nennt das

in seinem tendenziösen und mehr gewandten als geistig hervorragenden dreibändigen Buch „Der Weltkrieg" nur eine „Befangenheit in militärischen Überlieferungen". Wilhelm treibt einen geradezu lächerlichen Kultus mit seinem Großvater, den er „Wilhelm den Großen" nennt, den er als „von Sagen umwoben" bezeichnet und mit Friedrich Barbarossa vergleicht. Er nennt ihn eine „fast heilige Figur", „ein Werkzeug Gottes" und ernennt sich selbst zum Flügeladjutanten des Verstorbenen. Ob hier die Mystik oder der Wunsch, die schönen Fangschnüre des Flügeladjutanten tragen zu dürfen, vorherrschend war, läßt sich nur schwer entscheiden.

Der alte Kaiser, der alles andere als „groß" war, hätte diese Äußerungen als eine Blasphemie bezeichnet und hätte seinem großmäuligen Enkel zweifellos gehörig den Standpunkt klar gemacht. Und das konnte der alte Herr sehr deutlich.

Auch die Königin Luise wird in Wilhelms II. Reden zu einer Göttin, zu einer Heiligen, zur Ursache der Befreiungskriege und zur Retterin Preußens. Am widerlichsten sind diese Phrasen auf seine eigene Frau angewendet, die in öffentlichen Reden als das „Muster aller Tugenden", „das Vorbild der deutschen Mutter" usw. gepriesen wird. Die ganze Hohenzollernlegende, die der Kaiser verbreitet, hatte aber nur den einen Zweck, eine Art Altes Testament zu bilden, für die Erfüllung in ihm selbst, dem kaiserlichen Messias der Welt. Er „betrachtet" sich „als Instrument des Herrn", als „Werkzeug Gottes", ja er geht so weit, Mohammed Konkurrenz zu machen, wenigstens mit seinem Großvater, von dem er am 15. Februar 1903 behauptet, Gott habe sich in ihm „geoffenbart"; er nimmt das später auch von sich selbst an. Er betrachtet sein Jubiläum als eine Fügung des Himmels. Er scheut nicht vor den tollsten Blasphemien in dieser Hinsicht zurück und gibt verschiedentlich Beweise, daß sein Größenwahnsinn in seinem mystisch-religiösen Glauben wurzelt. Das Gottesgnadentum hat es ihm angetan. Die Empfindung, von Gott persönlich erleuchtet zu sein, hat seinen Sinn verwirrt. Bei jeder Gelegenheit betont er dieses vertraute, fast kollegiale Verhältnis zu Gott. Auch die Wissenschaft hat nach seiner Ansicht und nach seinem Ausspruch nur die Aufgabe, die Ehre Gottes zu fördern. Das beweist eine Rede am 19. März 1900, beim 25. Jubiläum der Akademie der Wissenschaften, in der Wilhelm II. Goethe, Leibniz und eigene Mystik in ein unerfreuliches Ragout vereinigte. Der Kunst aber teilt er die wesentlich schwierigere Aufgabe zu, die Ehre der Hohenzollern zu fördern und in tausend Geschmacklosigkeiten zu dichten, zu vertonen, zu malen und zu meißeln. Der sichtbare Aus-

druck dieses Größenwahnsinns und nebenbei des vollkommenen Mangels an künstlerischem Sinn und Geschmack des Kaisers war die Siegesallee, deren Errichtung er selbst für eine welterschütternde Tat ansah.

Mir scheint Hermann Lutz recht zu haben, wenn er schreibt:

„Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Wilhelm II. in den ersten Jahren seiner Regierung, beginnend mit Bismarcks Sturz, sein Gottesgnadentum mit bewußter Absicht gepredigt hat, um das Ansehen seiner Person zu erhöhen. Ebenso überzeugt bin ich aber, daß ihn allmählich diese herrliche Vorstellung vollständig durchdrang, so daß er selbst schließlich an ihrer Wahrheit nicht den geringsten Zweifel mehr hegen konnte."

Die dunkle Mystik Wilhelms II. nimmt mit dem Alter zu. Seine Predigten auf den Schiffen werden mehr und mehr unwiderlegliche Beweise seines verwirrten Geistes. Die preußische Erhebung nach 1806 bezeichnet er in einer Rede vom 9. Februar 1913 vor Gelehrten und Studierenden als eine „Tat Gottes", als ein „noch nicht dagewesenes Wunder". Und von nun an führt er Gott stets und in jeder Rede im Munde. Wie kindisch seine Theologie war, geht aus einem Gottesbeweis hervor, den er im Jahre 1910 „erfand" und auf den er sehr stolz war. Als ihm ein freidenkerischer Theologe sagte, Christus sei kein Gott gewesen, bewies Wilhelm die Gottheit Christi, indem er ausführte, daß kein Professor zu seinen Schülern sagen könne: „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben". Christus aber habe das gesagt, also sei Christus kein Mensch, sondern Gott. Aus dieser Geistesverwirrung erklärt sich auch seine Wut gegen Delitzsch, der durch seine Vorträge „Babel und Bibel" die Eigenschaft des Alten Testamentes als Offenbarung auf den Messias wissenschaftlich zerstörte. Bei allem Verwandtschaftsgefühl mit Gott, das er in sich fühlte, fehlte ihm auch Gott gegenüber jede christliche Demut, wie sie sein Großvater in aufrichtiger Weise besaß.

Aus Wilhelms verrückter Mystik leitet sich zum Teil sein Überschwang her, der namentlich in Zeiten starker Erregung einen geradezu widerlichen Eindruck macht. Wenn er 1902 sagt, daß, weil die Kaiserin beim Fest der Borussen anwesend war, „noch nie, solange die Geschichte der deutschen Universitäten geschrieben wird, einer Universität eine solche Ehre zuteil geworden ist" und „daß alle jungen Borussen, auf denen heute das Auge der Kaiserin geruht hat, eine Weihe für ihr ganzes Leben empfangen haben", so überschreiten diese Äußerungen doch jede Grenze des Geschmacks. Die

Verherrlichung der Kaiserin rief immer wieder Erinnerungen an das böse Wort Bismarcks von der holsteinischen Kuhmagd hervor, deren gesundes Blut das kranke der Hohenzollern auffrischen sollte. Die einfache holsteinische Prinzessin paßte wirklich nicht in den göttlichen Rahmen eines verrückt gewordenen Cäsaren. Sie hat mehr Mitleid als Anbetung verdient. Sie war namentlich in den ersten Jahrzehnten ihres Daseins als Kaiserin eine sympathische, geistig sehr einfache Frau, die sicher das Allerbeste wollte. Die Eigenschaften einer großen historischen Figur fehlten ihr vollkommen.

Der Überschwang Wilhelms riß ihn zu einer Reihe von unüberlegtesten Äußerungen und Handlungen hin. Hier sei nur an die Verleihung des „pour le mérite" an den russischen General Stoessel, den Verteidiger Port Arthurs, erinnert. Stoessel wurde gleich darauf wegen seiner Verantwortungsscheu, Faulheit und Feigheit zum Tode verurteilt. Alle Welt lachte über Wilhelm. Den Grafen Zeppelin nannte er 1904 in einer Verfügung „den verrückten süddeutschen Grafen", am 10. November 1908 pries er ihn als „den größten Deutschen des 20. Jahrhunderts". Er pflegte sich selbst Fahneneide zu schwören, schmückt die „Iltis" mit dem „pour le mérite" schenkt Schiffen Märsche, erklärt dem König von Spanien, „daß das deutsche Volk sich im täglichen Gebet für den jungen Herrscher vereinige", sendet selbst „heiße Gebete" im Dom von Drontheim „zum Himmel, daß er Eure Majestät (König Hakon VII.) schützen und es Eurer Majestät gelingen möge, das norwegische Volk zu herrlicher und schöner Zukunft zu führen", überschüttet fremde Nationen mit Denkmälern, die sie nicht haben wollen, und ist, wie ihn ein Engländer nannte, das enfant terrible von Europa.

Eine krankhafte Reisewut, vereint mit krankhafter Eitelkeit, hatte ihn erfaßt. Es gab Jahre, in denen er 200—250 Tage lang auf Reisen war, unendlich viele Tage, an denen er 12—14mal die Uniformen wechselte, von denen er über 1000 verschiedene besaß. Der Witz der Berliner, daß er das Aquarium nur in Admiralsuniform besuche, war noch harmlos. Er wurde zum Gespött aller fremden Nationen. Man muß nur vergleichen, wie diese fremden Nationen in ihren Witzblättern Wilhelm II. und wie sie Bismarck in Bild und Wort karikierten, so findet man unschwer den Unterschied der Bewertung. Bismarck gegenüber Haß, Wilhelm II. gegenüber lachende Geringschätzung.

In den trübsten Tagen des Weltkrieges, in denen jeder Bürger seine liebsten Erinnerungen opferte, legte er schwere goldene Armbänder an, seine Bartfexerei, seine Uniformserfindungen wurden

allgemein verlacht. Sein ganzes operettenhaftes persönliches Auftreten hat die Truppen, die er im Feld besuchte, nicht gestärkt, sondern stets empört. Er hat trotz des in ihm verkörperten Militarismus doch den Krieg nicht verstanden. Er war kein Kriegsheld wie Napoleon, ganz abgesehen vom Mangel jedes wirklichen militärischen Talentes. Wenn er auf einem mit Gefallenen bedeckten Schlachtfeld niederkniet und tränenden Auges sagt: „Mein Gott, das habe ich nicht gewollt", so verspürt man hier nur das theatralische Moment. Er stand immer auf der Bühne, war immer in Pose, immer auf dem Kothurn. Und wenn er in einer großen Rede das Wesen des Krieges als eines Kampfes verschiedener Weltanschauungen bezeichnete, so zeigte er, daß er diesen Krieg auch philosophisch nicht erfaßte. Mit Weltanschauungsgegensätzen hatte der Krieg des Geldes hier wie dort nichts zu tun.

Niemand hat der deutschen Kaiseridee solchen Schaden zugefügt, wie dieser Unglückselige, der viel eher in eine Heilanstalt als auf einen Thron gehört hätte.

Sein Wirken war aber nicht nur lächerlich und harmlos verrückt; es war, weil sein Träger eben auf dem Throne saß, von verderblichster Wirkung für das deutsche Volk, das nicht Kraft, nicht Stolz genug besaß, diesen Schädling zu entfernen. Wenn irgend jemand Deutschland eingekreist hat, so war es — neben dem Auswärtigen Amt, das der geniale Graf Hatzfeld das „Zentralrindvieh" nannte — Kaiser Wilhelm selbst.

Zunächst verletzte er die ganze Welt mit dem Erbübel der Hohenzollern, mit einer ganz rätselhaften Taktlosigkeit. Diese Taktlosigkeit schadete schon Friedrich dem Großen und verunziert sein historisches Bild. Ja, selbst bei Kaiser Wilhelm I. war diese Charakterschwäche so auffallend, daß sie Bismarck oft in die größten Verlegenheiten brachte. Bei Wilhelm II. war sie durch den Mangel an Urteilskraft, an dem er litt, krankhaft gesteigert. Sie trat schon in den Marginalien auf, in denen er Friedrich den Großen kläglich imitierte. Wenn er da an den Rand eines amtlichen Aktenstückes schrieb: „Den Portugiesen (oder anderen Nationen) müssen die Hosen stramm gezogen werden", so machten derartige Weisheiten die Runde in allen Stellen. Es mag sein, daß, wie Eckardstein berichtet, „die vielen kleinen Geister solche Produkte als ein höheres Orakel anbeteten". Sicherlich aber beteten fremde Regierungen, die regelmäßig davon Kenntnis erhielten (sie hatten viele Wege bis in die intimsten Korrespondenzen), diese Produkte nicht an, sondern gerieten in eine ganz begreifliche, gereizte Stimmung.

Zu diesen internen Taktlosigkeiten traten aber dann noch ganz offizielle hinzu, die überall die Sympathien für Deutschland abschwächten, überall verletzten und schwersten Anstoß erregten. Im Jahre 1893 befanden sich der Kaiser und der Prinz von Wales (der nachmalige König Eduard VII.) in Cowes. Während einer Segelwettfahrt trat Windstille ein. Der Prinz von Wales läßt von seiner Jacht „Britannia" dem Kaiser auf der Jacht „Meteor" hinüberwinken: „Schlage dir vor, Race aufzugeben .... um pünktlich in Osborne zum Diner zu sein." Dort wartete die Königin von England mit einer großen Hofgesellschaft. Wilhelm aber winkte unbekümmert zurück: „Bin dagegen, Race muß ausgefochten werden, gleichviel, wenn wir in Cowes ankommen." Der Kaiser kam dann natürlich erst *nach* der Tafel zur Königin. Große Verstimmung war die natürliche Folge. (Eckardstein, „Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten" I, S. 185.)

Ein andermal hatte des Kaisers Jacht (1899) im Rennen gesiegt. „Am nächsten Morgen", berichtet Eckardstein, „war in der großen Klubhalle von Cowes ein an das Komitee der Royal Yacht Squadron gerichtetes langes Telegramm Wilhelms II. angeschlagen, in welchem er den offiziellen Rennausschuß des Klubs auf das gröblichste beschimpfte. Unter anderem enthielt dieses Telegramm folgenden Passus: „your handicaps are simply apalling," das heißt auf deutsch: „Eure Handikaps sind einfach entsetzlich." Als mich einige Mitglieder des Klubs auf dieses in der Halle angeschlagene kaiserliche Telegramm aufmerksam machten, fühlte ich mich wie vom Blitz getroffen, denn ich wußte genau, welche Wirkung es auf die Psyche des Engländers haben würde.

In der Tat waren auch sämtliche Mitglieder der Royal Yacht Squadron, sowie alle übrigen Jachtsleute Englands ganz plötzlich in ihren Gefühlen Wilhelm II. gegenüber wieder wie umgewandelt, nachdem sie tags zuvor mit wirklich ehrlicher Freude den Sieg des ‚Meteor' begrüßt hatten." (a. a. O. II, S. 29 f.)

Der Prinz von Wales äußerte sich über diesen Fall: „Es ist wirklich zum Verzweifeln. Nun gebe ich mir die größte Mühe, den Kaiser nach alledem, was in den letzten Jahren vorgefallen ist, bei der Öffentlichkeit Englands wieder einigermaßen zu rehabilitieren, und da fängt er sofort wieder an, uns mit Schmutz zu bewerfen."

Die Kaiserbesuche in Cowes waren stets eine Quelle der Besorgnisse für das englische und deutsche Kabinett. Als bei einem solchen Besuch eine sehr kritische Lage zwischen England und Frankreich 1893 in der Mekkonfrage (Hinterindien) entstand und ein Krieg

drohte, war der Kaiser gerade auf der Jacht des Prinzen von Wales zu Gast. Nachdem er über die Lage orientiert worden war, brach er in schallendes Gelächter aus, schlug dem Prinzen von Wales vor allen Gästen auf den Bauch und rief aus: „Na, da kannst du ja mit nach Hinterindien ziehen und zeigen, was du als Soldat kannst". Alles, auch der Großherzog von Mecklenburg, war sprachlos über diese Taktlosigkeit. 1895 erreichte die Spannung zwischen dem Prinzen und dem Kaiser infolge des Benehmens Wilhelms den Höhepunkt. Wilhelm bezeichnete ganz öffentlich den Prinzen als einen „old pea-cock" (einen alten Pfau). Kaiser Wilhelm, der allgemein nur der „Boß von Cowes" genannt wurde, durfte nach 1895 jahrelang nicht mehr nach England kommen, und als er einen Besuch mit vieler Mühe wieder durchsetzte, da leistete er sich das oben erwähnte Telegramm an die Royal Yacht Squadron.

Als Lansdowne 1901 mit dem Kaiser über das europäische Gleichgewicht sprach, erwiderte Wilhelm II., nicht die englische Flotte, sondern die 22 deutschen Armeekorps seien die balance of power (!!), und während er mit Rußland insgeheim einen Dreibund Deutschland, Frankreich, Rußland gegen England schmiedete, schrieb er an den König von England, die englischen Minister seien „unmitigated noodles" (also etwa „Erzschafsköpfe"). Das war 1901. König Eduard äußerte sich damals folgendermaßen (Eckardstein a. a. O. II, S. 298/299):

„Was würde der Kaiser wohl dazu sagen, wenn ich mir erlaubte, seine Minister mit ähnlichen freundlichen Ausdrücken zu titulieren? Wie Sie (an Eckardstein gerichtet) seit Jahren wissen, habe ich stets die größten Sympathien für Deutschland und bin auch heute noch der Ansicht, daß England und Deutschland die natürlichsten Bundesgenossen wären. Zusammen könnten sie die Weltpolizei ausüben und den allgemeinen Weltfrieden dauernd erhalten. Gewiß braucht Deutschland Kolonien und wirtschaftliche Ausdehnung. Beides könnte es ja auch zur Genüge haben, denn für England und Deutschland ist genug Platz in der Welt. Die fortwährenden ‚Bocksprünge' des Kaisers können wir aber nicht mitmachen. Außerdem besteht auch, wie Sie wissen, bei einigen meiner Minister das größte Mißtrauen gegen den Kaiser und Bülow, vor allem bei Lord Salisbury. Ich selbst war stets bemüht, dieses Mißtrauen zu zerstreuen, schließlich aber hat alles sein Ende. Aber auch die Beschimpfungen und Drohungen, mit denen uns der deutsche Flottenverein und seine Organe fort-

gesetzt bedenken, tragen nicht gerade dazu bei, unser Mißtrauen zu beseitigen."

Man fing damals ernstlich in England an, sich zu überlegen, ob Deutschland unter solchem Regime überhaupt bündnisfähig sei.

Wilhelms Taktlosigkeiten beschränkten sich aber nicht auf England allein. Der deutschen Botschaft in Paris schenkte er ein Porträt von sich, in so herausfordernder Stellung, daß Marquis de Gallifet nur sagen konnte: „ce portrait là c'est une déclaration de guerre". Während des Russisch-Japanischen Krieges, während dessen der Kaiser ein Bündnis mit Rußland anstrebte, beschimpfte er in öffentlicher Rede in Straßburg das russische Offizierkorps und schreibt an den Zaren: „Du kannst dein Schwert in die Scheide stecken mit den schönen Worten Franz' I.: ‚Alles ist verloren außer der Ehre'". Österreich bezeichnet er nach der Algeciraskonferenz als „brillanten Sekundanten", was in Wien sehr verstimmte. Der „Daily Telegraph" bedauerte das Telegramm vom 13. April 1906 in Anbetracht der gleichzeitigen großen Anstrengungen, die deutsch-englischen Beziehungen zu verbessern und schrieb sehr richtig: „Deutschland ist die isolierteste Macht Europas". 1908 kränkt der Kaiser Amerika, indem er Präsident Roosevelt sagen läßt, der in Aussicht genommene Dr. Hill sei als amerikanischer Botschafter nicht geeignet, da er nicht genug Geldmittel besitze, um in Berlin aufzutreten. Die amerikanische Presse erwidert sofort sehr schlagend: „Unsere Vertreter im Ausland sollen nicht Scheckbücher, sondern Persönlichkeiten sein" und die Ernennung Hills bleibt aufrecht. Amerika machte es nicht so wie Deutschland, wo die meisten Botschafter und Gesandten sowie hohen Staatsbeamten persönlichen Verfügungen des Kaisers, Abstammung, äußerem Auftreten und „guten Verbindungen" ihr Dasein verdankten.

Die Überschätzung des Geldes ist bei Kaiser Wilhelm II. ebenfalls nahezu krankhaft. Ihm ist es zuzuschreiben, daß die Einfachheit des preußischen Offizierkorps einem großen Luxus wich. Er bevorzugte Geldleute mit seiner Gunst, und nicht nur, weil er selbst verschuldet war. Reiche Amerikaner empfing er mit fürstlichen Ehren. Seine Besuche bei vornehmen Persönlichkeiten waren durch die Prachtentfaltung, die er wollte, ruinös für das Vermögen der Betreffenden. Über seine Geldspekulationen während des Krieges ist noch nicht so viel Klarheit vorhanden, um sie in diesem Buche näher zu beleuchten. Doch erhält sich das von uns nicht zu kontrollierende Gerücht, er habe große Teile seines Vermögens während des Krieges in das Ausland verschoben. Antisemitische Kreise

benutzen diese Eigentümlichkeiten, um zu behaupten und nachzuweisen (im „Semi-Imperator"), Wilhelm II. sei auf illegitime Weise jüdischer Abstammung.

Der Fürst von Lippe-Biesterfeld, der wie ein Schulbube vom Kaiser behandelt wurde, als er sein gutes Recht anmeldete, der Prinzregent Luitpold von Bayern, des Kaisers eigener Pächter Sohst und Hunderte von anderen wissen ein Lied von den Taktlosigkeiten des letzten Hohenzollern zu singen. Auch daß er die „Freimaurerei", der doch sein Vater und sein Großvater angehört hatten (sein Großvater, den man nach einem Ausspruch Wilhelms II. „im Mittelalter heilig gesprochen hätte"), als eine „organisierte Verbrecherbande" bezeichnete und meinte, daß diesem Geheimbunde in jedem geordneten Staatswesen entgegengetreten werden müsse, zeigt neben mangelnder Allgemeinbildung ein bedenkliches Versagen seines kaiserlichen Taktgefühls. (Erwähnt bei Erzberger, „Erlebnisse im Weltkrieg" S. 51.) Kaiser Wilhelm II. haßte die Freimaurerei einfach deshalb, weil sie nicht, wie er wünschte, ihm sofort die höchsten Grade zuteilte, sondern von ihm den gleichen Entwickelungsweg wie von jedem anderen Sterblichen verlangte. Da empörte sich sein maßloser Hochmut.

Abgesehen von seinen fortgesetzten gesellschaftlichen Entgleisungen, die mit der Helfferichschen Bezeichnung „burschikoses Wesen" keineswegs definiert noch entschuldigt sind, stiftete er aber auch durch die ganze Kette seiner politischen Handlungen unermeßlichen Schaden.

Er war als Politiker der gleiche hoffnungslose Dilettant wie in allen anderen Dingen. Hier aber büßte ein Volk von 70 Millionen für seine Torheiten. Haltlos und urteilslos schwankte er hin und her, jeder ernsthafte Politiker des Auslandes kam zur Ansicht, daß man auf die deutsche Politik, solange sie vom Kaiser willkürlich beherrscht werde, sich nicht verlassen könne. Mit Recht nannte ihn König Eduard, als er 1905 Kenntnis von der Komödie des Björkövertrages zwischen Wilhelm II. und Nikolaus II. erhielt, „the most brilliant Failure in history" (den glänzendsten Mißerfolg in der Weltgeschichte), und Eckardsteins scharfes Urteil ist leider nur allzu wahr: „Als die lächerlichste und gefährlichste Politik, welche je dagewesen ist, durfte aber in der Weltgeschichte die Politik der wilhelminischen Ära von der Entlassung Bismarcks bis zum Ausbruch des Weltkrieges verzeichnet werden, denn sie war weit schlimmer als perfide, sie war idiotisch" (Eckardstein a. a. O. I, S. 218).

Kaiser Wilhelm spielte die Rolle des Friedensfürsten. Gewiß, er wollte den Frieden, sofern man bei einem so Kranken von einem

Willen sprechen kann. Er gefiel sich aber gleichzeitig in der Rolle eines gepanzerten Ritters, der der Welt den Frieden befiehlt. Das aber gerade war aufreizend und hätte schon früher zum Kriege geführt, wenn nicht England tatsächlich den Frieden erstrebt, Frankreich (z. B. 1905) den Krieg nicht gefürchtet hätte. Die Flottenpolitik des Kaisers geriet immer mehr in Abhängigkeit von alldeutschen Ideen. Sein Wort, daß Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liege (1890), hatte Berechtigung, es war aber die Konsequenz durchaus unberechtigt, nun eine England ebenbürtige Kriegsflotte bauen zu wollen. Die einzige richtige Konsequenz aus dieser Ansicht von der deutschen Zukunft wäre ein Bündnis mit England gewesen, ein Bündnis, das England so oft und unter glänzenden Bedingungen angeboten hatte. Den Gipfel der Torheit bedeutete es aber, über die zukünftigen Taten der deutschen Flotte zu schreien, bevor man diese Flotte hatte. Kaiser Wilhelm durfte 1900, als er sich selbst zum Feldmarschall ernannte, nicht sagen: „Diese neue Offensivflanke, die ich durch eine mächtige Flotte an die Armee anbaue, wird uns in die Lage setzen, jeder Gefahr zu trotzen, welche Kombination sich auch bildet." — Wozu braucht ein Friedensfürst eine Offensivflanke? Und außerdem zeigte der Weltkrieg, daß es „Kombinationen" gab, denen trotz aller Offensivflanken und trotz beispielloſen Heldenmutes das deutsche Volk und das deutsche Heer nicht gewachsen waren. Wilhelm II. durfte nicht immer wieder den Spruch Friedrich Wilhelms I. anführen, wenn er von der Flotte sprach: „Wenn man in der Welt etwas will dezidieren, will es die Feder nicht machen, wenn sie nicht von der Force des Schwertes soutenieret wird". Und er durfte vor allem jenes großmäulige Wort, das die Welt aufhorchen ließ, nicht sprechen (1900): „Aber der Ozean beweist auch, daß in der Ferne, jenseits von ihm, ohne Deutschland und ohne den Deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf."

Er durfte nicht beim Austausch der Fangschnüre am 7. August 1902 dem Zaren sagen: „Der Admiral des Atlantischen Ozeans dem Admiral des Stillen Ozeans." England teilte nämlich daraufhin dem Kaiser mit, daß er sich geirrt habe und daß Lord Fisher der Admiral des Atlantischen Ozeans sei. Das war bitter! —

Er durfte endlich nicht den Antimilitarismus als eine Krankheit beklagen und durfte nicht 1905 in die Welt hinausschreien: „Das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräfte gespannt und die Schwarzseher verbannt. Mein Glas gilt unserem Volk in Waffen."

Das brachte ihm den Beinamen des „scheinheiligen Heuchlers"

ein, der ihm zuerst erteilt wurde, als er einen unglücklichen Brief über den Verlust Bismarcks, gleich nachdem er Bismarck davongejagt, an den Kaiser von Österreich geschrieben hatte. An eine bewußte Heuchelei möchte ich aber trotzdem nicht glauben, viel eher an eine starke hysterische Komponente seines manisch-depressiven Irreseins, die ihn auch häufig das tun ließ, was man, wenn es Hochgestellten passiert, „Fabulieren", wenn es gewöhnliche Sterbliche tun, „Flunkern" oder „nicht bei der Wahrheit bleiben" nennt. Das hysterische Lügen ist ja ein bekanntes Symptom.

Um einen Krieg ernstlich zu wollen, war Wilhelm II. von viel zu ängstlichem Gemüt, namentlich in seinen Depressionszuständen. Seine Weinkrämpfe im Weltkriege und seine in schwierigen Lagen stets gezeigte Entschlußlosigkeit beweisen das hinlänglich, aber er hat, urteilslos wie er war, zweifellos mit dem Feuer gespielt. Er sagte ja selbst, daß er Frankreich in Marokko den „Fehdehandschuh hingeworfen" habe. Graf Hoensbroech geht in seinem Buche „Wilhelms II. Abdankung und Flucht" sogar so weit, zu behaupten, daß der Kaiser persönlich feige war. Er leitet diese Behauptung von dem allerdings sehr wenig tapferen Verhalten des Kaisers bei Beginn der Revolution ab. Auch gelegentlich der Landung in Tanger war die persönliche Ängstlichkeit des Kaisers, wie aus dem Buche des ehemaligen Staatssekretärs von Schön „Erlebtes" (Stuttgart und Berlin 1921) hervorgeht, auffallend.

Die zahllosen Majestätsbeleidigungsprozesse unter seiner Regierung mögen auch zum Teil auf Konto der Ängstlichkeit des Kaisers zurückzuführen sein, zum Teil entsprangen sie zweifellos der Streberei karrierebegieriger Staatsanwälte. So viel ist sicher, daß Wilhelm II. es vermieden hat, in Frieden und Krieg jemals einen Beweis von Mut abzulegen, wie das König Alfons von Spanien wiederholt und zum größten Vorteil seines Prestiges getan hat. Auch diese Ängstlichkeit und Entschlußlosigkeit, die sich auch in einer ausgesprochenen Beeinflußbarkeit durch alle möglichen Leute, die gut reden konnten, dartat, mag hysterischen Ursprungs sein, so daß Graf Hatzfeld mit Recht sagen konnte: „Wenn man in Deutschland doch nur stillsitzen könnte, dann würde die Zeit bald kommen, wo uns die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Aber diese fortgesetzten hysterischen Schwankungen Wilhelms II. sowie auch vor allem die abenteuerliche Flottenpolitik des Herrn von Tirpitz werden uns ins Verderben bringen."

Wilhelms Verhalten mit dem Krügertelegramm (1896) bewies seine politische Unfähigkeit. Es half den Buren nicht und enthüllte

in England das wahre Gesicht der deutschen Politik. Tatsächlich entstand das Telegramm aus einer verärgerten Stimmung des Kaisers, weil die englische konservative Zeitung „Standard" nach einer am 6. August auf der „Wörth" gehaltenen Rede des Kaisers darauf hingewiesen hatte, der Kaiser möge in Zukunft seine herausfordernden Reden auf deutschem Territorium und nicht in englischen Gewässern halten. Wilhelm und sein ebensowenig politisch genialer Staatssekretär des Äußeren Freiherr von Marschall (in Deutschland maßlos überschätzt) wollten daraufhin England „eins auswischen". Nach einem Bericht des Admirals von Hollmann an Eckardstein (a. a. O. II, S. 271—273) war Freiherr von Marschall der Urheber des Telegramms und der Kaiser hatte sich von ihm nur beschwatzen lassen.

Tatsächlich entstand damals auf ein Haar der Weltkrieg. Denn irgendeine andere Größe im Auswärtigen Amt kam auf den Gedanken, den Buren 400 Mann Kolonialtruppen zu Hilfe zu schicken und von Portugal den Durchmarsch von der Delagoabai zu verlangen. Marquis de Soveral, auswärtiger Minister in Lissabon, lehnte den in diktatorischem Ton geforderten Durchmarsch glatt ab und bewahrte dadurch die Welt vor einem furchtbaren Krieg. Daß dem so war, ergibt sich aus einer Äußerung Salisburys 1899, der sagte: „Der Jamesoneinfall war sicherlich ein törichter Streich, töricht vor allem, weil er in seinen Grundlagen von vornherein verfehlt war und überhaupt nie Aussicht auf Erfolg haben konnte. Aber noch törichter war, jedenfalls vom Standpunkt der deutschen Interessen, das Krügertelegramm. Was Ihre (die deutsche) Regierung sich dabei gedacht haben mag, als sie einige hundert Mann durch portugiesisches Territorium nach dem Transvaal schicken wollte, ist mir ein vollständiges Rätsel. Was konnte und wollte Ihre Regierung überhaupt dort ausrichten? Ein großes Glück ist es jedenfalls, daß dieser Coup infolge der energischen Haltung Soverals unterblieb. Hätte der erste deutsche Soldat das Gebiet der südafrikanischen Republik betreten, so war der Krieg unvermeidlich. Wäre es zum Kriege zwischen uns gekommen, so hätte sich daraus ein allgemeiner europäischer, vielleicht sogar Weltkrieg entwickelt. Courcelles (damaliger französischer Botschafter in London) hatte mir bereits im Auftrage seiner Regierung mitgeteilt, daß im Falle eines englisch-deutschen Krieges Frankreich uns gegenüber eine sehr wohlwollende Neutralität beobachten, wahrscheinlich sich aber auch schließlich aktiv am Kriege beteiligen würde. Ebenso ließ man mich aus Petersburg wissen, daß England im Falle eines Krieges mit Deutsch-

land russischerseits weder in Zentralasien noch sonstwo das Allergeringste zu befürchten habe." (Eckardstein a. a. O. I, S. 275/276.)

In Deutschland, dessen kritikloses Volk der alldeutschen Englandhetze schon restlos verfallen war und das dem Kaiser für den Wahnsinn der Krügerdepesche Beifall spendete, glaubte man, die ganze Welt würde Deutschland in einem Kriege gegen England helfen.

Als dann Krüger später mit England in den Entscheidungskrieg eingetreten war, fertigte Wilhelm für das gleiche England, das er mit 400 Kolonialsoldaten hatte bekämpfen wollen, unaufgefordert einen Operationsplan gegen die Buren, die einen herrlichen Begriff von der Anständigkeit deutscher Politik erhielten und sich dieser Erkenntnis entsprechend dann im Weltkrieg verhielten. Wilhelm II. schmeichelte sich — hier die Kaiseridee würdelos erniedrigend —, daß der Plan Lord Roberts, der dann tatsächlich und erfolgreich durchgeführt wurde, dem seinen sehr ähnlich sei. Krüger aber wurde auf seiner Bittfahrt an die europäischen Höfe in Berlin nicht einmal empfangen.

Die zweite große weltpolitische Torheit, die Deutschland unermeßlich schadete, beging der Kaiser gelegentlich der Chinaexpedition. Damals war er es, der an seine Truppen in Bremerhaven am 27. Juli 1900 die Worte richtete: „Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen! Wie vor 1000 Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf 1000 Jahre durch euch in einer Weise betätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen."

Und diese schamlosen Worte, diesen Ausdruck einer niedrigen Gesinnung oder vollkommenen Wahnsinns — eine andere Wahl gibt es nicht — ließ das deutsche Volk sich bieten! Man hat es dann in Deutschland eilfertig vergessen, daß es der Deutsche Kaiser war, der das Schimpfwort Hunnen für seine eigene Armee geprägt hatte. Hier sind die demoralisierenden Wirkungen des alten Systems deutlich zu erkennen. Wenn fremde Nationen uns dann später Hunnen nannten, so empörten wir uns dagegen.

Wilhelm II. beantragte bei Rußland die Ernennung Waldersees zum „Weltmarschall" und der Zar befürwortete dann diese kindliche Bitte bei England und Amerika, die dem sehr widerstrebten. Ohne die Antwort Englands abzuwarten, wurden unter tönenden Reden

die Dispositionen zur Einschiffung Waldersees gegeben. War es eine Erinnerungsfälschung des manisch-depressiven Periodikers oder die Lüge eines Hysterikers, daß Wilhelm II. gleich darauf erklärte, daß „auf Anregung des Zaren hin die gesamte gesittete Welt ohne Unterschied aus freiem Antrieb" Waldersee „mit dem Kommando" über ihre Truppen betraut habe? Die Blamage folgte auf dem Fuße. Kaum war Waldersee mit seinem Stabe, der für einen Weltkrieg ausgereicht hätte, auf dem Wasser, da erging von Petersburg aus an sämtliche in China beteiligten Mächte eine Kollektivnote der russischen Regierung, in der die Mächte aufgefordert wurden, ihre Truppen von Peking und den benachbarten Provinzen an der Küste zurückzuziehen, da die fremden Gesandtschaften bereits befreit seien und keine Gefahr für die Ausländer mehr vorliege. Eckardstein sagt mit Recht: „Diese Kollektivnote war nach all den tönenden Reden Wilhelms II. vielleicht eine der größten diplomatischen Demütigungen, welche eine Großmacht in Friedenszeiten je erlebt hat." Sie ist dank dem System der Lüge in Deutschland dem deutschen Volke nie zu Bewußtsein gekommen und ist heute noch den meisten unbekannt. Die ganze Lächerlichkeit, die Wilhelm mit diesem Weltmarschall und seinem riesigen Stabe auf sich und Deutschland lud, wurde nur noch übertroffen durch die operettenhafte Art, in der er am 4. September 1901 den chinesischen Sühneprinzen mit dem ganzen Pomp einer mittelalterlich-romantischen Phantasie in Berlin empfing — zum Kotau, wie die Welt sagte. Die Behandlung chinesischen Eigentums durch deutsche Expeditionsteilnehmer gab überdies zu berechtigter Kritik des Auslandes Veranlassung. Die gestohlenen chinesischen astronomischen Instrumente wurden in Berlin öffentlich gezeigt, und Beutemachen war auch den einzelnen, nach den Dingen, die sie mitgebracht haben, zu urteilen, anscheinend in vollem Maße erlaubt. Dem deutschen Ansehen in der Welt haben Vorbereitung und Ausführung der Chinaexpedition schwer geschadet. Man sagte in deutschfreundlichen Kreisen Frankreichs achselzuckend: „c'est le ridicule qui tue."

Der ungemein schädliche Einfluß, den Kaiser Wilhelm auf die deutsche äußere Politik ausübte, war nur möglich durch das persönliche Regiment, das unter seiner Regierung mehr und mehr zur Herrschaft gelangte. Bis weit in den Weltkrieg hinein hat dieses persönliche Regiment jede Einheitlichkeit der politischen Äußerung Deutschlands verhindert und hat eine stete Hemmung gebildet. Es würde ein großes Buch ergeben, wollten wir den Einfluß Kaiser Wilhelms auf die auswärtige Politik systematisch und in allen Einzelheiten näher beleuchten. Dabei ist unbedingt festzustellen, daß

er die persönliche Überzeugung und den heißen Willen hatte, seine Pflicht in hohem Maße zu erfüllen, daß er sich einbildete, eine moralische Persönlichkeit zu sein und daß er von ganzem Herzen das Wohl des Deutschen Reiches wollte. Für das Volk dieses Reiches hatte er gar kein innerliches Verständnis. Er kannte nur den Adel, die Offiziere, die Beamten, und von den Gelehrten und Künstlern eine gemessene Zahl. Er schätzte unter den letzteren Kategorien nicht die wirklich Hervorragenden. Sein Schwarm waren Leute wie jener Superintendent, der in einer Rede versicherte, im Vergleich zu des Kaisers Talenten müsse man sich als Schafskopf vorkommen, was angewandt auf den Herrn Superintendenten eine vielleicht ganz richtige Bemerkung war, aber keine Verallgemeinerung vertrug. Seine Hofkünstler und Dichter waren furchtbar.

Die Masse des Volkes teilte er in solche, die für ihn und solche, die gegen ihn waren. Jenen reichte er, im Geiste wenigstens, die Hand, diese „zerschmetterte" er, auch nur im Geiste. Seine Stellung der Sozialdemokratie gegenüber ergab sich aus seinem Gottesgnadentum. Zuerst nahm er die sozialistische Frage gar nicht ernst. „Die Sozialdemokraten überlassen Sie nur mir," sagte er 1890 zu einem seiner Minister, „mit denen will ich schon alleine fertig werden."

Er weiß gar nicht, was der Sozialist will. Er fühlt nur instinktiv, daß die Bewegung seine Herrschaft bedroht und er verwechselt diese mit dem Vaterlande. „Für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeind", sagt er zu streikenden Bergarbeitern und fügt bei, daß er beim geringsten Widerstand gegen die Behörden alles über den Haufen werde schießen lassen. Er will, daß in den Schulen schon der Jugend beigebracht wird, „daß die Lehre der Sozialdemokratie nicht nur den göttlichen Geboten und der christlichen Sittenlehre widerspreche, sondern in der Wirklichkeit unausführbar und in ihren Konsequenzen dem Einzelnen und dem Ganzen gleich verderblich sei" (1889). Er glaubt tatsächlich, daß die Sozialdemokraten, wenn sie einmal in Berlin die Mehrheit haben würden, „die Bürger ausplündern würden". Als 1892 der Militärvorlage Widerstände im Reichstage entgegengesetzt werden, ruft er bei der Neujahrscour den kommandierenden Generalen zu: „Ich werde diese Opposition zerschmettern!" und 1897 sagt er auf dem brandenburgischen Provinziallandtag mit Bezug auf die Sozialdemokratie: „Diejenige Partei, die es wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die gegen die Religion sich erhebt und selbst nicht vor der Person des allerhöchsten Herrn haltmacht, ist eine Pest, die bis auf den letzten Stumpf ausgerottet werden muß."

Immer wieder ermahnt er seine Rekruten und Offiziere, sich bereit gegen den inneren Feind zu halten. Noch im Kriege sagt er lachend, „wo die Garde auftritt, gibt es keine Demokratie" (Erzberger a. a. O. S. 53). Ihm fehlte jedes Verständnis für den deutschen Idealismus von 1848. So sagt er am 28. März 1901 bei der Einweihung der Kaiser-Alexander-Grenadierkaserne:

„Das Regiment ist berufen, gewissermaßen als Leibwache Tag und Nacht bereit zu sein, um für den König und sein Haus, wenn's gilt, Leben und Blut in die Schanze zu schlagen. Und wenn die Stadt Berlin noch einmal wie im Jahre 1848 sich mit Frechheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben wird, dann seid ihr, Meine Grenadiere, dazu berufen, mit der Spitze eurer Bajonette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben."

Man kann sich den Eindruck dieser Rede auf Berlin vorstellen. Wilhelm II. hat die Wähler zu Tausenden in das Lager der Sozialdemokratie getrieben, und wenn die sozialistische Partei am 25. Januar 1912 mit 110 Abgeordneten statt der bisherigen 53 in den Reichstag einrückte, so war das mit ein Verdienst seiner Zerschmetterungsphrasen und seines mangelnden Verständnisses gegenüber der preußischen Wahlrechtsreform. 1906 und 1907, sowie Mitte Januar und Mitte März 1908 hatten Demonstrationen der Sozialdemokraten für die Reform stattgefunden. Als auch andere Parteien sie wünschten, erfolgte eine zusagende kaiserliche Botschaft 1908. Die Vorlage wurde aber erst am 4. Februar 1910 bekanntgegeben, abgelehnt, am 27. Mai zurückgezogen und erst im Weltkrieg wieder eingebracht — sehr gegen den Willen Ludendorffs, der in innerer Politik von der Stimmung des Volkes so wenig wußte, daß er in seinen Kriegserinnerungen zu schreiben wagte: „Das Volk bewegte das preußische Wahlrecht nur wenig, nur einige politische Kreise und Zeitungen beschäftigte es lebhaft" (a. a. O. S. 356).

Kaiser Wilhelm glaubte, die neue Zeit zu verstehen, verstand sie aber nicht. Sein Nachgeben der beginnenden Parlamentarisierung gegenüber war mehr aus der Befürchtung geboren, bei eigensinnigem Widerstand seinen Thron zu verlieren, als aus einer den Zug der Zeit mitempfindenden Einsicht. Er hat 1917 Michaelis berufen, ohne einen einzigen Abgeordneten darüber zu fragen. Das Große Hauptquartier wollte als Reichskanzler eine gefügige Puppe haben und die gab ihm der Kaiser.

Aus dieser Zeit stammte wohl die tödliche Feindschaft des an krankhaftem Ehrgeiz leidenden Helfferich gegen den nicht minder ehrgeizigen Erzberger. Damals lehnte Hertling ab und nun wollte

der Kaiser seinen Freund Helfferich zum Reichskanzler machen. Erzberger verhütete das, indem er betonte, daß Helfferich im Reichstag keinerlei „Sympathie und Autorität" besitze und daß seine Äußerungen über Rußland wie auch sein unüberlegtes und prahlerisches Wort „Finis Britanniae" ihn in der Auslandspolitik nach Ost und nach West gleich unmöglich machten. (Vgl. Erzberger, „Erlebnisse im Weltkrieg", S. 288.)

Die einzige Unterredung am 20. Juli 1917, die der Kaiser mit Parlamentariern hatte und die politisch sein sollte, war eine reine Komödie, in der nur der Kaiser auftrat. „Die ganze Unterredung zwischen dem Kaiser und den Abgeordneten", schreibt Erzberger in seinen Erlebnissen (S. 54), „war nicht nur im höchsten Grade verunglückt, sondern sie war der tiefste Spatenstich zum Sturz des bisherigen Regimes. Ergraute Abgeordnete, welche vom parlamentarischen System bis dahin nichts wissen wollten, sprachen es an diesem Abend offen aus, daß das seitherige System Deutschland ins Unglück führen müsse." Leider fehlte aber die Kraft zum wirkungsvollen Entschluß. In einer Besprechung mit den im Oktober 1918 neuernannten parlamentarischen Staatssekretären, die nur eine halbe Stunde dauerte, kam die Politik gar nicht zur Sprache.

Nun zeigte es sich, wie katastrophal die politische Passivität des Volkes und wohl auch die Ängstlichkeit der maßgebenden Persönlichkeiten 1908 gewirkt hatten. Damals, nachdem der Kaiser durch unerhört taktlose Reden und durch eine Reihe von selbstherrlichen Handlungen, die das deutsche Ansehen schwer schädigten, die Geduld des Volkes bis zum Reißen in Anspruch genommen hatte, schlug ein im „Daily Telegraph", von W.T.B. und der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gebrachtes Interview des Kaisers, in dem er sinnlose politische Phantastereien von sich gab, dem Faß den Boden aus. Streng konservative preußische Kreise wollten eine Entmündigung des Kaisers, der während hoher, durch ihn selbst herbeigeführter Kriegsgefahr beim Fürsten von Fürstenberg (7.—16. November) sich von Komikern unterhalten ließ, im Reichstag beantragen. Die Frage, ob die Veröffentlichung des Interviews eine Intrige Bülows war, der sich nach der erhofften Entmündigung Wilhelms II. zum major domus aufspielen wollte, scheint mir noch nicht genügend geklärt zu sein. (Vgl. Lutz, „Wilhelm II. periodisch geisteskrank?" S. 255 ff.)

Am 17. November erzwang Bülow eine Entschuldigung des Kaisers an sein Volk, die allerdings manches zu wünschen übrig ließ. Das Entscheidende aber: der Entmündigungsantrag blieb aus

und die Anträge auf Abänderung der Reichsverfassung verliefen ergebnislos.

Dadurch bewies das deutsche Volk, daß ihm politische Reife fehlte. Es hat diesen traurigen Beweis noch oft erbracht und deshalb darf es nicht sagen: „Nur der Kaiser trägt Schuld an unserem Unglück." Es muß sich vielmehr an die Brust schlagen und mea culpa, mea maxima culpa rufen. Es hat den Kaiser gehabt, den seine Kritiklosigkeit, sein Hurrapatriotismus, sein Autoritätsbedürfnis verdient haben.

Die Flucht des Kaisers 1918 nach Holland — ein unmännliches, die Kaiseridee geradezu tötendes Verhalten — geschah zu einer Zeit, als das Unheil, das dieser Monarch über sein Land gebracht hatte, schon nicht mehr zu ändern war. Selbst sein Verhalten in den kritischen Tagen des Juli 1914 war belanglos für die Beurteilung der großen Schuldfrage seiner Herrschaft. Weltkriege entstehen nicht auf der schmalen Basis von Ungeschicklichkeiten weniger Tage. Die Menschen, die gar zu gerne deutlich sichtbare einfache Kausalitäten konstruieren, machen meist den Fehler, den äußerlichen Veranlassungen zu großen Ereignissen die Rolle entscheidender Ursachen zu geben, weil diese wirklichen Ursachen viel versteckter liegen und ihre Enthüllung viel mehr Arbeit und viel größere politische Abgeklärtheit des Urteils erfordert.

Wäre Wilhelm II. nicht Deutscher Kaiser gewesen, so wäre deshalb der Weltkrieg vielleicht doch gekommen. Jedenfalls aber hätte dieser Katastrophe Deutschland nicht in dem Maße isoliert gegenübergestanden, wie es als Opfer Wilhelminischer Geisteskrankheit tatsächlich der Fall war. Wilhelm II. war schon den Aufgaben eines führenden Politikers in ruhigen Friedenszeiten nicht gewachsen. Im Kriege wurde er zu einer jammervollen Figur, die zwischen Weinkrämpfen, Halluzinationen, Gebetshysterien und polterndem Größenwahnsinn grotesk einherschwankte. Bezeichnend für das Fehlen jeder Auffassung bei ihm ist eine Charakteristik der Lage, die er am 20. Juli 1917 dem Abgeordneten Erzberger gab, in der er unter Ausgleichsfrieden verstand, „daß wir den Feinden Geld, Rohstoffe, Baumwolle, Minette, Öle wegnähmen und aus ihrer Tasche in unsere Tasche überführten," eine Weisheit, die er von Helfferich bekommen zu haben schien. Vom Krieg erklärte er, „der jetzige Krieg werde zwar nicht mit einer Niederlage Englands endigen, aber am Schlusse des Krieges werde eine große Verständigung mit Frankreich herbeigeführt werden, und dann werde der ganze europäische Kontinent unter seiner, des Kaisers Führung

den eigentlichen Krieg, den Krieg gegen England, einen zweiten Punischen Krieg, führen".

Das gehört ganz in die Linie seiner am Anfang des Krieges gesprochenen Prahlereien: „Ich werde euch herrlichen Zeiten entgegenführen!"

Armes deutsches Volk!

Für den objektiv Betrachtenden ist es vollkommen unverständlich, daß heute noch Tausende sich darnach sehnen, daß dieser bedauernswerte Kranke noch einmal den Thron seiner Väter besteigt. Ist das wirklich rassehafte Unfähigkeit in politischen Dingen, die dem deutschen Volk innewohnt, oder hat das System der Lüge wirklich so gewirkt, daß heute viele Tausende Wilhelm II. noch gar nicht kennen, sondern ihn nach den Erzeugnissen speichelleckerischer Hofhistoriographen und verblendeter politischer Agenten beurteilen?

In diesem Falle möchte man zu dem verzweifelten Wunsche gelangen, daß das deutsche Volk lieber mehr Analphabeten besitzen möge als Lesekundige, die verurteilt sind, immer und immer nur die Lüge zu lesen.

2. Die Epigonen Bismarcks und England.

Literatur.

Das grundlegende Werk ist trotz dem anekdotenhaften Einschlag einer Reihe seiner wichtigsten Stellen doch

Eckardstein, Herm. Frh. von, Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten. Leipzig 1919.

Dies Werk gibt das klarste Bild von den zahlreichen Möglichkeiten eines deutsch-englischen Bündnisses und von dem guten Willen Englands, dieses Bündnis zu schließen.

Sehr wichtig ist ferner:

Schoen, Freiherr v., Erlebtes. Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit. Stuttgart und Berlin 1921.

Das Buch ist zwar mit der Zurückhaltung alten Stiles geschrieben und sein Verfasser war kein freier Geist, auch nicht in seiner diplomatischen Tätigkeit, aber es bringt doch viel Material und wertvolle Einzelheiten.

Eine Fülle von Material, 800 Seiten kommentarlos aneinandergefügte Telegramme und Briefe, die hauptsächlich zwischen Petersburg und den russischen Vertretungen in London, Paris, Berlin usw., gewechselt wurden, enthält:

Siebert B. v., Diplomatische Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre. Berlin und Leipzig 1921. Den Schlußfolgerungen des Herausgebers, der eine jahrelange Verschwörung gegen Deutschland zu beweisen sucht, kann man sich nicht anschließen. Es sind eben wohl auch nur die Briefe und Telegramme veröffentlicht, die dem Herausgeber „nützlich" zu sein scheinen.

Hartung, Fritz, Deutsche Geschichte von 1870—1914, Bonn und Leipzig 1920, bemüht sich unparteiisch, den deutschen Gedanken zu formulieren, lehnt ebenso das grundsätzliche Zerstören des Alten, wie das grundsätzliche Beharren auf diesem ab.

Rohrbach, P., Deutschland unter den Weltvölkern. 5. Aufl. Stuttgart 1921.

Auch das früher angeführte Werk von Friedjung, Das Zeitalter des Imperialismus, gibt einige Aufschlüsse.

Für den französischen Standpunkt nicht unwichtig ist:

Lémonon, L'Europe et la politique britannique (1882—1909). Paris 1909.

Im übrigen finden sich, sehr zerstreut, Anhaltspunkte in fast allen in den letzten Jahren erschienenen Memoirenwerken.

Sehr wichtige Anhaltspunkte für die Frage der Politik der deutschen Epigonen liefern:

Kjellén-(Upsala), Die Koalitionspolitik im Zeitalter 1871—1914. Übersetzt aus dem Schwedischen von Dr. A. v. Normann. — In Schmollers Jahrbuch XLV, Heft 1 und 2. München 1921, auch als Sonderausgabe erschienen.

Niederbruch und Aufstieg. Wege zu Deutschlands Errettung von einem Staatsmann. Leipzig 1921.

Oncken, Herm., Das alte und neue Mitteleuropa. 1917.

Hammann, Der neue Kurs. 1918.

Derselbe, Zur Vorgeschichte des Weltkrieges. 1918.

Für die speziell persische Frage ist grundlegend:

Litten, Wilhelm, Persien, Von der pénétration pacifique zum Protektorat. Urkunden und Tatsachen zur Geschichte der europäischen pénétration pacifique in Persien 1860—1919. Berlin und Leipzig 1920. Das grundlegende Werk für diese Frage. Reiches Tatsachenmaterial. Brauchbare Übersichtsskizzen.

Ein streng sachliches und dabei objektiv kritisches Werk über die deutsche Orientpolitik existiert noch nicht. Auch für diese Frage muß das Material sehr mühsam aus Zeitschriften und gelegentlichen Hinweisen der Buchliteratur zusammengesucht werden.

Als Bismarck das Staatsschiff verließ, ging das einzige deutsche außenpolitische Genie seiner Wege. Was zurückblieb und unter dem Cäsarenregiment Wilhelms II. an die Oberfläche kam, waren kaum Talente zu nennen.

Und das zu einer Zeit, in der Deutschland seine Position als Weltvolk begreifen und erfassen sollte! Bismarcks Erbe war keine Pfründe. Seine innere Politik war an dem Junkertum, dessen Idee in ihm lebte und dessen er Herr zu werden zu wenig Philosoph war, gescheitert. Seine Außenpolitik war durch die damalige Abneigung Englands, ein festes Bündnis mit Deutschland zu schließen, sehr erschwert. Sagte er doch selbst einmal zum Grafen Schuwalow, der Gedanke an die Koalitionen, die gegen Deutschland infolge seiner geographischen Lage möglich wären, verursache ihm Alpdrücken. Ihnen zu begegnen, operierte er mit der Bündnispolitik. Er war der Ansicht, daß eine deutsche Option nur zwischen Österreich und Rußland möglich sei, „da die englische Verfassung Bündnisse von gesicherter Dauer nicht zuläßt" (ein entscheidender Irrtum des innerpolitisch einseitig Urteilenden) „und die Verbindung mit Italien allein ein hinreichendes Gegengewicht gegen eine Koalition der übrigen drei Großmächte auch dann nicht gewährte, wenn die zukünftige Haltung und Gestaltung Italiens nicht nur von Frankreich, sondern auch von Österreich unabhängig gedacht würde."

Bismarck wählte Österreich, obwohl er das Bündnis mit diesem im Vergleich zu dem mit Rußland für das schwächere hielt und trotzdem er der Ansicht war, „daß der Friede durch Rußland, und zwar nur durch Rußland, in der Zukunft, vielleicht auch in naher Zukunft bedroht sei." Er fürchtete, bei einem Bündnis mit Rußland in Abhängigkeit zu geraten und die Folgen der „fehlerhaften und gefährlichen Bahnen der russischen inneren und äußeren Politik" mit tragen zu müssen.

Kjellén schreibt darüber in seinem Werke „Die Koalitionspolitik im Zeitalter 1871—1914" (S. 13f.): „Bismarck war nicht blind dagegen, daß auch eine Verbindung mit Österreich ihre Schwächen

hatte. Das Bündnis mit Rußland war „materiell stärker"; die inneren Gegensätze waren in Österreich-Ungarn größer; es bestanden dort bedenkliche klerikale Einflüsse, auch fehlte es dort nicht an gefährlichen Verlockungen auf das Glatteis des Balkans, und eine Gefahr lag in dem „Mangel an Augenmaß für politische Möglichkeiten", gerade bei dem Element, das der Aufnahme des Bündnisgedankens am nächsten stand, nämlich dem deutsch-österreichischen. Andererseits bestanden gegen das Bündnis mit Österreich-Ungarn nicht die ernsten Gründe der Staatsräson wie gegen ein Bündnis mit Rußland. In Deutschland war das erstere volkstümlich; bei den Nationalliberalen aus Gründen der völkischen, beim Zentrum aus Gründen der religiösen Gemeinschaft, bei den Konservativen auf Grund der geschichtlichen Überlieferung. In Wirklichkeit handelte es sich hier um eine Vollendung des deutschen Einigungswerkes und eine Anknüpfung an alte staatsrechtliche Beziehungen, die sich 1866 gelöst hatten, jetzt aber in völkerrechtlicher Form."

Bismarcks Staatskunst gelang es, mit Rußland trotz dieses deutsch-österreichischen Bündnisses und trotz gelegentlicher Unaufrichtigkeit in freundschaftlich nachbarlichem Verkehr zu bleiben; er hätte 1887 Frankreich vernichten können, ohne daß England einen Finger gerührt hätte, und ganz Europa hatte Vertrauen zur deutschen Politik, als er das nicht tat, sondern in einem Artikel seines Organs verkündete, daß die sich im Irrtum befänden, die glaubten, „die Leitung der Politik sei bei uns den Gesichtspunkten des Generalstabs unterworfen und nicht umgekehrt".

Das glaubte man Bismarck, weil es auch tatsächlich so war. Später unter den Epigonen herrschte mehr und mehr der Wille des Generalstabs und der Marine und bestimmte eine haltlose Politik, der jedermann mißtraute, bis endlich im Weltkriege selbst Ludendorff den unglücklichen und ungeistigen Diktator spielte.

Der deutsche Rückversicherungsvertrag mit Rußland vom 18. Juli 1887 hatte keine Spitze gegen Österreich, sondern wollte nur einen gemeinsamen Krieg Rußlands und Frankreichs gegen Deutschland verhindern, den Moltke zwar gewinnen zu können glaubte, Bismarck aber sehr und mit Recht sehr fürchtete. Es war eine etwas überkomplizierte Schachpartie, die Bismarck hier spielte. (Vgl. Oncken a. a. O. S. 55/56 und Hammann, „Der neue Kurs", S. 53). Diese Partie hatte vor allem den Nachteil, daß sie kein anderer als er weiterspielen konnte. Das erkannte er selbst, aber seine Andeutungen an England für ein Bündnis wurden dort noch nicht aufgegriffen. Sein Brief an Lord Salisbury vom November 1887,

der diese Andeutungen, allerdings in vorsichtiger Form, enthielt, wurde nicht in diesem Sinne beantwortet, wohl deshalb, weil England nicht an ein deutsch-russisches Bündnis glaubte und sich über die Unnatürlichkeit der bestehenden Bündnis- und Vertragsverhältnisse Deutschlands ein ganz richtiges Bild machte.

Noch vor dem Ablaufen des Rückversicherungsvertrages, von dem Rußland innerlich schon abgerückt war, wurde Bismarck von Wilhelm II. zur Demission gezwungen. Einstweilen hatten die Beziehungen Frankreichs zu Rußland durch das 500-Millionen-Darlehen Frankreichs im Oktober 1888 schon „greifbare" Form angenommen. Bismarck hatte — ein Beweis dafür, daß er selbst an den Rückversicherungsvertrag nicht glaubte — den deutschen Anleihemarkt für Rußland gesperrt und damit selbst den Anstoß zum Zweibund, der für seine Politik eine Niederlage bedeutete, gegeben. An seiner Stelle wurde General Caprivi Reichskanzler. Caprivi war ein gehorsamer Soldat, der die ganze Welt aber auch nur mit den Augen des Soldaten ansah. Mit ihm beginnt die deutsche Politik den Charakter des Schachspielens zu verlieren und den des Kegelschiebens anzunehmen. Herbert Bismarck hatte als Staatssekretär des Auswärtigen dem in Deutschland weit überschätzten Freiherrn von Marschall Platz gemacht. Der maßgebende Mann für auswärtige Politik aber war der Geheimrat Fritz von Holstein, eine für die Entwickelung deutscher Politik unsagbar schädliche Figur. Ein feiger Intrigant, der über den wehrlosen Bismarck herfiel, ein Schleicher, dem jede Charakterlosigkeit genehm war, dabei ein geradezu irrsinniger Politiker ohne jede Empfindung für die große Linie der Politik. Eckardstein schildert ihn vortrefflich mit folgenden Worten:

„Ihm gegenüber bildeten in der Tat seine offiziellen Vorgesetzten, die Herren Staats- und Unterstaatssekretäre, eine Art von vergebens opponierender Nebenregierung.

Von einigen seiner Widersacher ‚die graue Eminenz', von andern der Reichsjesuit genannt, führte er ein gar strenges Regiment und gestattete es in vielen Fällen selbst seinen direkten Vorgesetzten nicht, Einsicht in geheime Berichte und Korrespondenzen zu nehmen.

Klug und beseelt von einem zähen Willen zur Macht, ohne daß ihm dabei an dem äußeren Schein gelegen hätte, aber schrullenhaft, empfindlich und argwöhnisch, war Fritz von Holstein vielleicht eine der sonderbarsten und geheimnisvollsten Persönlichkeiten, welche je auf der Bühne oder vielmehr hinter den Kulissen der deutschen Politik gewirkt haben.

Daß seine Tätigkeit dem deutschen Volke zum Segen gereicht

hätte, könnten am wenigsten diejenigen behaupten, welche sein Wirken aus nächster Nähe verfolgt haben. Den Ausbruch des Weltkrieges hat er längst nicht mehr erlebt. Trotzdem ist er neben vielen anderen einer der Hauptmitschuldigen an der großen Weltkatastrophe." (Vgl. Eckardstein, I. Band, S. 11 ff. — Rohrbach, a. a. O. S. 34, urteilt ähnlich, vermutlich aus Kenntnis der Denkwürdigkeiten Eckardsteins. Auch Schoen urteilt in seinem Buch „Erlebtes" absprechend über Holstein.)

Dieser Holstein war viel mächtiger als Caprivi und dessen Nachfolger. Er war ein Gegner Englands, glaubte in unfruchtbarem Scharfsinn hinter dem ehrlichen, nunmehr einem Bündnis zustrebenden Lord Salisbury einen Bluffer und Intriganten sehen zu sollen und hielt es für unmöglich, daß England und Rußland jemals sich gegen Deutschland verständigen könnten. Diese unheilvolle vorgefaßte Meinung im Verein mit den England immer wieder verletzenden Taktlosigkeiten des Kaisers und einer von alldeutschen und militärischen Kreisen (namentlich der Marine) ausgehenden und bald ganz Deutschland überschwemmenden Englandhetze hat das Schicksal, das freundlich an Deutschlands Tore pochte, abgewiesen, hat Deutschland in die Isolierung getrieben und hat die dann später tatsächlich erfolgende Einkreisung Deutschlands hervorgerufen.

Diesen Irrweg der deutschen Politik, einen Irrweg der Dummheit, des Hochmuts und des Irrtums müssen wir kurz verfolgen, um klar zu sehen. Hier liegen die tiefen, rein politischen Wurzeln der deutschen Tragödie.

Es ist um so notwendiger, gerade hier Klarheit zu schaffen, als das deutsche Volk kaum je vom offiziellen Nachrichtenapparat der Regierung, von Bülow angefangen bis an das Ende des Weltkrieges, in dem das verruchte Presseamt der Lüge höchste Staffeln erstieg, mehr angelogen wurde, als in der Frage England. Es ist selbstverständlich, daß von den Personen, die selbst Unterlassungssünden begangen haben oder selbst den blödsinnigen Schlagworten vom perfiden Albion zum Opfer gefallen sind, wahre Aufklärung dem deutschen Volke nie zuteil werden wird.

Deutschland hat den die auswärtige Politik leitenden englischen Staatsmann Lord Salisbury stets nur durch die Brille Holsteins oder der Tirpitzianer gesehen. Salisbury, von Bismarck aufrichtig verehrt, war ein wirklicher Freund Deutschlands, er blieb es trotz des unqualifizierbaren Verhaltens Wilhelms und des Auswärtigen Amtes, wenngleich er mit der Zeit sehr mißtrauisch wurde. Aber

man kann es ihm nicht verübeln, wenn er, als Berlin von ihm unmögliche Dinge verlangte, sagte, er sei kein „ministre du roi de Prusse", sondern der Premierminister von England. Es gelang tatsächlich, namentlich in der Samoafrage, dem Auswärtigen Amt, Salisbury so zu reizen, daß er sich einmal zum Herzog von Devonshire äußerte: „Ich warte täglich auf das mir von Berlin aus angedrohte Ultimatum wegen Samoa. Leider ist es aber bis jetzt immer noch nicht eingetroffen. Deutschland würde ja, wenn es das Ultimatum nicht stellen sollte, eine glänzende Gelegenheit verpassen, nicht nur seinen Anteil an Samoa, sondern auch seinen ganzen übrigen Kolonialbesitz, der ihm viel Geld zu kosten scheint, auf anständige Weise loszuwerden."

Drei große Gelegenheiten hatte die deutsche Politik gründlich verpaßt, Gelegenheiten, in denen England, dem es um ein festes Bündnis mit Deutschland angesichts der russischen Expansion in Asien ernstlich zu tun war, aufrichtig die Initiative ergriff. England konnte in seiner splendid isolation nicht länger verharren. England hatte schon 1890 durch Abgabe von Helgoland dokumentiert, daß es an einen Krieg mit Deutschland gar nicht denke. Am 8. August 1895 trat Salisbury während der Regattawoche in Cowes an den Kaiser heran mit dem grandiosen Vorschlag einer Teilung der gesamten Türkei zwischen Deutschland und England. Diese Teilung hätte den offiziellen Beitritt Englands zum Dreibund zur Folge gehabt.

Das war der Weltfriede! Es ist einwandfrei nachgewiesen, daß Salisbury diesen Plan faßte, um es für immer zu verhindern, daß England und Deutschland sich feindlich gegenüberstünden. Und war der Anfang zur Größe Deutschlands, wie ihn die großen Nationalökonomen, vor allem Friedrich List, sich geträumt hatten. Deutschland hätte in Anatolien die reichste Kolonie der Welt bekommen, dazu ein unerschöpfliches Feld für Ansiedelung seiner überschießenden Bevölkerung. Aber die vollkommene politische Talentlosigkeit des Kaisers, der gegen Salisbury grob (!!) wurde — man bedenke, bei dieser Gelegenheit — und Holsteins verkniffene Idee, daß es sich dabei um eine gegen Deutschland gerichtete Intrige Englands handle, zerstörten den Plan und brachten es glücklich sogar zu einer recht starken Mißstimmung in England. Man bemühte sich, wie Eckardstein mit bitterer Ironie sagt, „die ganze Welt ohne jeden Grund anzuärgern, Sumpf- und Fieberkolonien am Kongo oder in anderen Gegenden Afrikas zu erwerben und als politischer Weisheit letzter Schluß, unter gröblicher Vernachlässigung der Ausrüstung zu

Lande, eine England ebenbürtige Kampfflotte bauen zu wollen, um dieses schließlich in die Arme Frankreichs und Rußlands zu treiben" (Eckardstein a. a. O. I, S. 213).

August Bebel schlug die Hände über den Kopf zusammen, als er 10 Jahre später vom Nichtannehmen dieses glänzenden Angebotes hörte und rief aus: „Eine Annahme des Salisburyschen Vorschlags und eine kluge sachgemäße Durchführung hätte die ganze soziale Frage bei uns in Deutschland um mindestens zwei Drittel gelöst. Auf was beruhen denn in erster Linie die sozialen Mißstände im Deutschen Reiche? Doch lediglich in dem Umstande, daß die Bodenfläche Deutschlands höchstens 40 Millionen Einwohner menschenwürdig ernähren kann, während die Bevölkerungszahl heute schon mehr als 65 Millionen Köpfe beträgt."

Eine Verbindungsbrücke schlagen zwischen sozialen Notwendigkeiten und äußerer Politik, das vermochten weder Wilhelm noch die Kreaturen, die ihn umgaben.

Rohrbach (a. a. O. S. 27) führt die Gründe, die das Auswärtige Amt zur Ablehnung des englischen Bündnisvertrags bewogen, näher aus. Sie sind nicht stichhaltig. Was ging es Deutschland an, ob England dadurch erreichte, in Ägypten zu bleiben? Natürlich hatte auch England Vorteile von dem Abkommen, und sollte sie haben. Die Gründe lagen ausschließlich in Holsteins antienglischer Verrücktheit. — Im übrigen irrt sich Rohrbach, wenn er annimmt, das Gespräch Salisburys mit dem Kaiser sei nicht zustande gekommen und es handelte sich nur um Eröffnungen Salisburys gegenüber dem Grafen Hatzfeld (deutschem Botschafter in London). Das Gespräch mit dem Kaiser fand statt. Salisbury kam wegen Maschinendefekts seiner Barkasse zu spät, was den Kaiser schon ärgerlich stimmte, so daß er in seiner Empfindlichkeit wohl schon präokkupiert war, ehe noch Salisbury den Mund aufgemacht hatte.

Daß in dem englischen Plan der Teilung des Orients eine starke Spitze gegen Rußland lag, war klar. Aber darin lag ja jetzt die weltpolitische Frage Deutschlands, zwischen England und Rußland zu optieren. Das deutsche Bündnis mit Österreich war eine ebensolche Spitze gegen Rußland. Wie hätte Bismarck jetzt zugegriffen!

Für England begann damals die russische Gefahr. Das russische Vorgehen gegen Afghanistan und Indien wurde durch ein englisch-russisches Abkommen im Frühjahr 1895 nur symptomatisch behandelt, wodurch denn auch nur eine momentane Erleichterung der Lage sich ergab. Die Einwirkung Rußlands auf Ostasien, die für

England nicht gleichgültig sein konnte, hing vom Weiterbau der transsibirischen Bahn ab, war also eine in Zukunft sicher zu erwartende Tatsache. Für die englische Politik fragte es sich damals ganz einfach darum, ob für England die angestrebte Vormachtstellung Rußlands in Asien oder die Entwickelung des deutschen Handels gefährlicher war. England hielt Rußland für das Gefährlichere und diese Ansicht hätte von der deutschen Politik in dem Sinne ausgenützt werden müssen, daß es sich durch ein Bündnis mit England diesem unentbehrlich machte. Dann hätte es auf Grund dieser Unentbehrlichkeit ohne Schwierigkeit seine Weltstellung ausbauen können.

Zu diesem Gedankengang waren aber die Epigonen Bismarcks nicht fähig.

Sie versäumten diese Gelegenheit und verdienten es gar nicht, daß das Schicksal ihnen 1898 noch einmal eine solche Gelegenheit in die Hand spielte.

Wieder gab die asiatische Politik Rußlands den Anlaß hierzu. Ende 1897 hatten die Russen Port Arthur besetzt und die „Pachtung" von China 1898 erzwungen. Das turkestanische Bahnnetz wurde mit Richtung auf Afghanistan ausgebaut. Projekte wurden bekannt, die darauf hinausgingen, Westsibirien bzw. Turkestan mit dem Zentrum von Nordchina zu verbinden und damit durch diese und die ihrer Vollendung entgegengehende transsibirische Bahn einen russischen Machtkreis von enormer Reichweite zu schaffen, zumal auch russische Vorbereitungen für Bahnbau von der russisch-persischen Grenze gegen den Indischen Ozean stattfanden. Für die russische Kriegsflotte wurden bezeichnenderweise 90 Millionen Rubel bewilligt.

Von Rußland waren bis zum Weltkrieg in Persien an Kapitalien angelegt: 163750000 Rubel. Davon in Anleihen (inkl. konsolidierter Schuld von 1911) 44500000 Rubel, in Eisenbahnen (Linie Dschulfa—Täbris—Käswin und 50% der übernommenen belgischen Bahnen) 6690000 Rubel. Der russische Vorschlag für die transpersische Bahn sah eine Linie vor von Baku über Käswin—Teheran—Isfahan—Jesd—Kerman nach Gwadur am Golf von Oman. (Vgl. hierzu Litten, „Persien", S. 188ff.)

Gleichzeitig begann Frankreich sich in Afrika auszudehnen. Die französische Kapitulation von Faschoda (im Juli 1898) vor einem Ultimatum Englands bedeutete einen Tiefstand englisch-französischer Beziehungen, an dem nur eine so gänzlich talentlose Politik, wie die deutsche, ahnungslos und tatenlos vorbeistolpern konnte.

Auch die Verhältnisse in Transvaal drängten England zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit den Buren und ließen eine Verankerung der europäischen Stellung Englands durch Bündnis wünschenswert erscheinen. (Über den Hereinfall der öffentlichen Meinung Deutschlands auf die Propaganda der Buren durch Dr. Leyds siehe Eckardstein I, 317ff.)

In Deutschland war 1897 Bülow unter dem nichtssagenden Kanzler Hohenlohe, den er 1900 im Amt ersetzte, Staatssekretär des Auswärtigen geworden. Er begann sein Staatssekretärsamt sehr unklug dadurch, daß er 1898 Amerika in dessen Krieg mit Spanien zwecklos so brüskierte, daß nahezu ein amerikanisch-deutscher Krieg ausbrach. Schon hatte der amerikanische Präsident Mc. Kinley an den kommandierenden Admiral der nordamerikanischen Flotte in den kubanischen Gewässern ein Telegramm gerichtet mit dem Text: „Riskieren Sie kein einziges Schiff, Krieg mit Deutschland steht unmittelbar bevor". („Dont risk a single ship, war with Germany imminent", vgl. Eckardstein I, S. 312). Bülow fiel es plötzlich ein, die Philippinen zu annektieren, und getrieben von Alldeutschen und Marinekreisen, die mit dem ewig lächelnden, nie etwas ernst behandelnden Mann machen konnten, was sie wollten, ließ er, während die Amerikaner die Philippinen blockierten, ein deutsches Geschwader nach Manila entsenden.

Eckardstein schreibt (I, S. 313) sehr richtig über diese Bülowsche Torheit: „Ganz abgesehen von der Kriegsgefahr, in welche Deutschland durch die törichte Aktion vor Manila gebracht wurde, war die Absicht des Erwerbs der Philippinen als deutschen Kolonialbesitz von vornherein ein ganz verkehrter und für die Sicherheit des Reiches gefährlicher Gedanke. Selbst wenn Amerika nicht die Hand auf die Philippinen gelegt hätte und sie in den Besitz Deutschlands übergegangen wären, konnte nichts weiter für das Deutsche Reich dabei herauskommen, als Milliarden von Unkosten, verbunden mit fortgesetzten internationalen Komplikationen. Die Kämpfe mit der eingeborenen Bevölkerung hätten kein Ende genommen, vor allem aber wäre Deutschland bei dem ständig sich zuspitzenden Antagonismus zwischen Amerika und Japan wegen der Vorherrschaft im Pazifik in ein sehr gefährliches Kreuzfeuer zwischen diesen beiden Rivalen geraten."

Als England im April 1898, um ein Gegengewicht gegen Rußland in Ostasien zu schaffen, Weihaiwei in Besitz nahm, regte Joseph Chamberlain in einer Unterredung mit Graf Hatzfeld den Abschluß eines deutsch-englischen Vertrages an, wobei er mit der ihm eigenen

Offenheit sagte, daß die Vereinsamung immer schwerer auf der britischen Politik laste. Auch Salisbury war dem Bündnis geneigt. Auf die Frage Hatzfelds, ob es bei dem parlamentarischen System Englands nicht denkbar sei, daß ein Kabinett, das das Bündnis mit Deutschland abschloß, rasch gestürzt werden könne (wobei dann die Garantie für Bündnistreue entfernt wäre), antwortete Chamberlain: Man könne ja den Vertrag den Parlamenten vorlegen. Und nun kam die charakteristische deutsche Antwort, daß dies den Beziehungen Deutschlands zu Rußland schaden würde. Man war eben in Berlin in der Geheimpolitik so verstrickt, daß man nicht mehr bündnisfähig war.

Wilhelm konnte sich von seinem Nicky nicht trennen (vgl. Kaiserbrief vom 30. Mai 1898). Trotzdem verfolgte Chamberlain die Angelegenheit im November und Dezember weiter. In öffentlichen Reden gab er dem Wunsch Englands nach einem Bündnis offenen und klaren Ausdruck. Am klarsten geschah das in einer Rede gleich nach der Abreise des Deutschen Kaisers im November 1899, wo Chamberlain sagte: „Jeder weitblickende Staatsmann hat längst gewünscht, daß wir nicht dauernd auf dem Kontinent isoliert bleiben sollten, und ich denke, daß die natürlichste Allianz die zwischen uns und dem Deutschen Reiche ist." Bülow erwiderte im Dezember im Reichstag unter Betonung, daß „anderweitige wertvolle Beziehungen" gewahrt werden müssen. Das war die Politik der „zwei Eisen im Feuer", auf die sich die Epigonen so viel zugute taten, während die übrige Welt sie richtiger als die Politik des „sich zwischen zwei Stühle Setzens" bezeichnete und mit Recht kein Merkmal des Genialen an ihr feststellen konnte.

England ging in seinem Bestreben nach einem deutschen Bündnis so weit, daß es trotz großer deutscher Taktlosigkeiten in der Samoaangelegenheit einen für Deutschland günstigen Vertrag abschloß und das wilde Toben der aufgehetzten deutschen öffentlichen Meinung beim Beginn des Burenkrieges offiziell überhörte.

Die Komödie, die das Berliner Auswärtige Amt wegen der Samoaangelegenheit aufführte, ist bei Eckardstein, II. Band, Kap. II, eingehend geschildert. Namentlich geht aus diesen Schilderungen die verhängnisvolle Rolle, die Tirpitz in der deutschen auswärtigen Politik zu spielen begann und sein Unvermögen, die großen Linien der Weltpolitik zu erkennen und zu bewerten, deutlich hervor.

Bülow bemühte sich nun vergeblich, die Englandhetze in Deutschland zu dämpfen. Das deutsche Volk war wieder einmal einem Schlagwort zum Opfer gefallen und die deutsche Presse tobte gegen

den englischen Geist. Die ganze Kritiklosigkeit des bevormundeten, auf Kommando lachenden und weinenden deutschen Volkes kam in jenen Tagen recht klar zum Ausdruck und niemand merkte den Schwindel, der darin lag, daß die deutschen Machtpolitiker das an Englands Politik mit sittlicher Entrüstung verurteilten, was sie selbst theoretisch andauernd als das einzig Richtige bezeichneten. In der Beurteilung englischer Politik gebärdeten sie sich als Gefühlsmenschen, selbst aber wollten sie „Realpolitiker" sein. Bülow mochte einsehen, daß sich seine Methode, (die im übrigen eine bis zum Ende des Weltkrieges in Kraft befindliche Methode des deutschen Systems war,) die öffentliche Meinung nicht rechtzeitig aufzuklären, zu rächen begann. Er wurde des Chors der Schreier nicht mehr Herr. Der Reichstag war, als die Rede Chamberlains bekannt wurde, in einen Sturm der Entrüstung geraten über die englische Absicht eines Bündnisses mit Deutschland. Es waren also die Vertreter des deutschen Volkes, die jene unselige antienglische Politik guthießen. Die Schuld an dieser Politik trägt somit auch das deutsche Volk. Bülows Charakterfestigkeit war der Lage nicht gewachsen. Er war es gewesen, der Chamberlain zu der Bündnisrede ermutigt hatte, und jetzt, als er die deutsche öffentliche Meinung sah, war er es wiederum, der, wie der schöne diplomatische Ausdruck lautet, im Reichstag England „die kalte Schulter zeigte".

Die Wirkung machte sich sofort geltend, Chamberlain gab den Bündnisgedanken mit Deutschland auf. Einen vollgültigen Beweis für diese wichtigen Zusammenhänge bringt ein Brief Chamberlains an Eckardstein, der im Wortlaut hier Platz finden soll.

Highburg, Moor Green, Birmingham,
28. Dezember 99.

Lieber Baron Eckardstein!

Ihren Brief, in welchem Sie mich von neuem versichern, daß der Kaiser die strengste Ordre erlassen hat, wonach kein deutscher Offizier sich auf Seite der Buren am Kriege beteiligen darf, habe ich erhalten und bitte Sie meinen Dank dafür anzunehmen. Zu hoffen ist nur, daß diese Ordre auch in der Praxis ausgeführt wird. Vorläufig laufen jedenfalls immer noch authentische Nachrichten aus Südafrika ein, wonach eine ganze Anzahl von Truppen der Buren unter Führung deutscher, vielleicht auch österreichischer Offiziere steht.

Gewiß hat es mich sehr interessiert, zu lesen, was Sie in Ihrem Briefe über die marokkanische Frage und den fernen Osten sagen,

ebenso über die Allianzangelegenheit. Sie wissen ja aber, was vorgefallen ist! Ich will mich hier über die Behandlungsweise, welche Bülow mir hat widerfahren lassen, nicht näher äußern. Jedenfalls halte ich es aber für angebracht, irgendwelche weitere Verhandlungen in der von uns beiden angeregten Bündnisfrage fallen zu lassen. Ob sich nach Beendigung des Krieges in Südafrika, der soviel Staub aufgewirbelt zu haben scheint, wieder einmal eine Gelegenheit bieten wird, auf die Verhandlungen zurückzukommen, lasse ich dahingestellt sein.

Es tut mir wirklich aufrichtig leid, daß alle Ihre so ernsthaften und langwierigen Bemühungen jetzt als umsonst gewesen erscheinen. Aber auch ich selbst tue mir leid. Alles lief doch so gut, und auch Lord Salisbury war wieder ganz freundlich gestimmt und ganz einig mit uns in bezug auf die künftige Gestaltung der deutsch-englischen Beziehungen. Aber alas! Es sollte nun einmal nicht sein.

Indem ich Ihnen ein recht glückliches neues Jahr wünsche,
bin ich
Ihr sehr ergebener
J. Chamberlain.

Nun, nachdem die schwere englische Verstimmung erzeugt worden war, bemühte sich Bülow, dem man nicht mehr recht traute, vergeblich, in streng geheimen Weisungen an den deutschen Botschafter der englischen Regierung versichern zu lassen, daß alles nicht so gemeint war. Das richtige Spiel eines bis in sein tiefstes Herz Unaufrichtigen. Es half zunächst natürlich nicht mehr viel. Das Mißtrauen in die unaufrichtige deutsche Politik ließ sich nicht von heute auf morgen beseitigen.

Es ist aber ganz unrichtig, hieraus ein Verbrechen der leitenden deutschen Männer zu konstruieren. Von Verbrechen ist keine Rede, es ist lediglich Unfähigkeit und das Intrigantentum des geistig Kleinen in höchstem Grade. Und diese Unfähigkeit und Charakterlosigkeit — natürliche Ergebnisse eines Systems der Protektion und der Persönlichkeitsunterdrückung — ziehen sich hin durch alle die Jahre bis zum vollendeten Zusammenbruch.

England erwies im sogenannten Jangtseabkommen vom 16. Oktober 1900 Deutschland noch einmal größtes Entgegenkommen, obgleich es von Besprechungen der russischen mit der deutschen Regierung wußte, die ein russisch-deutsch-französisches Unternehmen zum Zwecke der

Beendigung des Burenkrieges — also einen England feindlichen Akt — zum Gegenstand hatten. Dieses Verhalten des Auswärtigen Amtes in Berlin war um so törichter, als damals schon Frankreich, vor allem aber Rußland in London gegen Deutschland hetzten und jede Dummheit Berlins weidlich ausnützten. England fürchtete die Indiskretion des Kaisers. „Da wir genau wissen," sagte Chamberlain, „daß alles, was Berlin erfährt, sofort nach Petersburg weitergegeben wird, so kann sich niemand wundern, wenn wir uns Berlin gegenüber in Zukunft die größte Reserve auferlegen werden" (Eckardstein a. a. O. II, 278).

Im Jahre 1901 war es trotz allem möglich, ein deutsch-englisch-japanisches Bündnis zu schließen. Marquis Ito, „der japanische Bismarck", war, in Petersburg von den Russen heftig umworben, nach London gekommen, um ein japanisch-englisches Bündnis zu schließen. Bei den Verhandlungen wäre Deutschland von beiden Seiten sehr gerne mit aufgenommen worden. Das Berliner Auswärtige Amt aber wagte nicht zuzugreifen, ja es hielt sogar den Kaiser über die Verhandlungen in Unwissenheit, weil er, wie Freiherr von Richthofen sagte, „mehr als je eine ausgesprochene Abneigung gegen die gelbe Rasse besitzt und auf ein Bündnis mit Japan unter keinen Umständen eingehen würde".

Am 30. Januar 1902 wurde zwischen dem neuen englischen Premierminister Lord Lansdowne und dem japanischen Grafen Hayashi der englisch-japanische Bündnisvertrag unterschrieben. Deutschland hatte sich planmäßig und bewußt selbst davon ausgeschlossen. Die ganze Torheit deutscher Politiker geht daraus hervor, daß sie die Freundschaft mit Rußland als ein Vermächtnis Bismarcks ansahen. Sie vergaßen dabei vollkommen die Änderung der Lage durch die russische Ostasienpolitik und durch die eingetretene Notwendigkeit eines Bündnisses Englands auf dem Kontinent. Nun, nach dem englisch-japanischen Bündnis war mit Sicherheit anzunehmen, daß Rußlands Plänen in Ostasien ein so energischer Riegel vorgeschoben würde, daß es unfehlbar sein Expansionsbedürfnis im näheren Orient, sein Prestigebedürfnis auf dem Balkan geltend machen würde. Damit war Konfliktstoff mit Deutschland und Österreich in so hohem Maße gegeben, daß ein Bündnis Deutschlands mit Rußland nach 1901 einem Gebäude ohne Fundament geglichen haben würde.

Mit Recht sagt Rohrbach in seinem Buch: „Deutschland unter den Weltvölkern":

„Die Ablehnung des englischen Bündnisangebotes bedeutete den

Wendepunkt in derjenigen Politik, deren Aufgabe es war, Deutschland seinen Platz unter den Weltvölkern zu sichern. Dieser Wendepunkt liegt also ganz am Anfang des weltpolitischen Zeitalters Deutschlands, und wenn man die Entwickelung nachträglich überschaut, so sieht man, daß von vornherein der verkehrte Weg eingeschlagen wurde." Diese Äußerung Rohrbachs ist nur dahin zu korrigieren, daß nicht das „nachträgliche" Überschauen allein zu solcher Erkenntnis führt, sondern daß es genug Leute gegeben hat, die zu der Zeit, als die Ereignisse spielten, den „verkehrten Weg" gesehen haben. Aber ihre Ansicht wurde nicht gehört.

Es ist daher nicht übertrieben, wenn wir eine der Weltkriegsursachen in diesem vollkommenen Versagen der Epigonen Bismarcks der englisch-deutschen Frage gegenüber erblicken. Bülow und Holstein, ebenso wie der gegen England wütende Herbert Bismarck und der deutsche „Untertan" sind schuld am Lauf der Dinge, sofern man überhaupt Menschen als am Werden der Geschichte beteiligt anerkennen will.

Daß England damals nicht aus politischen Liebesgefühlen Deutschland gegenüber das Bündnis anstrebte, ist selbstverständlich. Aber die Tatsache, daß es von praktischen, meinetwegen geschäftlichen Erwägungen ausgehend es wollte, machte den Antrag nur noch wertvoller. England wußte, was Deutschland für eine Macht bedeutete, und nur das kleine Gehirn alldeutscher Schreier und von diesen Schreiern Beeinflußter konnte argwöhnen, daß Deutschland als iunior partner Englands „in Abhängigkeit" von England geraten würde. Das wäre eben die Aufgabe klarer deutscher Politik gewesen, bei herzlichster Freundschaft nicht abhängig zu werden, eine Aufgabe, die bei der bestehenden Notwendigkeit für England, ein kontinentales Bündnis zu haben, wirklich nicht schwierig war.

Tirpitzscher Flottenwahnsinn war allerdings dann nicht mehr durchzuführen, weil von diesem Augenblick an eine Rivalität mit England nicht mehr in Betracht kam. Und hier nun traten Eitelkeit, persönlicher Egoismus und Interesse der am deutschen Flottenbau profitierenden Industrien, Gesellschaften und Personen als beeinflussende Faktoren der deutschen Politik auf.

Unfähigkeit und Geschäftsinteresse standen auf der Kommandobrücke des stolzen Reichsschiffes und lenkten es in die Klippen, an denen es zerschellte, zerschellen mußte.

3. Die Einkreisung Deutschlands.

Literatur.

Handbuch der Politik, II. Band. Berlin 1920.

Rohrbach, Paul, Deutschland unter den Weltvölkern. 5. Auflage. Stuttgart 1921.

Derselbe, Die Beweise für die Verantwortlichkeit der Entente am Weltkriege. Stuttgart 1921.

Verwendet namentlich die russischen Geheimarchive.

Schwerdtfeger, Bernhard, Der Fehlspruch von Versailles. Abschließende Prüfung der Brüsseler Aktenstücke. Berlin 1921.

Das Buch will die Voraussetzung des Versailler Friedens, daß Deutschland und seine Bundesgenossen allein für den Ausbruch des Weltkrieges verantwortlich seien, erschüttern. Dieser Versuch gelingt vollkommen, wenngleich der Verfasser an einzelnen Stellen zuviel will, indem er den Anschein erweckt (was dem Buche schadet), beweisen zu wollen, daß Deutschland überhaupt keine Schuld habe.

Belgische Aktenstücke 1905—1914. Berichte der belgischen Vertreter in Berlin, London und Paris an den Minister des Äußeren in Brüssel. Herausgegeben vom Auswärtigen Amt. Berlin 1915.

Im Werte nicht sehr groß, da nicht vollzählig und unter Herrschaft der Zensur herausgegeben.

Schwerdtfeger, Bernhard, Zur europäischen Politik 1897—1914. Unveröffentlichte Dokumente. Im amtlichen Auftrag herausgegeben. 5 Bände. Berlin 1919.

Bei der Beurteilung der Berichte des belgischen Gesandten Baron Greindl wird meist auch von Schwertdtfeger selbst übersehen, daß sie England gegenüber haßerfüllt parteiisch sind.

Rüdiger, Georg von, Die Bedeutung der Algeciras-Konferenz unter Berücksichtigung der europäischen Marokkopolitik bis zur endgültigen Lösung der Marokkofrage. München und Leipzig 1920.

Das grundlegende Werk über die genannte Frage.

v. Bethmann Hollweg, Betrachtungen zum Weltkriege. Berlin 1919.

Das Buch ist mit zu großer Zurückhaltung geschrieben und verzichtet — zum Schaden seines Verfassers — auf eine Anzahl von „Belegen", die dem Verfasser zur Verfügung standen. Der II. Teil des Werkes ist vom Verlag nach dem Tode des Verfassers nicht mehr ausgegeben worden.

v. Jagow, Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges. Berlin 1919.

Das Werk leidet darunter, daß der Verfasser bei weitem nicht alles das sagt, was er weiß.

Boghitschewitsch, Dr. M., Kriegsursachen. Beiträge zur Erforschung der Ursachen des europäischen Krieges mit spezieller Berücksichtigung Rußlands und Serbiens. Zürich 1919.

Belastet die russische Politik schwer.

Schmidt, Axel, Westrußland und seine Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas. Leipzig 1917.

Enthält wichtige Angaben über die politische Stellung der Ukraine zum zaristischen Rußland.

Im übrigen sind hier die im Abschnitt: „Die Epigonen Bismarcks und England" angegebenen Werke ebenfalls einschlägig.

Nachtrag.

Während der Drucklegung dieses Buches sind noch zwei sehr wichtige Veröffentlichungen zur Frage der Einkreisung Deutschlands erschienen, die zum Teil wenigstens noch mit verwertet werden konnten. Es sind dies:

Eckardstein H., Frhr. v., Die Isolierung Deutschlands. III. Band der Lebenserinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten. Leipzig 1921.

Ein Buch voll Wahrheit und erschütternder Belege für die grenzenlose Verbohrtheit deutscher Politik.

Schoen, Frhr. v., Erlebtes. Beiträge zur politischen Geschichte der neuesten Zeit. Stuttgart und Berlin 1921.

Dieses sehr vorsichtig geschriebene Buch des bekannten Diplomaten und vormaligen deutschen Staatssekretärs des Äußern „enthält", vielleicht ohne es zu wollen, sehr viel.

Unter der Einkreisung Deutschlands versteht der Englandfeind das Erzgaunerstück englischer Heuchelei und Niedertracht. Das Wort „Einkreisung" für das Verhalten Englands Deutschland gegenüber benützt zum erstenmal 1909 der belgische Generalstabschef General Ducarne in einer Denkschrift. Er schreibt: „Um Deutschland zu ersticken, das mit Rücksicht auf seine stark wachsende Bevölkerung einer Expansion bedürfe, habe die englische Diplomatie die Einkreisung Deutschlands vorgenommen...." (Angeführt in Schwerdtfeger, „Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität".) Wenn England mit seinem Seelord Fisher zu identifizieren wäre, wäre diese Ansicht berechtigt. Lord Fisher hat in seinen Memoiren (1919) ganz offenherzig bekannt, daß er 1905 und 1908 den König Eduard und das Reichsverteidigungskomitee dazu gedrängt habe, einen überraschenden Angriff ohne Kriegserklärung auf Deutschland zu machen, die deutsche Flotte im Kieler Hafen zu vernichten und Truppen an der pommerschen Küste zu landen.

Wir wissen bereits, daß die englische Politik bis 1902 deutschfreundlich und ein Bündnis erstrebend war. Erst die Ablehnung des Bündnisses durch Deutschland schuf in England eine neue Situation, die gar nicht besonders kompliziert war und die keineswegs von vornherein auf Vernichtung Deutschlands ausging. Man sagte sich nur in London: angesichts der allgemeinen europäischen und der Weltlage muß England ein starkes Bündnis haben, schon um ein Kontinentalbündnis aller Staaten Europas, das sich gefahrdrohend gegen die englische Weltmachtstellung richten könnte, zu verhindern. Niemand, der noch objektiv urteilen kann, wird die Notwendigkeit dieses Gedankengangs englischer Politik abstreiten wollen.

Deutschland will uns nicht, schloß die englische Politik weiter, also müssen wir uns nach einem anderen Bündnis umsehen. Ob

dieses dann uns in eine feindliche Stellung zu Deutschland führt, ist die geringere Sorge. Die Hauptsache ist, daß wir ein gutes und starkes Bündnis haben. Es ist ganz selbstverständlich, daß wir in dem Augenblick, wo wir den Bündnisgedanken mit Deutschland fallen lassen, jede Machtvergrößerung Deutschlands als etwas uns Unangenehmes empfinden, zumal eine Vergrößerung der deutschen Flotte, die ja nur zu dem Zwecke vergrößert werden kann, um mit uns einst auf der See abzurechnen.

Zudem erhöhte die vollkommen undurchsichtige deutsche Politik der folgenden Jahre das Mißtrauen der Welt, und namentlich Englands, das sich doch sagen mußte, daß Deutschland nicht ohne einen direkt gegen England gerichteten Grund so glänzende Aussichten, wie sie ein englisch-deutsches Bündnis Deutschland versprach, in den Wind geschlagen haben mochte.

Nachdem England dreimal ein Marokkoabkommen vergeblich Deutschland vorgeschlagen hatte, was ein entscheidender Schlag gegen Frankreich gewesen wäre und England und Deutschland fest aneinander gebunden hätte, begann es 1903 sich mit Frankreich über diese Frage zu verständigen.

Nachfahl datiert (im „Handbuch der Politik", Bd. II, S. 103) die sogenannte „Einkreisungspolitik" Englands vom Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses 1902 an. Das erscheint mir nicht richtig. Denn als Dritter im Bunde war damals von England noch Deutschland erwartet. Wir wiesen in diesem Buche schon darauf hin, daß der Beitritt Deutschlands an der Aversion des Kaisers gegen die gelbe Rasse scheiterte.

Es hatte ganz offen und ehrlich in Berlin mitgeteilt, daß es, wenn Deutschland für ein Bündnis mit England nicht bereit sei, notgedrungen Fühlung mit Frankreich und Rußland suchen müsse. Mehr konnte man von der Aufrichtigkeit einer Politik nicht verlangen. Aber selbst diese Äußerung verhallte in den Sälen des Auswärtigen Amtes. Marokko war für Frankreich ein sehr erstrebtes Feld militärischer und politischer Erfolge. Deutschland hätte, getreu der Bismarckschen Politik, die Frankreich durch wohlwollende Förderung seiner kolonialen Bestrebungen Elsaß-Lothringen vergessen zu lassen hoffte (und tatsächlich diesen Erfolg hatte), Frankreichs Wünsche in Marokko fördern sollen. Das hätte gerade zu jener Zeit, als der französische Chauvinismus bei Beginn des neuen Jahrhunderts fast ganz abgeflaut war, enorm gewirkt. Nun aber kam ihm England zuvor. Am 8. April 1904 wurde ein englisch-französischer Vertrag ge-

schlossen, in dem Frankreich versprach, „die Aktion Englands in Ägypten nicht zu hindern", während England Frankreich zugestand, „über die Ruhe Marokkos zu wachen und der Regierung des Sultans den etwa erforderlichen Beistand zur Umgestaltung der Staatsverwaltung, der Finanzen und der Armee zu leisten".

Dieser Vertrag verstieß nun allerdings gegen ein Abkommen von Madrid 1880, nach dem Marokko als ein politisches Objekt anerkannt worden war, an dem alle europäischen Großmächte Interesse haben durften.

Die Intrigen und die Geheimklauseln, die bei dem englisch-französischen Marokkoabkommen mitspielten und in denen sich Delcassé kompromittierte, bespricht ausführlich E. D. Morel in seinem Buche „Truth and the War", London 1916 (teilweise übersetzt in Hermann Lutz, „Ein gerechter Engländer über die Schuld am Kriege", Berlin 1920, S. 33ff.).

Deutschland war also formell im Recht, wenn es gegen die englisch-französische Vereinbarung Front machte. Die Art und Weise aber, in der Deutschland sich politisch zur Geltung brachte, strotzte von Ungeschicklichkeit und erhöhte das Mißtrauen der ganzen Welt. Überdies besteht Weltpolitik nicht darin, daß man höhere Ziele versäumt, um einem formal-juristischen Recht nachzujagen.

Während Deutschland es leicht gehabt hätte, die geheimen Klauseln des englisch-französischen Vertrages und das ganze Intrigenspiel Delcassés zu enthüllen und damit vielleicht damals noch das werdende englisch-französische Bündnis zu sprengen — nicht, wie Morel meint, einen Krieg mit England heraufzubeschwören —, nahm der Kaiser die Angelegenheit in die Hand. Bülow hatte ihn dazu veranlaßt. Er landet in Tanger, er verspricht am 31. März 1905 der deutschen Kolonie Schutz und Gleichberechtigung des deutschen Handels mit dem anderer Mächte, er apostrophiert mit deutlicher Spitze gegen England-Frankreich den Sultan als „unabhängigen Herrscher" und erwartet die Erhaltung des bisherigen politischen Zustandes. Daß dieses Auftreten Kriegsgefahr bedeutete, wußten er und seine Ratgeber, andernfalls hätte eine in dieser Zeit von ihm an die Königin der Niederlande gerichtete Andeutung keinen Sinn, in der er zu verstehen gab, daß Deutschland in einem Kriegsfall unter Umständen genötigt wäre, Holland militärisch zu besetzen, wenn dieses nicht längs der Küste Verteidigungsmaßnahmen gegen England treffe. Dieser Schritt des Kaisers ist durch eine Enthüllung des „Daily Telegraph" vom September 1909 bekannt geworden. (Auch Lutz, „Wilhelm II. periodisch geisteskrank?" erwähnt ihn auf Seite 213.) Die Andeutung

an Holland wurde in einer so ungeschickten und zögernden Form dementiert, daß das Dementi — wie das so häufig bei deutschen amtlichen Dementis ist — als ein vollgültiger Beweis gegen sich selbst dienen kann.

Höchste Erregung in Frankreich und England über den Kaiserbesuch in Tanger waren die Folge. Der Krieg drohte auszubrechen, den Delcassé wollte. England verspricht für diesen Fall 100000 Mann in Schleswig-Holstein zu landen. Die Angelegenheit, von Delcassé mit höchster Kunst der Intrige eingeleitet — scheitert an der mangelnden Kriegslust der übrigen französischen Minister. Auch die französische Presse erkannte damals, daß dieser Krieg gegen Deutschland ein Krieg im Solde Englands würde und gab sich nicht dazu her, ihn zu propagieren. Man war damals noch politisch so ruhig denkend in Frankreich, daß man schloß: England hat durch den Sieg Japans über Rußland sich seiner russischen Sorgen befreit, wird es sich durch einen Sieg über Deutschland auch noch seiner deutschen Sorgen befreit haben, so wird es keine Macht auf Erden geben, auf die England irgendwie Rücksicht zu nehmen hätte. Darunter würde Frankreich dann in erster Linie zu leiden haben.

Der Kriegshetzer Delcassé hatte einen Tempofehler gemacht. Frankreich ging auf den Gedanken, die Marokkofrage einer Konferenz zu unterbreiten, ein. Delcassé stürzte. In voller Verkennung der Sachlage wurde am 6. Juni 1905, am Tage der Demission Delcassés, Bülow in den Fürstenstand erhoben. Es lag gar kein Erfolg deutscher Politik vor, sondern ein glänzender Erfolg französischer Politik, die in ihrer Ruhe und Sicherheit durch ihr Nachgeben England bewies, daß sie der englischen Politik ebenbürtig war. Der Hitzkopf Delcassé war nicht mit Frankreichs politischem Intellekt zu identifizieren.

England war über Deutschlands Verhalten tief verletzt und England vergaß die Kaiserreise nicht.

Als ob noch nicht genug für Deutschlands Isolierung geschehen wäre, trat nun der Kaiser an den Zaren heran und schloß mit ihm jenen Bündnisvertrag von Björkö, den er als einen Vorläufer des von ihm ersehnten französisch-deutsch-russischen Bündnisses ansah. Er glaubte Frankreich zwingen zu können, das russisch-deutsche Bündnis anzunehmen, er glaubte (in einem Gespräch mit Iswolski), daß die elsaß-lothringische Frage zwischen Frankreich und Deutschland erledigt wäre und auf die erstaunte Frage Iswolskis, warum dem so sei, antwortete der Kaiser: „In der Marokkoangelegenheit habe ich Frankreich den Fehdehandschuh angeboten. Frankreich weigerte sich

ihn anzunehmen. Dies ist ein Beweis, daß die elsaß-lothringische Frage zwischen uns nicht mehr existiert." (!!)

Nach dem Kriege (1921) haben dann dem Kaiser nahestehende Kreise die ungeheure Torheit begangen, diesen Vertrag von Björkö so hinzustellen, als hätte der Kaiser damit gewissermaßen Wilson in der Aufstellung der Völkerbundsidee den Rang abgelaufen. Diese unsinnige nachträgliche Konstruktion hat von neuem die Welt über Wilhelm II. lachen und am guten deutschen Willen oder an der politischen Einsicht des deutschen Volkes zweifeln lassen.

Zur Vorgeschichte des Vertrages von Björkö sei erwähnt: Schon am 27. Oktober 1904 hatte der Kaiser gelegentlich der Ausfahrt des baltischen Geschwaders auf den ostasiatischen Kriegsschauplatz dem Zaren ein langes Telegramm geschickt, in dem er sich darüber beklagte, daß „seit geraumer Zeit die englische Presse Deutschland bedrohe", damit es unter keinen Umständen Kohlen an Rußland liefere. Der Kaiser erwartete, daß die japanische und die englische Regierung einen gemeinsamen Protest gegen die deutsche Versorgung russischer Schiffe mit Kohlen einlegen würden, verbunden mit einer Aufforderung, jede weitere Tätigkeit einzustellen. „Dieser neuen Gefahr," heißt es in diesem Telegramm wörtlich, „würden Rußland und Deutschland gemeinsam zu begegnen haben. Dein Bundesgenosse Frankreich hätte sich dabei an die Verpflichtungen zu erinnern, die er in dem Zweibundvertrage mit dir übernommen hat, an den casus foederis.... Auf diese Weise würde eine machtvolle Vereinigung der drei stärksten Festlandmächte gebildet werden, die anzugreifen sich die anglojapanische Gruppe zweimal überlegen würde."

Der Kaiser tritt im gleichen Telegramm dann noch als Agent deutscher Industrie auf, indem er dem Zaren den Rat gibt, in Deutschland Kriegsschiffe bauen zu lassen. „Unsere Privatfirmen würden sich sehr freuen, Aufträge zu erhalten . . ."

Der Zar antwortete am 29. Oktober den Beschwerden über Englands Verhalten beipflichtend. Er fährt fort: „Es ist sicherlich hohe Zeit, dem ein Ende zu machen. Das einzige Mittel wäre, wie du sagst, daß Deutschland, Rußland und Frankreich sich sogleich über eine Abmachung verständigen sollten, um die englisch-japanische Anmaßung und Unverschämtheit zunichte zu machen. Möchtest du die Umrisse eines solchen Abkommens niederlegen und abfassen und es mir mitteilen! Sobald es von uns angenommen ist, wird Frankreich genötigt sein, sich seinem Verbündeten anzuschließen. Diese Verbindung hat mir oft vorgeschwebt. Sie wird den Frieden und die Ruhe der Welt bedeuten."

Schon am 30. antwortete der Kaiser mit einem eigenen Entwurf. Im Begleitschreiben bemerkt er: „Niemand weiß etwas davon, selbst nicht mein Auswärtiges Amt; Bülow und ich haben es persönlich besorgt."

Der Kaiser hoffte, das dynastische Gefühl des Zaren gegenüber dem republikanischen Chauvinismus Frankreichs mobil machen zu können. Und Bülow hoffte das auch! In späteren Briefen versucht der Kaiser den Zaren zu einem militärischen Druck von Persien aus gegen die indische Grenze zu veranlassen und am 7. Dezember (offenbar hatten die Kohlenbarone dem Kaiser einstweilen zugesetzt) verlangt er klipp und klar Antwort, ob Rußland Deutschland helfen wolle, wenn England und Japan wegen der Kohlenlieferungen an Deutschland den Krieg erklären würden. Schon schreibt er von „treu Schulter an Schulter mit mir kämpfen". Unter dieser Bedingung wird das Kohlengeschäft weiter gemacht. Will der Zar nicht kämpfen, so hören die Lieferungen auf.

Die russischen Politiker, die vom Zaren orientiert wurden und die Absichten des Deutschen Kaisers nach England berichteten, sahen diese ganze Art der Politik viel kühler und richtiger an. Sie weigerten sich, das Bündnis mit Deutschland abzuschließen, ohne vorher Frankreich zu verständigen. Das wollte der Kaiser nicht. Er sah wohl ein, daß es ein Fehlschlag werden würde, und so schreibt er am 21. Dezember 1904: „. . . . Loubet und Delcassé sind zweifellos erfahrene Staatsmänner, aber da sie keine Fürsten oder Kaiser sind, bin ich nicht in der Lage, sie — in einer Vertrauensfrage wie dieser — auf denselben Fuß zu stellen wie dich, meinesgleichen, meinen Vetter und Freund." Dieses Telegramm gehört zu den bezeichnendsten Dokumenten für die Hemmungen, denen der kaiserliche Geist und das ganze alte System in Deutschland ausgesetzt waren.

Im Sommer 1905 endlich gelang es Wilhelm, den Zaren in Björkö zu einem deutsch-russischen Sicherheitsabkommen zu bewegen, das einen recht belanglosen Text hatte. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 13. September 1917 berichtet darüber: „Die beiden Kaiser sicherten einander zu, daß sie alles in ihrem Machtbereich tun würden, um die Übereinstimmung der beiderseitigen Volksinteressen im Falle drohender Kriegsgefahr auch durch die Tat zu bekunden, indem sie fremde Friedensstörer gemeinsam zur Ruhe verwiesen und, wenn dies erfolglos bleiben sollte, auch Frankreich zum Anschluß . . . zu bewegen suchten."

Wilhelm sah in dieser recht nichtssagenden Abmachung „einen Eckstein der europäischen Politik". Der 24. Juli „schlägt ein neues

Blatt der Weltgeschichte um", er schreibt dem Zaren in vollkommener, hilfloser Verkennung der Lage: „Die Doppelallianz in Verbindung mit dem Dreibund ergibt einen Fünfbund, der wohl in der Lage ist, alle unruhigen Nachbarn in Ordnung zu halten und den Frieden vorzuschreiben, selbst mit Gewalt, wenn eine Macht so unbesonnen sein sollte, ihn zu stören."

Solch Wahnsinn nannte sich deutsche Politik und Bülow, der das Unsinnige des ganzen Unternehmens erkennen mußte, war „Untertan" oder „Egoist" genug, um mitzumachen! — Immer wieder erfaßt den in der Geschichte Forschenden heißes Mitleid mit dem deutschen Volk, das solchen Narreteien ausgeliefert war durch das System der politischen Bevormundung und durch seinen eigenen Charakter, der sich solche Bevormundung gefallen ließ und das dann Patriotismus nannte.

Es ist nun kein Wunder, daß England, über alles informiert, im Deutschen Kaiser und leider auch im deutschen Volke, das in Englandhetze um diese Jahre Purzelbäume schlug, den Feind sah. Eine Illustration hierzu bietet das Telegramm des Kaisers vom 2. August 1905 an den Zaren: „Der britische Gesandte (in Kopenhagen), der mit einem Meiner Herren dinierte, erging sich in sehr heftigen Ausdrücken gegen Mich, beschuldigte Mich der gemeinsten Pläne und Intrigen. Jeder Engländer wisse und sei überzeugt, daß Ich auf einen Krieg gegen England und auf Englands Vernichtung hinarbeite. Du kannst dir vorstellen, was für Unsinn ein Mann wie dieser in die Köpfe der dänischen Königsfamilie, des Hofes und des Volkes eingeträufelt haben mag." Und dieser Ansicht entsprechend, faßte England den Entschluß, Deutschland unschädlich zu machen.

Es wird bei der Beurteilung der Frage von der Einkreisung von beiden Seiten — von derjenigen, die alle Schuld auf Deutschland und von derjenigen, die alle Schuld auf die Entente schieben will — der gleiche Fehler gemacht. Beide übersehen die Zäsur in der Politik Englands. England wollte das Bündnis mit Deutschland und mit ihm den Frieden. England hatte keinerlei bösartigen Hintergedanken. Es ging so weit, als ein Staat gehen kann, ohne zu betteln. Deutschland, beherrscht von einem geisteskranken Kaiser, einem von Holstein abhängigen Auswärtigen Amt und einer von den Alldeutschen und vielen anderen gegen England aufgepeitschten öffentlichen Meinung, lehnte das Bündnis wiederholt und zum Teil in kränkender Form ab. Wilhelm intrigierte zudem gegen England in, vom englischen Standpunkt aus bewertet, gefährlicher Weise.

Erst als England gezwungen war, mit Frankreich ein Bündnis

zu schließen, richtete es — ganz naturgemäß — seine Politik gegen Deutschland. Dann aber auch mit der ganzen genialen Kunst seiner Staatsmänner und Eduards VII. Und hier gibt es keinen Zweifel: Von diesem Augenblick an isoliert England das Deutsche Reich und bereitet den Zusammenbruch planmäßig und mit traditioneller Rücksichtslosigkeit vor.

Daß diese Isolierung auch dann noch durch eine sehr kluge deutsche Politik hätte vermieden werden können, ist wahrscheinlich. Dieser Ansicht ist auch der damalige deutsche Gesandte in Luxemburg, Graf Pückler, 1905 gewesen. Er schrieb (angeführt in Rohrbach, „Deutschland unter den Weltvölkern", S. 201): „Dagegen ist das A und O meiner politischen Überzeugungen, daß wir unsere Weltpolitik nicht gegen, sondern nur mit einem wohlwollenden England durchführen können. Dieser Grundsatz zieht unserer Kolonialpolitik Grenzen, aber er sichert sie auch. Die Hoffnung, daß das möglich ist, gebe ich auch jetzt noch nicht auf. Nur heißt es eben, in London alles aufbieten, um die Möglichkeit einer englisch-russischen Verständigung mit antideutscher Spitze hintanzuhalten. Das ist zwar nach allem, was vorangegangen ist, nicht einfach. In London besteht und wächst das starke Mißtrauen gegen uns, nicht bloß bei der sogenannten öffentlichen Meinung, sondern auch in leitenden Kreisen, und es richtet sich nicht bloß gegen unsere öffentliche Meinung, sondern gegen leitende Personen."

Die sehr ungeschickte und durch das persönliche Regiment Wilhelms II. noch überdies an allen Enden gehemmte deutsche Politik erleichterte die Isolierung und Einkreisung ganz wesentlich.

England wurde in seiner Politik im eigenen Lager unterstützt durch seine „gelbe" Presse, die in den Händen Harmsworths (Lord Northcliffes) lag. Northcliffe gehört zu jenen vollkommen gewissenlosen Pressebanditen, die in allen Ländern aus der Politik ihr Geschäft machten, das Ansehen der Presse zugunsten ihrer Macht ruinierten, infolge des ganz Europa überflutenden Materialismus aber endlich doch triumphierten und triumphieren werden, bis der sittliche Pegel der Kulturvölker sich um einige Grade gehoben haben wird. Dieser Northcliffe hatte noch 1899, als die englische Politik ein deutsches Bündnis suchte, geschrieben:

„Die Franzosen haben es fertig gebracht, John Bull davon zu überzeugen, daß sie seine erbitterten Feinde sind. England hat lange zwischen Deutschland und Frankreich geschwankt, aber es hat stets den deutschen Charakter geachtet, während es dahin gekommen ist, für Frankreich Verachtung zu empfinden. Ein herzliches

Einvernehmen kann zwischen England und Frankreich nicht bestehen."

Kaum drehte sich die englische Politik gegen Deutschland, sagte Northcliffe einem Interviewer des „Matin": „Ja, wir verabscheuen die Deutschen, und das von Herzen. Sie machen sich in ganz Europa verhaßt. Ich werde nicht zugeben, daß meine Zeitung auch nur das Geringste druckt, was Frankreich verletzen könnte, aber ich möchte nicht, daß sie irgend etwas aufnimmt, was den Deutschen angenehm sein könnte."

Northcliffe hatte damals schon die sechs größten Zeitungen Englands in der Hand. Wenn nun auch der Engländer sich lange nicht so kritiklos von einer Zeitung beeinflussen läßt wie der Deutsche, so war doch mit der Kriegserklärung Northcliffes an Deutschland der erste Schritt getan, um zum mindesten die Sympathien des englischen Volkes von Deutschland ab- und Frankreich zuzuwenden.

Im September 1905 besiegelte der Vorfriede zwischen Rußland und Japan die russische Niederlage. Das war für die englische Politik ein nicht minder großer Erfolg als für die Tüchtigkeit der japanischen Armee. Englands berechtigte Befürchtung einer beginnenden Hegemonie Rußlands in Ostasien war zerstreut. Die Kenntnis der innerpolitischen Verhältnisse in Rußland, die im englischen Kabinett gründlichere und richtigere waren als am Hofe des Zaren, ließen im Verein mit der militärischen Erschöpfung durch den verlorenen Krieg eine besonders starke auswärtige Politik Rußlands als unwahrscheinlich voraussetzen. Um so mehr war anzunehmen, daß eine englisch-französische Entente Rußland, dessen Politik schon lange nicht mehr, wie Wilhelm II. annahm, ausschließlich vom Willen des Zaren abhing, bald nachziehen würde. Schon 1905 hatte Poincaré, der damals Senator war, die engste Verbindung aufgenommen mit einer panslawistischen Organisation, der „lateinisch-slawischen Liga", die im Oktober 1905 in Paris tagte und folgenden bezeichnenden Beschluß faßte:

„Wenn sich Rußland, der Schützer aller slawischen Stämme, von dem Kriege gegen Japan erholt hat, so muß es sich auf den Kampf gegen Deutschland vorbereiten. Die Liga hat beschlossen, alles zu tun, um für die englisch-französisch-russische Allianz einzutreten und dadurch die Befreiung der Slawen zu erreichen."

Die traditionelle Freundschaft zu Preußen-Deutschland, die am Hof des Zaren und in gewissen, immerhin recht einflußreichen Kreisen eine hemmende Rolle hätte spielen können, paralysierte England dadurch, daß es Rußlands Politik auf den Balkan und nach Vorder-

asien wies. Hierdurch mußte, da Österreich am Balkan, Deutschland in Konstantinopel-Vorderasien politische Pläne verfolgten, ein Zusammenstoß der Interessen Rußlands mit den zwei Kaiserstaaten sich ganz von selbst ergeben, dies aber mußte zu einer merklichen und der Annäherung an die englisch-französische Entente förderlichen Abkühlung aller Gefühle für Deutschland in St. Petersburg führen.

Im Oktober 1905 betonte Sir Edward Grey in einer Wahlrede, daß drei Hauptpunkte die englische Politik leiteten: Freundschaft mit den Vereinigten Staaten, das Bündnis mit Japan und die Entente mit Frankreich. Er erklärte bessere Beziehungen zu Rußland als wünschenswert und ebenso auch befriedigendere zu Deutschland unter der Bedingung, daß sie der französisch-englischen Freundschaft keinen Abbruch tun dürften. In Frankreich aber war um diese Zeit der Chauvinismus wieder erwacht. Die nationale Verteidigung wurde eifrig besprochen, erneutes Interesse an Heer und Flotte war allgemein bemerkbar. Und in Berlin fühlte man um diese Zeit schon, daß sich die Politik Bülow-Wilhelm zwischen zwei Stühle gesetzt habe und war von höchstem Mißtrauen in die eigene Zukunft erfüllt. Die Lage wurde durch des Kaisers Reden vom trockenen Pulver und scharfen Schwert, die in diesem Herbste die Welt aufregten, nur noch schlimmer. Es wäre damals wohl schon zum Kriege gekommen, wenn nicht Deutschland damals allein in Europa wirklich kriegsbereit gewesen wäre. Und gerade diese Tatsache wirkte politisch in deutschen maßgebenden Kreisen so verwirrend. Man schloß daraus, daß nur die militärische Rüstung den Frieden sichere. Ein gewaltiger Denkfehler! Die Nichtrüstung der anderen (bzw. die russische Erschöpfung) sicherte den Frieden. Sobald aber auch die anderen so gerüstet waren wie Deutschland, fiel diese deutsche Rückversicherung bei der eigenen Armee gegen eigene schlechte Politik weg und der Friede wurde labiler, je rabiater in allen Ländern die Militärs wurden und je mehr Mittel sie in die Hand bekamen.

Und schon 1906 brachte den Beginn der großen europäischen Rüstungen. England ließ durch seinen Oberstleutnant Barnardiston mit dem belgischen Generalstabschef Ducarne über die Möglichkeiten eines militärischen Zusammenwirkens beider Mächte im Falle der Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland Fühlung nehmen. Eingehendes darüber findet der Leser in Schwerdtfeger, „Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität", Berlin 1919. Es ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß England Kenntnis vom deutschen Aufmarschplan hatte, der schon damals den Durchmarsch durch Belgien vorsah.

Am 16. Januar begann die Algeciraskonferenz. Sie bedeutete keinen Erfolg für Deutschland, denn abgesehen davon, daß es in den Hauptpunkten nachgeben mußte, klärte sie die Entente über die problemhafte Natur des Dreibunds auf, zog selbst die anglophoben Kreise Frankreichs zu England hinüber und beließ Marokko als einen Streitapfel zwischen Deutschland und Frankreich, was die Anlehnung Frankreichs an England in den kommenden Jahren durchaus befestigte. Das Auftreten des Kaisers und Deutschlands vor der Konferenz würde ein völliges Nachgeben gegenüber Frankreich auf der Konferenz selbst oder später als eine Niederlage Deutschlands haben erscheinen lassen, mußte also vermieden werden. Trotzdem zog Deutschland — weil es schon bedenklich isoliert war — auch in der zweiten Marokkokrise 1907/09 ganz zweifellos den kürzeren und seine ganze ratlose, hin- und herfahrende Politik rief, trotz ihrer subjektiven Friedensliebe, erneutes Mißtrauen ganz Europas hervor, sehr zur Freude Eduards VII., der aus diesem Mißtrauen, überall umherreisend, mächtiges Kapital schlug.

Schon 1906 hatte Sir Edward Grey dem französischen und dem deutschen Botschafter gegenüber seine persönliche Ansicht dahingehend ausgesprochen, daß in einem Kriege Deutschlands mit Frankreich wegen Marokko die britische öffentliche Meinung geschlossen für die „materielle" Unterstützung Frankreichs eintreten werde. Im Laufe des Jahres werden gemeinsame Beratungen der englischen und französischen Admiral- und Generalstäbe vereinbart, was dem Parlament, ja sogar dem englischen Kabinett geheim bleibt. Diese Geheimhaltung, die Morel erwähnt, beweist aber andererseits auch, daß die Kriegsidee im englischen Parlament und in der öffentlichen Meinung noch keinen Sieg errungen hatte.

1907 wirbt England effektvoll um die Freundschaft Rußlands, indem es ihm Nordpersien opfert und auch Tibet überläßt. Je mehr englisch-russischer Gegensatz in Asien abflaute, um so energischer konnte Rußland in Konstantinopel auftreten und dadurch mit Deutschland feindlich zusammengeraten.

Bis in den Dreibund hinein reichte die Wirksamkeit Englands. Solange England und Deutschland auf sehr gutem Fuße standen, konnte Italien ohne Befürchtungen beim Dreibund bleiben. 1896 stürzte in Italien Crispi, dessen großitalische Pläne bei Adua in Trümmer gegangen waren. An seine Stelle trat Rudini (März 1896), der den Bundesgenossen (als eine kleine deutsch-englische Spannung eintrat) ganz offen erklärte, daß Italien sich an einem Kriege gegen Frankreich und England gleichzeitig nicht beteiligen könne. Um

solche Eventualitäten zu bannen, näherte sich Italien Frankreich (durch Anerkennung der französischen Stellung in Tunis). Die Verlängerung des Dreibundes war schon damals eine Formsache oder läßt sich psychologisch mit dem Wunsche quieta non movere erklären.

Auch österreichische Balkanpolitik schadete schon in den 90er Jahren dem Dreibund. Serbien, das so gut wie zum Dreibund gehört hatte, fiel 1895 von Deutschland-Österreich ab. Auch Spanien, das nach einer Äußerung von Romanones 1904 in der spanischen Kammer von 1890—1895 dem Dreibund angehörte, soll 1895 seine Zugehörigkeit gekündigt haben. Eine ganze Reihe von Ereignissen bewiesen, daß Italien schon damals nur beim Dreibund blieb, weil es nicht gut wo anders sein konnte, vielleicht auch noch auf das deutsch-englische Bündnis hoffte. Der Erneuerung 1902 ging eine von Italien an Frankreich abgegebene Versicherung voraus, daß der Dreibundsvertrag keinerlei aggressive Bestimmungen gegen Frankreich enthalte, nirgends Frankreichs Ruhe und Sicherheit bedrohe und kein gegen Frankreich gerichtetes Zusatzprotokoll habe. Nicht genug damit, am 1. November 1902 erklärte der italienische Außenminister, Italien werde neutral bleiben, falls Frankreich direkt oder indirekt angegriffen werde. In der Marokkokrise und auf der Algeciraskonferenz nahm Italien ganz offen gegen Deutschland-Österreich Partei. Der Ernst der Lage konnte durch Bülows Witz von der „Extratour" nicht aus der Welt geschafft werden. Trotzdem lief der Dreibundvertrag, da am 8. Juli 1907 niemand den Mut hatte, ihn zu kündigen, weiter bis 1914.

Man darf bei der Beurteilung der italienischen Politik nicht vergessen, daß ihr erstes und pflichtgemäßes Interesse nicht das Wohlergehen Deutschlands und Österreichs, sondern das Italiens war. Dies aber stand und fiel mit dem guten Einvernehmen des seegewaltigen Kohlenlieferanten England. Es ist erstaunlich, daß in deutschen politischen Erwägungen der Gedanke, man verliere mit der Freundschaft Englands notgedrungen auch Italien, anscheinend so gar keine Rolle gespielt hat. Daß es England nicht versäumt hat, in Rom die Abhängigkeit Italiens von London zu betonen, steht fest. Der belgische Gesandte in Rom hat die politische Lage und die politischen Notwendigkeiten Italiens klar erkannt, als er am 20. Juni 1906 schrieb: „Die Spannung der Beziehungen zwischen Deutschland und England ist kein Geheimnis; . . . . diesen Streitpunkt hat Italien nicht mit übernehmen können und wollen, und mehr noch, es hat gerade in dem Augenblicke seine Herzlichkeitsbeweise

gegen England vermehrt, wo das Londoner Kabinett die Entente cordiale mit der französischen Regierung knüpfte. Seitdem war es sicher, daß der Dreibund die Italiener ihrer Meinung nach nicht dazu verpflichtete, Deutschland bei seinem anti-englischen Feldzuge Gefolgschaft zu leisten." (Schwerdtfeger, „Zur europäischen Politik" II, S. 122.)

Am 22. Oktober trat das Kabinett Clémenceau an Stelle des von Bourgeois an die Spitze Frankreichs. Baron Greindl, der belgische Gesandte in Berlin, hielt diese Tatsache mit Recht für „eine Verringerung der Sicherheit auf der Welt". Rußlands panslawistische, nunmehr stark gegen Deutschland gerichteten Pläne wurden bei einer Reise Iswolskis im Oktober 1906 nach Paris mit Clémenceau besprochen.

Eduard VII. besuchte im Februar 1907 Paris, was viel Aufsehen erregte. Im März berichtete der belgische Geschäftsträger E. de Cartier aus London: „Wenn man gewissen Anzeichen trauen darf, so scheint uns die englische Diplomatie, deren ganze Kraft auf die Isolierung Deutschlands gerichtet ist, für eine nahe Zukunft das Schauspiel einer englisch-russischen Entente vorbehalten zu wollen" (Schwerdtfeger a. a. O. II, S. 150/151). Am 8. April bearbeitete Eduard VII. in Cartagena den spanischen, am 10. April den italienischen König in Gaëta. In Spanien bewies das konservative Kabinett einige Widerstandskraft, in Gaëta kam die — aller Wahrscheinlichkeit nach — versuchte Sprengung des Dreibundes mit Rücksicht auf die Deutschland nicht abgeneigte öffentliche Meinung nicht zustande. Frankreich schloß einen Vertrag mit Japan, das über Deutschlands Verhalten im Russisch-Japanischen Krieg und über die persönliche, verachtende Formen annehmende Abneigung des Kaisers gegen die gelbe Rasse mit Recht sehr gekränkt war.

Jetzt wurde es dem Auswärtigen Amt in Berlin angst. Nun begannen Versuche der Annäherung an England, Journalisten- und Bürgermeisterbesuche, ja eine Kaiserreise nach England wurde in den Dienst der Politik gestellt. Vergebliche Mühe mit kleinen Mitteln, den Lauf der großen politischen Kurve zu beeinflussen! England hatte die Führung der europäischen Politik übernommen, das englisch-russische Abkommen wurde noch 1907 geschlossen. Frankreich lief im Geleise, das ihm England vorschrieb, und erhielt als Bezahlung dafür die Aussicht, seine Revanche für 1870/71 auf diese Weise zu finden.

Das Jahr 1908 bringt wegen Marokko — marokkanische Abgesandte waren in Berlin — eine neue Krisis. Deutschland will den

Krieg nicht und gibt nach. Der Kaiser spricht in Döberitz von einem Kämpfen nach allen Seiten. König Eduard vermag den alten Kaiser Franz in Ischl nicht von Deutschland abzubringen, aber er ruft seinen deutschfreundlichen Botschafter Sir Frank Lascelles aus Wien ab. Österreich aber annektiert unbekümmert und vertrauend auf den Schutz seines deutschen Bundesgenossen am 5. Oktober Bosnien und die Herzegowina, ohne Deutschland vorher zu verständigen, ohne, wie es den Gepflogenheiten entsprochen hätte, die Signatarmächte des Berliner Vertrages zu informieren. England konnte diese Handlungsweise als einen Affront betrachten und tat das auch. Ährental erkaufte sich Rußlands Genehmigung zu seinem Raubzug durch ein Abkommen mit Iswolski, in dem er der Öffnung der Dardanellen zustimmte. Als aber Iswolski diesen Gedanken in London vorbrachte, stieß er auf schroffe Ablehnung. Ährental benützte dann das Abkommen, um Iswolski mit der Drohung seiner Veröffentlichung einzuschüchtern, was zum Sturz Iswolskis führte, der Botschafter in Paris wurde. Man kann sich Iswolskis Freundschaft für Österreich nach dieser Behandlung lebhaft vorstellen. (Näheres über die Bosnien-Herzegowina-Krisis in Rohrbach, „Deutschland unter den Weltvölkern", S. 149ff. Die Darstellung ist allerdings zu sehr vom österreichischen Standpunkt aus diktiert. Sehr interessante Einzelheiten in Auffenberg-Komarów, „Aus Österreichs Höhe und Niedergang", München 1921, S. 119ff.) Bulgarien erklärt sich mit Wissen und Willen Österreichs selbständig. Der serbisch-österreichische Konflikt steht vor der Türe. Rußland findet Gelegenheit, am Balkan zu schüren und kommt damit in immer stärkeren Gegensatz zu Wien und Berlin. Die großserbische Bewegung hat ihr Programm gefunden, in dessen Verfolgung sie die äußere Veranlassung zum Weltkrieg geben wird. Die planmäßige Agitation gegen Österreich beginnt nach der Annexion Bosniens in Serbien in großem Umfang. Ährentals draufgängerische Politik hat die politische Isolierung Deutschland-Österreichs wesentlich erhöht, zumal Italien nunmehr erkennt, daß seine Wünsche nach Triest und dem Trentino ohne Krieg mit Österreich nicht zu erfüllen sind und sich bereit hält, in weiteren Schwierigkeiten auf dem Balkan Rußland zu unterstützen.

Das Jahr 1909 stand ganz unter dem Zeichen der Balkankrisis. Deutschland erbot sich dem Pariser Kabinett, gemeinsam mit Frankreich in Petersburg zwecks Änderung der politischen Haltung in der serbischen Frage vorzugehen, holte sich aber eine Ablehnung. Nun blieb nichts übrig als es auf einen Krieg ankommen zu lassen.

Deutschland deckte das Vorgehen Österreichs in „Nibelungentreue" und erreichte durch die Kriegsdrohung die Beilegung der Krisis und den Erfolg .... Österreichs. Gleichzeitig aber auch die eigene vollkommene Vereinsamung in Europa. Italien war so gut wie aus dem Dreibund ausgeschieden. Wäre es nach dem Willen Conrad von Hötzendorffs — eines sehr unpolitischen und sehr kriegslustigen Herrn — gegangen, so wäre der Weltkrieg schon 1909 aus Anlaß eines Präventivkrieges Österreichs gegen Italien ausgebrochen.

Momentan hatte die Verwirrung auf dem Balkan und ihre Lösung überall das Mißtrauen aller gegen alle geweckt. Dazu kam die lebhafte Annäherung Deutschlands an die Türkei, die eben durch eine liberale Revolution ihren ebenfalls sehr deutschfreundlichen Sultan Abdul Hamid entthront hatte. Im Sommer aber begrüßten sich Wilhelm II. und der Zar zur Freude der russischen Konservativen und zum Ärger Englands und Frankreichs sehr herzlich in den finnischen Schären, was die Zusammenkunft des Zaren mit dem französischen Präsidenten in Cherbourg am 31. Juli wesentlich abkühlte. Man war in Frankreich mit Rußland nicht sehr zufrieden. Ein Besuch des Zaren in Konstantinopel, der ohne das entgegenstrebende England mit der türkischen Revolutionsregierung die Meerengenfrage gewissermaßen privatim lösen wollte und dabei wohl auch den vermehrten Einfluß Deutschlands auszuschalten den Zweck hatte, kam nicht über die Vorbereitungen zum Empfang hinaus. Eine Zusammenkunft des Zaren mit dem König von Italien am 24. Oktober in Racconigi aber zog Österreich eine Barriere vor seinem Balkanziel Saloniki.

Monarchenreisen häuften sich in diesem Jahre und ihr Gesamtergebnis war doch zweifellos ein gewisser unruhiger Rhythmus der Politik. Das Gespenst der Furcht lastete auf Europa und Bertrand Russell hatte recht zu schreiben: „Es ist die allgemeine Herrschaft der Furcht, die das System der Bündnisse hervorgerufen hat; man hielt es für eine Garantie des Friedens, es erwies sich nun aber als die Ursache des Allerweltsunglückes .... Diese allgemeine Furcht hat schließlich eine viel größere Katastrophe heraufbeschworen, als man durch die Bündnisse je abzuwenden hoffte."

Eine Atempause in der englischen Arbeit an der definitiven Gestaltung Europas bedeutete das Jahr 1910, das nicht ohne Englands Verdienst sogar eine Entspannung zwischen Rußland und Österreich herbeiführte. Aber die deutsch-russischen Beziehungen blieben kühl, denn soviel sich auch das Auswärtige Amt bemühte, die Bedeutung

des deutschen Eingreifens in der bosnischen Krise abzuschwächen, Rußland hatte das unbedingte — und auch objektiv richtige — Gefühl, daß es seine diplomatische Niederlage in dieser Krisis Deutschland zu verdanken hatte. Die deutsche Politik hatte keinen festen Boden mehr. Die ursprüngliche Freiheit der Option zwischen England und Rußland war durch die Torheiten des Kaisers und den künstlichen Englandhaß der deutschen öffentlichen Meinung, durch die Unentschlossenheit der Reichsregierung und durch die scharfe Konsequenzen aus all diesem ziehende englische Politik verloren gegangen. Nun hätte es sich im Augenblick der Entente cordiale zwischen England und Frankreich darum gehandelt, ein Bündnis mit Rußland, koste es was es wolle, zu bekommen. Da mußte auch Österreich-Ungarn zurückstehen und am Balkan seine nackte Eroberungspolitik aufgeben. Man hätte durch Vereinbarungen hinsichtlich der Meerengen, die bis zu einem Desinteressement an der Besetzung Konstantinopels durch die Russen gehen konnten, den russisch-englischen Gegensatz in Vorderasien neu entzünden und sich Rußland — überdies auch auf finanziellem Wege — zum Freunde machen können. 1910 war es zu spät dafür. Vielleicht aber hätte, wollte man diese Politik des europäischen Gleichgewichts aufgeben und damit das imperialistische Zeitalter (in Europa wenigstens) beenden, in diesem Jahre ein ganz großer Politiker den europäischen Völkerbund zustande gebracht. Es würde hier zu weit führen, die ihn damals fördernden Stimmungen einzeln zu besprechen. Das gewichtigste Moment lag im Tode Eduards VII. am 6. Mai 1910 und in der Überzeugung des englischen Kabinetts, daß Europa doch nicht das geworden war, was Eduard aus ihm machen wollte. Aber der psychologische Moment dieser Monate der Resignation, ja der besseren Einsicht in Richtung auf eine nachhaltige europäische Versöhnung wurde in Deutschland versäumt — vielleicht nicht im entferntesten erkannt. Die Politik der kleinen Mittel und zunehmender Einfluß des Großkapitals auf die deutsche Politik (auch im Orient) erzeugten eine Kurzsichtigkeit, der alle Züge außer dem allernächsten im großen Schachspiel Europa vollkommen unerkennbar waren.

Das Bild vom Schachspiel trifft hier wirklich die deutsche Politik dieser ganzen Jahre. Man spielte in Berlin wie der Anfänger im Schach. Man nahm hier und dort eine Figur, parierte diesen und jenen Angriff, aber wenn einer gefragt hätte: „Wie ist nun euer Gesamtplan? Wie marschiert ihr auf? Welche Figuren nehmt ihr für euren Angriff mit? Wie wird wohl euer fünfter, sechster Zug

nach diesem aussehen? Spielt ihr auf Matt des Gegners oder richtet ihr euch von vornherein auf ein Remis ein?", der Frager, der diese Fragen in der Sprache der Politik gesprochen hätte, wäre ohne Antwort geblieben. Oder man hätte ihm vielleicht geantwortet, was während des Krieges einmal ein recht maßgebender Herr im Deutschen Klub von 1914 gesagt haben soll: „Die Größe der deutschen Politik liegt darin, daß sie kein bestimmtes Ziel hat!"

So segelte die deutsche Politik *ohne Willen zur Tat* — sei es zur imperialistischen der Machtentscheidung, sei es zur weltversöhnenden des absoluten Ausgleichs aller Spannungen — in das Jahr 1911. Gewiß, Deutschland hatte die Wahrung des Friedens im Auge, aber sein Motiv war nicht ein kraftvoller Wille zu Krieg oder Frieden, sondern ein unentschlossenes, hilfloses laisser aller. Der Bundesgenosse Italien erklärt dem türkischen Freund den Krieg. Das Auswärtige Amt in Berlin kam in eine geradezu kindische Verlegenheit. Es versucht das Vermitteln und drängt Italien noch mehr in russische politische Geleise. Im März erscheint der wütende Chauvinist und Kriegshetzer Delcassé als französischer Marineminister wieder auf der politischen Bildfläche. Die französische Presse hetzt in unverantwortlichster Weise gegen Deutschland. Ein Besuch des Kaisers in England im Mai kann die Spannung zwischen den beiden Reichen nur sehr oberflächlich mildern. Da bricht die dritte Marokkokrise herein. Wieder verspricht England Frankreich „materielle Hilfe", und diesmal in der bestimmten Form von 150000 Mann. Lloyd George, damals Schatzkanzler, der noch 1908 sehr vernünftig über Deutschlands Flottenbau gesprochen und böse Absichten Deutschlands als nicht vorhanden bezeichnet hatte, droht mit dem Krieg, „ein Friede um jeden Preis" ist ihm „eine Erniedrigung, die ein großes Land wie das unsrige nicht ertragen könnte". Es ist wohl anzunehmen, daß Lloyd George damals nicht — wie vielfach behauptet wird — dadurch den Widerstand Frankreichs anfeuern wollte, *damit* ein europäischer Konflikt entstehe. Eher ist die Absicht vorwaltend gewesen, Deutschland zu erkennen zu geben, daß sich England bei einer diplomatischen Niederlage Frankreichs mitbetroffen fühle und dadurch auf Deutschland hemmend einzuwirken.

Frankreich hatte am 15. März begonnen, unter Nichtachtung der Algecirasakte sich in Marokko auszubreiten und ließ am 21. Mai Fes besetzen. Darauf erschien — was ein offenkundiger politischer Fehler Deutschlands war, denn Deutschland entzog ebenso wie Frankreich die Angelegenheit Marokko der Zuständigkeit der Signa-

tarmächte — das deutsche Kanonenboot „Panther", das bald vom Kreuzer „Berlin" abgelöst wurde, vor Agadir an der Küste Marokkos und gleichzeitig verlangte Deutschland Kompensationen. Außerordentliche Erregung der deutschen und französischen öffentlichen Meinung war die Folge. Frankreich entzieht die marokkanische Frage der internationalen Domäne und beginnt durch Cambon mit dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen von Kiderlen-Wächter Unterhandlungen (Juli 1911), die nach viermonatiger Dauer, während dessen der Weltkrieg alle Augenblicke ausbrechen konnte, am 4. November zu einem Abkommen führten, nach dem Deutschland die besonderen Interessen Frankreichs in Marokko anerkannte und sich aller politischen eigenen Vorteile begab. Dafür erhielt Deutschland ein Stück des französischen Kongo- und Äquatorialgebietes und das Frankreich bisher gehörige Vorkaufsrecht auf Spanisch-Guinea. Den Wortlaut des Abkommens enthält Rüdiger, „Die Bedeutung der Algeciraskonferenz" (S. 179 ff.).

Der deutsche „Untertan" aber mußte glauben, daß seine Regierung damit einen glänzenden Erfolg erzielt habe. Und wenn er es trotz aller amtlichen Aufklärung nicht glaubte, fehlte ihm „Patriotismus" und „loyale Gesinnung".

Ein Gutes brachte die große Krisis von 1911 mit sich. Sowohl Deutschland als England sahen ein, daß die künftige Vermeidung des Krieges nur möglich sei, wenn die Politik der beiden Mächte aufhöre, in so hohem Maße wie bisher mißtrauisch und gereizt zu sein. Und beide Regierungen machten Versuche zur Annäherung. Diesmal waren es die deutsche Flotte und ihre ganz in alldeutschen Händen liegende lärmende und prahlerische Agitation, die es verhinderten, zu einer Verständigung mit England zu kommen.

Schon 1909 waren Versuche Bethmann Hollwegs und des englischen Botschafters Sir Edward Goschen zur Regelung der Flottenfrage gescheitert, „weil keine Formel gefunden wurde, welche den Admiralitäten genügte". (In Bethmann Hollwegs „Betrachtungen zum Weltkriege" I, S. 45. In diesem Werke finden sich auch S. 45 ff. eingehende Einzelheiten zur Frage der Flottenpolitik und der Beherrschung der Reichsregierung durch militärische „Autoritäten".)

Nach der Marokkokrise wünschte eine Gruppe englischer Liberaler die ernsthafte Revision der bisherigen Kabinettspolitik, mit anderen Worten den Rücktritt Sir Edward Greys, was gegenüber der Stärke des Kabinettstrios Asquith, Grey, Haldane, zu denen Lloyd George und Churchill in imperialistischen Fragen fest hielten, ganz unmöglich war. Aber ein Versuch zur Besserung der englisch-

deutschen Beziehungen wurde gemacht, und zwar mit Rücksicht auf das englische Volk, das keine Lust am Krieg zeigte. Zunächst schien, Ende 1911, die Ouvertüre zwischen dem deutschen Botschafter und Sir Edward Grey Hoffnungen erwecken zu können, Anfang 1912 kam Haldane nach Berlin und war erfreut, einige Zugeständnisse in der deutschen Flottennovelle erreichen zu können. Man ging noch weiter. Man schlug Haldane ein Neutralitätsabkommen vor, das dieser formal geändert wissen wollte. Die Texte lauteten:

Deutscher Text	Vorschlag Haldane
„Sollte einer der hohen Vertragschließenden in einen Krieg mit einer oder mehreren Mächten verwickelt werden, so wird der andere Vertragschließende dem in den Krieg verwickelten Vertragschließenden gegenüber zum mindesten wohlwollende Neutralität beobachten und nach allen Kräften für die Lokalisierung des Konfliktes bemüht sein."	„Keine der beiden Mächte wird irgend einen unprovozierten Angriff auf die andere machen oder zu machen sich vorbereiten oder an irgendeiner Vereinigung oder einem Unternehmen gegen die andere zu Zwecken des Angriffs teilnehmen oder sich in irgendeinen Plan eines maritimen oder militärischen Unternehmens, das auf ein solches Ziel gerichtet ist, allein oder mit einer anderen Macht einlassen."

Die deutsche Fassung war bei den vorhandenen politischen Bindungen Englands viel zu weitgehend, die englische war für Deutschland zu nichtssagend. Die ganze Frage der vertragsmäßig festgelegten Verständigung scheiterte am Mißtrauen Englands und Deutschlands und an den beiderseitigen „Admiralitäten". England war bereit zu großen Anerbietungen in Kolonialfragen und im Orient. Noch einmal wäre eine Teilung der Welt angebahnt worden, aber England verlangte im deutschen Flottenbau einige — übrigens gar nicht beträchtliche — Zugeständnisse, die Tirpitz und mit ihm alle diejenigen, die glaubten, man könne die politische Lage Deutschlands durch ein paar Schiffe mehr vor dem Zusammenbruch bewahren, ablehnten.

England mußte das verlangen, denn es setzte sich bei Annahme eines irgendwie formulierten Neutralitätsvertrages mit Deutschland der Gefahr aus, daß Frankreich und Rußland, die in diesem Vertrag das sehen mußten, was er war: eine Verhinderung ihres Krieges gegen Deutschland, von der Entente sich lösten und damit der Dreibund wieder die Führung der europäischen Politik in die Hand bekam.

Während dieser Verhandlungen mit England, in denen militärische Gesichtspunkte bereits eine verhängnisvolle Präponderanz vor den politischen aufwiesen, lag das Schicksal der Zukunft schon nicht mehr in diesen beiden Ländern allein, sondern zu allermeist in Rußland. Der Unterschied im politischen Willen zwischen England und Rußland hinsichtlich des Krieges mit Deutschland darf nie außer acht gelassen werden. England will den Krieg nicht. Es will nur die Isolierung Deutschlands in der Absicht, dadurch den Frieden Europas zu erreichen. Es erreicht diese Isolierung auch, aber nicht ohne Verabredungen treffen zu müssen, die es mehr, als ihm lieb ist, an den französischen Chauvinismus und den russischen Kriegswillen knüpfen. Rußland — das heißt seine führenden Leute —, Iswolski an der Spitze, will den Krieg, weil es sehr bald erkennt, daß es auf andere Weise seine panslawistischen Ziele am Balkan und seine imperialistischen auf Konstantinopel gerichteten nicht erreicht.

Bethmann Hollweg spricht die Tragik der Lage ganz richtig aus, wenn er sagt: „Vielleicht war es ein Fehler, daß wir die bindende Kraft der Abmachungen Englands mit dem Zweibund, wie sie sich aus dem Verhalten Sir Edward Greys ergab, zu gering eingeschätzt und infolgedessen den Verhandlungen eine zu breite Ausgangsbasis gegeben hatten". (Das heißt: von vornherein zu viel erreichen wollten!) „Möglich waren eben nur praktische Interessenausgleiche unter Verzicht auf eine bald erkennbare Umstellung der bestehenden Machtgruppierung."

In diesem letzten Satz liegt die vernichtende Kritik der Politik Bismarckischer Epigonen und die Feststellung, daß 1912 der politische Aufmarsch der Feinde Deutschlands beendet war. Der Balkankrieg von 1912 war schon ein Bestandteil des Weltkrieges — eine große gewaltsame Rekognoszierung Rußlands gegen Österreich.

Seit dem Abkommen mit England 1907, das durch die Zusammenkunft Nikolaus' II. und Eduards VII. auf der Reede von Reval auch noch eine persönliche Note erhalten hatte, orientierte sich die russische Politik gegen Deutschland, und das um so mehr, je deutlicher die deutsche Orientpolitik auftritt. Dann kam die schon erwähnte politische Niederlage Rußlands in der bosnischen Krisis, die die Stimmung gegen Deutschland mächtig erregte und der panslawistischen Strömung Oberwasser gab. Denn ohne Deutschlands Dazwischentreten hätte Rußland auch trotz der noch immer vorhandenen Erschöpfung durch den Japanischen Krieg damals Österreich-Ungarn den Krieg erklärt und diesen Krieg mit Leichtigkeit gewonnen, wenn Österreich allein geblieben wäre. Aufklärung hierüber bietet ein

Brief des Petersburger Professors Mitrofanow an Hans Delbrück (Preußische Jahrbücher 1914, Juni).

Es revanchierte sich durch Konstitution des Balkanbundes, der, wie selbst der Führer der russischen Kadettenpartei Miljukow veröffentlichte, ein Werk Rußlands war. Rußland war dann allerdings etwas überrascht, wie dieser Balkanbund sich nicht zur Lösung der serbischen Frage gegen Österreich, sondern gegen die Türkei richtete, gab aber auch dazu seine Zustimmung. Über die Abmachungen zwischen Frankreich und Rußland hinsichtlich der Eventualitäten auf dem Balkan ist wohl die Äußerung des Engländers Dell in der „Nation" (August 1919), in der er Iswolski als „den großen Verbrecher" bezeichnet, eines der wichtigsten Dokumente. Sie lautet:

„Im Jahre 1912 besuchte Poincaré Petersburg, und der Krieg datiert tatsächlich von diesem Besuch. Poincaré war gewählt worden, um eine starke Politik zu befolgen. Aber Iswolski war der wirkliche Drahtzieher. Am 12. September 1912 berichtete er seiner Regierung über eine Unterredung mit Poincaré, in der dieser ihm gesagt hatte: ‚Wenn ein Konflikt mit Österreich Deutschlands bewaffnete Intervention nach sich ziehen würde, würde Frankreich darin sofort einen casus foederis erblicken und nicht eine Minute verlieren, um Rußland sein Gelübde zu erfüllen.'

Beachtenswert dabei ist, daß im September 1912 sowohl Iswolski als auch Poincaré anerkannten, daß, wenn es zum Kriege komme, seine Veranlassung ein Konflikt zwischen Rußland und Österreich-Ungarn sein werde. Keiner von beiden erwartete auch nur einen Augenblick jenen Angriff auf Frankreich, auf den sich, wie man uns oft versicherte, Deutschland vierzig Jahre lang vorbereitet hat. Es war keine Rede von einer russischen Hilfeleistung für Frankreich oder der Möglichkeit, daß sich ein solcher Fall ergeben könnte. Nach meiner Ansicht haben Iswolski und Poincaré nur deshalb im September 1912 einen Konflikt zwischen Rußland und Österreich-Ungarn vorausgenommen, weil sie wußten, daß Rußland nach einem solchen Konflikt trachtete.

Die von Poincaré im September 1912 gegebene Zusicherung wäre nicht nötig gewesen, wenn der Allianzvertrag Frankreich gezwungen hätte, unter den erwähnten Bedingungen zu intervenieren. Die Allianz war rein defensiv; was Poincaré sagen wollte, war, daß Frankreich auch im Fall, daß Rußland angreifen werde, intervenieren werde, wenn Deutschland das täte. Mit anderen Worten, es gab Rußland freie Hand. Das ist die Ansicht,

die mir Jaurès noch eine Viertelstunde vor seinem Tode ausdrückte." (Angeführt in Rohrbach, „Die Beweise für die Verantwortlichkeit der Entente am Weltkrieg", S. 23. Bestätigt ist diese Tatsache durch ein Telegramm Iswolskis aus Paris vom 17. November 1912 [angeführt ebenda].)

Als Poincaré 1913 Präsident der Republik wurde, war das der politische Sieg der französischen Kriegspartei. Ihm folgte bekanntlich die Einführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich, das heißt eine Höchstanspannung der militärischen Machtmittel, die auf die Dauer gar nicht auszuhalten war und nur sozial möglich erschien als Vorbereitung für den vor der Türe stehenden Krieg. Auch England hatte sich wie Frankreich durch Marinekonventionen noch enger als bisher mit Rußland verbunden (1912), und geheime Abmachungen zwischen Grey und Cambon regelten das beiderseitige Verhalten für den Fall „eines unprovozierten Angriffs durch eine dritte Macht".

Doch zurück zu Rußland. Seine Verbindungen mit Serbien blieben bestehen. Der Zar äußerte sich schon 1912 dem Kronprinzen Alexander von Serbien gegenüber, „daß nunmehr die Aspirationen Serbiens gegenüber Österreich-Ungarn bald in Erfüllung gehen würden". Telegramme des serbischen Gesandten aus Petersburg vom 13. November und 27. Dezember 1912, sowie vom 29. April 1913 bestätigen diese russische Absicht. Man mahnt Serbien, im Augenblick keinen Konflikt mit Österreich vom Zaun zu brechen, „es sei besser, daß Serbien, welches mindestens zweimal so groß würde, als es bisher war, sich kräftige und sammle, um möglichst vorbereitet die gewichtigen Ereignisse abzuwarten, die unter den Großmächten eintreten müssen". Es solle die Gegenwart „nur als eine Etappe betrachten, denn die Zukunft gehöre uns". Sasanow sagt dem Gesandten, „daß Serbien für künftige Zeiten arbeiten müsse, da es viel Land von Österreich bekommen werde".

Eine Reihe anderer gewichtiger Dokumente beweisen es ganz zweifellos, daß Rußland die Balkanfragen nur durch einen Krieg gegen Österreich-Ungarn zu lösen hoffte und auch zu lösen wünschte. Daß damit auch der Krieg gegen Deutschland einbeschlossen war, konnte sich kein russischer Politiker verhehlen. Das war, so wie die Bündnisverhältnisse zwischen Berlin und Wien lagen, selbstverständlich.

Das Ziel Rußlands waren die Meerengen, war Konstantinopel, von dem Napoleon sagte: „Konstantinopel? Das ist die Herrschaft der Welt." Die Sehnsucht der russischen Politik nach dem schimmernden Byzanz kam während des ersten Balkankrieges nach der

Eroberung von Adrianopel in besonders lebhafter Weise zum Ausdruck. Der belgische Gesandte berichtete am 31. März 1913 aus Petersburg: „Die Einnahme von Adrianopel und die Möglichkeit eines Marsches auf Konstantinopel geben dem Enthusiasmus der russischen Panslawisten einen neuen Antrieb." In Petersburg standen Kundgebungen vor der österreichischen Botschaft bevor. Diese Sehnsucht war volkswirtschaftlich begründet. Das ganze russische Budget war auf die Ausfuhr basiert. Die Handelsbilanz mußte aktiv bleiben. Nun gingen aber zwei Drittel der Ausfuhr durch die Häfen des Schwarzen Meeres und die türkischen Meerengen. Die Schließung dieser nach freiem Willen der Türkei bedeutete eine ständige Gefahr für Rußland.

Diese mißliche Lage hoffte Rußland durch entsprechende Intervention auf dem Balkan mitlösen zu können. Es ist nun ganz selbstverständlich — und wir haben Analogien in Deutschland genug erlebt —, daß in Zeiten besonderer Spannungen die chauvinistischen Elemente eines Volkes — also in Rußland die Panslawisten — eine besonders lebhafte Rolle zu spielen pflegen. Das sind gemeinhin die Zeiten, in denen sie zu politischer Wirksamkeit gelangen und Einfluß auf die gewichtigsten Entscheidungen gewinnen können. Es war ein großes Unglück, daß fast alle russischen Diplomaten glühende Panslawisten waren und dabei persönliche Politik trieben, so daß selbst der französische Gesandte in Berlin sich dem belgischen gegenüber äußerte, in der Undisziplinniertheit und der persönlichen Politik dieser russischen Vertreter bestehe die größte Gefahr für den europäischen Frieden.

Während des Balkankrieges befand sich Europa ständig vor der Möglichkeit, daß der Weltkrieg ausbrach. Rußland und namentlich seine Armee wollte ihn und traf militärische Vorbereitungen, Österreich spielte mit dem Feuer in Unterschätzung der Gefahr, Deutschland und England wollten den Krieg nicht, Frankreich stand der kriegerischen Handlung, man kann sagen, mit dem dolus eventualis gegenüber. Auch hatte Frankreich, wie wir wissen, Rußland freie Hand gegeben, und Deutschland hatte, man möchte sagen leider, zu deutlich bekundet, daß es Österreich, wenn dieses angegriffen würde, unter allen Umständen schützen würde. Wieder geriet Deutschland in das Schlepptau österreichischer Politik und mußte unter Umständen für Balkanprestigefragen seines Bundesgenossen, die dieser leichtfertig und in hohem Maße ungeschickt behandelte, das Höchste riskieren. Österreich ging so weit, starke Kräfte an der russischen Grenze zusammenzuziehen.

Die Lage Deutschlands wurde immer gefährlicher, nachdem Österreich-Ungarn nicht mehr alle Kräfte gegen Rußland zur Verfügung hatte, sondern zum mindesten mit starken Detachierungen gegen das im Balkankrieg groß gewordene Serbien rechnen mußte und auch an seiner italienischen Grenze nicht unbedingt sicher war. Die große Heeresvermehrung und der Wehrbeitrag von 1913 sind letzte Versuche, das politisch nicht mehr vorhandene Gleichgewicht in Europa durch militärische Maßnahmen etwas auszubalancieren. Sie wirkten alarmierend, wie erste organisatorische Mobilmachungen! Die gleiche Idee wie in Deutschland, den Krieg, den man kommen sieht, den man mit Sicherheit erwartet, durch Rüstungen zu verhindern, herrscht in dieser Zeit auch in Frankreich. Die vernünftigsten Leute sind der Ansicht — hüben und drüben —, man sei nur sicher, wenn man bis an die Zähne bewaffnet sei. Si vis pacem para bellum! In allen Tonarten konnte man diesen nur in vereinzelten Ausnahmefällen anwendbaren Satz hören. Die oberen Bevölkerungsklassen Deutschlands waren in dieser Zeit ebenso unvernünftig wie die der Franzosen. Hier wie dort Kritiklosigkeit, Hurrapatriotismus, keine Ahnung von der Furchtbarkeit des Krieges.

Es ist sehr bezeichnend, wie der belgische Gesandte die Stimmung in Deutschland schildert: „Der Geist der führenden Klassen," schreibt er, „ist weit davon entfernt, friedliebend zu sein. Der Haß gegen Frankreich ist ihnen in der Schule gleichzeitig mit dem Gefühle der Größe Deutschlands, das bestimmt sei, Europa zu beherrschen, eingeimpft worden. Diese Feindseligkeit und dieser Nationalstolz lassen sie einen Krieg mit ihrem westlichen Nachbarn als ein notwendiges, unvermeidliches Übel ansehen, wenn es gilt, die deutsche Vorherrschaft zu sichern und alle Hindernisse zu zertrümmern, die von der Diplomatie der Republik der Entwickelung ihres Landes in den Weg gelegt werden. Wenn einmal das Reich sich auf die riesenhafteste aktive Armee, die man jemals gesehen hat, stützen wird, kann man sich fragen, ob die friedliebenden Gedanken des Staatsoberhauptes nicht einen unzureichenden Damm bilden werden, um die Erregung und die kriegerische Hitze der oberen Klassen der Nation im Zaum zu halten." (Angeführt in Schwerdtfeger, „Der Fehlspruch von Versailles", S. 176. — Der Gesandte hält im übrigen den Mystizismus des Kaisers für das Motiv seiner Friedensliebe.)

England blickt mit großer Besorgnis auf das lebhafte Rüsten der Militärstaaten des Festlandes. Man ist keineswegs geneigt, für alle Fälle Frankreich zu helfen. Man weigert sich, auf den Wunsch der Konservativen einzugehen und die immerhin noch Bewegungs-

freiheit gewährende Entente mit Frankreich in ein Bündnis zu verwandeln. Man sieht an dem Verhältnis Deutschlands zu Österreich, wie schwer die Ketten eines solchen Bündnisses mit einem „lebhaften" Bundesgenossen sein können.

Es muß hier festgestellt werden, daß England sein politisches Ziel — die Isolierung Deutschlands — erreicht hatte und nicht mehr als das wollte. Selbst die „Times" warnen Frankreich vor seinen Chauvinisten und schreiben, man spreche zu viel von Elsaß-Lothringen. England würde einen Revanchekrieg nicht billigen.

Eine gewisse Entspannung der europäischen Lage nach dem Balkankriege war unverkennbar. Das Mißtrauen gegen Österreich aber blieb. Es war so stark, namentlich bei den Balkanvölkern, daß sogar Bulgarien in einem geheimen Vertrag Serbien 200000 Mann zusagte für den Fall eines österreichischen Angriffs. Es gelang Österreich, sich mit Italien zu einigen und mit der Absicht, die Serben von der Adria fernzuhalten und eine nördliche Vergrößerung Griechenlands zu verhindern, ein selbständiges Fürstentum Albanien zu konstruieren. Sofort bot Deutschland einen Fürsten an, der denn auch akzeptiert wurde, aber wenig Freude machte und fand. Deutschland und England machten ernsthafte Versuche gegenseitiger Annäherung. Man hatte den Eindruck, daß Europa — einem hysterischen Weib vergleichbar — an der Sensation des Balkankrieges befriedigt, nun um alles in der Welt Ruhe haben wollte.

Da beging Deutschland eine neue große militärpolitische Torheit, indem es eine Militärmission unter General Liman von Sanders nach Konstantinopel schickte. Bisher waren deutsche Reformer — zum Teil wenig geeignete Persönlichkeiten — in der Türkei tätig oder besser gesagt untätig gewesen. Die Türken wollten gar nicht reformiert werden, sondern wollten nur sagen können: „Unsere Armee wird von deutschen Offizieren reformiert". Das genügte ihr vollkommen und hätte auch Deutschland genügen sollen. Nun aber kam die Militärmission, General Liman erhielt das Konstantinopler Korps, also die Truppe, die zunächst den Meerengen stand — eine ganz zwecklose Provozierung Rußlands. Die Türkei wehrte sich nach wie vor gegen wirkliche deutsche Kommandoführung. Fortgesetzte heftigste Streitigkeiten des sehr temperamentvollen Generals Liman von Sanders mit Enver, mit dem deutschen Botschafter, mit allem und jedem bewiesen die politische Unklugheit dieser ganzen Maßnahme Deutschlands. Frankreich, England und Rußland standen wieder restlos einig gegen die Militärmission. Liman mußte, einem Wunsche Rußlands zufolge, das Kommando abgeben. Die

Militärmission aber blieb. Neben ihr wirkte die englische Marinekommission, der es gelang, bis zum Kriegsausbruch alle Schiffe der Türken in Reparaturzustand zu versetzen, also kampfunfähig zu machen.

Das Jahr 1914 brach an. Zunächst machte es den Eindruck, weitere Entspannungen bringen zu wollen. Doch Ende Januar zeigte die französische $2^1/_2$-Milliardenanleihe an Rußland unter der Bedingung, daß dafür vornehmlich strategische Bahnen im Aufmarschraum gegen Deutschland und Österreich gebaut werden sollten, die Gefahr der Lage. Die Meerengenfrage wurde im Februar eingehend unter Ausarbeitung eines Aktionsprogramms behandelt. In dem Protokoll hierüber ist wiederholt darauf hingewiesen, daß in nächster Zukunft eine Veränderung der Lage am Bosporus stattfinden könne und dann der bezeichnende Zusatz beigefügt, „daß der Kampf um Konstantinopel nur während eines europäischen Krieges möglich sein werde". Also erwartete man diesen in nächster Zukunft, man — das heißt der, der es wissen konnte, Ssasanow — nahm an, daß „Serbien seine gesamte Macht gegen Österreich-Ungarn werfen werde", er bezweifelt, ob Rumänien, trotz des „gegen Rußland gerichteten Militärbündnisses", im Kriege „tatsächlich gegen dieses auftreten werde" (Jagow, „Ursachen und Ausbruch des Weltkrieges", S. 76/77). Eine Militärkonvention mit Rumänien wurde von russischer Seite aus geplant, der Besuch des Zaren in Rumänien sollte gleichzeitig mit der Verlobung einer Zarentochter mit dem rumänischen Kronprinzen das Absprengen Rumäniens vom Dreibund einleiten.

Rußland schritt im Frühjahr 1914 zu direkten militärischen Kriegsvorbereitungen. Nach einem belgischen Gesandtschaftsbericht aus Petersburg vom 27. März 1914 (angeführt in Schwerdtfeger, „Zur europäischen Politik" IV, S. 187) seien 1913 drei, in den ersten Monaten des Jahres 1914 weitere zwei neue Armeekorps aufgestellt, zwanzig bis fünfundzwanzig neue Kavallerieregimenter seien in Bildung begriffen, je eine neue Reservedivision für jedes Armeekorps und Artilleriematerial für Verdoppelung der Artillerieformationen des Friedensstandes seien vorgesehen; von den 1200000 Rekruten pro Jahr würden statt der bisherigen 450000 nunmehr 600000 eingestellt.

Japanische Offiziere bemerkten, daß in den russischen Offizierskasinos ganz offen von einem nahe bevorstehenden Kriege mit Österreich-Ungarn und Deutschland gesprochen wurde.

In England war keine Kriegsstimmung vorhanden und in Berlin

rechnete man bestimmt damit, daß England Frankreich bei einem Revanchekrieg nicht helfen werde; man ging in diesem Vertrauen aber wohl insofern zu weit, als man sogar anzunehmen begann, die Entente cordiale sei nicht mehr wie zu Eduards VII. Zeiten in erster Linie gegen Deutschland gerichtet. Auch der stürmische Empfang des englischen Königspaares in Paris am 25. April 1914 änderte diesen Berliner Optimismus nicht, der ja so weit ging, daß man selbst nach der englischen Kriegserklärung die unsinnige Meinung vertrat, England würde diese als eine Formalität auffassen und „nicht ernsthaft mittun". Man hatte offenbar keine Kenntnis über die Aufnahme des französischen Kabinetts Ribot (das Kabinett der dreijährigen Dienstzeit) in London, von der der belgische Gesandte aus London am 11. Juni berichtete, man sei in England der Ansicht, daß nur die Anwendung des Gesetzes über die dreijährige Dienstzeit die Republik in die Lage versetzen könne, den Verpflichtungen zu genügen, die sie an ihren Verbündeten, Rußland, oder an ihren Freund, England, binden (belgische Aktenstücke 117).

Die Ansicht des belgischen Außenministeriums vom 3. Juli, die wir gewiß als ein nicht von Parteilichkeit für Deutschland eingegebenes Zeugnis halten dürfen, besagt: „Frankreich und Rußland spielen wahrhaftig in diesem Augenblick ein sehr gefährliches Spiel. Sie steigern sich wechselseitig auf dem Wege der Rüstungen bis zum Äußersten und geben sich — hauptsächlich Rußland — einem Bluff hin, der die ernstesten Folgen zeitigen könne" (Schwerdtfeger, „Zur europäischen Politik" IV, S. 205).

In Paris war man schon im Januar 1914 so sicher, daß dieses Jahr den Krieg bringen werde, daß der Generalgouverneur von Paris, General Michel, im Budgetausschuß die außergewöhnlich hohe Mehlversorgung der Stadt Paris, die er forderte, mit den Worten begründete: „Die Zeit drängt. Dieses Jahr ist ein außergewöhnliches Jahr, wir wissen nicht, was es uns bringen wird. Wir wissen nicht, ob wir im Monat März oder im Monat April die Mobilmachung haben werden" (Jagow a. a. O. S. 80).

Im Mai 1914 ließ die französische Regierung in Bern der Schweiz anbieten, ihr im Kriegsfall die nötige Getreidezufuhr auf französischen Bahnen zu sichern, wenn die Schweiz den Verbleib des Getreides in ihrem Land garantiere.

England verhandelte noch 1914 in freundlicher und entschieden entgegenkommender Weise mit Deutschland über ein großes vorderasiatisches Abkommen, das Mesopotamien, Anatolien und Syrien

betraf und nichts anderes bedeutete, als den Beginn einer Teilung der Türkei in wirtschaftliche Interessensphären, wobei auch Rußland und Frankreich berücksichtigt waren. Das Abkommen stand im Sommer 1914 direkt vor dem Abschluß. Auch die deutsch-englische Einigung über die portugiesischen Kolonien wurde in diesem Jahre abgeschlossen. Ende Juli erhielt der deutsche Botschafter die Genehmigung zur Zeichnung. (Über den dies Abkommen erschwerenden geheimen englisch-portugiesischen sogenannten „Windsorvertrag" und Lord Edward Greys bona fides vgl. Jagow, „Ursachen und Ausbruch des Weltkriegs", S. 62, Anm. 1. Die Rolle Kühlmanns im englisch-deutschen Abkommen haben wir im letzten Abschnitt dieses Buches behandelt.)

Jagow glaubt, daß diese Abmachungen mit England — einmal veröffentlicht — dem Frieden gedient und, wenn der Krieg ausgebrochen wäre, den englischen Staatsmännern es erschwert hätten, „die Nation gegen ihre besseren Instinkte in den Krieg mit uns zu treiben". Beide Ansichten sind wohl nicht ganz richtig. Die Initiative der Politik lag 1914 bei Rußland. Frankreich war — weil es die Gelegenheit ersah, auf diese Weise Elsaß-Lothringen wieder zu erhalten, — bereit, die Politik Rußlands auf jeden Fall, auch auf die Gefahr des Krieges hin, zu unterstützen (die Last der dreijährigen Dienstzeit war, wie wir schon erwähnt haben, nur für kurze Zeit zu tragen und drängte auf den Krieg). Rußland aber *wollte* den Krieg. England hätte ihn wohl nur verhindern können, wenn es strikte Neutralität angesagt hätte. Es war aber nicht im Interesse Englands gelegen, Deutschland in diesem Kriege siegen zu lassen, was bei Neutralität Englands der Fall sein mußte. Denn England erkannte klar, daß es in diesem Fall seine Weltmachtstellung riskierte. Es wäre ihm nichts übrig geblieben als mit dem siegreichen Deutschland später *allein* abzurechnen, wobei die Entscheidung, wer bei dieser Abrechnung siegen würde, durchaus fraglich war.

Daß ein gegen Frankreich-Rußland siegreiches Deutschland in seinen Forderungen maßlos sein würde, war — Brest Litowsk zeigt es — leider mit Recht anzunehmen.

Und so reduziert sich die Formel für die englische politische Haltung gegenüber Deutschland auf den einfachen Satz:

Wir Engländer wollen keinen Krieg mit Deutschland, aber wir können es auch nicht zulassen, daß Deutschland mit anderen Großstaaten Krieg führt, denn sein Sieg ist dann wahrscheinlich und sein Sieg macht es für uns zu gefährlich.

In diesem Satz liegen das Motiv der Einkreisung und das der

Teilnahme Englands am Kriege begründet. Die Einkreisung wurde auch von durchaus pazifistischer englischer Seite begrüßt, weil man der Idee des europäischen Friedens zuliebe einen in seinen Folgen katastrophalen Denkfehler machte. Die Einkreisung verhinderte wohl jede aggressive Politik Deutschlands in Europa, sie stärkte aber das Kraftbewußtsein der aggressiven Elemente in Rußland und auch in Frankreich so sehr, daß die Gefahr des Krieges erst recht emporstieg. Die vernünftigen englischen Staatsmänner — keineswegs blutrünstige Verbrecher, wie sie alldeutsche und kriegspressеamtliche Ammenmärchen hingestellt haben — haben das auch eingesehen. Daher ihre Besorgnisse, ihre bis zum August 1914 fortgesetzten Versuche der Schlichtung europäischer Differenzen, neuer Abkommen, neuer Vereinbarungen mit Deutschland. Aber die Verhältnisse waren stärker geworden als der Wille Englands — der, wie wir sahen, kein absoluter sein konnte. Auch die englische Politik hat, heraustretend aus ihrer splendid isolation der Bismarckischen Zeit, Fehler gemacht. Diese Fehler lagen in zu starken Bindungen, im Rufen von Geistern, die man ohne Gefährdung der eigenen Stellung nicht mehr los wurde. Sie lagen endlich darin, daß man, von Deutschlands politischer Torheit als Verbündeter abgewiesen, zu heftig auf die augenblickliche Schwäche der eigenen Position reagierte, zu rasch und dezisiv dem Gegenpol des Dreibundes zustrebte.

Auch bei England also nicht Bösartigkeit, die zum Kriege führte, sondern ein Zwang, den Mängel der eigenen Politik herbeigeführt hatten.

Die Zeitschrift „Foreign Affairs" vom März 1921, Nr. 9, enthält einen schweren Angriff gegen die englische Regierung, der in folgendem zusammengefaßt wiedergegeben ist. Sein Inhalt widerspricht trotzdem nicht unserer Auffassung der englischen Politik. Denn die letzten Wochen vor Kriegsausbruch war die englische Politik nicht mehr Herr freier Entschließungen. Man erwartete den Krieg, und für diesen Fall war England, wie wir darstellten, gewillt, nicht neutral zu bleiben.

Die Vorwürfe der „Foreign Affairs" lauten: „Herr Conybeare, ein Professor in Cambridge, der schon während des Krieges in seinem Heimatland mutig für die Wahrheit eingetreten ist, knüpft an eine sehr wichtige Enthüllung in den jüngst veröffentlichten Denkwürdigkeiten des Admirals Lord Fisher, Ersten Seelords der Admiralität, an, worin dieser darlegt, es sei sein Plan gewesen, beim Ausbruch des Krieges sofort erhebliche russische Streitkräfte unter

dem Schutze der englischen Flotte von Kronstadt nach der Pommerschen Küste zu werfen, um von dort aus Berlin zu bedrohen und die gegen Rußland operierenden deutschen Heere im Rücken zu fassen. Mit den Geheimverträgen über ein Zusammenwirken der englischen und russischen Flotte gegen Deutschland, die die Bolschewisten veröffentlicht haben und deren Echtheit die Engländer nicht abstreiten konnten, sind auch Geheimdepeschen bekanntgegeben worden, die länger als einen Monat vor Ausbruch des Krieges zwischen Paris und Petersburg gewechselt wurden und von der Entsendung britischer Transportschiffe nach Kronstadt handeln. So stützen sich also die Darlegungen von Lord Fisher, der bekanntlich immer dafür eingetreten ist, die deutsche Flotte vor der Kriegserklärung zu überfallen, und wie die dänische im Jahre 1804, mit einem gewaltigen Schlage zu vernichten, und die russischen Enthüllungen gegenseitig so zuverlässig, daß ein Zweifel an dem Bestehen eines solchen Planes, also an dem Bestehen englischer Angriffsabsichten, nicht mehr möglich ist.

Jetzt bringt Herr Conybeare den Beweis nicht nur dafür, daß der Plan bestanden hat, sondern daß auch seine Ausführung schon in die Wege geleitet worden war. Herr Mac Lelland, jetzt Kaufmann in Neuyork, früher Agent von Lloyds Bureau in St. Petersburg, hat ihm vor vier Zeugen an Bord des Schiffes „Empres of France" das Geständnis gemacht, er, Mac Lelland, habe wenige Tage vor dem 28. Juni 1914 von London die gekabelte Anweisung erhalten, nach Kronstadt zu gehen und dort eine große Flotte englischer Handelsschiffe in Empfang zu nehmen, die von England nach dem Baltischen Hafen entsandt worden war. Mac Lelland fand die Schiffe zu seinem Erstaunen nicht beladen, sondern leer, und erfuhr bei seinen Erkundigungen nach dem Grund dieses seltsamen Umstandes, die Schiffe seien zu dem Transport russischer Truppen zwecks Landung an der deutschen Küste unter dem Schutz des Feuers englischer Panzer bestimmt. Der Bürgermeister von St. Petersburg, oder doch jedenfalls derjenige hohe Beamte, der die Funktion dieses Amtes erfüllte, sagte ihm am gleichen Tage, daß der Krieg unmittelbar bevorstände. Niemals vor dieser Aussage hatte Herr Mac Lelland von dem Fisherschen Plan oder von der Veröffentlichung der Geheimdepeschen etwas gehört — er kann also unmöglich das Opfer einer Gedächtnistrübung oder einer Verwischung verschiedener Eindrücke geworden sein.

Diese Überführung englischer Schiffe nach Kronstadt, um einen russischen Überfall auf die deutsche Ostsee zu ermöglichen, hat statt-

gefunden, bevor sich der Mord in Serajewo ereignete, der dann das Verhängnis auslöste."

Als am 28. Juni der österreichische Thronfolger mit seiner Gattin der Schlamperei des Landeschefs in Bosnien, des Generals Potiorek, zum Opfer fiel, indem er, ungeschützt, den radikalisierten Instinkten serbischer Nationalisten ausgesetzt worden war — da war eine Tat geschehen, die an sich Europa nicht hätte weiter gefährden brauchen, wäre dies Europa nicht ein in den letzten Jahren planmäßig gefülltes Pulverfaß gewesen. Wären Deutschland, Frankreich, Rußland nicht bis an die Zähne bewaffnet gewesen, so hätte man auch dann noch vom Kriege abgesehen. So aber bildete das Attentat eine Veranlassung zu brutalstem Auftreten — auch für Österreich. Das kriegerische Orchester Europas war gestimmt — auch in Deutschland — und als das Schicksal den Taktstock hob, begann es zu spielen.

4. Willenloses Gleiten in den Krieg.

Literatur.

Eines der wichtigsten und gleichzeitig wohl umfangreichsten Bücher über die kritischen Wochen und Tage vor dem Kriegsausbruch ist:

Sauerbeck, Ernst, Der Kriegsausbruch. Eine Darstellung von neutraler Seite an Hand des Aktenmaterials. Stuttgart und Berlin 1919.

Von dem Gedanken ausgehend, daß die Schuldfrage in den Vordergrund der politischen Erörterungen getreten sei, will Sauerbeck namentlich das „Drama der dreizehn Tage", also der Zeit von der Übermittelung der berüchtigten österreichischen Note an Serbien (23. Juli) bis zum eigentlichen Kriegsausbruch (4. August), einer genauen und „neutralen" Untersuchung unterziehen. Sauerbeck bringt die geschichtlichen Zeugnisse ungeschmälert vor und beschränkt die eigene Darstellung auf das Notwendigste. Einzelne Veröffentlichungen standen ihm noch nicht zur Verfügung.

Ein erschöpfendes Quellenwerk für das Studium der Zeit kurz vor dem Kriegsausbruch ist:

Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch. Vollständige Sammlung der von Karl Kautsky zusammengestellten amtlichen Aktenstücke mit einigen Ergänzungen. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes nach gemeinsamer Durchsicht mit Karl Kautsky herausgegeben von Graf Max Montgelas und Prof. Walter Schücking. 4 Bände. Charlottenburg 1919.

In dieser grundlegenden Arbeit sind auch alle Randbemerkungen Wilhelms II. zu den Berichten usw. mit abgedruckt, was für die Beurteilung der unglückseligen Geistesverfassung dieses kranken Herrschers wichtigste Belege liefert.

Als Ergänzung dieses großen Quellenwerkes dient

Kautsky, Karl, Wie der Weltkrieg entstand. Berlin 1919 und

Montgelas, Max Graf, Glossen zum Kautskybuch. Charlottenburg 1920.

Kautsky türmt in seinem Buche noch alle Schuld auf Deutschland. Später, in seinem Buch „Wilhelm II. und Delbrück" schrieb er: „Ich kann hier das Geständnis ablegen, daß es eine Zeit gab, in der ich die deutsche Regierung verachtete ... Ich war sehr überrascht, als ich Einblick in die Akten getan: Meine ursprüngliche Auffassung erwies sich mir als unhaltbar. Deutschland hat auf den Weltkrieg nicht planmäßig hingearbeitet, es hat ihn schließlich zu vermeiden gesucht."

Ein gewaltiges Werk des Verlages von Duncker & Humblot, München und Leipzig (1916—1919) befaßt sich mit der quellenmäßigen Zusammenstellung der völkerrechtlichen Urkunden:

Die Völkerrechtlichen Urkunden des Weltkrieges. Herausgegeben von Th. Niemeyer und K. Strupp.

I. Band: Politische Urkunden zur Vorgeschichte.
II. Band: Politische Urkunden zur Entwickelung des Weltkrieges.
III. Band: Politische Urkunden zur weiteren Entwickelung des Weltkrieges (Neutrale Staaten).
IV. Band: Völkerrechtliche Chronologie des Weltkrieges 1914—1919.

Die offiziellen Quellen für diesen Abschnitt sind die sogenannten „Farbbücher" der beteiligten Staaten. Es sind das: das deutsche Weißbuch, das österreichisch-ungarische Rotbuch, das englische Blaubuch, das russische Orangebuch, das französische Gelbbuch, das serbische Blaubuch und die belgischen Graubücher.

Weitere Quellen sind angegeben im IV. Band der oben angeführten Völkerrechtlichen Urkunden des Weltkrieges.

In fast allen Memoirenbüchern finden sich Stellen oder ganze Abschnitte, die sich mit dieser kritischen Zeit befassen, auch Einzelbroschüren sind in großer Zahl vorhanden. Die allermeisten leiden an einer parteipolitischen oder allgemeinpolitischen Voreingenommenheit, indem sie entweder Deutschland von aller Schuld freisprechen oder ihm die Alleinschuld aufladen wollen. Jede der beiden Absichten schadet naturgemäß dem Werte der betreffenden Veröffentlichung.

Die Aufführung aller dieser Arbeiten ist hier unnötig. Man wird beim Studium der Frage am zweckmäßigsten auf die angegebenen Quellenwerke zurückgreifen.

Im nachstehenden erwähnen wir einige Werke, die besonders Wertvolles oder Interessantes bringen.

Fried, A., Mein Kriegstagebuch. I. Bd. Zürich 1918. — Das Werk eines radikalen Pazifisten, der sich durch Wahrheitsfanatismus auszeichnete. Fried starb im Frühjahr 1921. —

Für die österreichischen Verhältnisse Wertvolles enthält:

Czernin, Graf O. v., Erinnerungen aus dem Weltkriege. Berlin 1919. (Abgedruckt in der Vossischen Zeitung beginnend mit 18. Oktober 1919) und vor allem

Goos, Dr. Roderich, Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges. Wien 1919. Das Buch ist auf Grund aktenmäßiger Erforschung des Staatsarchivs mit Ermächtigung des österreichischen Staatsamtes des Äußeren verfaßt und stellt die furchtbarste Anklage gegen Berchtold und die Militärpartei dar.

Für die russischen Verhältnisse ist außer den zahlreichen Veröffentlichungen aus dem Suchomlinow-Prozeß wichtig:

Pourtalès, Graf v., Am Scheidewege zwischen Krieg und Frieden. Meine letzten Verhandlungen. Berlin 1919.

Eine sehr objektive Darstellung des Kriegsausbruches findet sich aus der Feder von Sidney B. Fay in der Zeitschrift „American Historical Review" 1920, Juli und Oktober, ebenso ein Artikel von Headlam-Morley in der „Contemporary Review" 1921, Märzheft.

Wenn in diesem Werke das „Willenlose Gleiten in den Krieg" nicht den Schwerpunkt der Gesamtdarstellung bildet, ja wenn die kritischen Julitage nicht einmal in der alle Einzelheiten berührenden Breite geschildert werden, die mancher Leser erwartet und verlangt, so geschieht das aus der grundlegenden Ansicht, daß diese letzte Zeit für die Frage der Schuld sowohl, wie für die des Kriegsgrundes lange nicht so entscheidend ist, wie meistens angenommen wird. Wohl ist in diesen Tagen die äußere Veranlassung zum Kriege entstanden, aber diese Veranlassung hat lediglich den Charakter eines letzten Anstoßes. Wären die äußeren Umstände anders verlaufen, dann hätte irgend etwas anderes den Krieg früher oder später ausgelöst. Nur ganz vereinzelte Vorkommnisse haben tiefere Bedeutung.

Wie wissen aus dem bisher Dargestellten, wer den Krieg wollte, wer zum Kriege hetzte. Die Einflüsse, die diese Kreise in allen großen Militärstaaten Europas auf ihre Regierungen, vor allem aber auf die öffentliche Meinung ihrer Länder hatten, waren so groß ge-

worden, daß die Völker wie schwerbeladene Lastschiffe in einem Strom gegen einen Felsen, der mitten im Stromstrich lag, trieben. Vielleicht, daß ein genialer Steuermann sie noch im letzten Augenblick vor dem Zerschellen bewahrt hätte. Dazu hätte er aber gewaltiger Kraft und vor allem der Erkenntnis bedurft, daß tatsächlich im Strom, auf dem die Schiffe trieben, dieser tötlich wirkende Felsen lag — und gerade diese Erkenntnis fehlte den Staatssteuerleuten kurz vor Kriegsausbruch. Sie ließen die Schiffe treiben, sie sahen die Gefahr nicht, und als sie dicht vor dem Felsen waren, da war es zu spät. Wie die lebendige Kraft des treibenden Schiffes war die lebendige Kraft der treibenden Politik. Das Gesetz der Trägheit wirkt in der Politik ebenso wie in der Physik und in der Mechanik. Dazu kam, daß zwei Staatsschiffe bewußt in den Krieg gelenkt wurden: das waren Österreich und Rußland. Österreichs Regierung wollte den Krieg mit Serbien und rechnete darauf, mit Hilfe Deutschlands Rußland entweder von einer kriegerischen Unterstützung Serbiens abzuschrecken oder aber im Kriege zu besiegen. Rußlands Regierung wollte ebenfalls den Krieg und wußte, daß es sicher auf französische, wahrscheinlich auf englische Hilfe würde rechnen können.

Angesichts dieser Lage wäre der Krieg nur vermeidbar gewesen, wenn:

1. Deutschland öffentlich erklärt hätte, daß das Ultimatum Österreichs an Serbien für einen souveränen Staat eine Entwürdigung darstelle und geändert werden müsse, sowie daß Deutschland beim Beharren Österreichs auf diesem Ultimatum Österreich gegen andere Staaten, die sich bei einem österreichisch-serbischen Konflikt einmengen würden, nicht unterstützen werde.

2. England von vornherein erklärt haben würde, daß es einen Krieg Österreichs gegen Serbien nicht zulassen werde — wegen seiner Gefahr für Ausbruch eines europäischen Krieges — und daß es die Streitfrage vor ein europäisches Schiedsgericht bringen werde. Wer sich nicht beuge, dem erkläre England den Krieg.

Die Unaufrichtigkeit der Diplomatie und die althergebrachte Gewohnheit, die großen Fragen der Politik möglichst geheimnisvoll zu behandeln (eine Gewohnheit, von der nur Bismarck dann und wann mit erfrischender Brutalität sich frei machte), waren daran schuld, daß die Völker ahnungslos von ihren teils zum Kriege treibenden, teils haltlosen Regierungen in ein Unternehmen gestürzt wurden, das — wie sich heute klar übersehen läßt — keinem einzigen Volke zum Segen gereicht hat.

Die schwerste Schuld trifft die Regierung Österreichs. Der Erzherzog Thronfolger Franz Ferdinand war in Österreich außerordentlich unbeliebt. Erst durch seinen Tod wurde er plötzlich zu einem Menschen, dessen Verlust nur durch das Blut von Millionen gesühnt werden konnte. Im geheimen freuten sich weiteste Kreise in Österreich, daß das Attentat gelungen war. Selbst die Rache war also nur ein Vorwand. Der Erzherzog war ein unbedingter, energischer, kluger und harter Anhänger des großösterreichischen Gedankens, d. h. er wollte den bestehenden, immer morscher werdenden formalen Dualismus durch einen lebensfähigen Föderalismus ersetzen. Hierfür fehlte dem alten Kaiser sowie den verkalkten Vertretern des alten Österreich jedes Verständnis.

Als der Thronfolger dem Attentat zum Opfer gefallen war — das nur einer maßlosen polizeilichen Schlamperei seine Möglichkeit verdankt hatte —, da wurde der „Fall" politisch von denen ausgenützt, die schon lange auf irgendeinen Grund warteten, ihren Machtgelüsten auf dem Balkan erneuten Ausdruck zu geben. Das Attentat selbst kam der russischen Politik sehr gelegen und auch serbische Regierungskreise scheinen dem Mord nicht ferngestanden zu haben. Schon am 15. März 1914 will das Budapester „Neue Politische Volksblatt" ein Telegramm aus London erhalten haben, nach dem der serbische Thronfolger in London in der Trunkenheit verriet, daß er mit Sfasanow ein Attentat auf den österreichischen Thronfolger bei seiner Reise nach Bosnien vorbereitet habe. Der Mörder Gabrinovis gab an, daß er im April 1914 dem serbischen Thronfolger vorgestellt worden sei. Den Inhalt des mit diesem geführten Gespräches wollte er nicht angeben. Um so mehr war eine Behandlung der Frage vor einer europäischen Konferenz am Platz und hatte Aussicht, zu einer vollkommenen Genugtuung Österreichs zu führen. Aber das wollte die Regierung nicht. Sie wollte Serbien züchtigen und die heuchlerische Maske des Empörten dabei aufsetzen. Sowohl die österreichischen als auch die deutschen Politiker hielten ein solches Auftreten Österreichs für die Erhaltung der habsburgischen Monarchie für dringend geboten. Dynastische Fragen spielten ja in den beiden verbündeten Kaiserreichen leider eine die wahren Interessen der Völker schwer schädigende Rolle. Die deutschen und österreichischen Politiker verkannten in den kritischen Tagen, die dem Attentat folgten, die politische Lage vollkommen. Es war, als hätten sie die letzten Jahre auf fernen Sternen gelebt. Sie machten je nach ihrer politischen Einstellung einen entsprechenden entscheidenden Denkfehler.

Diejenigen, die den Krieg mit Rußland-Frankreich-England *nicht* wollten, und das waren in Deutschland wenigstens wohl die Mehrzahl, glaubten, der österreichisch-serbische Konflikt würde sich lokalisieren lassen. Sie waren wirklich so erstaunlich naiv, anzunehmen, daß die den Krieg Wollenden in den Ententestaaten eine so günstige Gelegenheit, als Beschützer des schwachen Serbiens mit dem Schein des Rechts ihre große Abrechnung mit Deutschland und Österreich zu halten, ungenützt vorübergehen lassen würden. Dieser Mangel an jeglicher politischer Einsicht entsprach dem geistigen Niveau in den Auswärtigen Ämtern von Wien und Paris.

Diejenigen Politiker aber, die selbst die große Auseinandersetzung in Europa wollten, hatten sich von selbstbewußten Militärs (und hier waren die deutschen Generale und Generalstabsoffiziere die Träger dieses Selbstbewußtseins) weismachen lassen, daß Deutschlands „schimmernde Wehr" unterstützt von Österreichs Heer einfach unbesiegbar sei, daß man gar nicht wagen werde, das Land Kaiser Wilhelms II. anzugreifen. Solche Stimmung gab dann der taktlose und frivole Ausspruch Wilhelms II. bei Kriegsausbruch wider: „Nun wollen wir sie aber verdreschen". Diesen Optimismus beleuchtet auch ein Brief des bayerischen Gesandten in Berlin.

Eine so hervorragende Dummheit deutscher Politik wurde von den Feinden nicht geglaubt und gerade aus diesem Nichtglauben ergab sich die natürliche Konsequenz, daß diese Feinde besonders starke Kriegsabsichten der deutschen Politik annehmen mußten und das haltlose Segeln in habsburgischer Balkanpolitik bei einem sonst so selbständig auftretenden Reiche wie Deutschland nicht annehmen konnten. Es ist ja gewiß nicht erfreulich, aber so wie die Verhältnisse nun einmal liegen, eben doch notwendig, der Welt zu sagen: *Wir Deutschen waren gar nicht so schlecht, wie ihr meint; wir waren tatsächlich zu dumm dazu!* — Diese Dummheit der Deutschen ging so weit, zu glauben, daß selbst bei einem Eingreifen Rußlands England, ja sogar Frankreich neutral bliebe. Wäre man nun in Deutschland bei gleicher Dummheit wenigstens in der Politik moralisch gewesen, so hätte man trotz dieses blöden Glaubens an die Neutralität der Welt Österreich vom Kriege gegen Serbien abgehalten. Das tat man aber nicht. Da, wo man sich unbedingt überlegen glaubte (auch noch teilweise Rußland gegenüber), war man mit der Anwendung brutaler Gewalt innerlich sehr einverstanden. Da kam die Geistesverfassung des militaristischen Systems deutlich zum Vorschein. Und da liegt auch der Teil der Schuld am Kriege, den Deutschland in den kritischen Juliwochen unzweifelhaft auf sich

geladen hat. Der kann nicht wegdisputiert werden und es ist ein Zeichen neuer politischer Dummheit, wenn jetzt in Deutschland — ausgehend gerade von den Kreisen, die am meisten an dieser und der Schuld der letzten Jahre vor dem Krieg Anteil haben — der Versuch gemacht wird, jegliche deutsche Schuld abzustreiten zu dem Zweck, damit die moralische Grundlage des Versailler Friedensvertrages zu erschüttern. Diese Grundlage ist schon vollkommen erschüttert, wenn der leicht zu erbringende Beweis der geteilten Schuld am Kriege gelingt, denn der Versailler Vertrag gründet sich auf die Alleinschuld Deutschlands. Das geht aus seinem § 231 hervor, in dem es heißt: „. . . . Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden verantwortlich sind, welche die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Angehörigen infolge des ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungenen Krieges erlitten haben." Es ist gar nicht notwendig, an Stelle des möglichen Beweises der geteilten Schuld den unmöglichen der völligen Unschuld Deutschlands zu erbringen, und jeder Versuch hierzu muß das berechtigte Mißtrauen der ganzen Welt — die nicht der bestellten Arbeit deutscher Professoren bedarf, um klar zu sehen — von neuem erwecken.

Was die Schuld der Mittelmächte betrifft, so steht fest:

1. daß Österreich den Krieg mit Serbien wollte und ihn absichtlich — das Motiv der Ermordung des Erzherzogs frivol ausnutzend — herbeigeführt hat;

2. daß Deutschland dieses Verbrechen Österreichs nicht verhindert hat, sondern im Gegenteil die Vorstellung in Österreich erweckt oder wach gehalten hat, daß Deutschland die Rückendeckung gegen Rußland liefern werde.

Der Beweis für die Schuld Österreichs ist durch die österreichischen Veröffentlichungen, die nach dem Krieg erschienen sind, schlüssig erbracht worden. Irgendein Zweifel an dieser Schuld ist ganz ausgeschlossen. Dabei ist es aber wiederum unrichtig, die Schuldfrage auf die Fassung des Ultimatums an Serbien zuzuspitzen. Dieses war in gleicher Weise nur ein Mittel zum Zweck wie das Ultimatum Italiens an die Türkei vom 28. September 1911 oder das Englands an Portugal vom 11. Januar 1890. Ein näheres Eingehen auf diese Frage erübrigt sich aber in diesem Buche, das sich mit Deutschland zu beschäftigen hat. Die deutsche Schuld tritt unzweifelhaft hervor, wenn man die amtlichen Depeschen, die zwischen

Berlin und Wien im Juli 1914 gewechselt wurden, durchsieht. („Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch", Charlottenburg 1919.)

Die Randbemerkungen Kaiser Wilhelms II. zu diesen Depeschen beweisen unzweifelhaft, daß Wilhelm II. die kriegerische Abrechnung Österreichs mit Serbien gewollt und gutgeheißen hat, ja daß er jede versöhnlichere Art der Begleichung der Gegensätze als Schwäche von der Hand gewiesen hat. Als beispielsweise Tschirschky am 30. Juni an den Reichskanzler berichtete, daß er in Wien vor übereilten Schritten gegen Serbien gewarnt habe, bemerkt der Kaiser an den Rand: „Wer hat ihn dazu ermächtigt? Das ist sehr dumm; das geht ihn gar nichts an, da es lediglich Österreichs Sache ist, was es hierauf zu tun gedenkt. . . . Mit den Serben muß aufgeräumt werden, und zwar bald. W." Auch Besprechungen zwischen deutschen und österreichischen führenden Persönlichkeiten und Militärs am 5. Juli konnten Österreich im Glauben bestärken, daß Deutschland einen Krieg mit Rußland mit in Kauf nehme. Diese Besprechung wurde mit der gewohnten geradezu himmelschreienden Dummheit deutscher Behandlung derartiger Dinge im Weißbuch vom Juni 1919 dementiert und es wurde bei diesem Dementi kindlich festgestellt:

1. daß kein Kronrat stattfand, sondern nur vereinzelte Besprechungen;

2. daß nicht der Weltkrieg beschlossen wurde!

Das war wirklich erstaunlich, daß man nicht „den Weltkrieg beschloß"! Aber man beschloß den österreichischen Raubkrieg gegen Serbien! Und das genügte vollkommen, um den Weltkrieg, an dessen Ausbruch man in grandioser Überschätzung der eigenen Macht nicht glaubte, auszulösen. Es wurde an diesem 5. Juli nach einer Aufzeichnung des Unterstaatssekretärs Freiherrn v. d. Bussche, die für den Staatssekretär Zimmermann bestimmt war, ferner beschlossen, „vorbereitende Maßnahmen für einen Krieg zu treffen. Entsprechende Befehle sind darauf ergangen." An der Besprechung nahmen die deutschen maßgebenden militärischen Persönlichkeiten, die Vertreter des Kriegs- und Marineministeriums (Reichsmarineamt), des Generalstabs und des Admiralstabs in Gegenwart des Kaisers teil. Bei dieser Besprechung teilte der österreichische Vertreter die Absicht des österreichischen Außenministers Grafen Berchtold (die der alte Kaiser von Österreich sich zu eigen machte) mit, im Falle der Nichtannahme schärfster Forderungen an Serbien in dies Land einzumarschieren, das heißt den Krieg zu beginnen! Tirpitz selbst ist es, der berichtet (Erinnerungen S. 209), daß Kaiser Wilhelm II.

„aus ritterlicher Empfindung dem persönlichen Ersuchen des österreichischen Kaisers Unterstützung und Treue gegen den serbischen Mordgesellen zusagte". Der Kaiser äußerte sich am 6. Juli dem Vertreter von Tirpitz gegenüber, daß ein Eingreifen Rußlands zur Deckung Serbiens nicht wahrscheinlich sei, da „Rußland zurzeit militärisch und finanziell kriegsunfähig sei". (Wie schlecht arbeitete die russische Abteilung des Großen Generalstabs in Berlin, daß sie solche Informationen gab, oder tat sie das wider besseres Wissen, weil der Kaiser nichts anderes hören wollte?) Der Kaiser glaubte ferner, daß Frankreich „bremsen" würde, und von England wurde gar nicht gesprochen (!!).

Hier liegen die veranlassenden Motive zum Weltkriege. Man wollte keinen Weltkrieg, man dachte noch gar nicht an ihn! Aber man wollte Österreichs ohnehin erschütterter Großmachtstellung durch einen Raubkrieg gegen Serbien aufhelfen und hoffte, daß die übrigen Staaten bei diesem Kriege ruhig zusehen würden. Es waren also nicht etwa höhere Moral oder der Abscheu vor dem Verbrechen des Krieges, die die deutsche Politik leiteten, sondern der Wunsch nach einem billigen Erfolge und eine totale Verblendung hinsichtlich der politischen Gesamtlage Europas. Von dem geisteskranken Kaiser konnte man nicht mehr verlangen, von Bethmann Hollweg aber hätte man wohl mehr verlangen können. Aber dieser an sich nicht unedle Mann war viel zu wenig großer Staatsmann, als daß er die Bedeutung des geschichtlichen Augenblicks ganz klar erfaßt hätte und war zuviel „Untertan", als daß er hier dem deutschen Volk zuliebe die Zügel der Regierung entweder wirklich an sich gerissen oder seinen Abschied genommen hätte, um sein Nichteinverständnis deutlich zu dokumentieren. Eine etwas indiskrete Veröffentlichung der Besprechungen und ein Hinweis, welche Gefahren drohen, wenn Österreich sich Serbien gegenüber nicht mäßigte, hätten die ganze öffentliche Meinung Deutschlands vom Kriege abbringen können. Zu solchen an sich anfechtbaren Mitteln mußte ein Kanzler greifen, wenn er sein Volk mehr liebte als die moralisch verderbten oder kranken Ideen seines Kaisers und einiger kriegswütiger maßgebender Persönlichkeiten. Bethmann scheute es, er war höchst moralisch in kleinen Dingen und geriet damit in eine grandiose Unmoralität in großen Fragen hinein. Er ließ sich treiben und schieben. Er hat nie in seinem Leben das Einfache und Wichtigste des Staatsmanns gekannt: „Ja" oder „Nein" zu sagen. Er lebte in einer Zeit, in der die alte Diplomatie ohne den Geist früherer Jahrhunderte in den unaufrichtigen Formen dieser früheren

Jahrhunderte sich erschöpfte. Bismarck log auch. Aber er log groß. Die nach ihm kamen, glaubten, daß im Lügen das Wesen der Politik bestehe, und Bethmann, der nicht lügen wollte, aber auch keine Kraft zur Wahrheit besaß, verlernte es, in irgendeiner Frage entschieden Stellung zu nehmen. So erscheint er vielen als ein großer Lügner . . . ganz mit Unrecht.

Bezeichnend für den Fortgang der am 5. Juli begangenen deutschen Sünde (an der im übrigen das deutsche Volk nicht den geringsten Anteil hatte!) ist das Verhalten der deutschen Politik nach dem 11. Juli. Es hatte sich klar herausgestellt, daß die Entente den großen Krieg wenigstens für den Augenblick doch *nicht* wollte. Tatsächlich war unzweideutig in Belgrad zum Nachgeben geraten worden. Und daraus schloß nun die deutsche Regierung, daß Österreich freie Hand habe und lustig seinen lokalisierten Krieg in Serbien führen könne. Aus diesem furchtbaren Irrtum erklärt es sich, daß man in Berlin die verbrecherische Politik Österreichs nicht unterband. In Wien war man über die Möglichkeit, daß Serbien nachgeben könne, *bestürzt* und sann auf Mittel, dies zu verhindern. Kaiser Wilhelm II. gab ein solches Mittel an: „Den Sandschak räumen! Dann ist der Krakeel sofort da!" Wilhelm II. zittert vor Ungeduld, daß Österreich endlich losschlage. Er bedauert die Verzögerung der Überreichung des Ultimatums, er freut sich kindisch, daß diese Note so abgefaßt ist, daß die österreichische Regierung selbst ihre Annahme als ausgeschlossen bezeichnet.

Am 12. Juli verstärkte Österreich „unauffällig" seine Garnisonen an der serbischen und russischen Grenze. Diese Tatsache ist wichtiger als die wissenschaftliche Berechnung der Ausgabe der Mobilmachungsbefehle. Die ganze Frage der Schuld an der Veranlassung zum Weltkrieg liegt in dieser Vorbehandlung des österreichischen Ultimatums an Serbien durch die Regierungen des Deutschen Reiches und der Donaumonarchie. Und gerade hier verdichtet sich die Schuld über Berchtold, Hötzendorff und Wilhelm II.

Was dann später alles erfolgte, das Telegraphieren, das Schwanken, das Hineinschlittern in die Weltkatastrophe, entsprang bei keiner Regierung aus dem direkten Wunsch nach einem Weltkrieg, sondern im Gegenteil aus dem Wunsch, diesen zu vermeiden, vermengt mit der Angst vor der Gegenseite. Aus dieser Angst ergaben sich die politischen und militärischen Übereilungen, die auf der Gegenseite als Drohungen aufgefaßt und daher mit übereilten Maßnahmen beantwortet wurden. Keine Großmacht hatte das gute Gewissen, das sie zu einer über jeden Zweifel erhabenen Haltung befähigt hätte.

Das „para bellum“ nicht nur in der militärischen Form Deutschlands, Frankreichs, Rußlands, sondern auch in der politischen Englands und Österreichs hat gleichzeitig durch die Ketten, die es schuf, den zum Kriege Bereiten auch gefesselt in den Krieg geschleift.

Und darüber hilft kein Sophismus weg, daß ein Staat, der den Krieg mit Serbien wollte, die schuldhafte Veranlassung zum Weltkrieg gab, *auch wenn er den Weltkrieg nicht wollte*. Das muß zugegeben werden und in dieser Frage ist auch die Schuld des Kaisers unzweifelhaft. Nur eine hohe ethische Auffassung vom Menschentum hätte den Kaiser vermocht, seine „ritterlichen“ Gefühle dem Bundesgenossen gegenüber den „moralischen“ Gefühlen eines Kulturmenschen zurückzustellen. Die hierzu nötige Ethik besaß der in seinem Gottesgnadentum allem Göttlichen unendlich ferne Kaiser nicht. Die ethische Persönlichkeit fehlte auch in der Regierung und in allen prominenten Stellen. Daran trugen das System Schuld ebenso wie der Zeitgeist, der ein kulturloser, inhumaner Geist materiellster Zivilisation war. Dies Deutschland war den Anforderungen der Zeit, die sittliche Größe verlangten, nicht gewachsen. In den Kleinen, in den Massen, die dann auf Grund der Verbrechen und der Dummheit der Großen und Einzelnen zum Tod geführt wurden, offenbarte sich starke sittliche Kraft. Die Pflichterfüllung bis zum Tod bedeutet hohe Sittlichkeit, ganz gleichgültig, ob die als Pflicht aufgefaßte Tätigkeit objektiv sittlich war oder nicht. Aber auch diese ethische Kraft erlahmte in dem Maße, als der Krieg zum Geschäft wurde, zum Geschäft im weitesten Sinn des Wortes, auch zu einem Geschäft der Ehre! Und der heutige Tiefstand der deutschen Sittlichkeit ist nicht nur aus Krieg und Revolution geboren, sondern entspricht einem schon vor dem Kriege vorhandenen Zerfall, der durch die Unsittlichkeit, die in jeder kriegerischen Handlung liegt, zum akuten Ausbruch kam.

Unsittlich war es von der deutschen Regierung, die Raubgier Österreichs zu unterstützen, noch unsittlicher, die tatsächliche Kenntnis vom Ultimatum Österreichs zu leugnen. (Material zu dieser Frage bringt der Brief Zimmermanns an Bussche vom 11. August 1917 und Berchtolds Äußerung an Graf Szögyeny vom 22. Juli.) Man *spielte* dann in Berlin den Überraschten und betrog das eigene Volk. (Vgl. bayerische Gesandtschaftsberichte vom 18. Juli 1914 aus Berlin.)

Besonders bedauerlich war es nun ferner, daß in Petersburg ein recht unfähiger deutscher Diplomat, Graf Pourtalès, tätig war. Seine Berichte waren nichtssagend, seine Informationen erbärmlich

schlecht. Auch der Petersburger Militärattaché hat vollkommen versagt. Es konnte in einem Lande, in dem man für ein Trinkgeld alles erfuhr, nicht schwer sein, herauszubringen, daß Rußland schon im Frühjahr 1914 militärische Vorbereitungen zur Mobilmachung traf. Pourtalès wehrte sich in einem Briefe vom 30. März 1918 an Graf Hertling gegen den Vorwurf des deutschen Botschafters in London, des Fürsten Lichnowsky, der ihm vorwarf, nach Berlin im Sommer 1914 berichtet zu haben, Rußland werde im Falle eines österreichischen Vorgehens gegen Serbien keinen Finger rühren. Wenn das nun auch Pourtalès nicht berichtet hat, so sprachen doch seine Unterlassungen von einer offenkundigen Vernachlässigung seiner dienstlichen Pflichten.

Er mußte aus mehreren Äußerungen Ssasanows klar erkennen, daß an die in Berlin erhoffte Lokalisierung des österreichisch-serbischen Zwischenfalls bei Ausbruch eines Krieges gar nicht zu denken war. Ssasanow sagte zum italienischen Gesandten am 21. Juli: „La politique de la Russie est pacifique mais pas passive", zu Pourtalès selbst am 24. Juli: „Die Frage (Österreich-Serbien) ist eine europäische. Europa dürfe und werde es nicht gestatten, daß das kleine Serbien der Habgier der Donaumonarchie zum Opfer falle." „. . . . Österreich suche nur nach einem Vorwand, über Serbien herzufallen."

Am 25. Juli fand der entscheidende Kronrat in Krasnoe Selo statt. Der Zar stand völlig unter dem Einfluß des zum Kriege hetzenden Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch. Die Mobilmachung wird beschlossen. Pourtalès glaubt aber an diesem Tage immer noch, daß Ssasanow den Krieg nicht wolle, sondern nur durch die drohende Geste Deutschland zu veranlassen hoffe, den österreichischen Bundesgenossen fallen zu lassen. Bestärkt wurde Pourtalès am 26. Juli in dieser Ansicht, weil ihm gegenüber Ssasanow von Beteuerungen seiner friedlichen Gesinnung überfloß, ihm versicherte, er suche nur nach Mitteln, um Österreich Genugtuung zu geben, ohne den prinzipiellen Standpunkt, daß Serbiens Souveränität gewahrt werden müsse, zu verlassen.

Tatsächlich wünschten London und Paris den Krieg nicht, Paris vielleicht noch nicht, London jedenfalls überhaupt nicht. Die englische Regierung war gerade zu dieser Zeit aus prinzipiellen Pazifisten, aber trotzdem aus Engländern zusammengesetzt.

Nun riß aber die russische Militärpartei die Zügel an sich. Suchomlinow operierte mit seinem Ehrenwort dem deutschen Militärattaché gegenüber, was diesem offenbar gewaltig imponierte und

ihn, während die Aufmarschtransporte schon rollten, glauben ließ, daß „keine Mobilmachung befohlen sei, keine Pferde, keine Reservisten eingezogen seien". Ssasanow war ehrlicher, er gab am 26. Juli zu, „daß einige militärische Vorbereitungen getroffen würden". Nach einem Augenblick der Entspannung, hervorgerufen durch eine Warnung Englands an Rußland, wirft die österreichische Kriegserklärung an Serbien jede Möglichkeit der Verständigung über den Haufen. Pourtalès versichert — was nur ein Lächeln der Russen hervorrufen konnte —, daß Deutschland von dieser Kriegserklärung selbst nichts gewußt habe. Und nun endlich erkennt auch der unglückliche preußische General Chelius, den man am russischen Hofe erfolgreich zum Narren gehalten hatte, daß der Krieg unvermeidlich sei. Daran änderten die hilflosen Telegramme der deutschen Regierung *jetzt* nichts mehr, die betonten, daß ein Fortschreiten der russischen Mobilmachung den europäischen Krieg auslösen werde. Diese Mahnung hätte einige Zeit früher — nach Wien gehen müssen. Das Wiener Kabinett lehnte auch jetzt noch den direkten Gedankenaustausch mit Petersburg ab. Die Angst vor Deutschland machte alle russischen Militär- und Marinekreise in höchstem Grade nervös, so daß schon am 29. Juli der Befehl ausgegeben wurde, auf jedes deutsche Kriegsschiff, das sich nördlich Riga zeigen würde, zu feuern. Diese Nervosität der Militärbehörden spielte wenige Tage später die gleiche unglückliche Rolle in Deutschland, wo Grenzverletzungen der Franzosen grotesk übertrieben nach Berlin übermittelt und im ganzen Lande eine geradezu kindische Spionenjagd inszeniert wurde. Und noch einmal, wieder auf Veranlassung Englands, beginnt Rußland ernsthaft vom Krieg abzurücken, Ssasanow ist bereit, folgenden Kompromiß zu schließen:

„Si l'Autriche en reconnaissant que son conflit avec la Serbie à assumé le caractère d'une question d'interêt européen, se déclare prête à éliminer de son ultimatum les points qui portent atteinte aux droits souverains de la Serbie, la Russie s'engage à cesser tout préparatif militaire."

(„Wenn Österreich anerkennt, daß sein Streit mit Serbien den Charakter einer Frage von europäischem Interesse angenommen hat und sich bereit erklärt, aus seinem Ultimatum die Punkte auszuscheiden, die die Souveränitätsrechte Serbiens antasten, so verpflichtet sich Rußland, alle militärischen Maßnahmen einzustellen.")

Die russische öffentliche Meinung drückte keinesfalls in so starkem Maße auf die Regierungsentschließungen, wie sie das in Deutschland tat. Die nationalistischen Zeitungen „Nowoje Wremja" und

„Swet" tobten zwar gegen Österreich, das Kadettenorgan „Rjetsch" wünschte aber die Lokalisierung des österreichisch-serbischen Konfliktes und die Volksstimmung war ruhig. Auch am 30. Juli war von Kriegsbegeisterung noch nichts zu merken. Die Ansicht des Zaren, die er in einem Telegramm an Wilhelm II. äußerte, er werde dem Druck der öffentlichen Meinung nicht widerstehen können, war eine Lüge. Der Druck, der auf ihm lag, ging von seinem eigenen Ministerium und von den kriegswütigen Teilen des Hofes und der Armee aus.

Am 31. Juli prangte der von den militaristischen Kreisen Rußlands, namentlich vom Kriegsminister Suchomlinow durchgesetzte Mobilmachungsbefehl an allen Straßenecken Petersburgs. Suchomlinow ging von den in allen Ländern gleichgearteten militärischen Erwägungen aus, die in der Angst gipfelten, der Feind könne einen Vorsprung in der Mobilmachung gewinnen, Maklakow dagegen, der panslawistische Minister des Innern, macht den Dynasten im Zaren der Mobilmachung geneigt, indem er betonte, daß die innere Lage Rußlands durch einen Krieg und die in diesem selbstverständliche strenge Herrschaft der bewaffneten Macht gesunden könne. Das ist ein in der Weltgeschichte oft verwendetes Argument gewesen, das zu all den Requisiten der Lüge gehört, mit denen die Völker regiert zu werden pflegen.

Der russische Mobilmachungsbefehl wurde am 31. Juli mit einem tatsächlich unerfüllbaren Ultimatum Deutschlands beantwortet, das aber keineswegs aus Bösartigkeit, sondern ebenfalls aus Angst so abgefaßt war. Am 1. August mußte Pourtalès die Kriegserklärung Deutschlands übergeben. Er tat das im übrigen noch in höchst ungeschickter Weise. Ssasanow klagt beim Abschiede Pourtalès' den deutschen Botschafter in Wien als denjenigen an, der den Krieg verschuldet habe.

Der Krieg war da. Die große Tragödie war vor ihrem Schlußakt, dessen Vorhang sich hob. Und noch einmal vor den tränenvollen Jahren gab es ein lustiges Intermezzo, das ein hübsches Bild auf die politisch-chaotischen Zustände unter Wilhelms II. Herrschaft warf. Um 5 Uhr nachmittags ist die deutsche Kriegserklärung in Petersburg überreicht worden, um 10 Uhr abends trifft ein Telegramm Wilhelms an seinen lieben Niki ein, in dem der Kaiser „auf das ernsteste vom Zaren verlangen muß, seinen Truppen Befehl zu geben, in keinem Fall die Grenze zu überschreiten" (!!). Ssasanow fragte am 2. August 4 Uhr morgens mit einigem Hohn an, wie sich dieses Telegramm mit der Kriegserklärung Deutschlands vereinbaren

lasse, und Pourtalès kann nichts anderes sagen, als daß er darüber nicht orientiert sei.

Mit dem Kriegszustand zwischen Deutschland und Rußland war der Weltkrieg entfesselt. Die Kriegserklärung Deutschlands an Rußland war eine der großen politischen Torheiten, an denen die Ära Wilhelms II. so reich war. Gerade da man militärisch dem Schlieffenschen Plan folgen wollte, der strikte Defensive gegenüber Rußland (ja sogar Rückzug hinter die Weichsel) vorsah, war es gar nicht notwendig, das Odium des Vortritts im Abbruch der diplomatischen Beziehungen und der Kriegserklärung auf sich zu nehmen. Man hätte ja ruhig mobilmachen können!

Was dann später kam, mußte in dieser oder jener Form kommen. Es hat gar keinen Wert, sich über die Details zu streiten und Entschuldigungen und Beschuldigungen zu sammeln und gegenseitig abzuwägen. Daß Deutschland, zum Teil auf Grund falscher militärischer Meldungen (z. B. eines französischen Fliegerangriffes auf Nürnberg, der nie stattfand), zum Teil aber auch wegen tatsächlicher militärischer Grenzverletzungen an Frankreich den Krieg erklärte, mag mit der Absicht des strategischen Überfalls zusammengehangen haben, der vor allem Raschheit erforderte. Hätte man einen Tag gewartet, so wäre die Erklärung Frankreichs über den Eintritt des Kriegszustandes zuerst erfolgt. Die Frage ist aber belanglos, weil durch die Kriegserklärung Deutschlands an Rußland ohnedies der casus foederis also der casus belli für Frankreich gegeben war. Dazu kam, daß in Paris maßlos zu eben diesem Kriege gehetzt wurde. Jaurès, der bekannte edle französische Sozialist, schrieb am 29. Juli 1914 an Vandervelde: „Es läge in der Macht der französischen Regierung, Rußland am Kriege zu verhindern; aber man sucht den Krieg, den man schon lange fürchtet .... Hier (in Paris) treiben alle Kräfte zum Kriege, den man zur Befriedigung eines krankhaften Ehrgeizes führen will und weil die Börsen in London und Paris auf Petersburg spekulieren." Frankreich verhielt sich zu Rußland wie Deutschland zu Österreich. Auch Berlin hätte Wien strikt zum Nachgeben zwingen können, wenn Wilhelm II. gewollt hätte. Aber sein trüber Geist wollte doch das deutsche Volk „herrlichen Zeiten entgegenführen". Entschuldigend für das Verhalten Deutschlands ist nur, daß es in der Welt viel isolierter dastand als Frankreich, und der Entschluß, seinen einzigen Freund vor den Kopf zu stoßen, naturgemäß nicht gerade leicht zu fassen war. Es ist die ganze weitere Entwickelung lediglich von der Frage der politischen Unbeholfenheit der deutschen Regierung aus interessant für

den, der an den Ereignissen politisch-diplomatische Studien machen will. Für uns in diesem Buche fehlt dieses Interesse.

Auch die Frage des Eintritts Englands in den Krieg ist wohl viel einfacher, als sie bis heute angesehen wird. In Deutschland glaubte man, daß England nur auf den Augenblick gelauert hat, Deutschland kriegerisch zu vernichten, in England glauben viele, daß ohne die Verletzung der belgischen Neutralität England niemals in den Krieg eingegriffen hätte. Beides ist falsch! — England wollte den Weltkrieg nicht und hat ihn zu vermeiden gesucht, indem es — mit nicht sehr großem Geschick, aber ganz aufrichtig — die österreichisch-serbische Frage vor einem Kongreß schiedsrichterlich zu erledigen strebte. Es hat sich für diesen Gedanken aus Gründen, die in seiner politischen Bindung an Frankreich und Rußland lagen, nicht energisch genug eingesetzt.

Als dann aber der europäische Krieg ausbrach, mußte England teilnehmen aus Gründen, die wir schon früher ausführten. Die Lage war so, daß Deutschland-Österreich aller Voraussicht nach über Frankreich-Rußland siegen würden. Das hätte für England nach diesem Krieg einen Krieg mit dem siegreichen Deutschland bedeutet aus Gründen, die ebenso in England wie in Deutschland lagen. Dieser spätere Krieg war in seinem Ausgang höchst zweifelhaft wegen der Möglichkeit für Deutschland, mit Hilfe der Türkei und des besiegten, aber wahrscheinlich zum Bündnis genötigten Rußland in Indien und Ägypten einzumarschieren. Das Risiko des ersten Krieges war also wesentlich geringer, und da der Krieg infolge der Entwickelung der politischen Lage in Europa ganz unvermeidbar war, so lag für England von dem Moment, wo sich diese Unvermeidbarkeit des Krieges klar herausstellte, fast die Staatsnotwendigkeit vor, an ihm teilzunehmen. Daß diese Teilnahme nur gegen Deutschland erfolgen konnte, war klar. Aber es fehlte durchaus an einem populären Motiv! Und dieses Motiv gab England der deutsche Generalstab durch die Anwendung des Schlieffenschen Aufmarsches, der sich in echt militaristischer Unbekümmertheit um Verträge nicht kümmerte, deren Heilighaltung man stets nur vom andern verlangt. —

Wir haben schon erwähnt, daß uns wegen dieser großen Linien der Entwickelung die Mobilmachungszeiten an sich gänzlich gleichgültig sind. Wir halten das alles für Formfragen, die Kriterien für die Dummheit oder Klugheit der betreffenden Regierungen, niemals aber Anhaltspunkte für Rechts- oder Schuldfragen geben können. Da aber über die Mobilmachungen sehr viel Unklarheit

besteht und diejenigen, die Deutschland die Alleinschuld zuschieben wollen, auch mit der Frage der Mobilmachungen operieren, seien diesem Abschnitt noch die Berechnungen des Generals von Montgelas im Auszug angefügt, aus denen diese Förmlichkeiten klar hervorgehen. (Aus der Broschüre „Zur Schuldfrage". Eine Untersuchung über den Ausbruch des Weltkrieges von Graf Max Montgelas, Berlin ohne Jahr [1921].)

Zunächst ist festzustellen, daß die parlamentarische Untersuchungskommission am 9. März 1921 festgestellt hat, daß weder von Deutschland noch von Österreich-Ungarn Anordnungen ergangen sind, die den Charakter einer geheimen Mobilmachung getragen hätten.

An Teilmobilmachungen fanden statt:

Am 25. Juli 9,30 Uhr abends die österreichisch-ungarische gegen Serbien, die 22 Divisionen umfaßte. Die Verstärkungen der österreichischen Grenzgarnisonen an der russischen Grenze faßt Graf Montgelas offenbar und mit Recht nicht als Teilmobilmachung auf.

Am 29. Juli eine russische Teilmobilmachung von 55 Infanterie- und 8⅓ Kavalleriedivisionen.

Die drei englischen Heimflotten hatten seit dem 16. Juli eine Übungsmobilmachung vorgenommen, die nichts mit der politischen Lage zu tun hatte, unterließen es aber, die am 26. Juli vorgesehene Demobilmachung vorzunehmen! —

Die letzten Vorbereitungen für die Gesamtmobilmachungen waren in Rußland am 26. Juli das Inkrafttreten der „Kriegsvorbereitungsperiode", in England das „Warnungstelegramm an Heer und Flotte" vom 29. Juli, in Frankreich „der Befehl zur Aufstellung des Grenzschutzes" am 30. Juli, in Österreich „die Alarmierung gegen Rußland" am 30. Juli, in Deutschland „der Zustand drohender Kriegsgefahr" am 31. Juli.

Die offiziellen Mobilmachungen erfolgten:

in Rußland am 30. Juli 6 Uhr abends,
in Österreich-Ungarn am 31. Juli 12,23 nachmittags,
in Frankreich am 1. August 4,40 Uhr nachmittags,
in Deutschland am 1. August 5 Uhr nachmittags,
in England: Flotte am 2. August 2,25 Uhr morgens, Landheer am 3. August 12 Uhr mittags.

Was die Kriegserklärungen betrifft, so ist es auch nur eine Formsache, wer in solchen Lagen zuerst spricht. Allerdings pflegt die öffentliche Meinung der Welt dem, der den Krieg erklärt, auch die größte Verantwortung für den Krieg zuzusprechen, obgleich das

prinzipiell nicht richtig ist. Frankreich hat selbst zur Entschuldigung seiner Kriegserklärung von 1870 den ganz richtigen Satz geprägt: „Der wahre Angreifer ist nicht der, der den Krieg erklärt, sondern der, der ihn unvermeidlich macht".

Es ist böser Wille oder flaches Denken, wenn Deutschland daraus, daß es zuerst an Rußland und Frankreich den Krieg erklärt hat, eine besondere Schuld am Kriege beigemessen wird. Wir erwähnten schon, daß wir diese Kriegserklärungen für eine politische Torheit hielten und Graf Montgelas bestätigt in der oben angezogenen Broschüre unsere Ansicht, daß sie Rußland gegenüber auch militärisch unnötig war.

Es ist besonders tragisch, daß die deutsche Regierung, von den militärischen Stellen einseitig beraten, sich in den letzten Tagen vor dem Kriege, als sie die Gefahr endlich klar erkannte und den Krieg verhindern wollte, Übereilungen beging, denen von den Feinden Deutschlands, absichtlich oder unabsichtlich, falsche Motive untergeschoben wurden. Lloyd George hat in einer Stunde, in der es ihm politisch klug erschien, gerecht zu sein, gesagt (am 23. Dezember 1920): „Je mehr man die Memoiren und Bücher über die Begebenheiten vor dem 1. August 1914 liest, desto mehr begreift man, daß niemand an leitender Stelle zu jener Zeit geradezu den Krieg gewollt hat".

Daß der Krieg aber dennoch gekommen ist, erklärt sich nur daraus:

1. daß er die Krönung einer jahrelangen Politik des gegenseitigen Mißtrauens und militärischer Rüstungen war;

2. daß ein bewußter ethischer Wille gegen das Prinzip des Krieges nirgends an maßgebender Stelle wirksam war;

3. daß Europa große Staatsmänner fehlten, die das passive Moment des „Nicht-den-Krieg-Wollens" in das aktive des „Den-Krieg-Verhinderns" hätten umwandeln können.

Die militaristisch infizierte Politik Europas, eine Geheimpolitik, die nicht die Interessen der Völker, sondern die der großen Kapitalien in Industrie und Börse vertrat, erlitt ihren furchtbaren Schiffbruch. Die dynastische Regelung der Völkerschicksale versagte katastrophal. Eine alte Zeit ging in einer traurigen Komödie der politischen Impotenz zugrunde.

Der Geist von 1914, der das deutsche Volk mit Gewalt erfaßt hatte und der in den Einzelnen höchsten Idealismus erweckte, war einer der tragischsten Irrtümer aller Zeiten. Ethisch, wo er nach Pflichterfüllung strebte, nicht anfechtbar, aber für den, der

von außen die Vorgänge betrachtet, erschütternd als der Geist eines armen Volkes, das jeder Klarheit darüber entbehrte, was die tiefsten Gründe des Krieges waren. Dieser Geist von 1914 konnte sich nur deshalb so schnell in den Ungeist brutaler Eroberungssucht verwandeln, weil er von Anfang an in höchstem Maße kritiklos war. Das birgt aber keine ethische Schuld in sich, sondern einen politisch-intellektuellen Mangel.

III. Geiſt und Stoff im Kriege.

Literatur

zum Abschnitt „Geist und Stoff im Kriege".

Auffenberg-Komarów, Aus Österreichs Höhe und Niedergang. München 1921.

Derselbe, Aus Österreich-Ungarns Teilnahme am Weltkriege. Berlin 1920.

Bülow, Generalfeldmarschall v., Mein Bericht zur Marneschlacht. Berlin.

Cramon, General v., Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkrieg. Berlin 1920.

Ein vorsichtig geschriebenes, aber doch recht gut informierendes Werk, in dem namentlich Wichtiges über den Kampf um den Oberbefehl an der Ostfront zwischen der deutschen O.H.L. und Conrad von Hötzendorff enthalten ist.

Dietz, Der Todesgang der deutschen Armee. Berlin 1919.

Endres, Franz Carl, Der Weltkrieg der Türkei. Berlin (ohne Jahr).

Derselbe, Reichswehr und Demokratie. München und Leipzig 1919.

Bringt eine Reihe kritischer Gedanken über das alte Offizierkorps.

Freytag-Loringhoven, Frh. v., Folgerungen aus dem Weltkriege. Berlin 1917.

Ein erstaunlich schwaches Werk.

Derselbe, Was danken wir unserem Offizierkorps? Berlin 1919.

Ohne Kritik, mehr als Propagandaschrift gegen die Anfeindungen aufzufassen, die das Offizierkorps in der Revolution zu erleiden hatte. Es schießt aber über das Ziel hinaus und ist meilenweit vom „neuen Geiste" entfernt.

Gleich, G. v., Die alte Armee und ihre Verirrungen. Leipzig 1919.

Ein liebevolles und doch sehr kritisches Werk.

Hausen, Generaloberst Frh. v., Erinnerung an den Marnefeldzug 1914. Mit einer einleitenden kritischen Studie von F. M. Kircheisen. Leipzig 1920.

Kircheisen, der bekannte Napoleonkenner, gibt eine sehr wertvolle und von strategischem Verständnis zeugende Kritik.

Die während des Krieges geschriebenen Bücher über die Marneschlacht sind wertlos.

Hindenburg, v., Aus meinem Leben. Leipzig 1920.

Gibt eine Reihe von Hinweisen, wie H. die Politik der Heeresleitung verteidigt und wie er sich über die politischen Fragen im Unklaren ist. Im übrigen bringt das Buch wenig Interessantes.

Horneffer, Dr. E., Soldatenerziehung. Eine Ergänzung zur allgemeinen Wehrpflicht. München/Berlin 1918.

Immanuel, Weltkrieg 1914/19. Gut informierend.

Kluck, A. v., Der Marsch auf Paris und die Marneschlacht. Berlin 1920.

Wertvoll wie die Erinnerungen von Bülow und Hausen, aber ebenso wie diese stark subjektiv.

Kritik des Weltkrieges. Das Erbe Moltkes und Schlieffens im Großen Kriege. Von einem Generalstäbler. Leipzig 1920.

Das bisher einzige, wirklich kritisch geschriebene Buch über den Weltkrieg aus der Feder eines Fachmanns.

Lepsius, Dr. Johannes, Deutschland und Armenien 1914—1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke. Potsdam 1919.

Von der Marne zur Marne. Antwort an General Ludendorff und Oberst Bauer von Müller-Brandenburg. Berlin 1919.

Die offizielle Militärliteratur schweigt dieses Buch tot. Es ist eines der ganz wenigen militärischen Bücher über den Krieg, die wahr sind.

Schwarte, M., Die militärischen Lehren des Großen Krieges. Berlin 1920.

Derselbe, Die Technik im Weltkriege. Berlin 1920.

Tappen, Generallt. z. D., Bis zur Marne 1914. Oldenburg u. Berlin 1920.

Tappen war zur Zeit der Operation Chef der Operationsabteilung im G.H.Q. Das Buch ist farblos, in seiner Absicht, alles zu entschuldigen und daher nicht klar sehen zu wollen, geradezu gefährlich zu nennen.

Voigt, A. v., Der deutsche Offizier der Zukunft. Stuttgart 1919.

Verbindet scharfe Kritik des alten Systems mit wertvollsten Anregungen für die zukünftige intellektuelle, ethische, berufliche und soziale „Figur" des deutschen Offiziers.

An sonstigen Werken, die im einzelnen Wertvolles enthalten, seien genannt:

Almanach Hachette, Histoire de la guerre. Paris 1914—1919. Charakteristisch für die französische Auffassung.

v. Bernhardi, Vom Kriege der Zukunft. Berlin 1920.

Bischoff, Leistungen der deutschen Flotte im Weltkriege.

Egli, Aufmarsch und Bewegungen der Heere Frankreichs, Belgiens, Englands bis zum 23. August 1914. Berlin 1918.

Hanotaux, Histoire illustrée de la guerre. Paris 1914/20.

Kircheisen, Die Schlacht an der Marne.

v. Kuhl, Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges. Berlin 1920. Ist nur mit Kritik zu lesen.

v. Moser, Feldzugsaufzeichnungen. Stuttgart 1920.

Neumann, Die deutschen Luftstreitkräfte im Kriege. Berlin 1920.

Stegemann, Der Große Krieg. Stuttgart u. Berlin 1917/19.

v. Stein, Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges. Berlin 1919.

Steinhausen, Grundfehler des Krieges und der Generalstab. Gotha 1919.

1. Vom deutschen Heere.

Das deutsche Heer von 1914 war das schärfste Kriegsinstrument, das in Europa auftrat. Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, daß Napoleon mit diesem Heere die Welt erobert und auch diesen Weltkrieg gewonnen hätte. Die Güte des deutschen Heeres lag in erster Linie im Angriffsgeist der Truppe. Der war ein Produkt deutscher Familien-, Schul- und Heereserziehung zur Pflichterfüllung. Die militärische Pflicht im Gefecht war der Angriff. Dieser Gedanke wurde sogar übertrieben. In theoretischen Übungen, Übungs- und Generalstabsreisen wurden fast ausschließlich Aufgaben gegeben, die angriffsweise zu lösen waren. Man entschloß sich im Manöver und Kriegsspiel nur ungern und nur dann, wenn es ganz unmöglich war, anzugreifen, zur Verteidigung. Schlieffen war nicht ohne Schuld an diesem Schema der strategisch-taktischen Ansicht. Er entnahm in einer nicht immer berechtigten Nachahmung friderizianischer Operationslagen der Tradition Friedrichs des

Großen das Motto: „Angriff", ein Motto, mit dem Friedrich der Große sein Heer so rasch im Siebenjährigen Kriege dezimierte, daß er den letzten, größeren Teil des Krieges in reiner Verteidigung bleiben mußte. Man vergaß — und das geschah begreiflicherweise absichtlich —, daß nicht mehr der preußische Angriff, sondern der Tod der russischen Kaiserin den Siebenjährigen Krieg für Preußen gewonnen hatte.

Immerhin war es richtig, in erster Linie den Angriff strategisch und taktisch zu lehren, zu üben und die Freudigkeit zu ihm dem Heere einzuimpfen. Aber wie es geschah, war geistlos und schematisch. Es trat hier die alte Erfahrung zutage, daß große Gedanken, von kleinen Köpfen in die Praxis umgesetzt, zur Torheit werden. Und es hätte über dem Streben nach Angriff die Kunst der Verteidigung nicht so vernachlässigt werden sollen, wie es geschah. Trotz der Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges rückte die deutsche Infanterie ohne hinreichende Gewandtheit in der Anlage komplizierterer Verteidigungsstellungen aus. Die Idee — die in den Vorschriften niedergelegt und daher Evangelium war —, nur eine einzige Stellung auszuheben, diese mit der Masse des zur Verfügung stehenden Abwehrmaterials und der vorhandenen Truppen zu füllen und bis zur Entscheidung zu halten, war durchaus veraltet, entsprach nicht mehr der Kraft moderner Angriffsmittel und hat uns im Herbst 1914 unendlich große Verluste gekostet. Die Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges waren in dieser Hinsicht nicht verwertet worden. Dem ganzen Verteidigungsverfahren haftete durch das Dogma: „eine Verteidigungslinie" etwas außerordentlich Starres und Unbeholfenes an. Noch 1915 gab es selbst Generale, die vor dem „Buddeln" — dem Eingraben der Truppe — eine Aversion hatten, die zu größten Torheiten und stärksten Verlusten führte. Im Frieden hatte man eine wahre Todesangst davor, daß der Spaten das Grab des Angriffsgeistes grabe, und wie der deutsche Bürger aufs höchste bestürzt ist, wenn ihm einer, der gar kein Recht zum Urteil hat, den Patriotismus abspricht, so reagierte jeder Offizier auf die leiseste Andeutung, er sei nicht angriffslustig genug. Die Truppe bekam durch diesen Angriffstaumel langer Friedensjahre die Vorstellung, daß eine taktische Lage schon nahezu hoffnungslos sei, wenn man das Graben anfangen mußte.

Der Angriffsgeist in der deutschen Feldartillerie wurde von vielen dadurch gepflegt, daß man diese Waffe in der Idee beließ, sie könne aus offenen Stellungen Schlachtenentscheidungen zur Reife bringen. Es gab erfahrene Artilleristen genug, die überdies auf-

richtig eingestanden, daß die Artillerieoffiziere sehr gut ritten, aber vom Schießen recht wenig Ahnung hätten, und ein Artilleriegeneral sagte einmal: „Man sollte die Batterien der Feldartillerie mit Ochsen bespannen, damit endlich einmal das Galoppieren aufhört und die Leute anfangen, schießen zu lernen". Die Frage des offenen oder verdeckten Schießens löste in Deutschland die heftigsten literarischen und persönlichen Fehden aus zu einer Zeit, in der die französische Feldartillerie schon Meisterin des verdeckten Schießens war. Desgleichen die Frage der Schutzschilde. Auch das Schild sollte nach Ansicht der „Angriffspsychopathen" dem Geist der Truppe schaden. Dazu kam, daß im Manöver die Unsitte herrschte, daß die Feldartillerie bei den immer wieder geübten und falsch (weil im Verlauf viel zu rasch) geübten Begegnungsgefechten irgendwo rasch auffuhr und rasch, ohne etwas vom Gegner zu sehen, das Schießen mit ihren Manöverkartuschen begann. Wenn es nur krachte! So kam es, daß unsere deutsche Infanterie ihre Gefechte durchkämpfen mußte mit einer der feindlichen qualitativ unterlegenen Feldartillerie. Man wartete bei den Angriffen noch bis in das Jahr 1915 im Westen, auf anderen Kriegsschauplätzen noch viel länger, die Wirkung des Artilleriefeuers gar nie ab, hetzte die Bataillone in das feindliche Schrapnellfeuer und in das feindliche Schützenfeuer und opferte Hekatomben. Erschütternde Beispiele, namentlich von den ersten Angriffen der jungen Regimenter an der Yser, gibt Müller-Brandenburg, „Von der Marne zur Marne", S. 16ff. Es war ein Glück, daß die deutschen Korps anfänglich an schwerer Artillerie (15 cm-Haubitzen, nicht zu verwechseln mit den leichten Feldhaubitzen der Feldartillerie) ein Übergewicht über die Franzosen besaßen.

Die deutschen Fußartilleristen, von der Feldartillerie etwas von oben herab angesehen (vermutlich weil sie keine Rennen ritten und keine Büsche trugen), waren die einzigen, die wirklich schießen konnten und die, trotzdem ihre Geschütze sich nur langsam bewegten, mit ihrer Feuerwirkung meist viel rascher da waren als die Feldartillerie, die, sehr bald von ihrem offenen Auffahren geheilt, verdeckte Stellungen suchte und dann die Erfahrung machte, daß sie lange nicht so gut schoß wie die französische Feldartillerie. Die Hilfstätigkeit der Flieger beim Einschießen von Batterien ergab im Lauf des Krieges veränderte Grundlagen für das Einschießen. Auch hier mußte man vom gewandteren und weniger schematischen Gegner lernen. Es darf nun nicht übersehen werden, daß unsere Feldartillerie mit einem minderwertigen Geschützmaterial ausrückte, das mit dem französischen gar keinen Vergleich aushielt. Die deutsche Feld-

artillerie hat dann auch tatsächlich im Kriege selbst sehr viel gelernt. Oft wurde sie durch Munitionsmangel (eine Schuld Falkenhayns als Kriegsminister) und später durch schlechte Munition (Schuld der Obersten Heeresleitung) behindert.

Dafür aber erkannten die Feinde viel rascher als unsere, in jeder Hinsicht „konservativen" Herren, die taktische Überlegenheit, die durch Massenverwendung schwerer Geschütze gerade im Stellungskrieg erreicht werden kann. Trotzdem im Haushaltsausschuß des Reichstags von Abgeordneten darauf hingewiesen wurde, daß die Massenherstellung schwerer Kaliber notwendig sei, hielt „man" an einer in irgendeiner Vorschrift stehenden Idee fest, daß im Stellungskrieg die leichten Kaliber besonders wertvoll seien. Es zeigte sich hier, wie auch bei hundert anderen Gelegenheiten (die Tankfrage war eine der traurigsten), daß in der Heeresverwaltung ein maßloser und durch nichts gerechtfertigter Hochmut gegenüber dem Laien herrschte. Man pflegte sich über Laienvorschläge nur lustig zu machen, wenn man sie nicht sogar in ungezogenster Form zurückwies, während fremde Staaten den größten Vorteil aus der Mobilmachung der gesamten vorhandenen Intelligenz zogen. Das war eben das bureaukratisch-hierarchische deutsche System, eine Seite des Militarismus, der sich direkt schädlich gegen die Entwickelung der Armee selbst wandte. So kam es, daß unsere Artillerie von den weittragenden schweren Kalibern der Feinde niedergekämpft wurde, ohne sich wehren zu können, daß unsere arme Infanterie ohne hinreichende Unterstützung durch eigene schwere Artillerie dem Angriff des Feindes ausgesetzt war und solche Grade von technischer Überlegenheit nicht auf die Dauer durch moralische Qualitäten ersetzen konnte. Der Heeresbericht sprach dann gelegentlich mit Bedauern von der Materialüberlegenheit des Gegners, als ob das eine Erscheinung gewesen wäre, die man nicht der Borniertheit der eigenen Heeresverwaltung in erster Linie zu verdanken gehabt hätte. Die Tanks, für die deutsche „Laien" ausgezeichnete Modelle erfunden hatten, wurden so lange offiziell als eine Art Spielzeug verulkt, bis sie, bei den Feinden planmäßig eingeführt und kühn verwendet, die Schlachten entschieden. Von der in all diesen industriellen Fragen sich im Laufe des Krieges gegenüber dem Frieden noch vermehrenden Provisions- und Korruptionswirtschaft sei hier lieber nicht gesprochen. Die Privilegierung einzelner Firmen bei der Vergebung von Waffen und Munition im Frieden erwies sich als schwerer Fehler. Die Fabriken bedurften der „Beziehungen", um liefern zu können. Qualität der Ware spielte in dieser Konkurrenz keine Rolle. Es soll gar nicht geleugnet

werden, daß die Firma Krupp ausgezeichnet arbeitete, aber die Folgerung, daß andere Firmen deshalb nicht ebenso gut arbeiteten, die immer wieder gezogen wurde, war grundfalsch. So kam es vor, daß von nicht privilegierten Firmen besseres Material unseren späteren Feinden geliefert wurde, als es Deutschland von seinen Protektionsfirmen für die eigene Armee bezog. Das war übrigens auch einer der Gründe, warum unsere Munitionsversorgung im ersten Kriegsjahr so vollkommen versagte. Die Firma Ehrhardt hatte einen Kampf von jahrelanger Dauer zu bestehen, bis ihr von der Heeresverwaltung Geschütze abgenommen wurden, trotzdem der Reichstag schon frühzeitig die Gefahren der Monopolisierung der Geschützfabrikation bei Krupp erkannt hatte. Als dann Krupp maßgebenden Einfluß bei Ehrhardt gewann, gelang es plötzlich auch Ehrhardt für Lieferungen heranzuziehen. Geradezu lächerlich war es nun und entsprach dem verbrecherischen Bureaukratismus des preußischen Kriegsministeriums, dessen Schuld am Verlust des Krieges viel höher ist, als es die Allgemeinheit weiß, daß auch während des Krieges, als man händeringend nach Geschützen rief, große Firmen, die reiche Vorräte an Rohmaterial hatten, daran amtlich verhindert wurden, die Geschützfabrikation aufzunehmen. Gothein erwähnt, daß einzelnen dieser Firmen erst im dritten und vierten Kriegsjahr die Erlaubnis hierzu erteilt wurde (!!).

Diesem Bureaukratismus einerseits und der nervösen Hast des Kaisers andererseits, der seinerzeit das Feldgeschütz 96 unbedingt sofort haben wollte, obgleich selbst Krupp noch zum Warten angeraten haben soll, war es zu verdanken, daß wir seit Jahren an das Ausland ein viel besseres Modell lieferten, als wir selbst besaßen. Erst als wir diese für das Ausland fertiggestellten Geschütze im Kriege selbst probierten, erkannten die „maßgebenden Persönlichkeiten" ihre Vorzüge und man führte nun, viel zu spät und in beschränkter Zahl, diese neuen Geschütze ein.

Die deutsche Feldkanone 96 wurde nach schlimmen Erfahrungen im Laufe des Krieges geändert. Aber auch die Feldkanone 1916 war der französischen nicht ebenbürtig. Ihre Schußweite reichte auf 9 km (bei 40° Erhöhung) und wurde dann durch die sogenannten C-Geschosse bis auf 10,7 km gesteigert. Auch die C-Feldhaubitze wurde während des Krieges durch Rohrverlängerung von einer Schußweite von 6300 m auf eine solche von 8250 m gebracht. Für die schwere Artillerie mußten ganz neue Geschütze während des Krieges gebaut werden. Die „dicke Berta" feierte ihre Haupttriumphe in den Zeitungen. Der Skodamörser, der mit Motoren

ausgerüstet war, war ihr weit überlegen. (Zur Frage der Artilleriebewaffnung vgl. Schwarte, „Die Technik im Weltkriege", S. 60ff. Schwarte gibt auch die bessere Schießkunst der Franzosen zu. Dagegen ist der Artikel „Feldartillerie" von General Landauer in Schwarte, „Die militärischen Lehren des Großen Krieges" recht wenig kritisch und dementsprechend wenig wertvoll.)

Die deutsche Kavallerie hatte im Westen nur in den ersten Wochen Gelegenheit, kavalleristisch verwendet zu werden, im Osten wesentlich länger. Auch in Rumänien war Verwendungsmöglichkeit. Im allgemeinen versagte die obere Führung der Kavallerie, auch organisatorisch erwiesen sich Mängel in der Zusammensetzung der Kavalleriedivisionen und namentlich der Kavalleriekorps. Die Ausbildung der Kavallerie in dem für sie im modernen Kriege so unendlich wichtigen Feuergefecht zu Fuß war vollkommen vernachlässigt worden. Es fehlte der Friedensausbildung der Kavallerie das Verständnis für den modernen Krieg fast durchgängig. Auch hier wieder hatte man im Frieden geglaubt durch Übung des Feuergefechtes den Angriffsgeist der Waffe zu schädigen, sie zu einer berittenen Infanterie zu degradieren. Das Offizierkorps der Kavallerie war, was geistige Berufsfragen anlangte, am wenigsten zu intensiver Arbeit geneigt.

In maßgebenden Kreisen beherrschte das Bild Ziethens und Seydlitzens die Vorstellung. Die Manövertheater taten das Ihre. Selbst im Aufklärungs- und Sicherungsdienst versagte die falsche Friedensausbildung. In der Ausrüstung fehlte die Feldküche, das Brückengerät war zu schwer, in der Bekleidung herrschten noch traditionelle Mätzchen vor, die dem Gegner auf weite Entfernung schon die Feststellung erlaubten, daß er Kavallerie vor sich habe. Die Lanze scheint sich nicht bewährt zu haben. (Ein guter kritischer Überblick im Aufsatz „Kavallerie" von Rittmeister von Ammon findet sich in Schwarte, „Die militärischen Lehren des Großen Krieges".)

Die Kritik, die uns reichlich vom Ausland vor dem Kriege zuteil wurde, verschwieg oder verlachte man. So z. B Jibé in seinem Buch „L'Armée nouvelle" (1905), als er schrieb: „Die deutsche Infanterie ist sowohl im Manöver als auch in der Kampfbereitschaft recht rückständig gegenüber der französischen. Ihre Kampfesweise hat sich nicht den Wirkungen ihrer Schnellfeuergeschütze angepaßt (wer deutsches Bataillonsexerzieren 1905 gesehen hat, wird Jibé vollkommen recht geben). . . . Die französische Artillerie besitzt in allen Punkten eine erdrückende Überlegenheit über die deutsche. Das

alte 96er Modell ist vollkommen überholt von unserer wunderbaren 75 mm-Kanone."

Die deutsche Fliegerwaffe litt, bei tapferstem Verhalten deutscher Flieger, am starren, geistlosen Bureaukratismus unserer Militärorganisation. Den an der Spitze stehenden Leuten fehlte jeder Blick für technische Entwickelungsmöglichkeiten. General Einem — im übrigen ein weißer Rabe in der Umgebung preußischer militärischer Ungeistigkeit — mußten Versuche mit Flugzeugen im Haushaltsausschuß des Reichstages geradezu abgerungen werden. General von Falkenhayn, eine der verhängnisvollsten Führerfiguren des Weltkrieges, erklärte dem Abgeordneten Gothein mit göttlicher Naivität: „Er habe seinerzeit ein Gutachten über die Luftwaffen an den Generalstab machen müssen und sei zu dem Schlusse gekommen, die Zeppeline taugten nichts, die Flugzeuge aber schon lange nichts." Mit dieser talentlosen Schnoddrigkeit mag man das zwar Pathetische, aber doch Hellsichtige des Franzosen in Etienne Rey, „La Renaissance de l'orgueil Français" (Paris 1912) vergleichen, wo es S. 36 und 39 heißt: „Das Flugzeug ist am Himmel erschienen als ein Pfand der nationalen Sicherheit, als Werkzeug der Vergeltung, als Symbol des französischen Genius .... Das Flugzeug bedeutet für unser Volk etwas Großes und Mächtiges infolge der Empfindungen, die es erweckt hat. Der unaufhaltsame Drang der Phantasie hat es für unser Volk zu einem idealen Sinnbild nationalen Stolzes gemacht." — Empfindungen und Phantasie (Dinge, mit denen man Kriege gewinnt und das Höchste leisten kann) waren allerdings im königlich preußischen Militärsystem durchaus verpönte Laster.

Es ist recht bezeichnend, daß ein so wichtiges Urteil über die Flugwaffe in Deutschland ein Offizier geben mußte, der ganz naturgemäß von der Sache keinen blassen Dunst hatte. In jedem anderen Lande hätte man einen Techniker um sein Urteil gebeten, aber das widersprach der feststehenden Annahme, daß der Offizier alles verstehe und der Techniker ihm gegenüber ein ganz untergeordneter Mensch sei. Das erklärt unsere Inferiorität in dieser Waffe bei Beginn des Krieges und den Mangel an leistungsfähigen Fabriken.

Wir hätten allerdings niemals die gegen uns mobil gemachte Weltfabrikation übertreffen oder auch nur erreichen können, aber das anfängliche Mißverhältnis hätte doch bei mehr Einsicht vermieden werden können.

Die Zeppeline wurden im Kriege gegenüber den Flugzeugen lange gründlich überschätzt, auch noch als die Verwendung von Brandgeschossen die Verwendung der Zeppeline zu Kampfzwecken ganz

sinnlos machte. Graf Zeppelin selbst gab zu, daß die Zukunft dem Flugzeug und nicht dem Lenkballon gehöre.

Gothein erzählt, daß zwei der größten Kriegslieferanten unabhängig voneinander erklärten, daß es nichts technisch Rückständigeres gebe als das preußische Kriegsministerium und er faßt sein vernichtendes Urteil in die Sätze zusammen, die unbedingt das Richtige treffen: „Wir hatten die großen Erfinder, die großen Organisatoren, aber wir hatten sie nicht da, wo wir sie am nötigsten brauchten, an der Spitze der Heeres- und Marineverwaltung. Dort saßen die Vertreter der Bureaukratie, des Militarismus, der versagte, als Deutschland den schweren Kampf um Leben und Dasein focht, als das deutsche Volk sich in den Millionen seiner besten Söhne verblutete" (Gothein, „Warum verloren wir den Krieg?" S. 56).

Das System zeigte auch ethisch seine Vermoderung. Dr Stresemann sagte im Reichstag am 22. Oktober 1918 hinsichtlich der Korruptionswirtschaft im alten System, daß „beispielsweise in den Fragen der Vergebung von Lieferungen durch das Kriegsministerium gerade im ersten Jahre des Krieges ein System befolgt worden ist, dem wir die Schieberwirtschaft in Deutschland und die Kriegsgewinnlerschaft am allermeisten zu danken haben".

Sehr bezeichnend ist, was ein bayerischer Hauptmann Schützinger im 1. Heft der „Sozialistischen Monatshefte" 1921 in einem sehr gehaltvollen Artikel „Die deutsche Heeresmaschine" über ähnliche Verhältnisse im Maschinengewehrwesen schreibt: „Ich kann aus eigener Erfahrung einen Ausschnitt aus der deutschen Heeresorganisation während des Weltkrieges auf einem Spezialgebiet, der Maschinengewehrschießtechnik, und zwar dem indirekten Maschinengewehrschießen, geben. Ich versuchte das auf artilleristischer Grundlage aufgebaute, umständliche und unkriegsgemäße Verfahren im Lauf des letzten Kriegsjahres durch ein kriegsgemäßes Streuverfahren unter Parallelstellung der Gewehre zu ersetzen. Bei dem Mangel an Tiefgründigkeit in den verantwortlichen Stellen natürlich umsonst. Hierbei ergab sich das folgende, für die Friedenserziehung des deutschen Offizierkorps typische Bild.

1. Oberste Heeresleitung: Der Referent konnte dieses Spezialgebiet nicht beherrschen, wie überhaupt keiner der Generalstabsoffiziere sämtlicher höheren Stäbe ein selbständiges Urteil über Schießtechnik und taktischen Einsatz des schweren Maschinengewehrs und dessen Wirkungsmöglichkeiten hatte.

2. Scharfschützenkommando West: Kommandeur und Generalstabsoffizier ohne selbständiges Urteil; Referent ein sehr tüchtiger Reservehauptmann.

3. Maschinengewehrlehrkurs Döberitz: Kommandeur alter Gardist mit klingendem Namen ohne Sachkenntnis, Major beim Stab ein verabschiedeter Offizier, verwendet in einer technischen Fabrik; er sowohl wie der Chef der Versuchskompanie, ein Reservehauptmann und dessen rechte Hand, ein Reserveleutnant, gründlich beschlagen in technischen Fragen.

4. Inspektion des Maschinengewehrwesens: Kommandeur und Generalstabsoffizier in Spezialfragen ununterrichtet, Referent ein Reserveleutnant."

Wir stellten bei jeder der drei Hauptwaffen übertriebene Betonung der Ausbildungszweige, die dem Angriff in veralteter Form dienten, unter Vernachlässigung der Verteidigung, fest. Dazu kam in der Friedensausbildung eine übermäßige Betonung des Paradehaften, eine Neigung, veraltete Formen festzuhalten, eine Abneigung gegen Neues und — im Gegensatz zur französischen Armee — bei ängstlichem Betonen der Einheitlichkeit der Ausbildung eine ausgesprochene Ablehnung aller Experimente im einzelnen. Die Initiative des Versuches war zentralisiert im Großen Generalstab, der aber recht wenig befruchtend gerade in taktischer Hinsicht wirkte und sich wenig um die Vorschläge der Schießschulen, gar nicht um die Ideen einzelner, namentlich jüngerer Offiziere kümmerte. Das strenge, jede Eigenmächtigkeit bekämpfende, dabei aber taktische Initiative vom Unterführer verlangende hierarchische System in der Armee ließ Versuche von dem Augenblick an nicht zu, in dem sie dem Reglement widersprachen. Die Reglements selbst wurden für unerreicht gut gehalten, waren aber nicht gut, schon deshalb nicht, weil sie die Gebiete des Formalen, also die Kampfform nicht trennten von den höheren taktischen, ja sogar strategischen Elementen der Gefechtsführung.

Die Gründe für diese Mängel lagen im ganzen taktischen System, das, obwohl es wissenschaftlich sein wollte und auch sein mußte, dennoch der wissenschaftlichen Methode entbehrte. Es würde zu weit führen, den Motiven hier bis auf den Grund zu gehen. Von Bedeutung war es, daß die Tradition des Generalstabs auf Moltke zurückging, der ausschließlich Stratege war. Seine strategische Schule — wenig geschlossen — berührte taktische Fragen nahezu nicht. Große taktische Theoretiker hatte Deutschland nicht. Der maßgebend gewordene — General Schlichting — war ein im Innersten unklarer Kopf, dessen verführerisch gute Dialektik zum Schaden der deutschen

Taktik maßgebend Vorschriften und Übungspraxis beeinflußte. Der Gegner dieser taktischen Schule war General Scherff, als Mann der Wissenschaft ungleich bedeutender. Er erlitt das Schicksal, zum Teil dank seiner Unfähigkeit, leicht verständlich zu schreiben, nicht verstanden zu werden und geriet aus Ärger darüber und weil man ihn offiziell ablehnte (er verlangte zuviel Geistesarbeit), in eine Oppositionsstellung, in der er mehr eigensinnig als schöpferisch sich entwickelte. Frankreich war uns auf diesem Gebiete weit voraus, wie denn auch die geistige Arbeit, die wissenschaftliche Auffassung des Offizierberufes (namentlich bei der Feldartillerie) in Frankreich viel verbreiteter war als bei uns.

In Deutschland herrschte in militärischen Kreisen eine große Angst vor der Gelehrsamkeit und vor wirklicher Bildung. Man fürchtete, daß die soldatischen Eigenschaften der Offiziere, die man mit dem etwas unklaren Begriff „Schneid" bezeichnete, oder der übermäßig betonte Kavaliersstandpunkt unter der kleinsten Bürde von realem Wissen und wissenschaftlicher Methode litten. Ganz anders in Frankreich. Hier dienten die sortis du rang für den niederen Truppendienst, der Offizier, der aus der Mittelschule hervorging, erhielt in St. Cyr und in der École polytechnique eine umfassende Hochschulbildung.

Die Folge war eine erschreckende Unbildung und eine weitverbreitete Geringschätzung geistiger Arbeit in deutschen, namentlich preußischen Offizierskreisen. Bezeichnend ist die Äußerung des Dr. h. c. Generals Freytag-Loringhoven: „Offiziere mit gelehrter Bildung können wir nicht brauchen, um so mehr aber bedürfen wir geschulter Köpfe". Also Routiniers, die versagen, wenn etwas mit der „Schulung" nicht mehr zu bewältigen ist. Überdies war die Angst Freytag-Loringhovens vor gelehrter Bildung tatsächlich nicht am Platze.

Die Vorbildung des deutschen Offiziers war, soweit Kadettenerziehung und Fähnrichspresse in Frage kamen, schlecht und prinzipiell und in Einzelheiten falsch, die Truppenausbildung vor der Beförderung zum Offizier zu kurz, die Kriegsschulbildung vollkommen ungenügend (außer in Bayern), spätere Bildungsmöglichkeiten in zu geringem Maße vorhanden. Alles, was man geistig nicht erfaßt hatte, sollte Routine ersetzen. Geistig stumpf und faul sein konnte nicht so rasch zur Pensionierung führen wie ein Mangel in der Fähigkeit, seinem Vorgesetzten mit Schneid irgendeinen faulen Zauber vorzumachen. Darauf lief die Routine nämlich meistens hinaus. Jede Besichtigung erzeugte eine Fülle Potemkinscher Dörfer,

in Ausbildung und Übung, Manöver und vielem anderen machte sich der Schwindel breit und erstickte die schlichte Arbeit der Fleißigen und Ehrlichen.

Das geistige Leben im Berufe war trotz aller geistigen Geschäftigkeit doch sehr wenig entwickelt. Die militärische Fachpresse stand auf keiner sehr hohen Stufe. „Militär-Wochenblatt" und „Offizierblatt" behandelten teils recht belanglose Fragen der formalen Exerziertechnik, teils faßten sie bedeutsamere Fragen von einseitigem, starr-gehorsamen Standpunkt auf. Sie ertrugen nicht den Vergleich mit der lebhaften, volle Freiheit geistiger Auseinandersetzung genießenden „France militaire", einem französischen militärischen Tageblatt, in dem militärtechnische, wirtschaftliche und politische Artikel die Führung, Organisation, Kriegserfahrungen behandelten. Auch die militärische Buchliteratur und die Broschüren und Zeitschriften in Frankreich waren lebendiger, geistreicher, fesselnder — dabei aber allerdings auch übertriebener und doktrinärer als der Durchschnitt der deutschen Erzeugnisse.

Jedenfalls war der französische Truppenführer freier in der Möglichkeit seiner praktischen Studien. Die Heeresmaschine hinderte ihn nicht, die Ansichten der obersten Stellen blieben durchaus diskutabel, sie wurden nicht, wie bei uns, Dogmen, an denen der freche Leutnant vielleicht noch zu witzeln wagte, die aber der pensionierungsreife, durch ein Leben voll Persönlichkeitsabtötung stumpf gewordene Stabsoffizier und General blind und taub befolgte.

Sachliche Kritik war in der Armee verpönt. Ein kritischer Geist konnte sicher sein, wenn er noch außerdem aufrichtig war, keine Karriere zu machen. Daher finden wir so häufig unter sehr klugen hohen Offizieren recht fragwürdige Charaktere, deshalb machte sich eine öde Streberei (namentlich im Generalstabe) geltend, und es geschah viel mehr, um dem Vorgesetzten zu gefallen, als der Sache wegen, für die schon deshalb nicht vollstes Interesse vorhanden sein konnte, weil die wissenschaftliche Auffassung des Berufes teils aus Mangel an Bildung nicht möglich war, teils, wo sie sich bei Enthusiasmierten geltend machte, sehr bald durch den „Kommiß" der Vorgesetzten erstickt wurde.

Man regte sich darüber in der Armee nicht weiter auf. Es wurden Witze darüber gemacht und im übrigen wurde vielfach fleißig im Berufshandwerk gearbeitet. Allerdings waren Waffengattungen und Regimenter sehr ungleichwertig, und es muß wohl geglaubt werden, wenn ein erfahrener General schreibt: „Mancher Offizier

hat mit seiner Abneigung gegen Lesen und Schreiben geradezu geprunkt, um damit den Eindruck des gottbegnadeten Praktikers zu machen."

Bis zum Stabsoffizier mag es ja noch gegangen sein „ohne Lesen und Schreiben", und es mag das Wort des alten Komödianten Wrangel Geltung gehabt haben, der sagte: „Ich führe Krieg mit das Schwert und nich mit die Feder". Aber in höheren Stellungen hätte die Armee der höheren Allgemeinbildung bedurft. Man hat in der ganzen oberen Führung im Kriege den Eindruck, daß das Handwerksmäßige vorgeherrscht hat. „Das Personal der höheren Stäbe ist", wie der oben angeführte General schreibt, „unverkennbar an innerem Wert recht zurückgegangen, ohne allerdings selbst hierfür die nötige Selbsterkenntnis zu zeigen." Wir haben uns sehr viel auf unsere militärische Organisation zugute getan. Wer aber tiefer hineinsah und fachmännisch und gleichzeitig kritisch war, eine nicht sehr häufig auftretende Eigenschaftenvereinigung, der mußte feststellen, daß sehr häufig ein leerer Schematismus, eine hingestellte Form ohne den füllenden Geist das war, was sich Organisation nannte. Daher denn auch die Organisationen am allerschlechtesten waren, in denen es sich nicht um totes Material handelte, sondern um Behandlung lebendiger Menschen. Sehr oft stand die Organisation fertig da, wirkte aber in falscher Richtung oder war auf unrichtigen Fundamenten aufgebaut und daher ohne Wirkung.

Es mag erstaunlich klingen, wenn man behauptet, daß höhere allgemeine Bildung des Offizierkorps hier helfend gewirkt hätte. Und es ist doch ganz zweifellos der Fall. Man wird die Beobachtung machen können, daß es unter allgemein sehr hoch Gebildeten nur sehr wenige, man kann ruhig sagen, nahezu keine dummen Menschen gibt, da der Erwerb wirklicher Bildung ein gewisses, und nicht geringes Maß von Intellekt voraussetzt, daß dagegen die Berufsschulung des Offiziers und einer großen Reihe anderer Berufe den Verstand weder entwickelt, noch ihn in besonders hohem Maße voraussetzt. Es können also Meister des Berufshandwerks sehr schwachen Intellektes sein. Ihre Berufsschulung wird sie alle Klippen der Berufsprüfungen glücklich umschiffen lassen und sie kommen, trotzdem sie intellektuell minderwertig sind, in hohe Stellungen, was ihnen nicht gelingen würde, wenn man die Höhe ihrer allgemeinen Bildung mit zum Kriterium ihrer Qualifikation machen würde. Es gab nun sehr viele Vorgesetzte, die hohe Bildung ihrer Offiziere nicht wünschten, weil hohe Bildung mit dem Grade von Kritik-

losigkeit nicht vereinbar ist, der notwendig war, um das ganze System nicht anzufeinden.

Nichtsdestoweniger hatte man das Schlagwort vom Offizier als dem „Erzieher des Volkes" geprägt. Theoretisch war das absolut richtig. Der ideale Offizier sollte auch ein Erzieher des Volkes sein und viele faßten ihren Beruf so auf und bemühten sich redlich, ihrer Erzieheraufgabe gerecht zu werden. Aber die Mehrzahl der Offiziere, von den 150000 Kriegsoffizieren gar nicht zu sprechen, waren geistig und ihrer Bildung nach hierzu nicht oder nicht restlos in der Lage. Sie schlossen sich sozial und seelisch von ihrer Mannschaft ab, sie kommandierten und die Mannschaft hatte zu gehorchen, sie waren aus anderem Teig gebacken wie „die Kerls". Dieser friderizianische, unerhörte Hochmut der Offizierklasse paßte nicht in das Heer der allgemeinen Wehrpflicht. (Die Gerechtigkeit fordert es, festzustellen, daß in Bayern die Verhältnisse in dieser wie in Hinsicht der Bildung des Offiziers ganz wesentlich günstiger waren als in Preußen.)

Hierher gehört auch die Bevorzugung der Garde im Mannschaftsersatz, wodurch der Unteroffiziersatz der übrigen Armee geschädigt wurde, desgleichen die Bevorzugung des Adels, die ebenfalls nicht mehr zeitgemäßen Traditionen entsprach, viel böses Blut machte und die Armee ebensowenig verbesserte als der immer mehr zunehmende Usus, reiche Regimenter zu schaffen, in denen ein ebenso großer als geistloser Luxus getrieben wurde und die infolgedessen ihren Offiziersersatz nur aus den Kreisen der ganz Reichen nehmen konnten. Die alte preußische Einfachheit, die in ihrer Härte, Unkultur und Barbarei gewiß nichts Bestechendes an sich hatte, aber wenigstens etwas beruflich Hervorragendes leistete, war unter Wilhelm II., der trotz seiner 1000 Uniformen ein ganz schlechter Soldat war, zugrunde gegangen. Von den Millionärssöhnchen der reichen Regimenter und von den „Protektionskindern" waren denn auch sehr bald die meisten „unabkömmlich" in der Heimat, wo sie im Verein mit den anderen Unabkömmlichen in Redaktionen und Hörsälen, Schulen und Bureaus und mit überaus vielen anderen in der Heimat verwendeten Offizieren unberechtigt und überlaut das „Durchhalten" und den „deutschen Frieden" predigten.

In Bayern griff der sehr energische und klar denkende Kriegsminister von Hellingrath am Ende des Krieges noch viel entschiedener durch, als das in Preußen geschah. Nachstehender Erlaß bedarf keines Kommentars:

Nr. 270563 P.
Kriegsministerium.
Betr. Kriegsverwendung.

München, den 25. Oktober 1918.

In der Etappe, im besetzten Gebiet und in der Heimat ist eine sehr große Anzahl von nur garnisonverwendungsfähigen aktiven Hauptleuten, Oberleutnants und Leutnants verwendet, die nur sehr kurze Zeit während des Krieges an der Front verwendet waren, oder die sich schon lange in ihrer gegenwärtigen Verwendung befinden. Ich bitte, den betreffenden Offizieren eröffnen zu lassen, daß für ihre Belassung im aktiven Dienst bei der Demobilmachung die Gründe, aus denen sie längere Zeit dem Frontdienst entzogen waren, genau nachzuprüfen sein werden.

v. Hellingrath, Bayerischer Kriegsminister.

Diese trüben Erscheinungen darf man aber nicht auf das Schuldkonto der Armee setzen. Die große Masse der deutschen aktiven Offiziere hat ihre Soldatenpflicht getan und die großen Verluste an aktiven Offizieren beweisen die pflichtgetreue Tapferkeit der Gefallenen. Die Verluste des aktiven Offizierkorps von August 1914 bis Mitte September 1918 betragen allein an Toten 39,2%, darunter 150 Generale.

Diese Gräber der Gefallenen werden immer Denkmäler der Tüchtigkeit des deutschen Offizierkorps bleiben. Es wäre aber unrecht, wenn sie Motiv würden, daß die Kritik schweige. Auch wir müssen auf jeder Seite dieses Buches Kritik üben, oft streng und hart, und die Lebenden sind nach verlorenem Krieg erst recht empfindlich für Kritik. Sind aber nicht jene Toten auch deshalb gefallen, damit die Fehler, die in der Armee lagen, beseitigt werden? Die Kritik beleidigt nicht die Toten. Sie ist nicht für die Vergangenheit, sondern für die Zukunft unseres Volkes geschrieben. Und nicht der hat sein Volk lieb, der ihm täglich Sand in die Augen streut, der es seine Fehler vergessen läßt oder sie unverantwortlichen Mächten zuschiebt, sondern nur der, der, soweit es sein Wissen und Können zuläßt, nach Fehlern sucht und sie aufdeckt, damit neue Generationen sie nicht von neuem machen.

Leider ist unsere moderne militärische Literatur fast durchweg unkritisch. Sie sucht Fehler zu verschleiern, namentlich wenn sie von Persönlichkeiten geschrieben ist, die im Neben- oder Hauptamt mit ihrem Buch sich selbst verteidigen wollen. Dadurch entsteht eine ganz falsche Einstellung des Volkes, das ohnedies geneigt ist, die

Ursachen der Niederlage überall, nur nicht in sich selbst zu suchen. Die „Weltgeschichte ist das Weltgericht", das wurde tausendfach geschrieen und geschrieben, solange man glaubte, den Krieg zu gewinnen. Es schmeichelte der Eitelkeit der einen und reizte die verschwommene Mystik der anderen, sich als Exekutivorgane des Weltwillens zu fühlen. In dem Augenblick aber, in dem der Krieg verloren war, war vom Weltgericht keine Rede mehr, ebenso wie der Krieg selbst, der, solange er Aussichten bot, gewonnen zu werden, als „herrlich", „gut", „läuternd" und „erhaben" bezeichnet wurde, während man im Augenblick, wo er verloren war, zornig nach den Urhebern des auf einmal zum „Verbrechen" Degradierten suchte. Die Logik ist keine allzu weit verbreitete menschliche Verstandesfähigkeit.

Die Fehler unserer Armee lagen zum Teil, zum größeren Teil sogar im System. Führer und Führergehilfen wurden nicht immer nach dem Talente, sondern sehr häufig auf Grund ihrer Gefügigkeit und persönlicher Beziehungen gewählt. So kamen oft Leute in hohe Stellungen, denen alle inneren Werte fehlten. Den armen Offizier, namentlich wenn er Familie hatte, zwang das System zu charakterlichen Opfern, die schließlich zur Verleugnung der eigenen Persönlichkeit mitsamt ihrer Überzeugung führten. Hinter dem glänzenden Schein der Uniform barg sich viel Elend, materielles sowohl wie seelisches.

Die Persönlichkeit ging im Berufsleben des Offiziers mit der Zeit ebenso zugrunde wie in anderen Zweigen des Staatsdienstes. Da die Molluske die beste Karriere machte, fanden die Gesetze der Selektion Anwendung, und unter den Generalen gab es ganz entschieden weniger Persönlichkeiten als unter den Leutnants. Die Züchtung aalglatter, überzeugungsloser, intrigantenhafter Menschen war — namentlich im Generalstab — von verheerender Wirkung und verminderte die Leistung dieser Organisation von Führergehilfen ganz beträchtlich. Unkenntnis der Anforderungen, die man an Truppen stellen kann, maßlose Überhebung über die Leistung dieser und selbstverständlich über den Feind [dabei war der französische Generalstab im Weltkrieg besser als der preußische], Streberei und Leisetreterei waren im Generalstabe recht verbreitet und nahmen ihm sehr bald die Achtung, die er im Frieden genoß (ein schlecht verwaltetes Erbe Moltkes) und das Vertrauen, von dem er hätte auch in schwersten Stunden getragen werden sollen. Der Generalstab wuchs sich in der wilhelminischen Zeit zur richtigen Zunft aus, in der die Mittelmäßigkeit herrschte und ängstlich bemüht war, nur

Mittelmäßigkeit um sich zu sehen. Das Wort „Kameradschaft", mit dem ein großer Unfug getrieben wurde, hatte in vielen Fällen jede innere Bedeutung verloren.

Ganz zu schweigen von dem Ordensunsinn, der Tausende von Menschenleben der Eitelkeit Einzelner opferte, Angriffe sinnlosester Natur hervorrief und neben völliger Entwertung der Auszeichnung an sich auch noch Formen des Ordensschachers annahm, die ebenso lächerlich wie dem Ansehen des Offizierkorps schädlich waren.

Der Ordenswahnsinn, ein Beweis für den lakaienhaften Zug im deutschen Wesen, tobte im übrigen in bürgerlichen Kreisen ebenso wie in der Armee. Vor mir liegt eine Visitenkarte aus dem Jahre 1916, auf der unter dem Namen ihres Besitzers wörtlich vermerkt steht:

Kgl. Hofrat, Schriftsteller,

Inhaber des kgl. bayr. Ludwigs-Ordens für Wissenschaft u. Kunst, der großen Medaillen Ihrer Majestäten des Königs Oskar II. und weiland der Königin Mutter Josephine von Schweden und Norwegen, sowie weiland Seiner Kgl. Hoheit des Herzogs Max in Bayern.

Ein Kulturdenkmal von unvergänglicher Dummheit! Von solchen Menschen wurde die öffentliche Meinung in Deutschland gemacht.

Franz Carl Endres schreibt in seinem Buche „Reichswehr und Demokratie": „Wer gerne Orden trägt, beweist, daß er einen femininen Zug von Eitelkeit in seinem Wesen besitzt oder daß er ein äußeres Merkmal braucht, um dem Bewußtsein von seinem eigenen Werte aufzuhelfen. Die Schweizer dürfen keinen Orden tragen, sei es Kriegs- oder Friedensorden. Ich halte das für den einzig richtigen Standpunkt. Das Ordensunwesen im Frieden war eine groteske Lächerlichkeit, im Kriege eine unerhörte Kränkung für die, welche mit Lebensgefahr sich einen Orden verdient hatten. Die Orden sind alle, ohne Ausnahme, entwertet . . . Ein rechter Mann braucht kein Fleißbillett; erfüllte Pflicht lohnt sich im eigenen Bewußtsein und über seine Pflicht kann der Mensch nichts tun. Wir sind alle unter dem, was unsere Pflicht verlangt. Denn des Menschen Pflicht ist unermeßlich, grenzenlos."

Nun kam es im Kriege tatsächlich vor, daß abgesagte Gegner des Ordensunwesens Anträge auf Verleihung stellen mußten. Denn wären sie ohne Orden geblieben, so hätte man annehmen müssen und hätte auch allgemein angenommen, sie wären geradezu pflichtvergessen gewesen oder hätten ein ehrenrühriges Vergehen begangen.

Auch die gesellschaftlichen Fragen des alten Offizierkorps hatten eine Reihe von schweren Mißständen mit sich gebracht. Wir sprachen schon von der Bevorzugung des Adels. Die Mehrzahl der kommandierenden Generale der Gesamtarmee war aus dem nahezu ausschließlich adeligen Gardekorps hervorgegangen. Das war nicht ein vollgültiger Beweis für ihr militärisches Talent. Der Adel tat sehr vornehm, verachtete innerlich den Bürgerlichen und war äußerlich nur dann zweifelsfrei zuvorkommend, wenn dieser Bürgerliche Vorgesetzter war. Auch hier lagen die Verhältnisse in Süddeutschland ganz wesentlich besser. Der Adel verkannte, daß Vornehmheit ein Produkt aus sehr vielen Komponenten der Persönlichkeit ist, von denen die der Geburt die allergeringste Rolle spielt. Die Erkenntnis des Gemeinsamen mit anderen Menschen galt als verdächtig des Freisinns oder gar des Sozialismus. Und beides war verfehmt. Beim Sozialismus, der vor dem Krieg armeefeindlich war, ist die Verfehmung in der Armee noch verständlich, aber hier lag auch die Grenze. Wer in der preußischen Armee nicht konservativ bis in die Knochen war, oder als Liberaler geradezu feurig nationalistisch, der hatte als Offizier ausgespielt. Das nannte man, die Politik dem Offizierkorps fernhalten.

Die politische Unbildung des Offizierkorps überstieg jede Vorstellung. Irgendein Verständnis für die politischen Bedürfnisse der Mannschaften, irgendwelche Erkenntnis dafür, daß es nicht nur Nationalisten auf der einen und Schweinehunde auf der anderen Seite gibt, fehlte vollkommen. Die Volksvertretung in den Ländern und der Reichstag wurden verachtet. Zeitungen, die irgendwie Kritik an den verschiedenen Unfehlbarkeitsdogmen der militärischen Kurie übten, durften nicht gelesen werden oder wurden mit Empörung beiseite geworfen. Der Arbeiter war ein Mensch dritter oder vierter Klasse. Der Offizier war der erste Stand im Lande. Dann kam lange nichts. Und dann kam der Beamte.

Und diese vollkommen unorientierten, mit blöder Verachtung anderer Berufe, Volksklassen, politischer Ansichten erfüllten Offiziere sollten nun im Kriege Soldaten führen (das heißt deren volles soldatisches und menschliches Vertrauen haben), die politisch weit reifer und geschulter waren, das gesellschaftlich überhebliche Wesen der Offiziere nicht ertrugen und in eine mit der Dauer des Krieges immer innerlich oppositionellere Stimmung geraten mußten, namentlich als diese Offiziere dann noch begannen, im sogenannten vaterländischen Unterricht „politisch“ belehrend aufzutreten.

Die Wirkung dieses Unterrichtes war durchaus negativ. Sie traf

auf das berechtigte Mißtrauen der Unterrichteten und artete zu einer wilden Propaganda für das alte konservative preußische System aus.

Das deutsche Offizierkorps hielt sich außerdem von einem ihm auch im Frieden anhaftenden Fehler nicht ganz frei, von dem Überschreiten der ihm anvertrauten Gewalt in Form von Mißbrauch der Dienstgewalt und sogar in der Form von Soldatenmißhandlungen, ganz abgesehen von unzähligen Fehlern falscher Soldatenbehandlung. Durch diese letzteren wurde die tatsächlich außerordentliche Begeisterung der Kriegsfreiwilligen rasch gedämpft, ja oft in das Gegenteil verkehrt. Die Armee hat es auch im Frieden nie verstanden, die Intellektuellen richtig zu behandeln. Die dummen Kasernenhofblüten im Verkehr mit gebildeten Einjährigen und Reserveoffizieren gelehrter Berufe, wie sie in Witzblättern bis zum Überdruß gebracht wurden, waren jedenfalls ein Beweis dafür, daß so oder ähnlich in Wirklichkeit verfahren wurde. Menschen mit etwas differenzierter Persönlichkeit fühlten sich in der Organisation des Heeres von dem Augenblick an unglücklich, in dem die Stimulantia der eigenen Begeisterung für die Sache aufhörten vorherrschend zu sein.

In den Jahren vor dem Kriege ist in der Armee geprügelt worden, bei der Rekrutenausbildung, in Reitschulen, Ställen und bei mannigfachen Gelegenheiten. Das Beschwerderecht war vielfach eine Komödie. Erst als die Parlamente sich der Angelegenheit annahmen, wurde es etwas besser. Prügelnde Offiziere wurden zu Ausnahmen, aber ganz beseitigt wurde der Krebsschaden nicht, wiewohl die Besten aus dem Offizierkorps energisch dagegen Front machten und auch namentlich das Prügeln durch Unteroffiziere und ältere Mannschaften nicht mehr duldeten. Daß die über alle Begriffe verrohende Wirkung eines langen Krieges die Neigung zu brutaler Behandlung der Untergebenen wieder steigerte, ist leicht einzusehen. Die sozialistische Presse hat unzählige Fälle von Mißhandlungen registriert und eine beträchtliche Auslese auch veröffentlicht.

Aber auch in dem großen Unterschied der Lebensführung zwischen Offizieren und Mannschaften lag ein dauernder Mißbrauch der Dienstgewalt. Es ist gar nicht unrichtig, wenn vielfach behauptet wurde, daß für die höheren Offiziere, namentlich auf der Etappe, der Krieg ein gutes Geschäft wurde und wenn man sagte: „Gleicher Lohn und gleiches Essen, wär' der Krieg schon längst vergessen". Diese Forderung widersprach aber prinzipiell der preußischen Tradition mit ihrer straffen und starken Unterscheidung zwischen „Herren" und „Kerls", widersprach auch dem Wesen der sozialen Gliederung

des Klassenstaates. Solange man an dem Glauben haftete, daß die Vorgesetzteneigenschaft auf sozialer Schichtung am sichersten ruht, solange man die Klassengegensätze zum Schutz von Thron und Altar eher noch mehr zu betonen als zu verwischen sich verpflichtet fühlte, war auch nichts an der Tatsache zu ändern, daß die Mannschaft ganz wesentlich schlechter lebte, schlechter ernährt und schlechter bezahlt wurde wie ihre Offiziere. Diese Unterscheidung mußte, einmal von der Mannschaft begriffen, von dem Augenblick an zersetzend wirken, in dem die finanzielle Not der Mannschaftsfamilien im Gegensatz zur finanziellen Stärkung der Offizierfamilien durch den Krieg bekannt und politisch verwendet wurde.

In dieser allgemeinen Unterscheidung fielen dann noch zahlreiche Fälle auf, in denen die Offiziere bei gleichzeitiger Not ihrer Mannschaften ein empörendes Schlemmerleben führten. Der deutsche Kronprinz ging unbegreiflicherweise hier mit schlechtestem Beispiel voran. Ungezählte Belege sind für diese betrübliche und von der Masse der guten Elemente im Offizierkorps nicht gebilligte Tatsache vorhanden. Namentlich hat hier auch wieder die Etappe, diese Zerstörerin des guten Geistes im Heere, zersetzend gewirkt. Es erübrigt sich, Beispiele anzuführen, die genugsam bekannt sind. Es genügt, festzustellen, daß Zustände herrschten, die jedem anständig denkenden Offizier die Schamröte ins Gesicht jagten. Diese Zustände waren es, die an der Zersetzung der Armee arbeiteten, hier wurden die tiefsten Dolchstöße ausgeteilt, an denen endlich die Widerstandskraft der Truppe — die wie in allen Kriegen nur eine Kraft des guten Willens und nicht irgendwelchen Zwanges war — erlahmte.

Die Schuld liegt zum geringsten Teile an den aktiven Offizieren als Einzelpersönlichkeiten, sondern an dem bis zur Verrücktheit gesteigerten Machtdünkel, den das System in den Köpfen der massenhaften Charakterlosen und Willensschwachen erwecken mußte, in der doppelten Moral, die ein in das Gebiet des Menschlichen brutal übertragener Unterschied von Vorgesetzten und Untergebenen erzeugen mußte. Der Vorgesetzte fühlte sich als Herr und betrachtete den Untergebenen als Material — sei es für Zwecke des Staates oder zur Erreichung persönlichen Kriegsruhmes oder gar zur persönlichen Bedienung. Unser Heer war kein Volksheer, wie man schönfärbend und heuchlerisch zugleich es nannte, es war ein rein dynastisches Werkzeug, umfaßte nur nicht wie früher freiwillige Diener, sondern ergriff die Söhne des Gesamtvolkes, wurde nicht mehr wie früher vom Fürsten, sondern direkt vom Volk gezahlt, war aber wie einst

dem Willen des Volkes entzogen und dem des Dynasten und der mit ihm Herrschenden ausgeliefert. An diesem inneren Widerspruch mußte das Heer scheitern, wie es 1806 an den inneren Widersprüchen seiner Organisation und seiner taktischen Äußerung gescheitert ist, zumal wenn man es vor Aufgaben stellte, die anfänglich kaum, später mit Sicherheit nicht zu lösen waren.

1914 hatte das Heer einen eigenen Willen, der ihm belassen wurde, weil er sich mit dem Willen der Herrschenden deckte. Bald aber wurde der Wille von 1914, der ein Wille der Abwehr war, bei den Herrschenden geändert in einen Willen der Eroberung. Es wurde Mißbrauch mit dem Volks- und Heereswillen von 1914 getrieben. Sobald die Erkenntnis von diesem Mißbrauch im Heere selbst reifte, entstand ein zweiter . . . aktueller Widerspruch . . . der nicht minder als jener vorher genannte latente auf die Verwendungsfähigkeit des Heeres und des Volkes für die materiellen Interessen der von Gottes oder von Geldes Gnaden Herrschenden schädigend einwirken mußte.

Der Krieg war von dem Augenblick an, wo neue, nur durch Eroberungen mögliche Kriegsziele aufgestellt wurden, wo jenes wahnwitzige Wort vom „deutschen Frieden" die Gehirne verwüstete, kein Krieg des Volkes mehr, sondern der Dynastie, der Großindustrie und der Hochfinanz. Es ist erstaunlich, daß das Heer so lange guten Willens blieb, so lange den großen Betrug an seinem guten Willen mit unerhörten Blutopfern bezahlte.

Dem deutschen Offizier bis hinauf in die höheren Stellen der Generalität ist in dieser Frage im allgemeinen kein Vorwurf zu machen. Die Masse der Offiziere freute sich auf den Krieg, wie sich etwa ein Schauspieler, der bisher immer nur auf Leseproben mitwirken durfte, auf eine richtige Vorstellung freut, weil der Krieg als Krönung des Offiziersberufs von den meisten aufgefaßt wurde. Der Offizier war Berufssoldat. Seine Landsknechtsinstinkte, — die er auch heute noch aufweist, indem er mit Hochgenuß überall auf Erden, wo gerauft wurde, sich beteiligte, so bei den Buren, im Balkankrieg, in der Wrangelarmee, bei Mustapha Kemal usw. — waren, rein beruflich bewertet, gar nicht die schlechtesten von den Eigenschaften, die er mitbrachte. Und dann lebte in ihm, stark und klar, das alte Gefühl deutscher Lehenstreue gegen den Fürsten, ein Zug romantischen Rittertums. Der Offizier starb für seinen Kaiser und für das Deutsche Reich, wobei aber „sein Kaiser" etwas durchaus Konkretes, Verständliches, Sinnenfälliges im Vergleich zu dem im Kopfe des politisch gänzlich kindlichen Offiziers

nur abstrakt vegetierenden „Deutschen Reich" war. Daß dieses Offizierkorps den Pazifisten verachtete und keine Sehnsucht nach raschem Frieden hatte, ist ganz selbstverständlich. Die ethische Bewertung des deutschen Offiziers muß, will sie richtig sein, von der intellektuellen und kulturellen Grundlage ausgehen, von der das Denken des Offiziers ausging. Tut sie das, so wird sie Motive für den „Krieger" finden, die ethisch unanfechtbar sind, nicht absolut, aber relativ zum Bezugssystem „Offizier". Wir wollen der Frage hier gar nicht näher treten, ob es eine absolute Ethik gibt, jedenfalls gibt es auch eine relative. Und bevor man ethisch verurteilt, muß man die Anwendungsmöglichkeiten dieser relativen Ethik untersuchen. Wenn ein Stummer die Unschuld nicht verteidigt, so tut er das primär nicht, weil er ethisch mangelhaft ist, sondern weil er stumm ist, und wenn einer, der nicht weiß, was gut ist, im Tun des Bösen bona fide seine Pflicht zu erfüllen glaubt, so darf er nicht nach dem Standpunkt des Wissenden, sondern muß nach dem durch sein Nichtwissen bedingten Standpunkt ethisch bewertet werden.

Trotz der von uns im vorhergehenden ganz kurz angeführten Mängel im deutschen Heere (die Führung werden wir gesondert betrachten) bleibt doch der am Anfang dieses Abschnittes stehende Satz richtig, daß dieses deutsche Heer das schärfste Kriegsinstrument war, das einer europäischen Großmacht zur Verfügung stand. Es darf nicht vergessen werden, daß sich dieses Heer von 1914 durch schlechte Führung außerordentlich rasch abnutzte und daß Neuformationen in einem Umfang aufgestellt wurden, dem weder die Volkskraft noch die Zahl von vorhandenen Führern irgendwie entsprach, namentlich da das von der Außenwelt abgesperrte Deutschland alles Kriegsmaterial selbst herstellen mußte und daher außer seinem Soldatenheer von vielen Millionen auch noch ein millionenstarkes Arbeiterheer aus der Volksmasse herauspressen mußte.

Die Lichtseiten des Heeres von 1914 waren immer noch viel stärker als seine Schattenseiten. Dieses Verhältnis von Licht und Schatten änderte sich aber im Lauf des Krieges zugunsten des Schattens, so daß 1918 von diesem Heere nicht im entferntesten mehr das zu verlangen war, was man 1914 von ihm verlangen konnte. Wenn Ludendorff noch am 12. Februar 1918 dem Kaiser meldete, daß das Heer bereit sei, „die größte Aufgabe seiner Geschichte" zu erfüllen, so war das unter der Voraussetzung, daß Ludendorff subjektiv die Wahrheit sprach, ein Beweis dafür, daß er dieses Heer nicht kannte. Daß am 21. März 192 Divisionen an der französisch-englischen Front versammelt standen und somit

seit 1. Dezember 1917 eine Vermehrung von 45 Divisionen stattgefunden hatte, mochte den berauschen, der in der Organisation und in der „Zahl" das Erfüllende jeder Aufgabe sah. Nein! Das Heer von 1914 war bereit gewesen, die größte Aufgabe seiner Geschichte zu erfüllen, aber es war kein Genius da, der ihm diese Aufgabe gewiesen hätte. Das Heer vom Frühjahr 1918 war es nicht mehr. Das Vertrauen in die Oberste Führung, das auch dieses Heer zu den höchsten Leistungen hätte hinreißen können, war geschwunden. Die Marneschlacht, Verdun und so manches andere waren an dieser Veränderung schuld. Und nur ein Napoleon hätte 1918 die feindliche Front zerreißen können, Ludendorff mit dem Schematismus seiner Gewalt und dem zweifellosen Mangel an großen Feldherrngaben vermochte das nicht, und auch ein Napoleon hätte 1918 vielleicht ganz Frankreich erobert, aber die Entscheidung im Kriege doch nicht mehr mit rein militärischen Mitteln bringen können.

Daß trotzdem bis zum bitteren Ende noch Einzelheldentaten von Offizier und Mannschaft geleistet wurden, beweist nur, daß der schlichte Geist der Pflichterfüllung selbst durch die Irrtümer und Torheiten des militaristisch-dynastischen Systems nicht ganz zerstört werden konnte.

Es ist zum Abschluß dieser Gedankengänge vielleicht nicht ohne Wert, anzuführen, was der deutschnationale Abgeordnete von Kardorff in einer deutschnationalen Versammlung in Berlin gesagt hat:

„Unsere Politik vor dem Kriege ist bodenlos leichtfertig gewesen. Der Krieg ging verloren infolge schwerer und großer militärischer Fehler, namentlich zu Beginn des Krieges. . . . Wir haben uns bei Ypern und vor Verdun verblutet. . . . Wir hatten eine völlig ungenügende Etappe. . . . Man hat uns nicht die Wahrheit gesagt. . . . Das Wort von der Erdolchung der Front durch die Heimat ist nicht richtig. . . . Wir haben ferner den Krieg verloren, weil wir unsere Bundesgenossen falsch eingeschätzt haben. . . . Wir haben uns selbst überschätzt und unsere Feinde unterschätzt. . . . Wir sind blind gewesen gegenüber den Gefahren, die uns bedrohten."

So spricht ein vornehm denkender und ehrlicher Deutschnationaler. Das sollte den deutschnationalen Schreiern, die die Niederlage nachträglich auf das Schuldkonto des armen deutschen Volkes und des deutschen Soldaten schieben wollen, doch zu denken geben.

Und noch einen Eideshelfer wollen wir heranziehen, einen früher begeisterten Bewunderer des preußischen Generalstabes, den Pro-

fessor Hans Ehrenberg, der Ende Dezember 1919 in der „Heidelberger Volkszeitung" schrieb:

„Der wahre Feldherr kennt vor allem die Kräfte und ist im Unglück groß. Man vergleiche Napoleons Feldzug von 1814 mit dem deutschen von 1918; da ist der Unterschied zwischen einem militärischen Genie und einem militärischen Organisator. Überhaupt war die deutsche Heeresführung für den Weltkrieg (und auf ihn allein ist es angekommen) minderwertig. In nahezu allem (42-Zentimeter-Mörser und Ferngeschütze waren im Grunde genommen Kinkerlitzchen) waren wir dem Feind unterlegen und haben ihn nachgeahmt. Die bewegliche Verteidigung Ludendorffs ist der französisch-englischen Methode nachgebildet, die diese schon eingeführt hatte, als wir noch die Kasernenhof- und Kaisermanöverstrategie des vordersten Schützengrabens hatten, der um jeden Preis zu halten sei, und der Wiedereroberungsgraben als Etappe galt. Die Feuerwalze ist eine Nachahmung des französischen Trommelfeuerprinzips, das diese (die Franzosen) seit der Lorettoschlacht hatten. Wir haben sämtliche verfeinerten Artilleriemethoden, wie Schallmeßtrupp, Lichtmeßverfahren, Kartenschießen, Fliegerschießen, Fesselballon- und Funkerschießen, vom Feinde kennengelernt, mehr oder weniger. Die Ausscheidung selbständiger Artilleriegruppen haben uns die Franzosen schon im Sommer 1915 vorgemacht. Nur den deutschen Soldaten, das deutsche Volk, das brauchten wir nicht vom Feinde erst zu lernen. Die deutsche Artillerie ist bis zum Kriegsende unterlegen und schlecht ausgebildet gewesen; eine kleine Besserung kam 1917 zustande, aber sie reichte nicht aus, um die Gleichwertigkeit mit der französischen herzustellen. Rein militärisch hat die französische Artillerie den Sieg entschieden. Das gilt auch im Detail gerade des letzten Kriegsjahres: Alle deutschen Offensiven sind durch die französische Artillerie zum Stillstand gebracht worden. Für die Minderwertigkeit und Schwerfälligkeit der deutschen Kriegführung nenne ich die Ablehnung der Panzerwagen (vielleicht erkundigt sich der Stabsoffizier einmal bei Daimler, wieviel Wagen wir im Frühjahr 1918 gehabt hätten, wenn Ludendorff die Herstellung nicht auf die leichte Achsel genommen hätte). Das gleiche gilt übrigens von der Herstellung von größeren Unterseekreuzern, die vom Marineamt im Sommer 1917 abgelehnt wurden, weil bei einjähriger Herstellungszeit der Krieg ja doch vorher zu Ende sei, das heißt natürlich: wir gesiegt hätten. . . . Aber das Schlimmste bleibt nun einmal die Gedankenlosigkeit, mit der das Menschen-

material behandelt wurde. Wäre im Frühjahr 1918 Hindenburg im Hauptquartier durchgedrungen, so hätten wir diese Auslaugung des deutschen Soldaten nicht erfahren, und Ludendorff hätte nicht die vernichtende Niederlage erlitten, in der er 300000 Gefangene und 4000 Geschütze einbüßte. Sagen wir es doch endlich einmal offen, daß die Märe von dem siegreich zurückkehrenden deutschen Heere eine glatte Geschichtsfälschung ist. Schließlich brauchen wir uns als Volk unserer Niederlage nicht zu schämen."

In dem letzten Satz dieses Artikels, „Schließlich brauchen wir uns als Volk unserer Niederlage nicht zu schämen", könnte sehr viel Trost für uns Deutsche liegen, denn dieser Satz enthält Wahrheit. Wir haben in diesem Kriege mehr geleistet, als mit den höchsten Erwartungen anzunehmen war. Die Übermacht der Gegner, nach dem Beitritt Amerikas, von 1300 Millionen Menschen gegen 150, war schon, was die reine Zahl betrifft, ungeheuer. Nun setzte sich aber die Zahl in Arbeit um, sowohl in militärische Arbeit an den Fronten als auch in industrielle in den verschiedenen Ländern, und diese industrielle trat dann wieder als technische und damit schließlich taktisch wirkende Kraft an den Fronten auf.

Daß bei diesen Verhältnissen der Erfolg des Krieges auf der Seite der stärkeren Bataillone und größeren Industrien sein mußte, war allen Einsichtigen seit der Kriegserklärung Amerikas, vielen schon vorher klar. Nur die Heeresleitung verharrte in der Selbstüberschätzung und die Reichsleitung war nicht stark genug, um ihre reifende Ansicht, daß dieser Krieg nicht mehr mit militärischen Mitteln für Deutschland gewonnen, sondern nur mehr mit politischen zu einem einigermaßen erträglichen Ausgleich geführt werden konnte, der Heeresleitung und den militaristischen Gewalten des alten Systems gegenüber durchzusetzen. Die schwächeren Köpfe in Deutschland hatten den stärkeren Willen: das war des deutschen Volkes Unglück.

Und diese schwächeren Köpfe schämten sich einzugestehen, daß die Aufgabe militärisch unlösbar geworden war. Lieber waren sie blind gegenüber den aufdringlichsten Wirklichkeiten. Lieber hasardierten sie mit dem Schicksal der 70 Millionen ihres Volkes. Und eine große Schar von Brüllern bezeichnete solches Verhalten als Patriotismus und hielt es für ein Verbrechen, wenn andere hinter diesem Patriotismus auch die Symptome eines begreiflichen, aber nicht entschuldbaren Egoismus sahen. Nicht nur eines sehr starken persönlichen, als auch eines ebenso starken Egoismus des Systems

Die prinzipiellen Anhänger und Vertreter des alten Systems erkannten ganz deutlich, daß ihr Zugeständnis zur militärischen Unlösbarkeit der Probleme des Weltkriegs gleichzeitig ein Zugeständnis zur Bedingtheit des alten Systems selbst gewesen wäre. Denn dieser Krieg war die Krönung der Politik des Gottesgnadentums und war die Krönung der Militarisierung Europas, als deren Verfechter sich die unkluge deutsche Regierung auf den Haager Konferenzen mit machtvoller Pose aufgespielt hatte. Dieser Krieg mußte bedingungslos gewonnen werden, das war die formal ganz richtige Logik der Anhänger des militaristischen Systems, denn nur der gewonnene Krieg machte dieses System zum Herrn Europas. Dann war zu hoffen, daß im Siegestaumel die Stimmen der Vernunft und der bürgerlichen Freiheit ungehört verhallen würden, wie sie heute ja tatsächlich in Frankreich verhallen, daß die Masse des Volkes über dem endlichen Erfolg alle die Fehler und Sünden des Systems vergessen würde und der Geist der Masse dem erfüllten Zweck zuliebe alle Mittel heilig sprechen würde, wie es ja im Lauf des Krieges, sogar einem noch nicht erfüllten Zweck zuliebe, schon des öfteren geschehen war.

2. Die neupreußische Strategie und ihre Vertreter.

Das Vertrauen des deutschen Volkes in den deutschen Generalstab war ohne Grenzen groß. Auch fremde Völker, die sich deutsche Militärinstrukteure bestellten, teilten dieses Vertrauen, und beim Gegner lastete die Bewertung strategischer und organisatorischer Kunst, die dem deutschen Generalstab zugebilligt wurde — selbst da, wo man es, wie in Frankreich, nicht öffentlich eingestand — wie ein Alp auf seiner Kriegslust und auch auf seinen ersten Operationen.

Diese Bewertung im In- und Ausland war keineswegs alt. Sie stammte nicht etwa aus den Befreiungskriegen, wenngleich auch hier Blüchers sehr zweifelhaftes Genie durch offizielle preußische Propaganda dem eines Napoleons gleichgestellt wurde, was jedem, der etwas mit der strategischen Materie bewandert ist, geradezu lächerlich erscheinen muß. Die hohe Bewertung preußischer Strategie stammt aus der Zeit, in der der alte Feldmarschall Moltke seinen leichten Sieg über die schlecht bewaffneten und schlecht geführten Österreicher und seinen ebenfalls nicht gerade schweren, aber von imponierenden Entscheidungen begleiteten Sieg über die an Zahl ihrer Streiter und an Güte ihres Artilleriematerials erheblich unterlegenen Armeen des kaiserlichen Frankreichs davongetragen hatte. Die Strategie Moltkes arbeitete zudem mit einem vorbildlich guten Truppenmaterial, das der sachkundigen Förderung Roons und des alten Kaisers Wilhelm seine Entwickelung in erster Linie verdankt hatte.

Der preußische Musketier löste jede Aufgabe. Diese Vorstellung lebte nicht nur im Volke, sondern auch im Kreise der Offiziere und nicht nur der deutschen. Sie war fast richtig mit dem Nachsatz: jede Aufgabe, die ihm ein Moltke stellte. Man neigte dazu, diesen Nachsatz zu vergessen. Man pochte auf die Truppenleistung an sich und es kann im Weltkriege festgestellt werden, daß die brillante deutsche Truppenleistung trotz entschiedener Führungsfehler da und dort den Schlachterfolg tatsächlich an sich riß. Die Truppe verbraucht sich aber desto schneller und gründlicher, in je höherem Maße und je öfter sie Sünden der Führung durch eigene Leistung ausgleichen muß. Schon aus diesem Grunde ist ein genialer Feldherr für seine Person ein paar hunderttausend Mann wert.

Eine zweite, noch bedenklichere Folgerung aus der Siegeslaufbahn Moltkes fand die Formulierung: der preußische Generalstab ist jeder Aufgabe gewachsen. Das war nun ganz und gar nicht der Fall. Schon bei den Operationen auf Königgrätz 1866, wie beispielsweise auch bei denen der Kronprinzenarmee und der Armee Steinmetz 1870 zeigte sich eine sehr mangelhafte Auffassung bei einer ganzen Reihe von hohen Generalstabsoffizieren, die, wäre die Oberleitung auf deutscher Seite nicht so gut, auf französischer nicht so grenzenlos schlecht gewesen, schon damals zu gefährlichen Krisen hätte führen müssen. Auch damals gab es schon Gefechte, wie das bei Spichern am 6. August 1870, in dem ohne einheitliche Führung, bruchstückweise auf dem Gefechtsfelde ankommende deutsche Truppen den Tag, der gar nicht als Schlachttag gedacht war, nur durch ihre Truppenleistung gewannen. Moltke gestand das in seiner geistvollen Art ein, indem er mit Bezug auf die Schlacht sagte: „Im allgemeinen wird es wenig Fälle geben, wo der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt. Der Waffenerfolg wird dankbar akzeptiert und ausgenutzt werden."

Der preußische Generalstab ist seit 1870/71 nicht besser geworden. Der Ruhm Moltkes war ihm nicht zuträglich. Es ist sehr viel gearbeitet worden in diesem Generalstabe, aber es ist auch viel an Charakter und Persönlichkeit verloren gegangen, viel an Überhebung und Strebertum dazugekommen. Zwar war dem gesunden Gedanken Rechnung getragen worden, kein abgesondert lebendes und der Truppe entfremdetes Generalstabskorps großzuziehen, das in Österreich so verderblich wirkte, aber trotzdem zeigte sich im Weltkriege, daß der Generalstab oft Dinge von der Truppe verlangte, die diese nicht leisten konnte, oft die Bedürfnisse der Truppe nicht erkannte und „vom grünen Tisch aus" Unmögliches oder unnötig Belästigendes disponierte. Seitdem die Massen der Heere so groß geworden sind, daß der Feldherr, ja selbst der hohe Unterführer ohne direkte Berührung mit der Truppe operieren, ja selbst Schlachten leiten muß, ist die Frage des „grünen Tisches" zu einer recht vordringlichen geworden. Früher erlebte der Feldherr die Strapazen und die Verluste seines Heeres mit, war selbst in jeder Schlacht der Lebensgefahr ausgesetzt wie jeder seiner Leute — Turenne, Gustav Adolf, Tilly usw. fallen inmitten ihres Heeres —, da gab es sich von selbst, daß der Feldherr und seine Gehilfen das anordneten, was vordringliches Bedürfnis der Truppe war, und daß sie auf Grund sinnlicher Wahrnehmung die Leistungsfähigkeit ihrer Truppen

bewerten konnten. Heute liegen die Verhältnisse ganz anders. Das Große Hauptquartier ist zum Bureau geworden, das Auge des Feldherrn ruht nicht mehr auf den frischen oder müden Gesichtern seiner Soldaten, sondern auf Landkarten und schriftlichen Meldungen. Der moderne Feldherr ist viel abhängiger geworden von den Zwischeninstanzen zwischen dem Soldaten und ihm. Er bekommt zusammengefaßte Berichte, sein Generalstabschef trägt ihm mit aller Subjektivität, die gar nicht zu vermeiden ist, die Gesamtlage vor, er verfolgt die Geschehnisse auf der Karte, gibt Befehle, die durch so und so viel untere Instanzen spezialisiert oder erweitert, verschärft oder abgeschwächt werden, bis sie an die ausführenden Truppenteile gelangen. (Vgl. Skizze auf S. 242.)

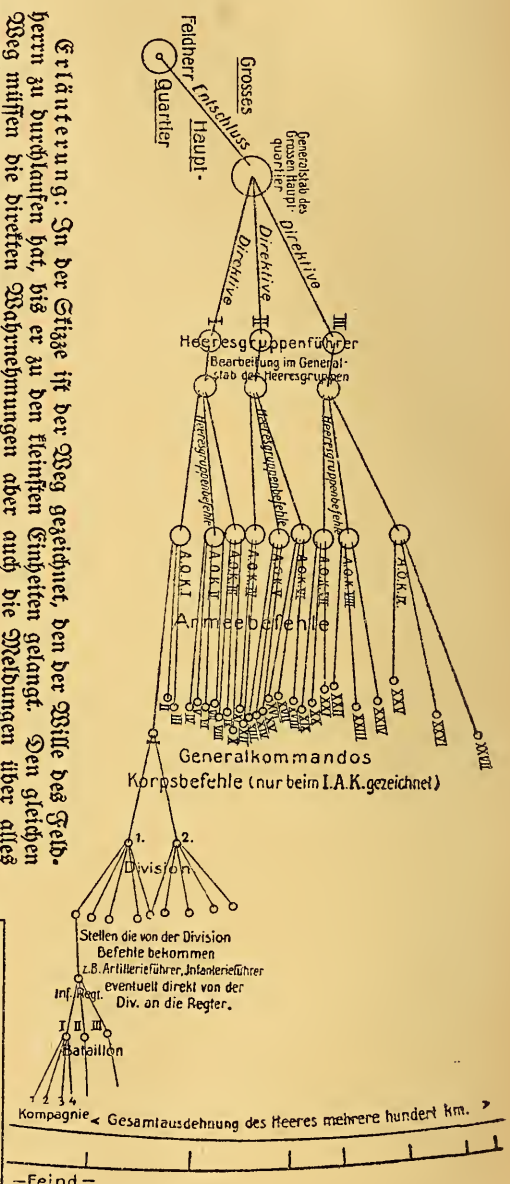
Wenn der Leser unsere ganz schematische Skizze betrachtet, so wird ihm sofort der Mangel an Unmittelbarkeit auffallen, der einen modernen strategischen „Großbetrieb" auszeichnet, d. h. schädigt. Uns interessieren hierbei nur die folgenden Tatsachen:

1. Die Eindrücke, die der moderne Feldherr von der Lage gewinnt und die die Grundlage seines Entschlusses bilden, sind nicht direkte, sondern indirekte, d. h. sie sind schon durch die strategische Auffassungsgabe, den Charakter, den Fleiß und die Pünktlichkeit einer Reihe von Personen beeinflußt, ehe sie zu ihm kommen. Diese Beeinflussung kann bei ungeeigneten Mittelspersonen so stark werden, daß der Eindruck, der beim Feldherrn erweckt wird, ein vollkommen anderer ist, als er gewesen wäre, wenn dem Feldherrn die unmittelbare persönliche Wahrnehmung der Geschehnisse möglich gewesen wäre. Ein falscher Eindruck kann eine ihm vollkommen entsprechende und als seine logische Folgerung richtige, unter Bezug auf die Wirklichkeit aber vollendet falsche Beurteilung der Lage hervorrufen und demgemäß den verhängnisvollsten Entschluß auslösen.

2. Die Willensmeinung des Feldherrn andererseits kann durch eben diese vielen Mittelspersonen auf dem Weg zur Truppe durch Mißverständnisse und andere Ursachen so verändert werden, daß sie kaum mehr zu erkennen ist.

Das Geschäft dieser Mittelspersonen besorgt im großen und ganzen der Generalstab. Hier liegen seine Verantwortung, hier die Anforderungen an sein strategisches Wissen und Können, an seine Arbeitsleistung, Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und . . . an seine charakterliche Stärke.

Skizze. (Schema der Befehlsorganisation eines modernen Heeres).



Erläuterung: In der Skizze ist der Weg gezeichnet, den der Wille des Feldherrn zu durchlaufen hat, bis er zu den kleinsten Einheiten gelangt. Den gleichen Weg müssen die direkten Wahrnehmungen aber auch die Meldungen über alles zurücklaufen, um zum Feldherrn zu gelangen.

Die Teilung in Führer und Generalstab tritt auch noch beim AOK. beim GK. und selbst bei der Division ein, wurde aber aus Gründen der Deutlichkeit in der Zeichnung weggelassen.

Bei diesem keineswegs sehr großen Heer unserer Skizze bekommt beispielsweise der Feldherr schon die Wahrnehmungen von 54 Infanteriedivisionen verarbeitet im Vortrag seines Generalstabschefs über die Lage zu hören und sein Entschluß wird siebenmal in irgendeiner Form bearbeitet, bis ihn ein Kompaniechef zu hören bekommt.

Der Leser bedenke auch die räumliche Tiefe dieses Apparates, die unter Umständen mehrere hundert Kilometer betragen kann und ohne Hilfe von Telegraphie und Fernspruch gar nicht zu überwinden ist.

Mündliche Besprechung mit den in nächster Nähe befindlichen Unterführern. Möglichkeit, sich vom Zustand jedes einzelnen Teiles des „Heeres" persönlich zu überzeugen.

Wir nahmen diese Skizze absichtlich auf, obwohl sie streng genommen mitsamt dem Textteil entbehrlich gewesen wäre. Wir wollten den Leser auf die enormen Schwierigkeiten moderner Heeresführung wenigstens in einer Hinsicht verweisen und ihn vor vorschneller Kritik unglücklicher Feldherrnentschlüsse warnen. Die psychologischen Komponenten des Feldherrnentschlusses liegen zum großen Teil gar nicht in der Psyche des Feldherrn selbst. Er ist häufig dem unverschuldeten Irrtum ausgesetzt.

Diesen Irrtum vermeidet nur das Feldherrngenie. Das Genie allein bewahrt sich eine Unabhängigkeit von dem Materiellen der Gegebenheiten. Auch das Genie irrt — aber es irrt genial. Und die Folge ist doch der Sieg. Es ist ganz vergeblich, den Wurzeln des Genies nachzugraben. Alle Versuche in dieser Hinsicht sind von jeher gescheitert. Die französische strategisch-historische Arbeit, an der in Friedenszeiten Foch in hervorragendem Maße beteiligt war, hat durch viele kluge und gelehrte Köpfe es versucht, das militärische Genie Napoleons, der nahezu ohne technische Nachrichtenmittel schon große Armeen, die weite Räume in differenzierter Gliederung bedeckten, zum Siege geführt hat, auf eine Formel zu bringen. Napoleon hat in den entscheidendsten Momenten seiner größten Operationen vollkommen im Dunkeln getappt und hat doch das Richtige getroffen. Die Arbeit der französischen gelehrten Offiziere hat ein Napoleonisches System zutage gefördert. In Deutschland haben kriegsgeschichtliche Forscher ein Moltkesches System konstruiert. Und als beide Systeme schön aufgebaut waren, hat man sie miteinander verglichen, als gegensätzlich befunden, und nun begann ein viele Jahre lang währender Streit, welches System den Sieg verbürge.

Es war das unbestrittene Verdienst des in seinen ersten Arbeiten am geistvollsten schaffenden Generals von Freytag-Loringhoven und des österreichischen Generals Krauß, darauf hingewiesen zu haben, daß das strategische System Moltkes sich von dem Napoleons gar nicht unterscheide, daß beide von denselben Grundgedanken ausgegangen und die gleichen Gesetze beachtet hätten.

Man kann noch weiter gehen. Das Genie schafft und eifrige Talente suchen das Gesetzmäßige seines Schaffens festzulegen. Und dann kommt der entscheidende, der menschlichen Natur so naheliegende Fehler: Die Gesetze, die man selbst gemacht hat, um die freien Taten des Genies zu registrieren, zu ordnen oder auf einen gemeinsamen Namen zu bringen, werden plötzlich als

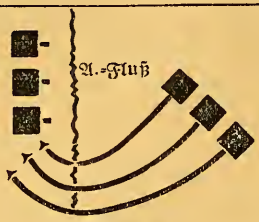
Tabelle

(zur Erläuterung einiger strategischer und taktischer Begriffe).

Vorbemerkung: Die vorgeführten Fälle sind nur ganz schematisch gezeichnete Beispiele, die sich in jeder Weise vermehren usw. lassen. Als Truppenstärken können beispielsweise für oder je eine Division in Versammlungs- und Marsch- bzw. in Gefechtsform angenommen werden. Pfeile bedeuten Anmarsch- und Angriffsrichtungen.

Abbild. 1.

A. Strategische Umfassung.



Abbild. 2.

B. Taktische Umfassung.

Abbild. 3.

A. Strategischer Durchbruch.

Abbild. 4.

B. Taktischer Durchbruch

Abbild. 5.

Flankenangriff.

Abbild. 6.

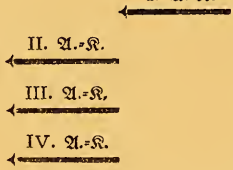
Umgehung.

Abbild. 7.

Flügelangriff.

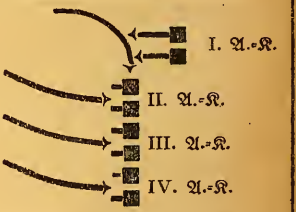
Abbild. 8.

I. Armeekorps folgt rechts gestaffelt.



Abbild. 9.

Durch Staffelung wird Umfassung durch Feind vorgebeugt.



Abbild. 10.

I. Armeekorps operiert auf der inneren Linie. B und C operieren auf den äußeren Linien.

Abbild. 11.

Deutschland-Österreich auf der inneren Linie.

bestehende Weltgesetze betrachtet, denen alles, was dann im weiteren Verlauf geschieht, prüfend angepaßt wird. Das a posteriori gemachte Gesetz wird plötzlich als etwas a priori Vorhandenes angesehen. Dieses verwirrende Verfahren ist nicht nur auf die Strategie beschränkt.

Das Verfahren, Gesetze zu bilden, ist in aller Wissenschaft und Kunst üblich und bildet die Grundlage der sogenannten „Schulen". Die Gefahr besteht, daß die Neigung, Gesetze zu bilden, sich auf Einzelheiten erstreckt, wodurch dann die Schule zu starr, zu schematisch, zu förmlich wird und der Geist rasch aus den gebildeten Formen und Gesetzen entweicht. Die französische Operationslehre der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts neigte in der Zergliederung des Napoleonischen Systems zu diesem Fehler. Die Kunst wird, wenn sie restlos in Gesetze gepreßt wird, erlernbar für jeden und damit wird sie Handwerk. Es liegt ein großer Selbstbetrug in der Systematisierung einer Kunst.

Eine weitere Gefahr aber — und der ist die neupreußische Schule erlegen — besteht darin, im Aufstellen von Gesetzen diesen den Charakter von unfehlbaren Rezepten zu verleihen. Kommt dann in der Wirklichkeit etwas vor, was nicht in das Rezept paßt, dann kommt mit dem Überraschenden auch die Verlegenheit. In der neupreußischen Strategie spielte die Umfassung (vgl. Tabelle S. 244, Abb. 1 und 2) eine solche Rolle. Es wurde immer und überall nach Umfassung gestrebt, vom Kaisermanöver und größten strategischen Planübungen angefangen bis zu den Gefechtsübungen der Kompanie und der Offizierfelddienstübung, bei der auf jeder Partei kaum 100 Mann auftraten. Man kam so weit, den Durchbruch, namentlich den taktischen (Abb. 4) (denn beim strategischen [Abb. 3] war die Gefechtsaufgabe gegen die mittlere feindliche Gruppe ja immer noch unter Umständen durch taktische Umfassung zu lösen) als unmöglich zu bezeichnen, obwohl man damit jedem Festungsangriff, der nur durch taktischen Durchbruch möglich ist, die Aussicht auf Erfolg absprach. Abgesehen von diesem logischen Fehler war aber die übermäßige, ja ausschließliche Betonung der Umfassung auch deshalb ein psychologischer Fehler, weil die Führer dadurch dazu gebracht wurden, eine Lage, in der sie nicht umfassen konnten, oder gar selbst umfaßt waren, als höchst bedenklich aufzufassen. Hier liegt zweifellos einer der psychologischen Gründe, warum dem G. H. Q. in der Schlacht an der Marne 1914, als die Armee Kluck und damit das ganze deutsche Heer plötzlich umfaßt war, die Nerven verloren gingen. Das fortgesetzte Versuchen, den feindlichen Flügel zu um-

fassen, führte im Frieden zu einer übermäßigen Ausdehnung der Fronten im Gefecht und führte in der Strategie zur Vernachlässigung der strategischen Reserven. Man pflegte gleich von Anfang an in so breiter Front vorzugehen, daß man aus der Breite der Front den Gegner zu umfassen hoffte. Das erzeugte 1. eine Ungelenkigkeit der Front bei notwendigen Richtungsveränderungen, 2. eine übergroße Ausschaltung des Führerwillens, denn nur in seinen Reserven hat der Führer noch freien operativen Willen aufgestapelt, 3. die Unmöglichkeit, bei irgendwelchen Mißgeschicken mit frischen Kräften ausbessern zu können und daher eine gewisse Wehrlosigkeit gegen unvorhergesehene Fälle.

Es würde viel zu weit führen und auch wohl außerhalb des Interessenkreises unserer Leser liegen, wollten wir diese Kritik der Strategie breiter Fronten hier sachgemäß durchführen. Die Tatsache selbst aber ist so wichtig für das Unglück an der Marne 1914, daß wir sie nicht umgehen konnten. Diese neupreußische Strategie ohne strategische Reserven war auf Friedensirrtümern aufgebaut. Man glaubte die Gefechte im Ernstfall ebenso rasch beenden zu können wie im Manöver und zog daraus die Folgerung, daß strategische Reserven, die natürlich, um strategisch wirksam zu sein, weit zurück bzw. weit hinaus gestaffelt werden müssen, zur taktischen Entscheidung zu spät kommen. Man überschätzte die Bedeutung der Zeit sowohl taktisch als strategisch. Taktisch, nur um ein Beispiel zu nennen, indem man nicht wagte, dadurch Zeit zu verlieren, daß man bei Infanterieangriffen die Artilleriewirkung, ja oft sogar nicht einmal den ordnungsgemäßen Aufmarsch der Infanterie abwartete (eine Folge der Manöverhetzschlachten), strategisch in der schon angegebenen Weise und auch, wie z. B. in der strategischen Auswertung des Durchbruchs bei Tarnow-Gorlice darin, daß man viel zu wenig Wert auf das Vorkommen des deutschen Nordflügels legte, der den Rückzug der Russen zu einem Sedan hätte wandeln können, und statt dessen frontal nachhetzte, so daß es den Russen geradezu erleichtert wurde, sich aus der Schlinge zu ziehen. Die Strategie der breiten Fronten verstieß — und das ist wohl der wichtigste Vorwurf, der gegen diese neupreußische Strategie erhoben werden kann — gegen das größte und über jeden Zweifel erhabene, vielleicht einzige Gesetz der Strategie, das keine Ausnahmen kennt, das populär sich etwa so ausdrücken läßt: „Wo ich die Entscheidung erringen will, muß ich die zahlenmäßige Überlegenheit über den Gegner haben".

Dieses Gesetz der relativen Überlegenheit (relativ, weil nicht die Gesamtheit der Streitkräfte des Siegers überlegen sein muß, sondern

nur derjenige Teil seiner strategischen oder taktischen Front, mit dem er siegen will) kann bis in die Zeiten Cäsars und noch weiter zurück verfolgt werden. Jeder große Feldherr hat es mit peinlicher Gewissenhaftigkeit beachtet. Es liegt auch als dynamisches Motiv jeder Operation auf der inneren Linie (hier gibt Tannenberg 1914 ein glänzendes Beispiel Napoleonischer Schule) zugrunde.

Napoleon war stets dem Gegner an dem Platze (und wenn das nur ein Angriffsraum von 2 km innerhalb einer großen Schlacht- und einer noch größeren operativen Front war), an dem er den entscheidenden Angriff ansetzte, überlegen, meist an Zahl, und wenn diese Überlegenheit auch mit der größten strategischen oder taktischen Sparsamkeit nicht sicher zu erreichen war, dann wenigstens durch Qualität: Hier stand seine Garde oder führten seine besten Generale!

Die Heeresleitung 1914 hat dieses große Gesetz in geradezu frevelhafter Weise mißachtet und deshalb wurde die Marneschlacht verloren und mit ihr der Krieg. Auch Ludendorff hat 1918 das Gesetz verletzt, indem er dynastischen Zwecken zuliebe in den Ostseeprovinzen, politisch-wirtschaftlichen Zwecken zuliebe in der Ukraine übermäßig viel Truppen stehen ließ, während das letzte Bataillon, das letzte Geschütz dahin gehörte, wo er den Durchbruch versuchte und deshalb dahin gehörte, weil dieser Durchbruch kriegsentscheidend gedacht war. Wir können aber in diesem Buche nicht die ganzen Operationen des Weltkrieges darnach durchforschen, ob das Gesetz von der relativen Überlegenheit befolgt oder verletzt wurde, sondern wollen uns, um ein Beispiel zu geben, nur auf die Verhältnisse beschränken, die zum Rückzug von der Marne führten.

Der deutsche Kriegsplan, in seiner neuen Form im wesentlichen von General von Schlieffen konzipiert, rechnete mit einem Krieg nach zwei Fronten, aber auch mit der Neutralität Englands. Schlieffen kannte das Gesetz der relativen Überlegenheit sehr gut, hat es in Hunderten von Besprechungen, Aufgaben und Übungen immer wieder in praktischer Form vorgeführt. Es entsprach durchaus seiner eigenen strategischen Ansicht, die durchaus und planvoll auf rasche und gründliche Entscheidung bedacht war und in der Schlacht als der taktischen Krönung strategischer Operation den „Cannaesieg" erstrebte, d. h. die vollkommene Vernichtung des Gegners. Es wäre sehr unrichtig, ihn deshalb, wie das hin und wieder geschehen ist, als den Erfinder der Vernichtungsstrategie zu bezeichnen; weder er noch Napoleon, noch Friedrich der Große waren die Erfinder dieser mit dem Wesen des Krieges seit Urbeginn übereinstimmenden Strategie. Es gab keinen großen Feldherrn, der sie

nicht zum mindesten dann angewandt hatte, wenn er sich dazu stark genug fühlte.

Schlieffen, der von 1901—1906 Generalstabschef der Armee war, hielt den Durchmarsch durch Belgien, wegen des sehr starken Ausbaus der französischen Festungen an der deutschen Grenze einerseits und wegen der Notwendigkeit rascher Entscheidung gegen Frankreich im Falle eines Doppelkrieges andererseits für unbedingt nötig. Man glaubte diese Entscheidung in Frankreich in so kurzer Zeit zu erreichen, daß bis dahin der russische Aufmarsch (infolge seiner immensen Transportwege verzögert) kaum beendet wäre. Man unterschätzte hierbei sowohl Frankreich als auch die Möglichkeit, daß Rußland durch außerordentlich starke Belegung seiner polnischen Gouvernements mit Friedensgarnisonen und durch teilweise vorzeitige Mobilmachungen längere Zeit vor der Kriegserklärung in die Lage versetzt werden konnte, seine Aufmarschzeit (wenigstens für die Masse seiner ersten Operationsheere) ganz beträchtlich zu verkürzen. Man überschätzte ferner die Österreicher, denen man eine unbedingte Bindung der vermutlich doch recht bald gegen Galizien vorbrechenden russischen Hauptstreitkräfte zutraute.

Mag man nun den Generalplan Schlieffens: zuerst Frankreich niederschlagen und Rußland gegenüber mit schwächsten Kräften Widerstand leisten, eventuell sogar hier bis über die Weichsel zurückgehen, beurteilen wie man will (er hatte seine großen Schattenseiten). Jedenfalls war dieser Generalplan unter peinlicher Beachtung des Gesetzes von der relativen Überlegenheit der Kräfte (das oft auch das Gesetz von der Ökonomie der Kräfte genannt wird) durchgeführt. Zunächst wurden nahezu alle Kräfte gegen das zuerst zu schlagende Frankreich eingesetzt, dann aber wurde auf dem französischen Kriegsschauplatz wieder das Gesetz von neuem der Verteilung der operierenden Armeen zugrundegelegt. Unter der Annahme (die militärisch richtig war), daß nur mit dem Nordflügel des deutschen Heeres die Entscheidung gesucht werden könne, wurde im ursprünglichen Schlieffenschen Aufmarsch alle verfügbare Kraft an diesem Flügel angehäuft. Das Gesetz von der relativen Überlegenheit fordert sehr radikale Entschlüsse. Bei gleich starker Gesamtkraft mit dem Gegner kann die geforderte Überlegenheit am Platz der Entscheidung nur dadurch erreicht werden, daß man an der übrigen Front spart und bis zur operativ frechen Entblößung weniger wichtiger Frontteile spart. Um das zu erreichen, wurde die Linie Metz—Molsheim—Straßburg—Oberrheinbefestigung mit modernsten Mitteln ausgebaut. Sie sollte die Hauptaufgabe jeder Festung im Operations-

gebiet, Kräfte zu sparen, in vorbildlicher Weise lösen. Hier, dachte sich Schlieffen, würden die Franzosen, schon um das Elsaß frühzeitig in Besitz zu bekommen, mit starken Kräften angreifen, hier sollten ihnen nur ein Grenzschutz von einigen Ersatzdivisionen, unterstützt von den guten Befestigungen, entgegentreten. Der rechte, durch Belgien vordringende Flügel des deutschen Heeres aber war so stark gemacht, daß es den Franzosen gar nicht gelingen konnte, Überlegenheiten gegen ihn zur Wirksamkeit zu bringen. Dieser rechte Flügel konnte nach hinreichendem Ausholen dann nach Süden herunterstoßen, die französische Front an Paris vorbei zurückdrängen und das französische Heer mit dem Rücken gegen den Rhein und den Schweizer Jura zur Entscheidungsschlacht zwingen. Diese Schlacht, von den Franzosen verloren, mußte zu einem riesigen Sedan werden.

Das Napoleonische Gesetz von der Überlegenheit am entscheidenden Platz war in diesem Plan in gigantischem Maßstab zum Ausdruck gebracht.

Die Nachfolger Schlieffens und die strategische Unklarheit Wilhelms II. verwischten diesen grandiosen Plan. Man fürchtete für die Sicherheit Süddeutschlands, das allerdings, bis der rechte deutsche Heeresflügel wirksam wurde, dem feindlichen Einfall gegenüber nicht vollkommen gesichert war. Aber das bedeutete nichts, wenn durch dieses kleinere Risiko der Krieg gewonnen werden konnte.

Wort für Wort ist das zu unterschreiben, was „ein deutscher Generalstäbler" im Buch „Kritik des Weltkriegs" sagt:

„An der gefährdeten deutsch-französischen Grenze traten im Laufe der Jahre eine sechste und siebente Armee an Stelle des von Graf Schlieffen vorgesehenen, bis zur Grenze des Möglichen verdünnten Grenzschutzes. . . . Da eine Vermehrung des Heeres nicht gleichzeitig vorgenommen wurde, so mußten die Kräfte zu diesen Neubildungen anderen Aufmarschgruppen entnommen werden. Der hauptsächlichste Steuerzahler war der rechte Flügel, dessen tiefe Staffelung dadurch bedenklich an Tiefe verlor. Damit hatte — um ein technisches Bild zu wählen — in der kühnen Konstruktion der hauptsächlich beanspruchte Maschinenteil zu sehr an Querschnitt verloren; er mußte biegen oder knicken. Auf der anderen Seite stand der Aufmarsch stärkerer Kräfte in den Reichslanden der entscheidenden Operation geradewegs entgegen. Der Hauptentscheidung mußte es doch gerade nützen, wenn die französische erste und zweite Armee möglichst weit über die unwegsamen Vogesenforste nach Osten gezogen und der kommenden Entwickelung in Nordfrankreich fern-

gehalten wurden. Je früher sie zum Stehen kamen, desto rascher konnten ihre Kräfte, wenn die französische Heeresleitung das Verhängnis erkannt hatte, herum- und der deutschen Umfassung entgegengeworfen werden, wie es im August 1914 denn auch tatsächlich geschah. So hatte der ganze Aufmarsch seinen tiefen Sinn verloren, war ein geistloses Gebilde geworden. Einer Halbheit des Gedankens konnte denn auch nur die Halbheit der Tat folgen."

Die Berücksichtigung einzelner Landteile zum Schaden des strategischen Gedankens hat wiederholt in der Geschichte stattgefunden. Auch Friedrich der Große war 1757 nicht frei von diesem Fehler und wurde schwer dafür bestraft. 1866 wollte der König Wilhelm Schlesien schützen und verdarb damit Moltkes Aufmarsch. Auch die Unterstützung Hindenburgs durch zwei Korps zum Schutze Ostpreußens vor den Russen gehört hierher und war ein Zeichen strategischer Unklarheit.

Da wird immer wieder die Schuld auf den Reichstag geworfen, daß er vor dem Krieg nicht noch drei neue Armeekorps mehr bewilligt hatte. Das ist grundfalsch und durchsichtig tendenziös, auch, und vielleicht gerade dann, wenn es Ludendorff betont. Wenn Ludendorff in seinen Erinnerungen mit üblicher Bescheidenheit damit sich brüstet, daß er die große Heeresvorlage bei Moltke durchgesetzt habe, so vergißt er dazuzusetzen, daß er als Chef der Aufmarschabteilung Gelegenheit gehabt hätte, den alten Schlieffenschen Plan wiederherzustellen oder doch auf seine Wiederherstellung zu dringen, was er, wenn er es getan hätte, gewiß nicht unterlassen hätte, in seinen Erinnerungen mit dem nötigen Nachdruck zu erwähnen. Er hätte dazu, was aber durchaus nicht der Fall war, mit Schlieffen kongenial sein müssen. Mehr Soldaten fordern war schließlich kein besonderes Verdienst, und hätte der Reichstag sie bewilligt, so wären diese drei Korps ebenso „versiebt" worden wie die anderen. Wo der Geist fehlt, da gewinnen auch nicht drei Korps mehr oder weniger einen Weltkrieg.

Es besteht darüber kein Zweifel, daß die Schlacht an der Marne hätte gewonnen werden können, wenn Kluck, anstatt allein und eigensinnig zu operieren, Anschluß an die 2. Armee genommen hätte und der Obersten Heeresleitung hinter dem rechten Flügel Klucks eine strategische Reserve zur Verfügung gestanden hätte. Graf Häseler, der den Ereignissen als Zuschauer beiwohnte, urteilte: „Ich bin sehr besorgt und sehe mit schwarzen Ahnungen in die Zukunft. Wie konnte man nur versuchen, unsere braven Truppen mit

offener Flanke bei Paris vorbeizutreiben ohne staffelförmige Deckung im Rücken? Wie konnte man versuchen, zur selben Zeit zwischen Nancy und Toul durchbrechen zu wollen? Was würde der große Moltke, was würde Schlieffen dazu gesagt haben! Ich fürchte, im Großen Hauptquartier irrt man sich vollständig über die wahren Machtverhältnisse unserer Gegner." (Eckardstein, Lebenserinnerungen S. 96.)

Aber nicht genug, daß der Aufmarsch des deutschen Heeres Fehler in sich barg, die, wie der alte Feldmarschall Moltke sagte, erfahrungsgemäß im Laufe eines ganzen Feldzugs nicht mehr gutzumachen sind: die fehlerhafte Anlage wurde im Laufe der Operation durch Fehler strategischer Einsicht und Mangel klaren und starken Willens in das Katastrophale gesteigert.

Die Geschichte macht hierfür den Generalstabschef Grafen Moltke verantwortlich, obschon noch nicht feststeht und wohl auch nie aufgeklärt werden wird, inwieweit das dilettantenhafte Hineinpfuschen des Kaisers, dem als „Obersten Kriegsherrn" noch weniger zu widersprechen war als im Frieden, den Willen des Generalstabschefs durchkreuzt hat. Äußerungen, die bei meinem Besuche bei dem in der Heimat noch selbstlos als Chef des stellvertretenden Generalstabes Dienst machenden Grafen Moltke dieser mir gegenüber machte, die mich aber ein Versprechen verhindert, auch nach dem Tode des vornehm denkenden Mannes zu veröffentlichen, mildern seine Schuld ganz beträchtlich. Sie können allerdings die Schuld nicht mindern, daß Graf Moltke die Änderungen des Schlieffenschen Aufmarschplans duldete und nicht vor dem Kriege seinen Abschied nahm. Hier trat der Konflikt der Treue zum Dynasten mit der Verantwortung für das Volk auf und wurde, wie von fast allen im alten System groß Gewordenen und nur in den Denkbahnen dieses alten Systems denken Könnenden zugunsten des Dynasten entschieden.

Graf Moltke war ein Mann, dem zu wenig Rücksichtslosigkeit für seine Stellung zur Verfügung stand. Er hatte, wie sein großer Onkel und mehr noch als dieser, zu viel Kultur, um in den Orgien der Intrigen sich — und damit das Richtige — durchzusetzen. Er war zart besaitet, in der Empfindung zu fein für einen Führer unter solchen Verhältnissen. Er wehrte sich gegen die Übernahme der Stellung des Generalstabschefs, der er sich nicht gewachsen fühlte, und beugte sich schließlich nur dem Willen des Kaisers. Der Kaiser aber, dem starke Persönlichkeiten mit festem Willen zuwider waren, hoffte in Moltke einen Mann mit wenig Widerspruchsgeist gefunden zu haben. Zudem stand er mit dem General auf sehr vertrautem

Fuße, und das, nicht die Überzeugung von einer überragenden militärischen Begabung, waren die Gründe, die falschen und verderblich wirkenden Gründe für die Wahl Moltkes zum Chef des Generalstabes. Graf Moltke war zudem für den Posten nicht hinreichend beruflich vorgebildet. Als er nach der Marneschlacht nach Hause geschickt wurde, zeigte er Charakterstärke und Vornehmheit der Gesinnung. Er klagte und jammerte nicht, wie das Tirpitz in unglaublichsten Formen tat, er arbeitete an der Stelle, die ihm übertragen war (stellvertretender Generalstab) und verharrte im Dienst, bis der Tod ihn rief. Er war schon krank, als er ausrückte, die ungeheure Spannung der kritischen Tage und die seelischen Erregungen, die mit seinem Weggang von der Front verbunden waren, hatten verwüstend auf seinen Körper und dessen Widerstandsfähigkeit gewirkt.

Die Franzosen haben ihm den Vorwurf gemacht, zum Kriege gehetzt zu haben. Das hat er sicher nicht getan. Die Geschichte, die, wie er während des Krieges einmal sagte, „keine Lügen sich gefallen läßt", wird auch diese Lüge von seinem Kriegshetzen noch einmal ganz klar aufdecken. [Biographische Notizen siehe Anhang hinter diesem Abschnitt.]

Das Aufdecken von Lügen wird auch bei der Geschichte der Marneschlacht noch in hohem Maße notwendig sein. Wir müssen hier auf eine kritische Würdigung der strategischen Einzelheiten vollkommen verzichten. Der Leser ersieht aus der Skizze den Aufmarsch auf deutscher Seite, sowie die deutschen Vormarschrichtungen. Wir stellen hier nur die entscheidenden Fehler, die auf deutscher Seite begangen wurden, zusammen. Es sind Fehler der neupreußischen Strategie und auch individuelle Fehler der Führer.

Zunächst war die Verbindung des G. H. Q. mit den einzelnen Armeen so schlecht, daß ein Heeresleitungsbefehl einmal volle 24 Stunden brauchte, bis er an das betreffende Armeeoberkommando kam. Das G. H. Q. war in Koblenz viel zu weit entfernt und begab sich im Laufe der Operation nicht dahin, wohin es gehörte: auf den rechten Flügel des Gesamtheeres, sondern blieb weit hinter der Mitte.

Die 7 deutschen Armeen gingen ohne jede strategische Reserve vor. Das G. H. Q. konnte also nur *richtunggebend* wirken, es war aber beim Zusammenstoß mit dem Feinde nicht mehr in der Lage, am Platz der Entscheidung *kraftgebend* zu wirken. Das hätte es nur tun können, wenn es eine Armee zu seiner Verfügung in zweiter Linie hätte folgen lassen und das hätte, dem Gesamtgedanken der Operation entsprechend, hinter dem rechten Flügel

geschehen müssen. Das geschah aber nicht. Es wurde allerdings der Armee Kluck befohlen, hinter dem rechten Flügel gestaffelt zu folgen. Kluck aber, der sich während der ganzen Operation im Verein mit seinem Generalstabschef von Kuhl wesentlich klüger als alle anderen vorkam, stürmte nicht nur in gleicher Höhe mit der 2. Armee vor, sondern sogar weit über diese hinaus, so daß er an der Marne eine vorgestaffelte, statt eine zurückgehaltene Gruppe bildete. Die kritische Untersuchung wird mit der Zeit ergeben, daß Kluck entscheidende Fehler gemacht und am Unglück an der Marne wesentlich

mit schuld ist. Aber auch dies Verhalten paßte zur neupreußischen Schule, die sehr eigentümliche Ansichten über den strategischen Gehorsam hatte. Das Schlagwort von der Initiative der Unterführer wirkte recht verwirrend. Schließlich konnte jede Torheit erfolgreich mit Initiative entschuldigt werden. Die Oberste Heeresleitung hatte bei ihren Armeen von Anfang an keine rechte Autorität. Sie konnte sich — ein Fehler der Schule — nicht zu dem Napoleonischen Grundsatz bekennen, daß auch der Unterführer großer Verbände auf das Wort gehorchen muß, wenn die Lage es erfordert. Schon der alte Feldmarschall Moltke hat den von ihm selbst zugegebenen Fehler gemacht, den Unterführern zu viel Spielraum zu lassen. Er lernte aus seiner Erfahrung und dirigierte in seiner Operation auf Sedan, als es auf peinliche Genauigkeit der operativen Bewegungen

beim großen „Rechtsummachen" des Heeres ankam, jedes einzelne Korps selbst. In der Zeit nach ihm wurde seine Schule, die entschieden zu viel die Zügel ließ, übertrieben auf Selbsttätigkeit der Unterführer ausgebaut. Daher kam es, daß von den sieben Armeen des deutschen Heeres jede so ziemlich nur das tat, was sie von ihrem Standpunkt aus für gut hielt.

Der an und für sich viel zu schwache rechte Flügel wurde beim Durchmarsch durch Belgien dadurch noch ganz beträchtlich geschwächt, daß man ein Belagerungskorps vor Antwerpen liegen lassen mußte. Nicht einmal dieses Korps, dessen Verwendung schon im Frieden vorauszusehen war, hat man von vornherein dem rechten Flügel folgen lassen, sondern entnahm es den für die Feldoperation bestimmten Armeen. Im weiteren Verlauf verlor man noch Truppen, die man vor Maubeuge stehen lassen mußte.

Aber man ging noch weiter in diesem Fehler. Als der Kaiser plötzlich Ostpreußen schützen zu müssen glaubte, wurden Hindenburg zwei Korps und eine Kavalleriedivision zur Verstärkung geschickt. Man entnahm diese Korps aber nicht etwa dem linken Flügel des Gesamtheeres, der ohnedies viel zu viel Truppen hatte, sondern dem rechten Flügel, mit dem man den Krieg gewinnen wollte! Eine erschütternde Ahnungslosigkeit von den grundlegenden Gesetzen der Strategie! Diese zwei Korps fehlten bei der Marneschlacht und kamen für Tannenberg zu spät. Sie fuhren, während in Ost und West Entscheidungsschlachten geschlagen wurden, auf der Eisenbahn spazieren.

Das G. H. Q. verlor schon bei den Kämpfen der Armeen an der französischen Grenze die sichere Leitung. Zudem überschätzte man die Erfolge. Man glaubte und wies auch die Presse an, das in Deutschland zu verbreiten, die französischen Heere entscheidend und sogar vernichtend geschlagen zu haben und hetzte die drei Armeen des rechten Flügels in einer Weise vor, die nur aus der falschen Vorstellung, einem aufgelösten Gegner nachzumarschieren, sich erklären läßt.

Die zahlreichen operativen Fehler bei der Obersten Heeresleitung sowohl als auch bei den einzelnen Armeeführern — es war tatsächlich unter diesen sieben nicht ein einziger genialer Kopf — sind sehr eingehend und, soweit sich bis heute beurteilen läßt, anscheinend richtig in dem Buche „Kritik des Weltkrieges" von einem Generalstäbler (Leipzig 1920) behandelt. Auf diese Ausführungen sei hier verwiesen.

Ein dies ater war der 3. September. Nachdem die deutsche Oberste Heeresleitung ein paar Tage lang geglaubt hatte, den Feind

beiderseits umfassen zu können — ein Gedanke, der nur bei enormer Überlegenheit an Zahl diskutabel gewesen wäre —, sieht sie an diesem Tage das Unhaltbare dieses Gedankens ein und gibt den Befehl, die Franzosen in südöstlicher Richtung von Paris abzudrängen. „Die erste Armee folgt gestaffelt der zweiten Armee und übernimmt weiterhin den Flankenschutz des Heeres."

Von dieser Staffelung ist, wie schon erwähnt, im weiteren Verlauf keine Rede. Kluck macht seinen eigenen Krieg und anstatt das deutsche Heer vor Umfassung zu schützen, rennt er selbst in die Umfassung durch den Gegner hinein.

Am 4. September stehen die Deutschen mit

1. Armee in Linie Meaux—Coulommiers,
2. „ „ „ Coulommiers—Montmirail,
3. „ „ „ Montmirail—Fère Champenoise,
4. „ „ „ Sompuis—Revigny,
5. „ in den Argonnen,
6. und 7. Armee weiter südlich.

Ihnen gegenüber von den Verbündeten:

1. französische Armee	Belfort—St. Dié,
2. „ „	St. Dié—Verdun,
3. „ „	Verdun—Bar le Duc,
4. „ „	Bar le Duc—Sompuis,
9. „ „	Sompuis—Sézanne,
5. „ „	Sézanne—Jony,
englische Armee	Jony—Crecy,
6. französische Armee	Lagny—Dammartin,
Armee Gallieni	Paris.

Deutlich erkennbar ist die strategische Überlegenheit Joffres, der aus ungünstiger Ausgangslage es verstanden hat, bis zum 4. September trotz zahlreicher taktischer Niederlagen eine operativ aussichtsreiche Gruppierung des Gesamtheeres — mit starkem linken Flügel und dort befindlichen verwendungsbereiten Reserven — zu bilden. Das „Abdrängen von Paris", das die deutsche Heeresleitung wollte, war nicht mehr möglich. Es führte die offene rechte Flanke des deutschen Heeres nur in die Arme des Gegners. Dazu kam, daß Kluck wild und blind weiter nach Süden vorrannte (am 6. September Marschziel Nangis!) und sehr bald frontal auf den linken Flügel der französischen 5. Armee stieß, während seine Flanke von den Engländern, sein Rücken (nördlich der Marne) von der 6. französischen Armee angegriffen wurde. Nun mußten starke

Teile Klucks auf das Nordufer der Marne zurückgezogen werden, wodurch die Lücke zwischen 1. und 2. Armee entstand, durch die ein gewaltiger Durchbruch der Franzosen erfolgte.

Der Entschluß zum Rückzug am 9. September abends ging von der Obersten Heeresleitung aus. Er ergab sich aus der drohenden Niederlage Klucks und aus der Erschöpfung der 2. und 3. Armee. Kluck hatte eine so große Lücke zwischen sich und die 2. Armee gebracht, daß ein großer operativer Durchbruch der Franzosen, der angesetzt war und schon taktische Erfolge erzielt hatte, nicht nur Kluck abgeschnitten und vernichtet, sondern auch die 3. Armee und alles Östliche im weiteren Verlauf umfaßt hätte. Nun sind hier allerdings psychologische Momente wichtiger als geometrische! Prinz Friedrich Karl sagte mit Recht: „Nur die Schlacht ist verloren, die man für verloren hält." Es ist schlechterdings nicht darüber zu streiten, ob beim Befehl der Obersten Heeresleitung: „Unter allen Umständen die gewonnenen Stellungen halten"! die Schlacht nicht noch zu einem deutschen Erfolg hätte gebracht werden können. Theoretisch war die Schlacht jedenfalls gründlich verloren und es ist sehr fraglich, ob irgendein anders zusammengesetztes G. H. Q. den Entschluß, stehen zu bleiben, mit dem Risiko der Vernichtung, auf sich genommen hätte.

Aber die deutsche Oberste Heeresleitung, die sich einige Tage vorher noch mit einer doppelten Umfassung des französischen Heeres befaßte (ein ganz toller Gedanke), war durch den Zusammenbruch ihrer unklaren Ideen so erschüttert, daß sie mit ihrem Konzept auch den Verantwortungsmut verlor. Napoleon würde gesagt haben, Joffre traf sie en flagrant délit, nämlich bei dem Versuch, mit einem rechten Flügel von einer auf nur 40 Infanteriedivisionen (1., 2., 3. Armee) durch eigene Schuld zusammengeschmolzenen Stärke einen feindlichen Flügel von $58^1/_2$ Divisionen schlagen zu wollen. Noch nie hat das Gesetz von der Ökonomie der Kräfte in so erschütternder Weise seine Richtigkeit erwiesen. Die deutsche Heeresleitung glaubte ohne Rückzug die Schlacht und den Krieg zu verlieren, was nicht so unsinnig war, wie es vielfach dargestellt wird. Der Rückzug aber glich selbst einer verlorenen Schlacht, er war von entscheidender Bedeutung für die Wiederbelebung der Psyche des französischen Soldaten, verlor schließlich den Krieg ebenso wie die verlorene große Schlacht ihn verloren hätte, nur langsamer und quälender.

Joffre hatte sich als Meister gezeigt und hätten ihn die Engländer nicht an der Maas festgehalten, er wäre vor der Schlacht an der

Marne noch weiter in das Innere Frankreichs zurückgewichen und der Stoß aus Paris, der in die Flanke Klucks ging, wäre noch mehr verstärkt in den Rücken des deutschen Feldheeres erfolgt und hätte zu einer sedanartigen Katastrophe führen müssen. Die Strategie Joffres, napoleonisch beeinflußt und auf der Verwendung von Kräften für besonderen Zweck, am entscheidenden Punkt, zur rechten Zeit, straff nach dem Willen der obersten Führung, war der neupreußischen Strategie weit überlegen. Wäre das deutsche Heer nicht ein so vorzügliches Instrument gewesen, auf dem jeder Laie spielen konnte, die Schlacht an der Marne hätte die 1., 2. und 3. deutsche Armee vernichtet und den Krieg beendet.

Der niederdrückende Mißerfolg der Marneschlacht wurde durch Tannenberg journalistisch ausgeglichen, aber keineswegs strategisch. Tannenberg und Angerburg, wie später auch die Schlacht in Masuren gehörten zu jenen Schlachten, die nicht verloren werden dürfen, ohne die strategische Gesamtlage zu ändern, die aber, wenn sie gewonnen werden, nur zu Teilerfolgen ohne Kriegsentscheidung herabsinken. Diese eigentümliche Eigenschaft mancher Schlachten beruht auf dynamischen Vorgängen in der Gesamtlage. Wir haben das Unglück gehabt, sehr oft solche Schlachten schlagen zu müssen. Man nannte das populär: „Wir siegen uns zu Tode".

Tannenberg und die weiteren Erfolge haben den Nachteil gehabt, daß sich deutsche Regierung und Volk über die Aussichtslosigkeit im Westen hinwegberauschen ließen und zu einer viel zu optimistischen Auffassung der Gesamtlage gelangten, aus der dann nur allzu rasch ganz unerfüllbare Erwartungen und mit ihnen Formulierungen maßloser Kriegsziele entstanden.

Wir hatten im Westen keinen Feldherrn. Im Osten bewies Ludendorff, stark beraten vom strategisch ihm weit überlegenen General Hoffmann, daß er in beschränktem Rahmen gut operieren konnte, wenngleich sein mißglückter Wintervormarsch an der Weichsel berechtigte, aber bis heute noch nicht von einem Fachmann gewagte Kritik herausfordert. Im Osten treten auch im weiteren einige Feldherrnnaturen in weniger bedeutenden Stellungen auf, unter denen Litzmann wohl die hervorragendste war. War Deutschland wirklich so arm an großen Generalen? Es ist zuzugeben, daß „großer General" einen außerordentlich seltenen Artikel darstellt, viel seltener als das die Generale selbst glauben, aber so gut wie Frankreich seinen Joffre und Foch, England seinen Allenby hatte, hätte doch Deutschland auch gewiß aus der Masse seiner Offiziere Generale sich entwickeln lassen können. Je mehr man darüber nachdenkt, desto

mehr muß man dem militärischen System in Deutschland die Schuld geben. Bei aller Verehrung, die man dem gutmütigen, treuen und biederen Hindenburg, der vielleicht ein ganz brauchbarer Armeeführer gewesen wäre, zollen muß, ist es doch bedauerlich, daß Deutschland ihn als Inkarnation deutscher Strategengröße aufstellte und heute noch aufstellt. Hindenburg war nach kurzer Zeit ganz das gutmütige Werkzeug oder Aushängeschild Ludendorffs. Er war klug genug, diesem Feuerkopf sich niemals in den Weg zu stellen. Seinem Charakter verleiht es einen berechtigten Glorienschein, wenn er die durch riesige amtliche Propaganda und journalistischen Eifer ihn überschüttende Verhimmelung immer wieder Ludendorff zulenkte, aber das ändert an der Tatsache nichts, daß er kein Feldherr war.

Ihm fehlte die überragende Geistigkeit eines Cäsar, eines Napoleon, die Kultur eines Turenne, eines Moltke. Ihm fehlte die Beweglichkeit des Intellektes ebenso wie seine Tiefe. Man braucht nur seinen Kopf zu betrachten, um sich über diese Frage vollkommen im klaren zu sein und man braucht nur das zusammenzustellen, was er gesprochen hat, um die aus dem Studium der Gesichtszüge sich ergebende Charakteristik bestätigt zu finden. Es ist unverständlich, warum die Deutschen unbedingt Hindenburg zu einem großen Feldherrn auch heute noch stempeln wollen. Die Welt lächelt über diesen Versuch ein böses Lächeln. Sie würde es verstehen, wenn Deutschland sagen würde: „Wir konnten nicht siegen, denn wir hatten keinen überragenden Geist an unserer Spitze." (Biographische Notizen über Hindenburg im Anhang zu diesem Abschnitt.)

Man kann trotzdem Hindenburg verehren und ihn, der, ohne zu klagen, unendlich Schweres durchgemacht und niemals seine Feldherrnaufgabe nach der Seite der Pflicht verletzt hat, als Muster eines deutschen Mannes hinstellen. Die charakterliche Bewertung einer Persönlichkeit ist mit der intellektuellen und beruflichen nicht unbedingt zusammenhängend. Aber diese Trennung entspricht dem deutschen Bewußtsein nicht, das nichts mehr liebt als das Grenzenlose in der Bewunderung. Diese deutsche Art der Heldenverehrung entspricht der erstaunlichen Kritiklosigkeit unseres Volkes in fast allen Dingen. Sie hat etwas Kindliches, Unreifes . . . ja Kindisches und Ungeistiges an sich, diese Seelenwut zur bedingungslosen Anbetung, die uns Deutschen mit Geschichtslügen und Legenden überschütten hat lassen wie kein Volk der Erde.

Wir neigen stets dazu, das in einem Menschen zu sehen, was andere über diesen Menschen sagen oder noch besser schreiben, weil

wir viel zu ängstlich, untertanenhaft, lakaienhaft sind, um den Mut des eigenen Urteils zu haben. Daher kann eine namentlich amtliche Beeinflussung aus der Meinung der Deutschen machen, was sie will. Und sie hat aus der deutschen Meinung das gemacht, was sie wollte, so gründlich, daß heute noch Millionen von Deutschen den ganzen Kometenschweif von amtlichen Lügen, die oft so dumm waren, daß ein Kind ihnen hätte auf die Spur kommen können, glauben, und wie ein Evangelium glauben.

So sieht Deutschland in dem guten und freundlichen Hindenburg, dem aber auch alles zum Feldherrn fehlte, was nur fehlen kann — das Genie des Weltkrieges. Armes Deutschland!

Nach dem Rückzug von der Marne war der Bewegungskrieg in Frankreich zu Ende. Es gelang nicht einmal — der Versuch wurde gemacht —, jetzt wenigstens hinter den rechten Flügel eine starke Gruppe hinauszuschieben, die durch einen großen operativen Flankenstoß die linke französisch-englische Flanke eingedrückt, ein Vorschieben des deutschen rechten Stellungsflügels nach Calais erlaubt und damit ganz wesentliche Erleichterungen im Kriege mit England gebracht hätte.

Bei dieser Gelegenheit sei eingeschoben, daß von Anfang an ein Vorgehen des deutschen rechten Flügels auf Calais wenig Wert gehabt hätte. Der entscheidende Sieg über die Franzosen war das Problem im August 1914. Der Lösung dieses Problems gegenüber war, nachdem man es einmal als Hauptproblem in den Kriegsplan eingesetzt hatte, alles andere, auch England, auch Rußland Nebensache. Wenn aber ein 4 Armeekorps starker rechter deutscher Flügel etwa über die Linien St. Amand—Bailleul nach Süden vorgegangen wäre, links von ihm die 2., 3., 4. und schwache 5. Armee sich über Linie Valenciennes—Diedenhofen, um letzteres schwenkend, rechter Flügel auf Compiegnes vorbewegt hätte, und hinter der rechten Flügelarmee eine ebenfalls 4 Korps starke 6. Armee etwas seitwärts hinausgeschoben und mit einem Abstand von rund zwei Tagemärschen gefolgt wäre, so war ein Sieg über Frankreich sicher. (Es würde zu weit führen, den Aufmarsch für eine solche Bewegung hier zu erläutern.) Frankreich wurde Kriegsschauplatz und irgendwelche Landungen Englands im Rücken des Heeres, das eben die Entscheidung des Krieges erfochten hatte, waren bedeutungslos. Diese gelandeten Divisionen konnte man früh genug nach dem Sieg über Frankreich „festnehmen".

Das Problem England, wie erwähnt beim Vormarsch zur Entscheidung bedeutungslos, wurde beim Rückmarsch von der Marne

zum geradewegs entscheidenden Problem. Aber diese Änderung des Problemwertes wurde nicht erkannt. Hier versagte die deutsche Führung, diesmal unter Erich von Falkenhayn, zum zweitenmal und ebenso gründlich wie die Moltkes.

Es war für die meisten eine große Überraschung, daß Falkenhayn, von dem viele behaupteten, daß ihm nach der charakterlichen Seite hin (man bezeichnete ihn sowohl als einen Spieler, wie auch als einen gefährlichen Intriganten) die Eigenschaften fehlten, die für diese bedeutendste Stellung im deutschen Heere notwendig waren, zum Chef des Generalstabes ernannt wurde. (Biographische Notizen im Anhang zu diesem Abschnitt.) Gewiß war die Aufgabe nicht leicht, zumal Falkenhayn während seiner Amtsführung als Kriegsminister durch große Kurzsichtigkeit in der Munitions- und Materialvorbereitung nun sich selbst in seiner Tätigkeit als Generalissimus die allergrößten Schwierigkeiten bereitet hatte. In dem nach der Marneschlacht nötig werdenden Wettlauf in der Frontverlängerung blieb Falkenhayn nicht ohne Schuld seiner Vorgänger in der Nachhand. Die Nordflanke der Deutschen wäre ohne Zweifel eingedrückt worden, wenn Joffre nicht die Kräfte ausgegangen wären. Hier versagte die einheitliche Führung der Entente. Vier bis fünf russische Armeekorps am linken Flügel der Entente hätten Joffre die Möglichkeit gegeben, seinen durchaus richtigen Plan durchzuführen. Es wäre schwer gewesen, aber doch nicht unmöglich, sie nach Frankreich zu transportieren. Wieder wurde von deutscher Seite die Umfassung um jeden Preis angestrebt und es begann jenes unverantwortliche Vorhetzen der deutschen Freiwilligenregimenter gegen die Engländer, die mit erfahrenen Berufssoldaten die Stellungen bei Ypern hielten. „Die deutsche Heeresleitung wollte sich über Ypern den Weg nach Calais erzwingen, koste es, was es wolle. Dieser Wille äußerte sich nach unten in einem nicht unbeträchtlichen Druck, der eine gewisse hastende Nervosität hervorrief. Und diese zeitigte taktische Überstürzungen mit rücksichtslosestem Einsatz von Menschen. Es war das letztmalige Aufflackern des Irrglaubens an die Unaufhaltsamkeit des Furor teutonicus, der die Enkel der Stürmer von St. Privat la Montagne gegen Maschinengewehre und Schnellfeuergeschütze hetzte. Dieser trügerische Wahn wurde hier ad absurdum geführt. Wie Ähren im prasselnden Hagelschlag sank Deutschlands Blüte im kaltblütigen Feuer der englischen Gräben, auf denen nur hastige lückenhafte Artillerievorbereitung gelegen hatte." (Kritik des Weltkrieges, S. 121.) Die Kriegsliteratur war geschmacklos genug, diesen Massenmord von Ypern dem deutschen,

nichtsahnenden Volke in poetischer Form aller Art zu servieren. (Vgl. auch „Von der Marne zur Marne", S. 13ff., wo schärfste Kritik gefällt ist.)

Auch hier fehlte es an der Beachtung des Gesetzes von der Ökonomie der Kräfte. Napoleon hätte seine besten Truppen und seine stärksten Batterien hier eingesetzt und nicht fast unausgebildete Rekruten und eine kaum schießende schwache Artillerie.

Man hatte nichts gelernt. Wieder wurden ohne Reserven Operationen durchgeführt und Schlachten geschlagen. Und ganz das gleiche geschah noch im Frühjahr 1915 in der zweiten Ypernschlacht. Anstatt hier alles einzusetzen oder defensiv zu bleiben, schwankte Falkenhayn zwischen Ost (wo er den Durchbruch von Gorlice nach Hötzendorffschem Plan, aber ein wenig so, als wenn ihm das selbst eingefallen wäre, vorbereitete) und West, wo er wieder mit unzureichenden Mitteln und riesigem Menschenverlust angriff.

Dem Durchbruch von Gorlice folgte der serbische Feldzug. Hier machte Falkenhayn den schweren Fehler, die rasche und trotz recht mäßiger Führung durch Mackensen doch im ganzen erfolgreiche Offensive an der griechischen Grenze aus höfischen, bei ihm immer sehr im Vordergrunde stehenden Erwägungen abzubrechen und die Salonikiarmee stehen und sich entwickeln zu lassen. Hötzendorff forderte den Vormarsch auf Saloniki, aber Falkenhayn war es wichtiger, die Rücksichten des kaiserlichen Hofes zu beachten. (Eingehendes hierüber in Nowak, „Der Weg zur Katastrophe", S. 117ff. Sehr eingehende und im ganzen sehr richtige Charakterisierung Falkenhayns ebenda S. 128ff.) 1918 ließ die ganze Größe dieses Fehlers Falkenhayns klar zutage treten. Die Türkei war nur durch das schmale Band der Bahn Nisch—Sofia—Adrianopel mit den Mittelmächten verbunden. Nahe an dieser Bahn ließ man die Ententearmee von Saloniki und ihr gegenüber mußte man außerordentlich viel Truppen selbst belassen, die man recht gut an anderen Stellen hätte brauchen können. Griechenland lieferte man der Entente aus. Venizelos hätte eine andere Politik treiben müssen, wenn Falkenhayn nach dem serbischen Feldzug unter Massierung alles Verfügbaren die Salonikiarmee ins Ägäische Meer geworfen und dann an der makedonisch-griechischen Grenze mit 400000 Mann oder noch mehr Griechenland um seine Freundschaft ersucht hätte.

Aber es fehlte schon damals der Reichsregierung Mut und Möglichkeit, dem Generalissimus klipp und klar vorzuschreiben, welche Aufgaben das Heer aus politischen Gründen zu er-

füllen habe. Sehr bald kehrte sich die ganze Lage um und Ludendorff schrieb der Reichsregierung vor, was sie zu tun habe.

Falkenhayn türmte, obwohl er klug und keineswegs klein von Geist war, einen Fehler auf den anderen. Er war mehr Diplomat und Hofmann als Soldat. Er übertraf sich selbst durch seine fixe Idee, bei Verdun, also an der denkbar stärksten Stelle der Front und in einer strategisch nicht direkt wirkenden Richtung die französische Front zu durchbrechen. Dieser furchtbare Gedanke begann am 26. Februar 1916 in der Ausführung und endete nach monatelangem Ringen mit der Zertrümmerung der Reste des Heeres von 1914 und einem Gesamtverlust von 225000 der besten deutschen Truppen vollkommen ergebnislos. Man hat Falkenhayn den Vorwurf gemacht, daß er, nur um den Kronprinzen von Preußen zum Sieger im Weltkrieg zu machen, dieses im Bereich der Kronprinzenarmee liegende Angriffsziel wählte. Die „Germania" brachte diesen in der Armee schon lange diskutierten Vorwurf Mitte Juni 1919. Sie berief sich dabei auf das teilweise mit Vorsicht zu lesende Buch von Nowak, „Der Weg zur Katastrophe". — In diesem Buche (S. 167 ff.) ist auch ein schwerer Vorwurf der Unaufrichtigkeit gegen Falkenhayn in der Zeit der Vorbereitung zu Verdun erhoben.

Zu erwägen bleibt, ob der Erfolg im Hinblick auf den Gesamtkrieg nicht größer gewesen wäre, wenn die enormen deutschen Kräfte, die Falkenhayn für Verdun zur Verfügung hatte, mit den Österreichern, die gerade damals auch starke Kräfte für ihre Asiagooffensive bereitstellten, dazu verwendet worden wären, Italien rasch niederzuwerfen und damit, abgesehen vom Freiwerden starker österreichischer Kräfte gegen Rußland, Frankreich zu nötigen, seine Seealpenfront zu besetzen und sich an der Hauptfront dementsprechend zu schwächen.

Die Vermutungen verdichteten sich zu der bisher unwidersprochen gebliebenen Behauptung, daß der Angriffsplan gegen Verdun vom Generalstabschef des Kronprinzen, dem General von Knobelsdorff, und gar nicht von Falkenhayn stammte und von diesem nur diplomatisch-bereitwillig übernommen wurde. Auffällig ist jedenfalls, daß Falkenhayn den Angriff nicht da machte, wo er „natürlich" war, im Bereich der Armee des Kronprinzen von Bayern. Hier war die feindliche Front wesentlich schwächer als in Verdun und der leichter zu erwartende Erfolg hätte sofort die englische von der französischen Armee abgetrennt und sich zu einem Aufrollen der englischen Front auswerten lassen. Aber war es wirklich eine dynastische Unmöglichkeit, daß ein Wittelsbacher den Hohenzollernschen Krieg gewann?

Die Beurteilung der strategischen Aussichten des Angriffs auf Verdun ist durchaus bei den verschiedenen Kritikern verschieden. „Kritik im Weltkrieg" S. 161 beurteilt sie sehr günstig, ebenso Immanuel „Der Weltkrieg" S. 152ff. Ludendorff hält in seinen „Kriegserinnerungen" den Angriffspunkt „strategisch richtig gewählt" (S. 161), beurteilt aber die Frage nicht vom großen Standpunkt der Kriegsentscheidung, sondern nur von dem der Erleichterung der Lage. (Seine ganz eigentümliche Beurteilung S. 162, versteckte Kritik S. 171.) Oberst Bauer (erwähnt in „Von der Marne zur Marne" S. 27) verurteilt die strategische Richtung, Müller-Brandenburg ebenda S. 27 auch. Falkenhayn selbst begründet die Angriffsrichtung („Die O. H. L. 1914—1918" S. 188ff.) nur nach taktisch-topographischen Gesichtspunkten (!!) (S. 188). Seine ebenfalls taktischen Gründe, die Engländer nicht anzugreifen, ebenda S. 176ff.

Und Falkenhayn entwickelte eine unheimliche Starrheit des Willens vor Verdun. Selbst der deutsche Kronprinz empörte sich gegen die Menschenopfer, die Falkenhayn forderte. Die deutschen Truppen leisteten Hervorragendes an Tapferkeit und Ausdauer, aber sowohl die oberste Führung als auch die der Armeekorps und Divisionen ließ zum Teil ganz erheblich zu wünschen übrig. Deutschland merkte mit einemmal, daß man ihm ein Märchen erzählt hatte, als man von der Erschöpfung Frankreichs fabelte, und der französische Infanterist, dessen Disziplin allerdings nicht die marionettenhaften Äußerungen deutscher Gruß- und Paradetechnik zeigte, erwies sich als ein ganz hervorragender Soldat und strafte die hochnäsige Geringschätzung Lügen, die ihm in Berichten der in Frankreich reisenden deutschen Offiziere im Frieden oft zuteil geworden war.

Mehr und mehr stellte sich heraus, daß es deutsche Regiments-, Brigade-, Divisions- und Korpsführer in recht beträchtlicher Anzahl gab, die ihrer Stellung nicht gewachsen waren. Aber man konnte sich vom alten Schema der Ernennungen nach dem Dienstalter auch in dieser für das Geschick Deutschlands entscheidenden Zeit nicht trennen. Der Bureaukratismus siegte auf der ganzen Linie. Man grub militärisch längst „Verstorbene" aus und gab ihnen hohe Dienststellen, die ihrem Dienstalter entsprachen, man schauderte aber vor dem allein rettenden Gedanken zurück, junge talentierte Führer, Majore oder Hauptleute, zu Generalen oder Regimentskommandeuren zu machen, wie das der Napoleonischen Armee einst zu größtem Nutzen gewesen war. Ein solches Herausfuchen der Tüchtigen hatte einen viel zu freiheitlichen Anstrich, als daß es in einer vermorschenden, dem Bonzenwesen mit Haut und Haar ver-

schriebenen Hierarchie, wie sie die alte Armee darstellte, auch nur einer Erwägung hätte gewürdigt werden können. Die ihrer Stellung nicht gewachsenen Führer gerieten, was ganz natürlich ist, je nach ihrer Charakteranlage mehr und mehr in Kuratel ihrer klügeren und gewandteren Generalstabsoffiziere und Adjutanten oder aber sie waren halsstarrig und eigensinnig und richteten durch ihre Talentlosigkeit namenloses Unglück an. (Einige Beispiele von den vielen hunderten, die zur Verfügung stehen, führt Müller-Brandenburg in „Von der Marne zur Marne" S. 37 ff. an.) Alles der Hierarchie, dem heiligen Schema zuliebe!

Der Geist der Führung litt unter diesen Verhältnissen. Wir sehen im übrigen mit Ausnahme der ersten Feldzüge gegen die Russen herzlich wenig Strategie im Weltkrieg. Das kam nicht etwa von den Stellungskämpfen her, sondern umgekehrt, das Erstarren der Fronten war zum Teil die Folge des Mangels an durchschlagenden strategischen Wirkungen.

Man fühlte diesen Mangel, der gleichzeitig ein Mangel an ganz großen Strategen war, sehr deutlich an den höchsten Stellen, da, wo eben diese Strategen hätten wirken sollen. Und man ersetzte diesen Mangel durch eine Selbstberäucherung, deren Geschmacklosigkeit und Gefährlichkeit in einer einander würdigen Konkurrenz auftraten. Die deutschen Heeresberichte, die so wenig über große Führertaten zu berichten hatten, waren journalistische Meisterstücke der Propaganda für einen nicht vorhandenen großen Geist. Bedauerlich war, daß man hierbei die Leistungen der Truppe in der Heimat nicht richtig einschätzte. Wir hatten eine große Anzahl von Aktionen, wo die Truppen nicht *wegen* der strategisch-taktischen Anlage, sondern *trotz* dieser den Sieg an sich rissen. Nichts ist lügenhafter, nichts gewissenloser, als wenn heute nach der vollkommenen militärischen Niederlage am meisten von denen, die einige Schuld an ihr haben, diese Schuld auf das Heer abgewälzt wird. Das militärische Instrument, das Heer von 1914, ist durch Fehler der Führung, und nicht allein der obersten, materiell und seelisch zugrunde gerichtet worden. Es ist an ihm in einer Weise herumgestümpert worden, daß man *heute* noch Tränen darüber vergießen kann. Das Heer wurde im Laufe des Krieges ergänzt und in einem Umfang vergrößert, der weit über das Maß dessen hinausging, was das deutsche Volk und der Führerrahmen des Heeres leisten konnte. Daß dieses „zweite" Heer in seinen Leistungen dem von 1914 nachstehen mußte, war selbstverständlich. *Die Kunst des Strategen ist keine absolute, sondern eine zu dem Bezugssystem seines Instru-*

ments (Heeres) relative. Diese Anpassung strategisch-taktischer Pläne an das gegebene Instrument versagte vollkommen bei Ludendorff 1918, über dessen sehr problematisches Wirken in diesem Buche noch gesprochen werden wird (namentlich im Abschnitt: „Der Zusammenbruch").

Aber auch dieses „zweite Heer" war noch ganz wesentlich besser als seine Führung. „Wo immer deutsche Mannschaft, deutsche Offiziere, wo immer das deutsche Volk kämpfte, war dieses Kämpfen beispiellos. Vom Glanze oberster deutscher Führung sprach, schrieb, las alle Welt, von ihm sprach vor allem die deutsche Führung selbst. Sie war nicht immer glanzvoll. Aber wo mit deutscher Truppe, mit dem Einsatz deutscher Volkskraft allein eine Entscheidung durchgesetzt werden konnte, fiel fast ausnahmslos die Entscheidung für das deutsche Volk." (Aus Nowak, „Der Weg zur Katastrophe".)

Der Weltkrieg hat den Zusammenbruch der neupreußischen Strategie und alles dessen, was mit ihr zusammenhing, gebracht. Man braucht ihr nicht nachzuweinen. Sie stellte eine Entartung der praktischen Strategie des alten Moltke dar, einer Strategie, die auf zahlenmäßiger eigener Überlegenheit aufgebaut war. Wer Moltkes Studien kennt, in denen er strategische Pläne für den Fall des Kampfes gegen Überlegenheiten bearbeitet, wird ohne weiteres entdecken, daß er da ganz auf Napoleonische Grundlage zurückgeht und auch die strategische Operation aus der Tiefe und nicht aus der Breite aufbaut.

Der geistlosen Entartung der Strategie, die durch Schlieffen noch einmal gehemmt, aber nicht hinreichend ersetzt wurde, entsprach ein merkwürdiger strategischer Naturalismus oder vielleicht besser gesagt: ein Naturburschentum, das, von jungen Generalstabsoffizieren geäußert, ganz fröhlich klang, von Generalen angewendet, größtes Bedenken erzeugen mußte. „Schneidig", „forsch", „die Kiste schmeißen", „einfach druff" sind alles sehr flotte Ausdrücke für Volkskalender und patriotische Schriften. Wenn sich aber ein erschreckendes geistiges Unvermögen hinter diesen Phrasen verbirgt, so ist das für ein Heer im höchsten Maße bedenklich. Strategie und Taktik, nur mit der im neupreußischen System maßlos überschätzten Routine betrieben, mußten versagen, sobald der Gegner nicht wie in Rußland, Rumänien, Serbien und Italien entweder schlecht geführt oder qualitativ und quantitativ unterlegen war. Strategie ist die Kunst, den Stärkeren (an Zahl, Material usw.) zu schlagen. Den in irgendeiner Art Unterlegenen zu erdrücken, bedeutet noch nicht eine Kunst.

Ein großes strategisches Genie, das uns leider fehlte, hätte damit beginnen müssen, diese ganze neupreußische Strategie und was zu ihr gehörte, über den Haufen zu werfen und hätte den in falschen Bahnen laufenden Vertretern des Systems klar machen müssen, daß nur der Geist Siege erficht und desto leichter, je mehr von diesem Geist in allen Führern ausgebreitet ist. Alle Organisation, wie sie Ludendorff mit großer Energie durchgeführt hat, ist zwecklos, wenn kein großer strategischer Geist die Produkte dieser Organisation genial verwendet, ja schon die Art der Verwendung zur Grundlage für den Aufbau der Organisation divinatorisch bestimmt. Wer in deutschen Armeeoberkommandos usw. zu tun hatte, muß, wenn er ehrlich ist, bezeugen, daß bei viel Pflichtgefühl, viel Mut, viel Vertrauen in den endlichen Erfolg, viel schematischer Arbeit unendlich wenig von dem zu spüren war, was gemeinhin mit dem Ausdruck „Geistigkeit" bezeichnet wird. Manchmal da und dort eine Persönlichkeit, meist in irgendeiner untergeordneten Stelle, bei der man sich sagte: „Ja, dich hätte Napoleon von deinen Akten herausgerissen und an die Spitze eines Korps, einer Armee gestellt und du hättest kraft deiner Geistigkeit gesiegt."

Genug davon. Der Systemfehler war da und war bei der Heiligkeit alles Seienden im damaligen Deutschland nicht auszumerzen. Daß wirklich der deutschen Armee in der Masse ihrer Oberpriester alle Geistigkeit mangelte, beweist sich heute, wo diese Oberpriester mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln das System wiederherzustellen trachten, das seine Unfähigkeit so einwandfrei erwiesen hat. Sie wissen heute noch nicht, woran sie gescheitert sind. Und das arme deutsche Volk läßt sich wieder Sündenböcke vorlügen und glaubt, weil es doch so unbequem und mühsam ist, zu denken.

Anhang.

Helmuth Johannes Ludwig v. Moltke, Neffe des alten Feldmarschalls. Geb. 23. Mai 1848 in Gersdorf (Mecklenburg), Sohn von Adolf v. Moltke, einzigem Bruder des alten Moltke, dänischem Kammerherrn und preußischem Landrat. Realgymnasium. 1870 Fahnenjunker im Füsilierregiment Nr. 6. — 1876—79 Kriegsakademie. — 1878 verheiratet mit entfernter Verwandten, der Schwedin Elise Gräfin v. Moltke-Hvitfeld. 1881 Hauptmann, persönl. Adjutant bei seinem Oheim in Creisau. 1888 Major. 1891, sofort nach dem Tode des alten Moltke, Flügeladjutant des Kaisers. 1896—99 Kommandeur Alexander-Grenadierregiments. 1899—1902 Kommandeur 1. Gardeinfanteriebrigade. 1902—04 Kommandeur 1. Gardedivision. 1904 Generalquartiermeister unter Schlieffen im Großen Generalstabe. 1906 Nachfolger Schlieffens als Chef des Generalstabes der Armee. 25. Oktober 1914 krank

nach Bad Homburg. 3. Januar 1915 Chef des stellvertretenden Generalstabes. Gestorben 18. Juni 1916.

Hindenburg, Paul Ludwig Hans Anton. Geboren 2. Oktober 1847, wird im Kadettenhaus erzogen. 1878 zum Hauptmann im Großen Generalstab ernannt, schließt im Jahre 1911 diese Laufbahn als kommandierender General des IV. Armeekorps in Magdeburg und zieht sich in den Ruhestand nach Hannover zurück. Am 22. August 1914 ruft ihn ein Telegramm Kaiser Wilhelms II. nach der Ostfront und am 28. August siegt er bei Tannenberg. Ende Juli 1916 wird er Oberbefehlshaber der Ostfront und am 29. August Chef des Generalstabs der deutschen Heere, in welcher Stellung er bis zum 25. Juni 1919 bleibt.

Ludendorff, Erich. Geboren am 9. April 1865 in Kruszewnia bei Posen. Nach dem Besuch der Kadettenanstalt Groß-Lichterfelde wurde er am 15. April 1882 Leutnant beim westfälischen Infanterieregiment Nr. 57. Von 1887 bis 1890 diente er in der Marineinfanterie. Als Oberleutnant besucht er die Kriegsakademie und kommt 1895 als Hauptmann in den Großen Generalstab, dann zum IV. Armeekorps. Von 1898—1900 Kompaniechef im 61. Inf.-Regt. (Thorn). 1900 wieder in den Großen Generalstab versetzt, wird er 1905 zur Dienstleistung beim Admiralstab der Marine abkommandiert und kommt 1906 als Militärlehrer an die Kriegsakademie. Darauf wird er 1908 Abteilungschef im Großen Generalstab, 1911 Oberst und 1912 Kommandeur des Füsilierregiments Nr. 39 in Düsseldorf. Bei Beginn des Krieges hat er die Stellung eines Generalmajors inne, wird noch im August 1914 Oberquartiermeister der 2. Armee, am 22. August Generalstabschef der 8. und am 16. September der 9. Armee. Im November wird er als Chef des Generalstabs des Oberbefehlshabers der gesamten deutschen Streitkräfte im Osten zum Generalleutnant befördert. Am 29. August 1916 wird er 1. Generalquartiermeister und General der Infanterie und leitete als solcher zusammen mit Hindenburg zwei Jahre lang die Geschicke des deutschen Heeres, bis er am 26. Oktober 1918 vom Kaiser verabschiedet wird.

Erich von Falkenhayn, aus altem im Meißnischen ansässigen Adelsgeschlecht, der österreichische Zweig der Familie seit langem gräflich. Geboren 11. September 1861 in Burg Belchau bei Thorn. Sein Vater Rittergutsbesitzer in Westpreußen. Erzogen im Kadettenkorps. Wird 1880 im 91. Infanterieregiment Leutnant. Kriegsakademie 1887—1890. Hauptmann im Großen Generalstab 1890. Dann Kompaniechef im 21. Infanterieregiment Thorn. 1896 verabschiedet und als Instruktionsoffizier nach China. 1899 reaktiviert, als Major gleich darauf bei der Chinaexpedition eingeteilt, wo er bis 1903 blieb. Bataillonskommandeur im 92. Infanterieregiment (Braunschweig). 1905 Oberstleutnant und Abteilungschef im Großen Generalstab. 1906 Generalstabschef XVI. Armeekorps (Metz), kurze Zeit Kommandeur des 4. Garderegiments z. F., dann wieder Generalstabschef, und zwar im IV. Armeekorps (Magdeburg). 1912 Generalmajor. 1913 Nachfolger Heeringens als Kriegsminister. Er führt die große Wehrvorlage durch und erringt den Sieg des Militarismus in der „Zabernaffäre". Von der Stelle als Generalstabschef des deutschen Feldheeres wurde er unter großer Anerkennung am 29. August 1916 enthoben. Wird später zum Führer der 9. Armee ernannt, als der er im Rumänischen Krieg führt. 1917 in der Türkei. Versagt dort vollkommen und wird wieder Armeeführer im Osten.

3. Die Bundesgenossen Deutschlands.

Literatur.

Kritische, zusammenfassende Arbeiten über die mit den Deutschen im Kriege verbündeten Völker und Regierungen sind noch recht spärlich. Die im Kriege erschienene Literatur ist nahezu unbrauchbar. In nachstehendem sind einige allgemein zugängliche Werke — ohne jeden Anspruch darauf zu machen, daß diese Übersicht erschöpfend sei — angeführt.

Österreich-Ungarn.

Bedeutsame Einzelheiten finden sich in:

Auffenberg-Komarów, Aus Österreichs Höhe und Niedergang. München 1921.

Historische Begründungen liefert:

Friedjung, Heinrich, in seinen Historischen Aufsätzen. Stuttgart und Berlin 1919, und

Marcks, Erich, in einem Aufsatz „Das deutsch-österreichische Bündnis" in Männer und Zeiten. Leipzig (ohne Jahr).

Kaindl, Dr. R. F., in einem Aufsatz „Österreichs innere und äußere Politik bis 1914" im Handbuch der Politik. II. Band. Berlin und Leipzig 1920.

An der Spitze dieses Aufsatzes findet der Leser auch zahlreiche spezielle Literatur verzeichnet.

Mitten in den Zusammenbruch hinein führt:

Nowak, Karl Friedrich, Der Sturz der Mittelmächte. München 1921.

Ein Werk, das viel Neues und bisher lückenhaft oder gar nicht Bekanntes in allerdings sehr leidenschaftlicher Form bringt.

Das für die österreichische Politik besonders wichtige Verfassungsproblem behandelt ein Werk von

Schüßler, Dr. W., Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich. Stuttgart und Berlin 1918.

Die Türkei.

Über die maßgebenden, innerhalb des jungtürkischen Komitees streng geheim gehaltenen innerpolitischen Vorgänge in der Türkei ist so gut wie nichts bekannt. Eine Einführung in das Verständnis von Land und Volk bringt

Endres, Franz Carl, Die Türkei. 4. Auflage. München 1918.

Noch freier als in diesem unter der Herrschaft der Zensur erschienenen Buch äußert sich der gleiche Verfasser in seinem Werk: Die Ruine des Orients. München 1919. Einem kleinen militärischen Buche des gleichen Verfassers entnahmen wir den Abschnitt über das türkische Heer.

Die historisch beste Schilderung des Verfalles der Türkei, allerdings bloß bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, enthält

Sax, C. v., Geschichte des Machtverfalles der Türkei. Wien 1908.

Eine kritische Geschichte der türkischen Revolution ist noch nicht geschrieben. Als Ersatz mag dienen:

Bérard, V., La révolution turque. Paris 1909.

Wertvolle Beiträge zur türkischen Politik und Kriegführung im Weltkrieg liefert:

Liman v. Sanders, Fünf Jahre Türkei. Berlin ohne Jahr [1920], und Endres, Franz Carl, Die Haltung der Türkei und der Balkanstaaten, im Handbuch der Politik. II. Bd. Berlin und Leipzig 1920.

Bulgarien.

Die Geschichte seines Zusammenbruches enthält ausführlich das schon erwähnte Buch von

Nowak, Der Sturz der Mittelmächte.

Über die geschichtliche Entwicklung Bulgariens orientieren:

Jireček, C. J., Das Fürstentum Bulgarien. Prag 1891, und

Dehn, P., Die Völker Südwesteuropas und ihre politischen Probleme. Halle 1909.

Es ist Aufgabe der Politik und gerade einer Politik, die mit militärischen Auseinandersetzungen rechnen muß, wie das bei der deutschen der Fall war, für die kommende Auseinandersetzung eine so starke Konstellation sich herzurichten, daß auch die kräftigsten militärischen Anstrengungen des Gegners dagegen nicht aufkommen können. Das war das Leitmotiv der englischen Politik Deutschland gegenüber seit den Tagen, in denen deutsche amtliche Dummheit und alldeutsche Verhetzung des kritiklosen Bürgertums das von England gewünschte, den Weltfrieden garantierende Bündnis mit Deutschland wiederholt und definitiv abgelehnt hatte. Im Abschnitt „Die Einkreisung Deutschlands" konnte der Leser die Motive ohne Mühe herauslesen, die Deutschland und Österreich aneinanderketteten und die bei der außenpolitisch wesentlich größeren Aktivität Österreich-Ungarns dazu führten, daß die Politik der Donaumonarchie die deutsche mehr ins Schlepptau nahm, als das mit der relativen Bedeutung Deutschlands im Vergleich zu Österreich-Ungarn berechtigt und natürlich war. Österreich-Ungarn verfolgte am Balkan eine ausgesprochen imperialistische Politik, für die es andauernd den Schutz des guten deutschen Michels in Anspruch nahm, während es gleichzeitig im Inneren einem sicheren Verfall entgegenging. Dieser Verfall ergab sich aber nicht, wie die Verteidiger des alten Österreich behaupten, schicksalsmäßig, sondern aus eigener Schuld. Deutschösterreicher auf der einen, Magyaren auf der anderen Seite widersetzten sich der einzig möglichen Lösung des österreichisch-ungarischen Problems, die darin bestanden hätte, planmäßig und mit starker Regierungsinitiative aus der dualistischen Monarchie einen föderalistischen Nationalitätenstaat zu bilden. Deutschösterreicher und Magyaren begingen aus nationalem Egoismus die schwersten Sünden an der Zukunft des Gesamtreiches. Dieses Verhalten erst gab dem Panslawismus Boden und Möglichkeit, seine

zersetzenden Einflüsse geltend zu machen. Dazu kam eine geradezu herausfordernde Behandlung der slawischen Balkanvölker durch die österreichische, der Rumänen durch die ungarische Regierung. Es war wirklich kein Wunder, daß sich diese Völker nach russischer Politik orientierten. Auch Österreich mußte die Sünden seiner agrarischen Handelspolitik bezahlen, wie wir die unseren, die noch durch die schwerindustriellen einen weiteren Faktor ständiger außenpolitischer Reibereien und Verletzungen anderer Völker erhielt. Man lese nur einmal die Handelsverträge nach, die Österreich seit 1906 mit Serbien schloß und stelle sich vor — um gerecht zu urteilen —, man sei selbst Serbe. Es ist wohl richtig, was der Berliner Soziologe C. Breysig schrieb:

„Nicht die Maßregeln grober Vergewaltigung, die die österreichische Regierung als das einzige Mittel der Bekämpfung aller großserbischen Ausdehnungsbestrebungen ansah, sondern eine von Grund aus geänderte Behandlung der Südslawen innerhalb Österreich-Ungarns, insonderheit die Loslösung Kroatiens von der magyarischen Zwangsherrschaft, hätten das Verhältnis Österreichs zu Serbien von innen her gesunden lassen können, hätten den Weg zu einem friedlich gütigen Vertrauensverhältnis Österreichs auch zu den Balkanvölkern bahnen können. Was aber entfaltet sich bei fortschreitendem Zutagetreten des aktenmäßigen Vorganges für ein Bild? Diplomaten, die nur in den Quadern herkömmlicher Gewaltpolitik und Zwangsherrschaft zu denken gewohnt sind, Männer des Schwertes, die schon jeden Versuch zu diplomatischer Verständigung für Schwäche und Fehler erklären, sie brauen gemeinsam einen Plan, der auf die Zerschlagung halb Serbiens, seine Aufteilung unter die Nachbarn hinausläuft — das sicherste Mittel also, alle südslawischen Untertanen Österreichs mit unauslöschlichem Ingrimm gegen ihre Regierung zu erfüllen."

Die wenigsten wissen, daß Serbien ursprünglich außerordentlich austrophil war. Die innerpolitischen Vorgänge in Österreich, deren komplizierte Entwickelung hier nicht verfolgt werden kann, litten daran, daß kein einheitliches Programm gefunden wurde. Und dieses rettende Programm wurde deshalb nicht gefunden, weil der Egoismus der einzelnen Nationalitäten für den nur altruistisch zu behandelnden Staatsgedanken nichts übrig hatte. Der Kampf aller gegen alle zehrte am Mark dieses Staates und nahm ihm rasch die Gesundheit, mit der Bismarck noch gerechnet hatte.

Die von uns schon besprochene Annexion Bosniens und der Herzegowina, die uns Deutschen am meisten schadete, leitete die

Krisis in außenpolitischer Hinsicht ein. Nachdem wir England von uns gestoßen hatten, mußten wir unter allen Umständen Rußland gewinnen. So aber traten wir als die militärische Rückversicherung Österreichs gegen jegliche Folgen seiner imperialistischen Balkanpolitik auf und mußten dadurch Rußland als das eigentliche Karnickel vorkommen. Auch als Serbien 1912 ganz berechtigt einen Hafen an der Adria wünschte, trat Deutschland zum Schutze österreichischer Interessen so drohend in Petersburg auf, daß Rußland Abstand von der Unterstützung Serbiens nahm, sich aber selbstverständlich vorbehielt, diese Tat Deutschland auf die Rechnung zu setzen. Beeinflußt war die deutsche Politik auch in hohem Grade vom Finanzinteresse der Deutschen Bank wegen deren Bagdad-Bahnprojekt in Vorderasien mit dem Motto: Berlin—Bagdad. Da störten natürlich Balkanvölker sehr, die, wie Serbien, eigenen Entwickelungsdrang verspürten. Wir stützten alle kriegslustigen Bestrebungen panslawistischer Kreise, die ohne Hinweis auf diese Tatsächlichkeiten kaum in der Lage gewesen wären, maßgebenden, in ausgesprochen deutschfeindlicher Richtung arbeitenden Einfluß in Petersburg zu gewinnen. Unsere geistlose und für die großen Linien der Weltpolitik vollkommen blinde öffentliche Meinung und Regierung verkannten die Notwendigkeit des deutschen Zwanges auf Österreich in allen Balkanfragen. Mag sein, daß unsere politische Lage in Europa schon so schwach war, daß uns nichts anderes blieb als Österreich-Ungarn. Dann hätte Deutschlands Einfluß auf die Bildung des föderalistischen Donau-Nationalitätenstaates sich geltend machen müssen, der unsere einzige Waffe gegen die politische Russifizierung der Slawen Österreich-Ungarns und des Balkans war. So aber beschränkten wir uns darauf, voller falsch gerichteter Sentimentalität den politisch unklugen Nationalegoismus der Deutschösterreicher zu stützen und so selbst am Zerfall des Staates Österreich kräftigst mitzuarbeiten.

Die österreichische Politik, die hier im einzelnen zu verfolgen zu weit führen würde, war von dem Gedanken gestützt: „Wenn es schief geht, dann hilft uns Deutschland". Von diesem Gesichtspunkt aus trat es auf dem Balkan und gegen Rußland auf. Von diesem Gesichtspunkt aus behandelte Graf Berchtold die Ultimatumfrage an Serbien, eine Behandlung, die eine unbedingte Schuld Österreichs am Kriege darstellt. Kaiser Wilhelms törichte Randbemerkungen und Helfferichs, von Dr. Mühlon niedergeschriebene Worte von Mitte Juli 1914 haben auch Deutschland in dieser Angelegenheit schwer kompromittiert. Der Kaiser gab Österreich den guten Rat,

wie sie einen „Krakeel" provozieren konnten, und Helfferich erzählt, offenbar höchst einverstanden, im Juli 1914:

„Die Österreicher sind dieser Tage beim Kaiser gewesen. Wien wird in 8 Tagen ein sehr scharfes, ganz kurz befristetes Ultimatum an Serbien stellen, in dem Forderungen enthalten sind, wie Bestrafung einer Reihe von Offizieren, Auflösung politischer Vereine, Strafuntersuchungen in Serbien durch Beamte der Doppelmonarchie, überhaupt eine Reihe bestimmter sofortiger Genugtuungen verlangt werden, andernfalls Österreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärt."

Dr. Helfferich fügte noch hinzu, daß sich der Kaiser mit Entschiedenheit für dieses Vorgehen Österreich-Ungarns ausgesprochen habe. Er habe gesagt, daß er einen österreichisch-ungarischen Konflikt mit Serbien als eine interne Angelegenheit zwischen diesen beiden Ländern betrachte, in die er keinem anderen Staat eine Einmischung erlauben werde. Wenn Rußland mobil mache, dann mache er auch mobil. Bei ihm aber bedeute Mobilmachung den sofortigen Krieg. Diesmal gebe es kein Schwanken. Die Österreicher seien über dieses entschlossene Verhalten des Kaisers sehr befriedigt gewesen. . . .

Diese Äußerungen Helfferichs finden sich in Foerster, „Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland" (S. 118). Eine wertvolle Illustration hierzu bietet ein Artikel des Grafen Berchtold in der „Neuen Züricher Zeitung" Nr. 1478 vom Jahre 1919, in dem er ausführt, daß er nachhaltig von Tschirschky und durch die Berliner Berichte des Botschafters Grafen Szögenyi angestachelt worden sei, energisch gegen Serbien vorzugehen. Bericht des Legationsrates von Schön: „Man hätte es lieber gesehen, wenn der serbischen Regierung nicht die Zeit gelassen würde, etwa unter russisch-französischem Druck von sich aus eine Genugtuung anzubieten." Helfferich selbst spricht in seinem sehr tendenziösen Werk „Die Vorgeschichte des Weltkrieges" von diesen Tatsachen nicht.

Der rücksichtslosen Politik Österreichs entsprach aber nun keineswegs die Entwickelung seiner militärischen Macht. Diese stand in einem ganz auffallenden Mißverhältnis zu seinem Auftreten auf dem Balkan. Die österreichische Armee war in fast jeder Hinsicht unfertig, als der Krieg begann. Das hinderte Conrad von Hötzendorff nicht, in ähnlicher Weise wie Tirpitz kriegerische Töne, namentlich gegen Italien, anzuschlagen.

Bevor Auffenberg als Kriegsminister sich um die österreichische Artillerie annahm, hatten die österreichischen Infanterietruppen-

Divisionen (1911) nur 24 moderne Geschütze gegen 48 bei den Russen, 54 bei den Serben und 72 bei den Deutschen. Die 12 Feldhaubitzen, die noch zur Divisionsartillerie der Österreicher gehörten, hatten weder Schnellfeuervorrichtung noch Schutzschilde, obwohl sie erst 1901 eingestellt worden waren. Die schweren Haubitzen waren ebenfalls veraltet, die Gebirgsartillerie mit drei verschiedenen Modellen ausgerüstet. Auch die Belagerungsartillerie stand nicht auf der Höhe. Auffenberg war es zu danken, daß 76 neue Feldbatterien und 12 Batterien der im Weltkrieg bekannt gewordenen 30,5 cm-Mörser angeschafft wurden.

Die Wehrkraft des Landes war keineswegs ausgenützt. Das Offizierkorps „ließ immerhin einigen Zweifel zu, ob es in der Lage sein würde, die mit so wenig präsenter Mannschaft gefüllten Infanteriekompanien zu opfervollsten Leistungen zu bringen" (Auffenberg). Trotzdem geschah das, aber die gute österreichische Infanterie verblutete schon in den ersten Gefechten, wo sie schlecht geführt, ohne Artillerieunterstützung gegen feindliche Stellungen gejagt wurde. Die österreichische Artillerie, 1866 noch der Stolz der Armee, war „selbst der serbischen gegenüber inferior". Die Bewaffnung der Infanterie mit einem 30 Jahre alten Gewehr war rückständig und der russischen nicht gewachsen. Munition war nicht genügend vorbereitet, so daß nach wenigen Wochen bedenklicher Mangel eintrat (also wie in Deutschland). Die hellgraue Uniform bewährte sich nicht. Die an sich schon großen Trains der österreichischen Armeen wuchsen ins Riesenhafte, so daß im September 1914 bei der Armee Auffenberg auf drei Mann fechtender Truppe ein Fahrzeug kam.

Die Führung lag in den Händen Conrad von Hötzendorffs, eines talentvollen, aber doch nicht genialen Menschen. Die Armee- und Korpsführer ließen sehr oft zu wünschen übrig. Der Generalstab bestand aus zum größten Teil sehr fleißigen und „gut geschulten" Offizieren, hatte sich aber der Truppe und ihren Bedürfnissen vollkommen entfremdet und neigte (wie auch der deutsche und der französische) zu Streberei, Ränkesucht und Selbstherrlichkeit, so daß er in höchstem Maße unbeliebt war.

Der Einheitlichkeit der Armee wurde durch die zahlreichen in ihr vertretenen Nationalitäten geschadet. Es wäre aber unrichtig, zu behaupten, daß nur die deutschen Regimenter gut gewesen seien. Es haben nur ganz wenig Regimenter versagt. Die Armee war den Aufgaben an sich nicht gewachsen, die man an sie stellte. Das lag aber nicht an der Armee, sondern an der Führung. Sie war mit

ihren 16 Korps zu klein, erforderte riesige Neuformationen, für die die Unterführer fehlten.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die häßliche Mißachtung, die von deutschen Offizieren im Weltkriege den Österreichern zuteil wurde, außerordentlich schädlich auf die Bündnisfreudigkeit dieser einwirkte. Dabei wäre es wirklich am Platze gewesen, vor der eigenen Türe zu kehren. Es hat jedem auffallen müssen, daß es der deutsche Offizier (namentlich der Preuße) verstanden hat, auch den begeistertsten Bundesgenossen in wenigen Wochen dienstlichen Verkehrs durch seine Einbildung, Anmaßung und durch sein hochfahrendes, jeder psychologischen Methode hohnsprechendes Verhalten so zu verletzen, zu demütigen und innerlich zu empören, daß es überall in den verbündeten Armeen keinen verhaßteren Menschen gab, als den preußischen Offizier. Hier erwies sich das System der „Schneid", das gesellschaftlich und im dienstlichen Verkehr ein System geradezu unerträglicher Schnoddrigkeit und Großschnäuzigkeit wurde, als ein vortreffliches Mittel, die Bundesgenossen abzuschrecken und ihre Stimmung zu verderben.

Die Türkei war gewiß hell begeistert für Deutschland. In dem Augenblick aber, wo im Weltkrieg Scharen von preußischen Offizieren (darunter Menschen, die man besser der Welt nicht gezeigt hätte) die Türkei überschwemmten, wurde der Haß gegen diese von Tag zu Tag größer. Die angeborene Taktlosigkeit dieser Leute (Falkenhayn war trotz seiner gesellschaftlichen Glattheit unerhört taktlos) spottete aller Beschreibung.

War nun Österreich ein politisch draufgängerischer und daher seit Aehrenthals Abgang sehr unbequemer und dabei militärisch nicht einmal seinen eigenen Aufgaben gewachsener Freund, so war die in Deutschland dank einer maßlosen Propagandaliteratur weit überschätzte Türkei ein nahezu ohnmächtiger Staat, der sich von der großen Niederlage im Balkankriege noch keineswegs erholt hatte. Die Türkei war ohne Deutschlands andauernde Hilfe nicht einmal in der Lage, die Dardanellen und den Bosporus zu halten, und hätte man nicht auch in England die Türkei überschätzt, so hätte man im November 1914 bequem und ohne einen Schuß abzugeben, mit einer Flotte durch die damals noch gar nicht verteidigungsfähigen Dardanellen durchfahren, Konstantinopel in Brand schießen und drei Tage später Frieden oder Bündnis mit der Türkei erzwingen können. Aber England ließ sich tatsächlich bluffen und wartete mit seiner Dardanellenoperation, bis die Meerenge mit deutschen Minen, Torpedos, Geschützen und Artilleristen so gründlich ausgestattet

war, daß ein Flottenangriff ohne schwerste Opfer nicht mehr gelingen konnte. Nur diesem größten militärischen Irrtum Englands im Weltkriege verdankt die Türkei ihre Existenz als Bundesgenosse Deutschlands.

Da die türkischen Verhältnisse gerade durch die Propagandaliteratur so verschleiert wurden, daß noch heute in Deutschland ganz unklare Vorstellungen herrschen, geben wir im nachstehenden einen Absatz aus einem kriegsgeschichtlichen Werke („Der Weltkrieg der Türkei", Berlin 1920) von F. C. Endres mit Genehmigung des Verfassers wieder, der ein klares Bild zeichnet.

„Man hat sich in Deutschland bis zum Weltkriege, ja selbst in diesem den schwersten Täuschungen hingegeben über die militärische Leistungsfähigkeit der Türkei, obwohl der Ausgang des Balkankrieges in dieser Hinsicht hätte mißtrauisch machen können. Die Türkei ist ein riesiges Gebiet mit einem Flächenraum von 1794000 qkm und einer Bevölkerung von allerhöchstens 21 Millionen Menschen. Das bedeutet kaum elf Menschen auf den Quadratkilometer. Deutschland hat eine Bevölkerungsdichte von 123 Menschen auf den Quadratkilometer. Weite Ödländer und ausgedehnte Wüsten unterbrechen die türkische Landschaft, und eine beispiellose Armut an Eisenbahnen verursacht Verhältnisse, die auch militärisch entscheidend einwirken. Es ist bei der Armut an Verkehrswegen nicht möglich, die Türkei gegen einen energischen und mit besseren Verkehrsmitteln arbeitenden Gegner zu verteidigen. Die Grenzen der Türkei sind unermeßlich lang. Sie betragen volle 11000 km. Der Aufmarsch an diesen Grenzen dauert Monate, weil keine Bahnen in die Aufmarschräume führen. Hinter den aufmarschierten Armeen liegen unendlich weite Strecken, auf denen jede einzelne Granate wochenlanger Transporte bedarf, um von den Entladestellen der Bahn zu den Magazinen der Truppen zu gelangen. Bei einem Aufmarsch gegen Rußland, also in Türkisch-Armenien, hört die türkische Bahn in Angora auf. Von hier an muß jeder Transport mit Fußmarsch auf schlechtesten Straßen erfolgen. Die Entfernung von Angora bis an die russisch-türkische Grenze beträgt 1000 km. Das ist so weit wie von Heidelberg nach Königsberg in Ostpreußen. Der ganze Raum, der in Anatolien ohne jeden Schienenstrang sich ausdehnt zwischen Angora und der russischen Grenze einerseits und der Bagdadbahn Aleppo—Mosul und dem Schwarzen Meer andererseits hat eine Fläche von 500000 qkm, ist also fast so groß wie das ganze Deutsche Reich vor dem Weltkriege. Um eine Granate von Angora bis in die Festung Erzerum zu transportieren, was bei Tausenden

von Granaten notwendig war, da man die Seeherrschaft am Schwarzen Meer sehr bald verlor, bedurfte es eines Transportes von 35 Tagen, also einer Zeit, in der ein Schiff fünfmal von Hamburg nach Amerika hätte fahren können.

Die Hauptstadt Konstantinopel liegt ganz exzentrisch. Mesopotamien und Palästina sind mit der Hauptstadt nur durch eine Bahnlinie verbunden, die überdies im Kriege noch lange nicht fertiggebaut war. Die Bagdadbahn hörte im Taurus nördlich Adana auf, der große Taurustunnel wurde erst im letzten Jahr des Krieges völlig fertig. Eine zweite große Unterbrechung hatte die Bagdadbahn zwischen Adana und Aleppo, wo ebenfalls die großen Tunnels durch den Amanus erst im Laufe des Krieges fertiggestellt wurden. Als der Krieg ausbrach, hörte die Bagdadbahn bei Djerablus am Euphrat vollständig auf. Sie begann erst wieder nach einer Pause von 700 km bei Samarra nördlich von Bagdad. Während des Krieges konnte sie nur bis Nisibin weitergebaut werden, so daß eine riesige Lücke von vielen hundert Kilometern zwischen Nisibin und Samarra bestehen blieb. Diese Verhältnisse verhinderten eine wirksame Verteidigung der Türkei und machten jede rasche Verschiebung von Truppen innerhalb des Reiches zur Unmöglichkeit. Ebenso vollständig ausgeschlossen war der Gedanke, gegen den Kaukasus, gegen Ägypten oder gegen Persien mit türkischen Armeen offensiv werden zu wollen. Wenn alle drei Gedanken doch tatsächlich im Laufe des Krieges gefaßt worden sind, so beweist das nur, daß diejenigen Leute, die sie faßten, von ihrem Handwerk sehr wenig verstanden haben. Man könnte nun einwenden, daß im Altertum doch auch in jenen Gebieten ohne jede Bahn und bei nicht wesentlich besseren Straßenverhältnissen große Operationen gemacht wurden und daß das gleiche, was damals möglich war, heute wieder möglich sein müßte. Dieser Einwand ist nicht beweiskräftig, denn im Altertum waren die Heere wesentlich kleiner, wesentlich leistungsfähiger, und die Gegner, gegen die sich die Operationen richteten, waren hinsichtlich der Verkehrsmittel auf der gleichen Stufe der Entwicklung wie man selbst. Im Weltkrieg aber hatten die Russen in ihren kaukasischen Grenzbezirken zwischen Batum, Eriwan, Tiflis und Kutais sich in jahrelanger Arbeit ein wohlentwickeltes Eisenbahnnetz vorbereitet, das bis an die türkische Grenze heranführte. Sie waren damit den Türken verkehrstechnisch so überlegen, daß jede Offensiv-Operation der Türken an dieser Tatsache allein scheitern mußte. Ganz die gleichen Verhältnisse lagen im englischen Ägypten vor, wo auch jeder Angriff der Türken gegen den Suezkanal von

vornherein ein ganz aussichtsloses Unternehmen darstellte. In Mesopotamien das gleiche Bild! Die türkische Armee bei Bagdad war bewegungsunfähig, während die Engländer, die vom Persischen Meerbusen aus über Basra nach Norden operierten, den leistungsfähigen Hafen von Koweit als Basis verwenden konnten und gleichzeitig mit ihrem Vormarsch eine ebenfalls sehr leistungsfähige Bahn und Automobilstraße durch das Operationsgebiet legten. Die wenigen Bahnen, die die Türkei zur Verfügung hatte, waren außerdem durch Kohlenmangel nahezu betriebsunfähig.

Dazu kam noch die grenzenlose, mit der auch in anderer Hinsicht geradezu katastrophal wirkenden Verderbtheit der Beamten zusammenhängende Verwahrlosung aller Straßen der Türkei und der mangelhafte Kulturzustand des Landes, der an keiner Stelle es erlaubte, die Truppen vom Lande zu verpflegen. Infolge dieser Umstände dauerten alle Transporte und Märsche in der Türkei viel länger, als sie bei gleichen Entfernungen in Deutschland gedauert hätten. Und gerade die Raschheit aller Bewegungen wäre das für die von vier Seiten angegriffene Türkei allein rettende militärische Mittel gewesen. Verschiebungen auf der inneren Linie, wie wir sie im Kriege bei den Mittelmächten gesehen haben und wie sie hier gefährliche strategische Lagen oft wiederherstellen konnten, waren in der Türkei ganz unmöglich. Infolgedessen mußten an alle bedrohten Stellen starke Armeen hingeschickt werden, die dann dort verblieben, und die türkische Heeresleitung konnte mit einer großen Hauptreserve nicht viel anfangen, weil diese doch stets zu spät gekommen wäre.

Überdies lag auch die Aushebung in der Türkei so im argen, daß man kaum die für die lokale Verteidigung notwendige Anzahl von Mannschaften zusammenbringen konnte. Der Heilige Krieg übte fast gar keine Wirkung auf die Bevölkerung aus. Wer sich der Einstellung entziehen konnte, sei es durch Flucht, sei es durch Bestechung der Ärzte und Behörden, der tat das. Es bestand eine Reihe von Bureaus, in denen falsche ärztliche Zeugnisse mit einem ganz bestimmten Tarif der Bezahlung ausgestellt wurden. Die von Enver-Pascha angegebenen und von uns gutmütig geglaubten Zahlen über Heeresstärken waren weit übertrieben. Gegen Ende des Krieges hausten etwa eine halbe Million desertierter Soldaten in Anatolien, die ein unbeschreibliches Räuberunwesen trieben, während an den Fronten nur schwache, halbverhungerte und durch Heeresseuchen furchtbar gelichtete Verbände fochten.

Diese betrüblichen Erscheinungen waren vorauszusehen und wurden auch von wirklichen Kennern der Verhältnisse vorausgesehen. Nur

wurden deren Berichte und Ansichten nicht geglaubt, und man verschloß in einem übergroßen Optimismus sowohl im deutschen Auswärtigen Amt, als auch in der Obersten Heeresleitung die Augen vor der wenig erfreulichen Wirklichkeit. Daraus ist es zum Teil zu erklären, daß der Zusammenbruch der Türkei, der jedem, der das Land kannte, als etwas ganz Selbstverständliches vorkam, so überraschend auf Deutschland wirkte.

Die Türkei war durch das Völkergemisch, das sie erfüllte, ein sehr schwer zu regierender und für einheitliches Handeln nicht fähiger Staat. Die Zusammenstellung der Bevölkerung, die bei den erbärmlichen Verhältnissen der türkischen Statistik nur schätzungsweise zu geben ist, zeigt folgendes Bild:

Das herrschende Volk und gleichzeitig der einzige Träger des Staatsgedankens, die Osmanen, sind etwa neun Millionen stark. Sie bevölkern die europäische Türkei und das Innere von Anatolien. Ihnen durchaus feindlich gesinnt waren alle anderen Völker des Reiches. Unter ihnen waren die Araber mit rund sechs Millionen der stärkste Bestandteil. Ihr politischer Wirkungskreis begann etwa südlich der Linie Aleppo—Mosul. Hier beginnt auch das Gebiet der arabischen Sprache und einer zunächst von arabischen Bestandteilen durchsetzten, im weiteren Verlauf rein arabisch werdenden Bevölkerung. Der Araber verachtet den Türken. Er erinnert sich stolz daran, daß er und nicht der Türke der Träger der großen islamitischen Kultur war. Er betrachtet das türkische Kalifat als einen Raub am arabischen Rechte. Er erkannte kritisch die Verwahrlosung der türkischen Staatsmaschine und strebte von jeher nach Autonomie. Die dem Araber angeborene Gier nach Geld ließ ihn schon seit Jahren ein williges Opfer englischer Aufwiegelung werden. Die ungeschickte Art und Weise, in der sowohl Abdul-Hamid als auch die Jungtürken das arabische Problem nur mit Gewalt zu lösen versuchten, verstärkte nur die Feindschaft, und so kam es, daß England an den Arabern einen zwar militärisch nicht wertvollen, aber politisch desto bedeutenderen Bundesgenossen fand, von dem Augenblick an, in dem es mit der Türkei in Kriegszustand geriet.

Einen weiteren Feind erzeugte sich die türkische Regierung im armenischen Volk. Die Armenier, ein arisches altes Kulturvolk, bewohnen die Gegenden zwischen Mesopotamien und dem Schwarzen Meer, als türkische Armenier am Oberlauf des Euphrat und Tigris, als persische in der Gegend des Urmiasees und als russische zwischen der Linie Batum—Tiflis und der türkischen Grenze. Daneben leben zahlreiche Armenier, ganz ähnlich wie die

Juden, zerstreut in der ganzen Türkei. Während die in ihrer Heimat Seßhaften ein armes, mit Schwierigkeiten kämpfendes Volk darstellen, sind die in der ganzen Türkei vereinzelt Lebenden meist reiche Kaufleute, Agenten, Unternehmer, Börsianer und Beamte. Das Betragen dieser in der Diaspora Lebenden mochte wohl zu manchem Tadel Veranlassung gegeben haben, nicht umsonst sind die Schliche des armenischen Kaufmanns im ganzen Orient gefürchtet. Es mag auch ein gewisser Internationalismus des Armeniers seinem Interesse am türkischen Staatswohl Abbruch getan haben, und manche politische Intrige mag den einflußreichen und mit aller Welt verschwägerten Armenier in den Augen des osmanischen Nationalisten verdächtig gemacht haben. Alles das aber entschuldigt keineswegs die Art und Weise, wie die türkische Regierung seit den Tagen Abdul-Hamids und namentlich im Weltkrieg gegen die Armenier vorgegangen ist. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß von den Türken das christliche Volk der Armenier zu drei Viertel seines Bestandes während des Weltkriegs ausgerottet worden ist. Weder Frauen noch Kinder, weder Greise noch Kranke wurden von den Türken geschont. Zu Tausenden und Zehntausenden wurden die gefangenen Armenier, also die eigenen Untertanen, durch die Wüsten getrieben, bis sie restlos zugrunde gingen. Und all das geschah nur deshalb, weil ein Teil der Armenier, empört durch jahrzehntelange brutalste Behandlung des Volkes, bei Beginn des Krieges größere Sympathien für Russen und Engländer als für ihre bisherigen Henker gehabt haben. Die Armenier[1]) zählten vor dem Kriege etwa $1^1/_2$ Millionen Menschen, heute werden kaum mehr als dreihunderttausend Armenier leben. Die Türken haben durch die Behandlung dieses Volkes jedes Anrecht darauf verloren, in Zukunft als ein Kulturvolk betrachtet zu werden.

Auch mit den $1^1/_2$ Millionen zählenden Griechen, die alle Küstenstädte der Türkei und den ganzen Küstenstreifen des westlichen Anatoliens bewohnen, lagen die Türken in stetem Streit. Sie fürchteten die Losreißung der von Griechen bewohnten Teile ihres Reiches und beantworteten die Liebe dieser Griechen zu Griechenland mit jahrzehntelangen Schikanen aller Art.

Am verhältnismäßig besten kamen die 800000 Juden, die in der Türkei leben, mit der Regierung aus. Das kam wohl in erster Linie daher, daß die Türken ihrer als Ärzte, Kaufleute und Politiker bei eigener Unfähigkeit und mangelnder Bildung aller Klassen gar

[1]) Soll heißen: „Die in der Türkei lebenden Armenier". (Der Verf.)

nicht entbehren konnten, und andererseits irgendwelche nationalen Wünsche in Form von Lostrennungsbestrebungen bei den Juden nicht zu fürchten waren. In dem Augenblick allerdings, in dem die zionistische Idee in Palästina Wurzel faßte, waren die Nationalistischen unter den Juden den Türken ebenso verdächtig wie Griechen und Armenier.

Außer diesen Hauptvolksstämmen der Türkei leben noch mehr als zwei Millionen Menschen kleinerer Volksstämme in dem Lande, die zum Teil mit den Türken sympathisieren, zum Teil der nationalen Frage gleichgültig gegenüberstehen.

So kam es, daß bei Ausbruch des Krieges von der etwa 21 Millionen betragenden Gesamtbevölkerung nur rund neun Millionen für nationale osmanische Politik und damit für die osmanische Armee zu haben gewesen sind. Die überwiegende Mehrzahl von zwölf Millionen der Bevölkerung stand der Regierung teils völlig gleichgültig, teils geradezu feindlich gegenüber.

Es ist erklärlich, daß unter diesen Umständen die militärische Leistungsfähigkeit der Türkei nur sehr gering veranschlagt werden mußte. Sie verringerte sich außerdem noch dadurch, daß das Offizierkorps der türkischen Armee schlecht ist. Mangelnde Bildung — es gab Generalstabsoffiziere, die weder lesen noch schreiben konnten — und mangelndes Pflichtgefühl, eine Eigenschaft, die in der ganzen sogenannten höheren Gesellschaft der Türkei herrscht, nehmen dem türkischen Offizier die wichtigsten Führereigenschaften. Die Generale bestehlen die Truppen. Viele Hunderte von Millionen Mark, die Deutschland im Weltkriege der Türkei vorstreckte, sind in die Taschen der Generale und der türkischen leitenden Staatsmänner geflossen, und nur das Allerwenigste hat die Truppe erreicht und kam der Armee zugute. Das ist eine seit Jahrhunderten geltende Sitte in der Türkei, daß die oberen Zehntausend vom Diebstahl am Staate lebten. Die Ehrlichkeit des alten deutschen Beamten ist ganz unbekannt.

Der türkische Soldat ist, sofern er anatolischer Bauer ist, sehr gut, namentlich im Ertragen von Strapazen und im Erdulden von Hunger, Durst und Entbehrungen jeder Art. Sein Temperament ist nicht groß, seine Selbsttätigkeit noch geringer. 95 Prozent aller Soldaten können nicht lesen und nicht schreiben. Von seiner Anspruchslosigkeit kann sich ein Mitteleuropäer kaum eine rechte Vorstellung machen.

Der türkische Soldat ist zu allen rein mechanischen Bewegungen und Dienstleistungen verhältnismäßig leicht abzurichten. Dagegen

versagt er, sobald man von ihm irgendeinen selbständigen Entschluß verlangt. Hier versagt übrigens auch der türkische Offizier. Das ganze Volk, ob hoch, ob niedrig, ist seit Jahrhunderten daran gewöhnt, nur nach strikten Befehlen zu handeln. Jedes eigene Denken ist dem Volke abgewöhnt worden, und so sind Dutzende von Fällen zu verzeichnen, in denen selbst hohe türkische Offiziere günstigste Gefechtslagen nicht ausnützten, beispielsweise dem abziehenden Gegner gegenüber stehen blieben oder Unterlassungen begingen, die ein guter deutscher Unteroffizier nicht begehen würde, bloß deshalb, weil kein Befehl gegeben wurde.

Die jahrelange Tätigkeit deutscher Instruktionsoffiziere konnte diese Eigentümlichkeiten des Volkes nicht ändern. Zudem wurden die angestrebten Reformen stets durch die faulen oberen türkischen Beamten und Offiziere, die sich aus ihrem behaglichen Dasein nicht aufrütteln lassen wollten, hintertrieben, und selbst die im November 1913 in Konstantinopel eintreffende deutsche Militärmission, die viel freier und ungehinderter schaffen und wirken konnte als die wenigen einzelnen Instruktionsoffiziere früherer Jahre, vermochte es nicht, durchzudringen und den passiven Widerstand orientalischer Trägheit zu überwinden. Als der Weltkrieg ausbrach, übernahmen die Mitglieder der deutschen Mission eine große Reihe von Führer- und Generalstabsstellen. In ihrer unmittelbaren Nähe wurde mit deutschem Pflichtbewußtsein gearbeitet und soldatisch manches Gute geleistet. Da, wo sie mit ihrem Einfluß nicht hindrangen, war die türkische Armee ebenso schlecht wie im Balkankriege.

Die Energie der Deutschen hat in dem Verzweiflungskriege aus den Türken herausgeholt, was herauszuholen war. Die geschilderten Verhältnisse werden aber jeden Leser überzeugen müssen, daß der Kampf der Türkei gegen Rußland und England von vornherein aussichtslos war und daß es schon eine recht beträchtliche Leistung bedeutete, wenn der türkische Zusammenbruch erst nach vollen vier Jahren erfolgte."

Der Zusammenbruch der Türkei war demnach auch für den Orientierten keine Überraschung, sondern die Erfüllung einer von Anfang an bestehenden Erwartung. Daß es in Deutschland bis hinauf in die höchsten Stellen so wenig wirklich Orientierte gab, daran war die Türkei nicht schuld, sondern das wilhelminische System, das jeden, der nicht mit kritiklosem Optimismus den Weg zur Katastrophe mitmachte, als einen zu zerschmetternden Schwarzseher brandmarkte. Dieses System blieb im Kriege noch in Kraft, so daß wahrheitsgetreue Berichte aus der Türkei nicht beachtet wurden,

ja die Verfasser solcher Berichte den üblichen amtlichen Schikanen ausgesetzt wurden.

Die Bedeutung der Türkei lag nur in der Sperrung des Zugangs zum Schwarzen Meer und damit in der Unmöglichkeit der raschen militärischen Versorgung Rußlands. Diese Bedeutung war zu Zeiten des Entscheidungskampfes mit den russischen Heeren in Polen recht beträchtlich, aber nie weltkriegsentscheidend. Im übrigen aber war die Türkei für Deutschland nur ein schwerer Ballast, der sehr viele Milliarden an Geld, sehr viele Truppen und Offiziere verschlang, den Gesamtkriegsschauplatz ins Unermeßliche erweiterte und das Ansehen Deutschlands in der Welt schwer schädigte, weil Deutschland als mitschuldig an den größten Bestialitäten des Zeitalters, an den Armenier-Massenmorden erachtet wurde. Das deutsche Kriegspresseamt, diese verruchteste Behörde der Lüge und des Volksbetruges, trägt die Verantwortung dafür, wenn das Ausland Deutschland mit den Armeniermorden in Verbindung bringt. Denn diese Behörde verbot ausdrücklich jede Kritik an der Armenierpolitik der Türken (!!).

Über Bulgarien als dritten Verbündeten Deutschlands ist wenig zu sagen. Bulgarien hatte seine Politik des Machthungers im ersten Balkankrieg 1912 durch eine vollkommene Niederlage im zweiten Balkankrieg 1913 gegenüber seinen bisherigen Verbündeten, zu denen sich, als es nicht mehr gefährlich war, Rumänien gesellte, bezahlt. Es war noch im Zustande gänzlicher Erschöpfung, als der Weltkrieg ausbrach. Sein König, eine Herrschernatur mittelalterlich-italienischer Prägung, voll Talent, voll Intrige und nur dem Streben nach Vorteil treu, glaubte an den Sieg Deutschlands — vielleicht schon deshalb, weil er den Sieg Rußlands und damit Serbiens fürchtete. Es mußte der bulgarischen Regierung daran liegen, die Verluste im Bukarester Frieden irgendwie wieder gut zu machen. Als Verbündeter der Entente kam es sich wohl neben seinen Feinden Serbien und Rumänien in recht unnatürlicher Gesellschaft vor. Es konnte nicht auf besonderes Entgegenkommen rechnen. Die Entente versprach ihm Thrazien und Mazedonien, aber Bulgarien war sich klar, daß Rußland eine Annäherung bulgarischen Gebiets an Konstantinopel, Griechenland den Verlust Mazedoniens nicht ertragen würden. Als daher die Lage der Mittelmächte günstig erschien und der Feldzug gegen Serbien mit starker Überlegenheit vorbereitet wurde, schloß sich Bulgarien den Mittelmächten, die ihm Erfüllung seiner Wünsche zusagten, an. Auch finanziell trug Deutschland nach Verabredungen Helfferichs mit dem

bulgarischen Finanzminister Tontscheff die wichtigsten Kriegskosten Bulgariens. Bulgarien und die Türkei verschlangen 10 Milliarden 700 Millionen Mark deutsches Geld, davon 3,9 Milliarden in Gold, 6,8 Milliarden in Begebung oder Hinterlegung von Schatzscheinen [Helfferich, „Der Weltkrieg" II, S. 169 und 171].

Es gelang ferner, die Türkei zur Abtretung der Maritza und der Bahnstation Adrianopel (Karagatsch) an Bulgarien zu bewegen, endlich versprach Deutschland den Bulgaren das bulgarische Mazedonien und das östliche Serbien bis zur Morawa, vor allem aber die Dobrudscha. Es war ein richtiger Kuhhandel, in dem Bulgarien nur nach dem Gesichtspunkt: „Wo profitiere ich mehr?" zugriff. Es stand um keine einzige Stufe höher in seiner Politik als Rumänien, das sich ganz ebenso, aber von der Entente, zahlen ließ. Man konnte daher auch nicht verlangen, daß die Treue Bulgariens wesentlich länger als sein Interesse währte. Als des Deutschen Reiches leck gewordenes Schiff sank, zogen alle Ratten aus.

Die bulgarische Armee war nicht so gut, wie man sie mit allerdings übertriebenen Vorstellungen gehalten hatte. Namentlich war die Führung nur mittelmäßig. Das viel verspottete serbische Heer war in Führung und Truppenleistung weitaus das beste aller Heere auf dem Balkan einschließlich des österreichischen. Auch diese Erfahrung konnte schon im Balkankrieg nach Berlin berichtet werden, fand aber anscheinend keinen Glauben.

So focht Deutschland im größten Krieg der Weltgeschichte vereint mit den beiden schwächsten Großstaaten Europas, Österreich und der Türkei, und dem am wenigsten leistungsfähigen Balkanstaat Bulgarien. An seinen Bundesgenossen ist Deutschland mit zugrunde gegangen. Das Ergebnis der Politik Wilhelms II. und seiner Kreaturen war in diesen Bündnissen offenbar.

IV. Kriegswille und Kriegsziel.

1. Politik und Kriegführung.

Literatur.

Die Literatur zu diesem Abschnitt ist außerordentlich groß. Wir zählen in folgendem nur diejenigen Werke auf, die uns unentbehrlich erscheinen für denjenigen, der sich gründlich mit der Frage beschäftigen will.

An grundlegenden kleineren Werken für das Wesen der Politik sind wichtig:

Koppelmann, Dr. W., Einführung in die Politik. Bonn und Leipzig 1920.

Schollenberger, Dr. J., Politik in systematischer Darstellung. Berlin 1903.

Stier-Somlo, Dr., Politik. 2. Aufl. Leipzig 1911.

Derselbe, Grund- und Zukunftsfragen deutscher Politik. Bonn 1917.

Saitschik, R., Der Staat und was mehr ist als er. München 1919.

Weber, Max, Politik als Beruf. München und Leipzig 1919.

Derselbe, Parlament und Regierung. München und Leipzig 1918.

Handbuch der Politik, I. Bd., Die Grundlagen der Politik. Berlin und Leipzig 1920.

Die Beziehungen von Krieg und Politik und namentlich ihre sich berührenden Grenzgebiete behandelt erschöpfend eine Broschüre von

Endres, Franz Carl, Politik und Kriegführung. München 1917,

die der damals waltenden Zensur entkommen zu sein scheint, denn sie behandelt die Fragen mit einer Offenheit und einer Schärfe des Urteils, die unter der Zensur sonst unmöglich waren.

Wertvolles findet sich ferner in

Weber, Max, Gesammelte politische Schriften. München 1921, und in

Fernau, Herm., Durch! ... Zur Demokratie. Bern-Bümpliz 1918.

Auch die Kriegsaufsätze Delbrücks:

Delbrück, Hans, Krieg und Politik 1914—1918. 3 Bde. Berlin 1918 und 1919,

bringen wertvolles Material zu der Frage.

Von dem Werke von Clausewitz ist eine textlich einwandfreie Ausgabe:

Clausewitz, General v., Vom Kriege. 9. Aufl. Berlin und Leipzig 1915.

(Diese Ausgabe ist von dem bekannten Militärschriftsteller P. Creuzinger mit einem guten Sach- und Namenregister versehen, was die Benutzung des Werkes wesentlich vereinfacht.)

Clausewitz schrieb im 8. Buch seines großen Werkes vom Kriege: „Der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel. Wir sagen mit Einmischung anderer Mittel, um damit zugleich zu behaupten, daß dieser politische Verkehr durch den Krieg selbst nicht aufhört, nicht in etwas ganz anderes verwandelt wird, sondern daß er in seinem Wesen fortbesteht, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient, und daß die Hauptfäden, an denen die kriegerischen Ereignisse fortlaufen, nur seine Lineamente sind, die sich zwischen dem Krieg durch bis zum Frieden fortziehen." An einer späteren Stelle gibt Clausewitz noch einen Zusatz zu diesem Gedanken: „Hiernach

kann der Krieg niemals vom politischen Verkehr getrennt werden, und wenn dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, so werden gewissermaßen alle Fäden des Verhältnisses zerrissen und es entsteht ein sinn- und zweckloses Ding."

Es ist erstaunlich, daß die deutschen Militärs, die sich bei jeder Gelegenheit auf Clausewitz berufen, sich so gar nicht an diesen Satz erinnern wollen. Der Krieg ist ein Akt der Politik, der letzte, äußerste, die Anwendung von Gewalt. Es geht schon rein begrifflich daraus hervor, daß der Feldherr nichts weiter ist als das Exekutivorgan des Willens des politischen Leiters eines Staates. So faßt auch Bismarck die Aufgabe der Heeresleitung, wenn er sagt: „Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erkämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der von dem Staate verfolgten Politik entsprechen. Die Feststellung und Begrenzung der Ziele, die durch den Krieg erreicht werden sollen, die Beratung des Monarchen in betreff derselben ist und bleibt während des Krieges, wie vor demselben, eine politische Aufgabe, und die Art ihrer Lösung kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegführung sein."

Bismarck hielt dieser unbedingt richtigen Anschauung entsprechend die Kriegführung Moltkes — oft sehr zu dessen Ärger — am straffen politischen Zügel. Im Weltkrieg entstand an Stelle dieses geordneten Verfahrens eine tolle Anarchie, in der mehr und mehr das G. H. Q. zum Leiter der Politik des Landes wurde. Bethmann Hollweg war nicht die eiserne Natur, um sich in diesem Hexenkessel durchzusetzen. Die Zügel wurden ihm entrissen. Er stürzte an den Gewaltakten der politischen Usurpatoren der Heeresleitung, die sich auf die alldeutschen, agrarischen und schwerindustriellen mächtigen Interessengruppen im Lande stützten, und sein Nachfolger wurde schon nach dem Gesichtspunkt seiner Marionettenhaftigkeit ausgewählt.

Die Oberste Heeresleitung, im Willen stärker, hat mit schwachem Intellekt die politische Leitung des Krieges an sich gerissen, sie hat damit die Grundlagen des Staates erschüttert und konnte von vornherein ihrer angemaßten Aufgabe nicht gerecht werden, weil sie weder in ihren leitenden Persönlichkeiten noch in ihren Unterorganen Sachkenner besaß, ja nach der ganzen Art des militärischen Systems gar nicht besitzen konnte. Das ganze Denken und Schließen des Offiziers ist ein ganz anderes, als das des Politikers.

Den grundlegenden Unterschied hat ein süddeutscher Generalstabsoffizier einmal erschöpfend festgelegt. Die Stelle findet sich in Endres, „Politik und Kriegführung“:

„Wenn der Offizier, der sein Leben lang nur Offizier war und womöglich eine nur für diesen Beruf ausreichende Bildung genossen hat, sich plötzlich, in dem nicht immer berechtigten Gefühl, daß man alles kann, was man will, mit Politik beschäftigt, so scheitert er meist schon am Anfang seiner Tätigkeit an der Verschiedenartigkeit politischer und militärischer Denkmethode.

Die militärische Denkmethode geht von vergleichender Beurteilung feindlicher und eigener Stärke und strategischer Lage aus. Sie faßt dann unter Zugrundelegung eines vorhandenen Auftrags oder in größten Verhältnissen eines vorhandenen eigenen strategischen Willens einen Entschluß, den sie der Ausführung durch Unterführer und Truppe in klarer Befehlsform übermittelt. Es ist diese Denkmethode, verglichen mit derjenigen des Politikers, Juristen, Naturforschers, Mathematikers usw. in gewissem Sinne die gröbste. Deshalb keineswegs im gegebenen Fall die leichteste. Namentlich deshalb nicht, weil sie psychischen Einflüssen, die auf jedes Urteil einwirken, in unendlich viel höherem Maße (dank der Umstände, unter denen sie vor sich geht) ausgesetzt ist, als irgendeine der anderen Denkmethoden. Nun gewöhnt sich der Mensch sehr leicht an die Denkmethode seines Berufes. Auch der Offizier wird seine militärische Denkmethode überall anwenden, auch in der Politik. Und gerade da ist sie begrifflich zum Mißerfolg verurteilt. Die politische Denkmethode geht nämlich gerade den umgekehrten Weg, wie die militärische. Geht der Stratege von dem in der Gegenwart Gegebenen, der militärischen Gesamtlage, dem Ergebnisse möglichst vorhergegangener Kraftabmessungen unmittelbar aus und schließt an diese für ihn allein maßgebende Prämisse seine Entschlüsse schrittweise zum neuen Gewollten an, so kann andererseits der Politiker nicht nur eine augenblickliche, eine Gegenwartslage, wie solche im Krieg vorhanden sind, als abgeschlossene Voraussetzung für sein Denken ansehen, an das er unmittelbar in seinem politischen Wollen anzuknüpfen vermöchte. Der Politiker muß sich in seiner Phantasie ein voraussehendes Bild machen von zeitlich weit in die Zukunft reichenden Zuständen, also von Zuständen, die noch nicht vorhanden sind, die aber dem Endziel seines politischen Wollens entsprechen und nun von dieser zeitlich fernen Vorstellung ausgehend — muß er den Weg bis zu den im Augenblick gegebenen Zuständen zurückwandern. Bei dieser Gelegenheit wird er die Hemmnisse gedanklich

feststellen, die Mittel zu ihrer Beseitigung sich überlegen und seine Gespräche und Verhandlungen mit der Gegenpartei so einrichten, daß diese auf den Weg nach vorwärts getrieben wird, auf dem der Politiker selbst schon mit seinen Gedanken zurückläuft, den er also gedanklich schon kennt und beherrscht. Die Fähigkeit aber, sich ein Bild von in der Zukunft möglichen, aber noch nicht bestehenden Zuständen zwischen den Staaten verschiedener Art zu machen, ist eine Funktion der genauesten Kenntnis der geschichtlichen und völkischen Entwickelungen und Lebensbedingungen sowohl des anderen wie des eigenen Staates und erfordert daher als Unterlage für den zeitlich weit ausgehend und zurückgreifend politischen Denkprozeß ein überaus großes Maß von historischen, politischen und sozialen Kenntnissen und Erfahrungen. Fehlen diese ganz unerläßlichen Voraussetzungen, dann wird die Vorstellung des Möglichen der Zukunft eine falsche und mit dieser irrigen Prämisse auch der Gesamtdenkprozeß mit allen daraus hervorgehenden Handlungen, also Willensakten — politisch gedacht — absurd."

Die politische Denkmethode ist von außerordentlich feiner Art, und der Offizier ist, trotz höchster militärischer Fähigkeiten, zu ihr meist ungeeignet. Die normalen Methoden der Generalstabsausbildung sind ganz ungeeignet, politisches Denkvermögen hervorzurufen. Die größten Politiker und Diplomaten der Geschichte waren fein gebildete Menschen mit einer Geistesschulung, wie sie Kadettenkorps, Kasernenhöfe, Kriegsschulen und Militärakademien niemals vermitteln können.

Schon aus diesen theoretischen Erwägungen heraus ergibt sich die Folgerung, daß ein Großes Hauptquartier mit seinen Offizieren nicht in der Lage ist, ein hochpolitisches Spiel erfolgreich durchzuführen.

Den praktischen Beweis hat der Weltkrieg gebracht, wo die deutsche, im wesentlichen von Offizieren gemachte oder zwingend beeinflußte Politik vollkommen versagte. Man muß sich nur die allerdings nicht sehr viel Freude machende Mühe nehmen, Ludendorffs Kriegserinnerungen zu lesen, um zu finden, daß hier das praktische Beispiel zu dem oben theoretisch Auseinandergesetzten vorliegt und in einer restlos beweisenden Form vorliegt.

Es ist notwendig, hier etwas näher auf dieses an sich gar nicht geistvolle Buch einzugehen. Die politische Kurzsichtigkeit konkurriert mit der kindlichen Eitelkeit des vollendeten politischen Laien. Aus dieser Mischung ergibt sich die Grundtendenz, daß das Volk in seiner Stimmung und das Heer in seiner erlahmenden Leistung trotz

genialer Politik und Strategie des Verfassers den Krieg verloren haben. Auch rein menschlich zeigt sich dieser deutsche Kriegsdiktator in seinem Buche so bedauerlich klein und unsympathisch, wenn er, dessen Pflichterfüllung das deutsche Volk mit einer abgöttischen Verehrung vergalt, nun eben dieses Volk im Unglück beschimpft, anstatt an seine eigene Brust zu klopfen und *seine* Fehler, die die entscheidenden für Deutschlands Zusammenbruch waren, zu bekennen. Ohne jede Klarheit über Parteiziele und soziale Notwendigkeiten wirft Ludendorff jeden, der sich nicht freiwillig in die Gefolgschaft des Großen Hauptquartiers begibt, in den gleichen Topf mit den Hetzaposteln der radikalsten Sozialisten. Eine vollkommene Verkennung der Bedeutung innerpolitischer Fragen für die Kriegsfreudigkeit der Heimat, eine grenzenlose Unkenntnis von allem, was nicht rein militärisch war, paart sich da mit einem augenfälligen Mangel an Erkenntnis der eigenen Grenzen, welch letzterer nur aus einer bedenklichen intellektuellen Unzulänglichkeit sich erklären läßt. In diesem unglücklichen Mann lebt an Stelle eines scharfen, durchdringenden Intellektes, der Probleme wirklich zu Ende zu denken vermag, ein wilder Wille — in seiner Weise großartig, dämonisch, oft hinreißend —, der ihn im Gebiet mechanischer Organisation zum technischen Meister macht, aber zu einem Meister, der der Organisation nie das richtige Ziel zu geben versteht. Es ist der personifizierte Militarismus mit seinem engen Horizont, der hier Deutschlands Schicksale zu führen sich vermißt.

Kein Kritiker, kein Feind hätte so vernichtend über Ludendorff schreiben können, wie er selbst das in seinem Buche getan hat. Drei Tatsachen beweist er in unwiderleglicher Art:

1. Daß das Große Hauptquartier, an seiner Spitze Ludendorff selbst, in aufdringlichster, störendster und kurzsichtigster Weise Politik gemacht, die Politik der Reichsregierung ausgeschaltet und Deutschland ins Verderben politisiert hat.

2. Daß Ludendorff innerpolitisch und außenpolitisch ein einseitig orientierter, ungebildeter und durch Mangel an jedem psychologischen Verständnis und aller Weltkenntnis ein schädlicher Faktor der Gesamtkriegführung und der Politik war — trotzdem er glaubte, das Beste zu wollen.

3. Daß Ludendorff auch als Stratege mit der Führung einer einzelnen Armee seine oberste Könnensgrenze erreicht hat. In den höchsten Regionen der Gesamtkriegführung hat er auch als Stratege gründlich versagt (Beispiel: Offensive 1918).

Warum nun aber konnte es so weit kommen, daß ein Mann, dem eigentlich nur ein überragender Wille zur Verfügung stand, in dieser Weise diktatorisch auftrat? Die allgemeinen Motive für diese Möglichkeit liegen in der deutschen Volkspsyche und der Leser findet sie im Abschnitt „Der Untertan". Aber es ist an sich ganz erklärlich, daß, je stärker die Persönlichkeit ist, die politisch leitet, desto weniger Versuchungen an die Heeresleitung herantreten, in das ihr wesensfremde Gebiet der Politik überzugreifen. Ist dagegen die politische Leitung in schwachen Händen — sei es in den Händen eines persönlich nicht durchgreifenden Menschen oder in Händen eines durch das ganze System, in dem er zu wirken genötigt ist, gebundenen und unfrei gemachten Menschen —, dann wird die Politik schwanken, sie wird heute den, morgen jenen Strömungen oder Beeinflussungen nachgeben, sie wird sich nicht zu einem „Ja" oder einem „Nein" entschließen können — wie das deutscher Politik Gehabe seit Bismarcks Entlassung war. Einer solchen Regierung gegenüber muß sich ein Feldherr, der seine Macht um sich hat und den seine Macht — namentlich wenn er seinem geistigen Wesen nach ein kleiner Mensch ist, der sich selbst imponiert — berauscht, verlockt fühlen, von dieser seiner Macht Gebrauch zu machen. Und wenn dieser Feldherr wie Ludendorff „Nursoldat" ist, so wird er, militärischen Denkmethoden folgend, die ganze Welt für einen Kasernenhof oder ein Operationsgebiet halten, auf dem er durch lautes Kommando oder rasche militärische Tat irgendwie Erfolge zu erzielen vermeint. Das ist ebenso begreiflich, wie es für Deutschland vernichtend war.

Die Impotenz unseres Auswärtigen Amtes, damals einer der lächerlichsten Behörden in Europa, die zartbesaitete, oft ängstliche Natur des Kanzlers (von seinen Nachfolgern ganz zu schweigen) mußte Ludendorff reizen. Und nun begann er, Gefügsamkeit der politischen Reichsleitung durch wiederholte Abschiedsgesuche zu erpressen, nachdem seine eigene Propaganda ihn der öffentlichen Meinung als den unentbehrlichen Mann dargestellt und überzeugend dargestellt hatte. Niemand fühlte sich der öffentlichen Meinung gegenüber stark genug, solch ein Abschiedsgesuch einfach anzunehmen und damit die Situation zu retten. Weder in der belgischen noch in der russischen Frage erkennt Ludendorff die große, auf das Endziel gerichtete Linie. Hier wie dort zerschlägt er die schüchternen Versuche zu politischer Vernunft, die die deutsche Reichsregierung vornimmt. Er sieht die Grenzen des politisch und militärisch Erreichbaren nicht. Er will die flandrische Küste, wenn England Calais behält, er will wirtschaftlichen Anschluß Belgiens und eine Strecke belgischen

Landes bei Lüttich. Und gleichzeitig beklagte er sich, daß von Kühlmann eine bestimmte Erklärung über Belgien nicht gegeben wurde. Glaubte er also wirklich, daß eine noch so bestimmte Erklärung mit den obigen Bedingungen irgendwie dem Frieden gedient hätte.

„Im Osten", sagt er in seinem Buche, „brauchte die Kriegführung den Frieden", wenig später setzt er dazu, „wir hatten Aussicht, den Krieg siegreich zu beenden". Anstatt nun aus diesem militärischen Vordersatz die politische Folgerung zu ziehen: also freundlichster Friede auf dem status quo ante mit Rußland, um die ganze Front freizubekommen und mit Rußland wirtschaftliche Vereinbarungen zu treffen, inszeniert Ludendorff diese Komödie von Brest-Litowsk, den reinen Gewaltfrieden, der uns die geplante Entscheidung im Westen unmöglich machte, uns die restlichen Sympathien auf der Welt gründlich zerstörte und bis zum Herbst 1918 viele Hunderttausende deutscher Soldaten von der Entscheidung fernhielt. Dafür beklagt sich Ludendorff aber, daß beim Tankgewehr zwei Schützen notwendig seien und somit ein Gewehrträger wegfalle. Er hätte genügend Gewehrträger aus russischer Front haben können. In allem und jedem sieht Ludendorff mit scharfem Blick die Details, aber die großen Zusammenhänge erkennt er nicht, für die Macht der Imponderabilien fehlt ihm politisch und sehr oft auch militärisch der Blick.

Ludendorff will Herzogtümer im Osten und Personalunion mit Preußen, Sicherungsstreifen (die heute bei der Entwickelung der Flugwaffe und den riesigen Heeresausmaßen gar nicht mehr wirksam, sofern sie nicht viele 100 km tief sind) und glaubt das politische Problem gelöst zu haben, wenn er Litauen an Deutschland kettet und die Polengefahr möglichst beschränkt. Daß es sich um Rußland und die letzte Möglichkeit einer Art Kontinentalpolitik handelt, daß es gilt, diesen Krieg zu bestehen und daß die Grenzen Deutschlands beim nächsten Krieg eine nebensächliche Sache sind, wenn nur dieser gegenwärtige Krieg nicht verloren ist, das sieht Ludendorff nicht.

Ludendorffs herrisches und politisch überaus kurzsichtiges Verhalten bei der Beratung am 2. Januar in Gegenwart des Kaisers verletzte alle und, was wichtiger war, löste wieder ein Abschiedsgesuch aus, in dem es — Hindenburg tat mit — hieß:

„Eure Majestät werden nicht verlangen, daß ich Euer Majestät Vorschläge zu Operationen unterbreite, die zu den schwersten der Weltgeschichte gehören, wenn sie zur Erreichung bestimmter militärpolitischer Ziele nicht nötig sind."

Also ein Druck mit stärksten Mitteln um den Gewaltfrieden mit

Rußland, „daß das Ergebnis des Friedens das deutsche Volk so kräftige und ihm so gute Grenzen gäbe, daß unsere Gegner nicht so bald einen neuen Krieg zu entfesseln wagten". Ludendorff erkannte nicht, daß nicht die Grenzen gegen Rußland, sondern die endliche innerliche Versöhnung mit Rußland und der Eindruck auf die Welt, daß Deutschland tatsächlich Verständigungsfrieden mit einem geschlagenen Gegner schließe, kriegsentscheidend waren.

In England war das Verhältnis zwischen politischer Leitung und Heeresführung vorbildlich. Darum gewann England den Krieg trotz mancher militärischen Niederlage. Und weil bei uns die Militärs politisch maßgebend wurden (das nennt man Militarismus), verloren wir den Krieg trotz zahlreichster Siege. Es wird lange dauern, bis unser verwirrtes und immer wieder systematisch und mit riesigem Aufwand an Geld, Druckerschwärze und volltönenden Worten irregeführtes Volk diese Dinge erkennen wird.

Von größter Bedeutung erscheint hier, was ein deutschnationaler Mann, Helfferich, in seinem Buche „Der Weltkrieg" (II. Bd., S. 391) über die Frage schreibt:

„Jeder Krieg birgt den Keim von Konflikten zwischen der militärischen Gewalt und der politischen Leitung in sich. Der Krieg als „Mittel der Politik" ist ein gewaltsames und herrschsüchtiges Mittel, das, einmal in Wirkung gesetzt, eigenen Gesetzen zu folgen sucht. Es bedarf einer starken Willenskraft und einer starken Autorität der politischen Leitung, um Herr über die ungebärdigen Diener zu bleiben und zu verhindern, daß das Mittel den Platz des Zweckes usurpiert. Wenn die Gefahr solcher Konflikte in irgendeinem Lande besonders groß war, dann in Deutschland. Eine eiserne militärische Erziehung hatte unser Volk aus Zerrissenheit, Ohnmacht und Elend zu Einheit, Macht und Wohlstand emporgeführt, hatte unser Land, das Jahrhunderte hindurch das Schlachtfeld fremder Völker gewesen war, befreit und gesichert, hatte die Grundlagen geschaffen, auf denen unser Volk in friedlicher Arbeit sich ein wohnliches Haus bauen konnte. Die Leidensgeschichte von Jahrhunderten war es, die unserm Volke die Achtung vor der militärischen Macht und ihren Vertretern anerzogen hatte. Mehr noch als unser Volk stand die Hohenzollerndynastie, deren Oberhaupt uns die Reichseinheit verkörperte, auf der militärischen Tradition. Auch ein an sich durchaus friedlich gerichteter Charakter wie Wilhelm II. war in den großen militärischen Überlieferungen seines Hauses befangen; ja man kann sagen, je weniger er innerlich Krieger und Feldherr war, desto stärker

stand er unter dem Bann derjenigen, die Soldatengeist und Feldherrntum kraftvoll verkörperten."

Das war vor allem bei Ludendorff der Fall, den der Kaiser haßte, dessen brutale Willenskraft aber den schwachen Imperator immer wieder hypnotisierte. Die Heeresleitung hat mit der Friedensfrage so wenig zu tun, wie der Schutzmann, der einen Verbrecher einfängt, mit der Urteilsbegründung im Strafprozeß. Er ist dann ein guter Schutzmann, wenn er die Verbrecher, auf deren Spur man ihn setzt, erwischt. Und darin erschöpft sich dem Verbrecher gegenüber seine Tätigkeit. Der Feldherr hat den Feind, gegen den ihn die politische Leitung schickt, zu schlagen. Alles andere geht ihn nichts an. Er kann nur, wenn ihm zu wenig Kräfte für eine bestimmte Aufgabe zugebilligt werden, sagen, daß die Aufgabe mit diesen Kräften nicht lösbar ist, er kann, wenn die politische Leitung in ihren Kriegszielen zu zaghaft ist, ihr sagen: „Meine militärischen Mittel reichen auch noch für weitere Ziele". In beiden Fällen hat er aber nur das Recht des Rates. Er muß sich beugen vor dem Willen der politischen Leitung, die allein die Verantwortung für die Bewertung militärischer Erfolge trägt.

Schon Bismarck wurde von den Militärs beschimpft, wenn diese seiner politischen Denkmethode nicht folgen konnten und sich wie Ludendorff und andere einbildeten, die Politik bestehe darin, alles kurz und klein zu schlagen. Eines der markantesten Beispiele trug sich am 23. Juli 1866 zu, wo Bismarck gegen den Willen des in militaristischen Bahnen segelnden Königs Wilhelm und der ganzen Generalität den sofortigen Frieden der Versöhnung mit Österreich für gut hielt und nach beispiellos heftigem Kampf gegen den König auch durchsetzte. Der König, der mitten aus seinem militärischen Siegeszug herausgeworfen wurde, schrieb „von einem Schmachfrieden", zu dem ihn sein Ministerpräsident zwinge.

Also genau dieselbe Sache wie im Weltkrieg, wo die Vaterlandspartei, als man endlich etwas Aussicht hatte (NB. in einer weit gefährlicheren Lage), einen Frieden zu bekommen und damit den Krieg nicht zu verlieren, an die Plakatsäulen ankleben ließ: „Es besteht Gefahr, daß Deutschland einen Verständigungsfrieden schließt . . . ." Als aber dann Deutschland vollkommen geschlagen war, schrieen die gleichen Leute über die Entente, die nun natürlich keine Veranlassung mehr hatte, sich zu verständigen, sondern das tat, was die Vaterlandspartei in ihrem „Siegfrieden" wollte und nur eben nicht erreichte.

Bismarck gab uns noch eine Lehre, die nicht verstanden wurde.

Er bewies, daß Außenpolitik stets Staatspolitik sein muß. Im wilhelminischen Zeitalter wurde die Außenpolitik aber Interessenpolitik der Hochfinanz, der Großindustrie und der Agrarier, und die Kreise, die am Kriege Gewinn hatten, begannen über die Frage der Kriegsdauer zu entscheiden. Auch Ludendorffs Politik war niemals Staatspolitik, wenngleich es seiner Laienhaftigkeit zugute zu rechnen ist, daß er es wahrscheinlich gar nicht merkte, wann er der von viel Schlaueren Geschobene war. Helfferich als maßgebender Faktor deutscher Außenpolitik, das wird für alle Zeiten eine Warnung bleiben.

Um Staatspolitik zu treiben, hätte sich Ludendorff frei von parteipolitischer Beeinflussung halten müssen. Wenn er in seinem Buche behauptet, hiervon frei gewesen zu sein, so beweist das nur, daß er — unter der Voraussetzung, daß er in seinem Buche subjektiv wahr ist — es gar nicht merkte, daß sein Wirken parteipolitischen Charakter hatte. Er beging damit einen doppelten oder besser einen verstärkten Fehler. Denn er nahm in dem Maße, in dem er innere Politik trieb, der Heeresleitung ihr mächtigstes Fundament, das des innerpolitisch indifferenten, über den Parteien stehenden Kriegsinstruments. Er konnte in dem Augenblick, in dem er selbst oder durch seine Unterorgane, so namentlich durch Oberstleutnant Nicolai (Abteilung III b) innere Politik trieb, nicht mehr verlangen, daß andere als die ihm innerpolitisch zustimmenden Parteien hinter der Heeresleitung standen. Die Masse des Volkes mußte er verlieren. Es gibt wohl keinen Unabhängigen, der in so hohem Maße die Stimmung des Volkes von der der Obersten Heeresleitung entfernt hat, keinen, der zum Mißtrauen in die Heeresleitung so viel, so energisch und mit so durchschlagendem Erfolg beigetragen hat, wie Ludendorff und das von ihm geschaffene System. Er glaubte, an ein Volk Stimmung kommandieren zu können, er glaubte, daß ein Volk so kritiklos sei, daß es die plumpen Lügen eines Kriegspresseamts, die Torheiten der örtlichen Zensurbehörden, die parteipolitische Färbung des „vaterländischen Unterrichts" und der sogenannten Aufklärung nicht merken würde, er glaubte, ein Volk sei eine Schar Rekruten. Sein Irrtum wurde vom Volke erkannt, weil kein großer Erfolg dieses Volk blind machte. Im Unglück lernten die Menschen, deren Blindheit Bedingung des Systems Ludendorff war, sehen. Eine politische Enttäuschung folgte der anderen, eine militärische der anderen. Und da fragte sich auch der einfache Mann des Volkes: „Warum wird mir alles immer als glänzend dargestellt, bis es eines Tages mit entsetzlicher Regelmäßigkeit als Mißerfolg sich kundtut?"

Gegen das Angelogenwerden empörte sich das ganz gesunde Volksempfinden ebenso wie gegen die maßlose geistige Vergewaltigung, die auf Deutschland lastete.

Einige Beispiele seien hier angeführt. Man könnte sie in die Tausende vermehren:

Man hüte die Zunge und die Feder . . . anerkenne dankbar immer wieder, wieviel besser es bei uns aussieht als . . . auf der einer wirklichen Hungersnot entgegentreibenden britischen Insel.

(Halbamtlich Mai 1917.)

Das Gesamtergebnis wird sein: Englands gänzlicher Zusammenbruch. Er läßt sich nicht auf Monate und Tage bestimmt voraussagen, kommen wird er und er ist näher als die Heimat denkt.

(Hauptmann Walter Bloem, Woche: 29. Sept. 1917.)

So geben alle Beobachtungen den überzeugenden Beweis, daß der U-Boothandelskrieg das ihm gesteckte Ziel erreichen wird.

(Graf Hertling: 29. November 1917.)

Die große Armee über dem Wasser kann nicht schwimmen, sie kann nicht fliegen. Sie wird nicht kommen.

(Finanzminister Hergt: 16. Januar 1918.)

Mit gutem Gewissen können Sie vor dem Lande sagen, daß ich auch nicht einen Augenblick zweifle, England mit dem U-Boot an den Verhandlungstisch zu bringen.

(Admiral Scheer: 11. September 1918.)

Amerikas militärische Hilfe ist und bleibt ein Phantom.

(Tirpitz: „Kieler Neueste Nachrichten" Januar 1918.)

Heute weiß man, daß die schwarze Wolke (Amerika) nur mehr eine große Attrappe ist, deren Ungefährlichkeit auch der politisch Harmlose einzusehen beginnt.

(„Deutsche Kriegsnachrichten" Nr. 190, 6. Februar 1918.)

Der Kriegseintritt Amerikas hat also militärisch unsere Lage nicht nur nicht verschlimmert, sondern eher verbessert.

(„Deutsche Kriegsnachrichten" Nr. 213, 5. April 1918.)

Es ist mithin, was die Westfront und den U-Bootkrieg anlangt, für uns geradezu von Nutzen, daß schon ein beträchtlicher Teil amerikanischer Truppen in Frankreich steht.

(Vizeadmiral Kirchhoff: „Kieler N. Nachr.", 26. Juni 1918.)

Ludendorff, der als Außenpolitiker jede Möglichkeit eines Friedens, der nicht sein Friede war, systematisch zerstörte oder seine Zerstörung billigte, verwirrte und lähmte als Innenpolitiker den Willen des

Volkes. Hätte er von beiden Gebieten, die er beide nicht beherrschte, die Hände gelassen, so hätte er seine ganze Zeit der strategischen Arbeit widmen können.

Ludendorffs innere Politik war zudem nicht aufrichtig. Es sind in belgische Hände gefallen und daher bekannt geworden amtliche Berichte, worin Schwerindustrielle unter Führung von Friedrich Krupp, der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, des Phönix, des Geheimrats Hugenberg u. a. große Werke in Belgien zugunsten der großkapitalistischen Interessen erwerben wollten. Ludendorff und Helfferich waren nach Angabe dieses amtlichen Berichtes der Ansicht, man müsse das deutsche Volk einfach vor die vollendete Tatsache stellen. Darum durften keine bindenden Erklärungen über Belgien gegeben werden. (Aus einer Rede Erzbergers am 25. Juli 1919 im Reichstag, wobei das amtliche Schriftstück verlesen wurde.)

Die Reichsregierung wurde gar nicht gefragt. In wie hohem Maße selbst ganz ruhige, abgeklärte und gewiß vornehm denkende Politiker über die Einmischung Ludendorffs in die Politik des Reiches dachten, geht aus einem Brief des späteren Reichskanzlers von Hertling vom 18. Juli 1917 hervor, in dem der alte Graf schreibt: „. . . Noch am Donnerstag kursierte in parlamentarischen Kreisen die Nachricht, Hindenburg habe seine und Ludendorffs Entlassung verlangt, falls Bethmann bleibe. Unerhört, aber wahr! . . . . Eine Stunde später kam Valentini, der Chef des Zivilkabinetts, um mir im Namen des Kaisers in aller Form den Posten anzubieten. Als ich ihm sagte, es gehe nicht, schien er sehr verzweifelt, ich setzte ihm dann meine Gründe auseinander, die persönlichen und die sachlichen, und als ich ihm sagte, ich fühle mich nicht stark genug, um den Kampf mit der O. H. L., d. i. Ludendorff, die sich unaufhörlich in die politische Leitung einmischte, durchzuführen, meinte er zwar einen Augenblick, die Herren müßten eben schwören, das künftig zu unterlassen, sah aber dann die Unmöglichkeit der Durchführung ein und fand diesen Grund der Ablehnung schlagend. Auch Lerchenfeld schloß sich nachträglich dem an. Am Nachmittag wurde Michaelis entdeckt, der sofort einschlug."

Ende Oktober, als Hertling nach dem ganz unmöglichen Michaelis aus reinem Pflichtgefühl doch die Stellung annahm, versprach Ludendorff feierlichst, sich in die Führung der Politik nicht mehr einzumischen, um sofort nach dem Dienstantritt Hertlings in wildester Form wieder Politik zu machen.

Hertling will Belgien herausgeben, die O. H. L. will es behalten und macht die Alldeutschen gegen die Reichsleitung mobil. Als

Kühlmann in Brest-Litowsk politische Vernunft walten lassen will, droht Ludendorff Hertling gegenüber mit seinem Rücktritt, wenn Kühlmann im Amt bleibe. Desgleichen macht er seine weitere Dienstleistung davon abhängig, daß Valentini entlassen wird. Hertling beschwerte sich über das Benehmen Ludendorffs bei Hindenburg und sagte, „er habe das schwere Kanzleramt nicht übernommen, um sich nun in der Führung der Politik von Ludendorff befehligen zu lassen". Hertling konnte sich schließlich nicht anders helfen, als daß er in einer Denkschrift die Kompetenzen der O. H. L. niederlegte. Der O. H. L. sollte lediglich die Berechtigung zuerkannt werden, in politischen Fragen beratend gehört zu werden; fiel eine Entscheidung gegen ihren Rat aus, so konnte die O. H. L. davon Kenntnis nehmen, gegen die Entscheidung selbst jedoch nicht angehen. Ausdrücklich war in der Denkschrift auf die Verantwortlichkeit des Kanzlers in der Leitung der Politik hingewiesen. Die O. H. L. nahm zum Schein die Denkschrift an, schlug aber dann sofort Änderungen vor und bereitete Dinge vor, die der junge Graf Hertling folgendermaßen charakterisiert: „Es macht mir den Eindruck, daß Ludendorff auf den Konflikt mit der Reichsregierung hintreibt, um nach dem Sturze des Kanzlers die Militärdiktatur einzuführen."

In der Frage der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen Rußland nach dem Scheitern der Friedensverhandlungen setzte sich Ludendorff kalt lächelnd über die Anordnungen der Reichsleitung, die an die O. H. L. auf Grund erneuter Bitte Rußlands um Friedensverhandlungen Anordnung zum sofortigen Einstellen des Vormarsches gesandt hatte, hinweg. Als das Telegramm bei Ludendorff ankam, das ihm den Weitermarsch untersagte, rief er aus: „Nein, das geschieht unter keinen Umständen. Der Vormarsch wird fortgesetzt". Die Reichsleitung erfuhr dann erst die Besetzung Narwas. Im Sommer 1918 war Ludendorff (welche politische Naivität!) gerade im Begriff, in Holland ohne Anfrage bei der Reichsregierung einzumarschieren!! Durch Kühlmann wurde die Reichsleitung von diesem Wahnsinn benachrichtigt, und als sie dann fragte, antwortete die O. H. L., man werde ohne Genehmigung der Reichsregierung nichts unternehmen.

Die Marineleitung übertraf an politischem Wahnsinn allerdings noch die Heeresleitung, indem sie im Sommer 1918 mit ganzen sechs Unterseekreuzern ein neues Sperrgebiet vor die ganze Ostküste Amerikas legen wollte, was gerade noch von der Reichsregierung verhindert werden konnte.

Der Kühlmannkonflikt zeigte, daß die O. H. L. einen Staatssekretär, der den einzig richtigen Standpunkt vertrat, daß dieser Krieg nicht mehr durch militärische, sondern nur mehr durch politische Entschließungen zu beenden sei, nicht duldete und seine Entfernung, die ihr allerdings durch Fehler im Verhalten Kühlmanns erleichtert wurde, ohne weiteres erreichte.

Der militärische Zusammenbruch, von Prinz Rupprecht von Bayern, der ein viel klarerer Kopf als Ludendorff, auch in militärischer Hinsicht, war, schon im Juni 1918 vorausgesehen, wirkte dann so erschütternd auf Ludendorff ein, daß er völlig den Kopf verlor. Nun wollte er sofort eine demokratische Regierung. Während Hertling im Hauptquartier verhandelte, betrat Ludendorff unangemeldet das Zimmer und fragte außer sich vor Erregung: „Ist die neue Regierung jetzt noch nicht gebildet?" Da antwortete ihm der Kaiser ziemlich barsch: „Ich kann doch nicht zaubern!" Und als daraufhin Ludendorff erwiderte: „Die Regierung muß sofort gebildet werden, denn das Friedensangebot muß noch heute heraus," erhielt er vom Kaiser die rechte Abfuhr durch die Worte: „Das hätten Sie mir vor 14 Tagen sagen sollen." Nun war der politische Dilettant eben zusammengebrochen, nun überhetzte er alles, zwang die Regierung zu dem überstürzten Friedensangebot, obwohl keinerlei Revolution vorhanden war, um dann später die Schuld auf alle möglichen Menschen abzuwälzen. Professor H. Delbrück, der im Maiheft 1920 der „Preußischen Jahrbücher" sehr energisch mit Ludendorff abrechnet, sagt: „Wer die Revolution anklagt, muß zuerst die Heerführer anklagen, die ihr den Boden bereitet haben, weil der Masse zugemutet wurde, für Kriegsziele zu fechten, deren Widersinnigkeit und Unmöglichkeit sie durchschaute."

Als ein im einzelnen ausgeführtes Beispiel, wie von der O. H. L. „Politik" gemacht wurde, seien hier noch die Protokolle der maßgebenden Sitzungen angeführt, in denen der uneingeschränkte U-Bootkrieg beschlossen wurde. Unter Bezug auf das im Vorwort Gesagte sei hier noch einmal darauf hingewiesen, daß es ganz unmöglich bei dem vorhandenen Raum ist, alle Fälle im Zusammenhang darzustellen, die für die einzelnen Abschnitte dieses Buches in Frage kommen. Es kann sich in diesen Abschnitten immer nur um das nach reiflicher Prüfung aller Vorkommnisse, die dem Verfasser bekannt sind, gebildete Urteil handeln, das aber nur durch besonders wertvolle Einzelbeispiele dem Leser gegenüber gestützt oder erläutert werden kann.

Aus den Protokollen und Dokumenten des zweiten Untersuchungs-

ausschusses der Nationalversammlung, der die durch den U-Bootkrieg verhinderten Friedensmöglichkeiten zu prüfen hatte, ist außerordentlich bemerkenswert die Vernehmung des ehemaligen Militärattachés in Washington, Majors von Papen, der nach seiner Ausweisung im Sommer 1916 nach Berlin zurückgekehrt war und auf Grund seiner gründlichen Kenntnis der dortigen Lage den Chef des Generalstabes des Feldheeres, Falkenhayn, dringend vor dem Abenteuer des rücksichtslosen U-Bootkrieges mit den Worten gewarnt hatte:

„Wenn es Ihnen nicht gelingt, Exzellenz, die Vereinigten Staaten aus der Koalition unserer Feinde herauszuhalten, dann haben Sie den Krieg verloren; darüber kann gar kein Zweifel bestehen. Die ungeheuren materiellen und moralischen Mittel, über die die Vereinigten Staaten verfügen, werden hier so wenig richtig eingeschätzt, daß es mir durchaus notwendig erscheint, die öffentliche Meinung in ganz anderer Weise darüber aufzuklären, als es bisher geschehen ist. . . .

Im gleichen Sinne habe ich Sr. Exzellenz dem Herrn Reichskanzler und ebenso dem Herrn Staatssekretär v. Jagow vorgetragen. Ich darf dabei erwähnen, daß der Staatssekretär v. Jagow ausführte, es schiene ihm auf meinen Vortrag hin sehr angezeigt, die öffentliche Meinung durch die Presse in dieser von uns für richtig gehaltenen Richtung etwas aufzuklären. Ich erklärte mich dazu bereit, mit den Pressevertretern, die in Berlin anwesend waren, zu sprechen und ihnen einen Vortrag über unsere Auffassung und die Lage drüben zu halten. Dieser Vortrag, den der Herr Staatssekretär, glaube ich, sehr begrüßt hätte, hat nicht stattfinden können, weil der Herr Chef des Generalstabes auf Veranlassung des Majors Nicolai (Chef der Nachrichtenabteilung) sein Einverständnis dazu nicht gegeben hat."

In den Akten der Obersten Heeresleitung fand sich ein Dokument, das den Vermerk trägt: „Ganz geheim, von Hand zu Hand!" Dieses Dokument enthält das Protokoll der Sitzung vom 8. Januar 1917, in der von den Militärs der U-Bootkrieg beschlossen wurde. Anwesend waren: Generalfeldmarschall v. Hindenburg, General Ludendorff, Oberst v. Bartenwerffer, Admiral v. Holtzendorff, Kapitän zur See Graßhoff. Die wichtigste Stelle lautet wörtlich folgendermaßen:

v. Holtzendorff: Der Kanzler kommt morgen hier an.

Feldmarschall: Welche Schmerzen hat er?

v. Holtzendorff: Der Kanzler will sich die diplomatische Vorbereitung des uneingeschränkten U-Bootkrieges vorbehalten, um Amerika draußen zu halten. Er habe ihm gegenüber die Note über bewaffnete Dampfer als U-Bootfalle bezeichnet, die den Konflikt mit Amerika herbeiführen würde.

Exz. Ludendorff: Das hat der Kanzler ja alles gewußt.

v. Holtzendorff: Das Auswärtige Amt meint, wenn Nordamerika eingriffe, würde auch Südamerika in den Krieg eingreifen. Dann denken sie an die Zeit nach Friedensschluß.

Feldmarschall: Erst müssen wir mal siegen.

Exz. Ludendorff: Die Bezeichnung der Note über Abschießen bewaffneter Dampfer als U-Bootfalle ist wieder ein Verzögerungsversuch.

v. Holtzendorff: Was tun wir, wenn der Kanzler nicht mitmacht?

Feldmarschall: Das macht mir auch Kopfzerbrechen.

v. Holtzendorff: Dann müssen Sie Kanzler werden.

Feldmarschall: Nein, das kann ich nicht und will ich nicht. Ich kann nicht mit dem Reichstag verhandeln.

v. Holtzendorff: Ich halte Bülow und Tirpitz wegen ihres Verhältnisses zum Kaiser für ausgeschlossen.

Exz. Ludendorff: Ich würde dem Feldmarschall nicht zureden.

Feldmarschall: Ich kann im Reichstage nicht reden. Ich lehne ab. Wie ist es mit Gallwitz?

Exz. Ludendorff: Ob er den U-Bootkrieg überhaupt will?

v. Holtzendorff: Der Kanzler genießt im Auslande großes Vertrauen.

Feldmarschall: Also wir halten zusammen. Es muß sein. Wir rechnen mit dem Kriege mit Amerika und haben alle Vorbereitungen getroffen. Schlechter kann es nicht werden. Der Krieg muß mit allen Mitteln abgekürzt werden.

v. Holtzendorff: Seine Majestät ist auch über Lage und Stimmung im eigenen Volke nicht im Bilde.

Exz. Ludendorff: Das stimmt.

v. Holtzendorff: Volk und Armee schreit nach dem uneingeschränkten U-Bootkrieg.

Exz. Ludendorff: Das stimmt.

v. Holtzendorff: Staatssekretär Helfferich sagte zu mir: Ihr Weg führt zur Katastrophe. Ich erwiderte ihm: Sie lassen uns in die Katastrophe treiben.

Feldmarschall: Das stimmt. Die Hauptsache für mich ist, es ist keine Operation, die uns an anderer Stelle militärisch schwächt.

Am folgenden Tage hatten Bethmann Hollweg, Hindenburg und Ludendorff die entscheidende Besprechung in Pleß. Bartenwerffer führte das Protokoll. Der Kanzler eröffnet: „Wenn S. M. verschärften U-Bootkrieg befiehlt, werde er zu erreichen versuchen, daß Amerika ‚draußen' bleibe." Dann laut Protokoll:

Kanzler: Der Entschluß zum Eintritt in den rücksichtslosen U-Bootkrieg ist also abhängig von der Wirkung, die wir erwarten können. Admiral v. Holtzendorff stelle in Aussicht, bis zur nächsten Ernte England klein zu haben. Die Erfahrungen der U-Boote in den letzten Monaten, die größere Zahl von Booten, Englands schlechte wirtschaftliche Lage bilden allerdings einen Zuwachs an Chance. Im Großen sind die Aussichten für den rücksichtslosen U-Bootkrieg recht günstig. Beweiskräftig lassen sich die Aussichten freilich nicht hinstellen. Man müsse sich klar sein, daß große militärische Schläge nach der militärischen Lage kaum möglich seien, um den Sieg zu gewinnen. Der U-Bootkrieg ist die „letzte Karte". Ein sehr ernster Entschluß. Wenn aber die militärischen Stellen den U-Bootkrieg für notwendig halten, so bin ich nicht in der Lage, zu widersprechen."

Feldmarschall: Wir sind gerüstet, um allen Eventualitäten zu begegnen, gegen Amerika, Dänemark, Holland und auch gegen die Schweiz. Der Unterwasser-Kreuzerkrieg bringt nur eine geringe Steigerung der bisherigen Erfolge. Wir brauchen das energischste, rücksichtsloseste Handeln, das sich erreichen läßt. Deshalb den rücksichtslosen U-Bootkrieg vom 1. Februar 1917 ab. Der Krieg muß beschleunigt zum Ende gebracht werden, obwohl wir ihn noch länger durchhielten, aber der Bundesgenossen wegen.

Kanzler: Es läßt sich denken, daß der U-Bootkrieg das Kriegsende hinausschiebt.

Exz. Ludendorff: Der U-Bootkrieg bringt auch unsere Armeen in eine andere, bessere Lage. Durch den Mangel an Grubenholz, an Kohlenförderung leidet die Munitionserzeugung. Das bedeutet eine Erleichterung für die Westfront. Wir müssen der Truppe eine zweite Somme-Schlacht ersparen. Daß diese Erleichterung eintreten wird, wird durch unsere eigenen Verhältnisse, die Wirkung unserer Transportkrisis, bewiesen. Auch Rußlands Offensivkraft wird durch den Munitionsmangel, hervorgerufen durch Schiffsraumnot, geschädigt. Die sibirische Bahn allein genügt für Rußland nicht.

Kanzler: Amerikas Hilfe bei eventuellem Eintritt in den Krieg wird bestehen in Lieferung von Lebensmitteln an England, finanzieller

Beihilfe, Entsendung von Flugmaschinen, Entsendung von Freiwilligenkorps.

Feldmarschall: Damit werden wir schon fertig. Die Gelegenheit für den U-Bootkrieg ist so günstig, wie kaum jemals wieder. Wir können ihn führen und müssen ihn führen.

Kanzler: Ja, wenn der Erfolg winkt, müssen wir auch handeln.

Feldmarschall: Wir würden uns später Vorwürfe machen, wenn wir die Gelegenheit verpaßten.

Kanzler: Sicher ist die Lage besser als im September.

Exz. Ludendorff: Die Sicherungsmaßnahmen gegen die Neutralen werden nichts Herausforderndes haben, reine Defensivmaßnahmen.

Kanzler: Und wenn die Schweiz in den Krieg eintritt oder die Franzosen durch die Schweiz kommen?

Feldmarschall: Das wäre militärisch nicht ungünstig.

Wer sich die Frage beantwortet, ob solche Verhältnisse unter Bismarck oder unter irgendeinem anderen großen Staatsmann möglich waren, wird mit dem Nein der Antwort auch die klare Vorstellung bekommen, daß hier tiefe Motive für den deutschen Zusammenbruch vorliegen.

Es wäre nun ein Irrtum, zu glauben, daß nur Ludendorff den Typus des politisierenden Generals darstelle. Auch Ludendorff stellt, so sehr er als Persönlichkeit (womit weder ein ethisches noch ein intellektuelles Werturteil gegeben werden soll) hervorragt, keine Einzelerscheinung dar. Er ist nur eine besonders charakteristische Emanation des Systems. Neben einer ganzen Reihe von Gouverneuren, Armeeführern und „kleineren Göttern", namentlich im Großen Hauptquartier selbst, war es auch Hindenburg, der oft sehr energisch, wenn auch meist hinter den Kulissen der Öffentlichkeit, sich politisch betätigte. In seiner Autobiographie gibt er ganz offen zu, daß er im politisch-militärischen Grenzgebiet (so nennen die Militärs alle Gebiete der Politik, in die sie sich unrechtmäßig einmischen) überall da, wo die Kriegführung und die zukünftige militärische Sicherheit des Vaterlandes durch politische Maßnahmen gefährdet wurden, militärische Gesichtspunkte als auch politisch maßgebend betrachte. Das war immer der Fall, wenn die Reichsregierung den Forderungen maßlosester Gewalt nicht sofort nachkam. So wirkte Hindenburg im polnischen Problem, dessen verkehrte Behandlung im übrigen der „Politik" Beselers zuzuschreiben ist, für die Proklamierung des Königreichs Polen, weil man sich der ganz unbegründeten Hoffnung hingab, polnische Soldaten dadurch zu bekommen. Diesem Gedanken zuliebe zerstörte man die schöne und für den Kriegsausgang

entscheidende Möglichkeit, mit Rußland zu einem Sonderfrieden zu gelangen und machte Österreich, das eine Vereinigung Kongreß-Polens mit Galizien anstrebte, mißtrauisch. Als man dann kaum 1000 polnische Freiwillige statt der erwarteten Armeekorps bekam und Rußland in seinem Kriegswillen nur bestärkt hatte, hätte man spätestens die Unrichtigkeit der Problemerfassung einsehen können. Man überschwemmte Polen sofort mit deutschen Schulen, deutschen Kaufleuten und deutscher Ordnung, und da hinter diesen drei, von den Polen gar nicht gewünschten Eindringlingen ein sehr ungeschickt und sehr hochmütig arbeitendes Generalgouvernement stand, so waren damals schon, zur Zeit der komödienhaften Verbrüderungsfeste der polnischen Legionsoffiziere mit den deutschen Offizieren im Kasino in Warschau, die Sympathien aller maßgebenden polnischen Kreise durchweg gegen Deutschland gerichtet.

Beim Friedensangebot 1916 fühlte sich Hindenburg verpflichtet, wie er sich ausdrückte, dafür zu sorgen, „daß bei der Behandlung und versuchten Lösung des Friedensgedankens weder Heer noch Heimat irgendwelchen Schaden litten" (!). Er beschäftigte sich also mit Dingen, die nur die Reichsleitung etwas angingen. Auch militärisch war Hindenburgs Horizont keineswegs der eines großen Feldherrn, insofern, als er sich stets über die Grenzen des Möglichen täuschte. So wenn er die Niederwerfung Rumäniens und die Revolution in Rußland so hoch einschätzte, daß er glaubte, es könne nun kein anderer Frieden geschlossen werden als ein deutscher Siegfrieden.

Auch in innerpolitische Fragen mischte sich der auf strengstem konservativen Boden stehende General ein. Leider war die wirtschaftliche Mobilmachung Deutschlands im Frieden, nicht ohne Schuld des Generalstabes und der Hochfinanz, die beide nicht an die Möglichkeit eines sehr langen Krieges glauben wollten, gründlich vernachlässigt worden. Auch die Vorstellung einzelner Kreise, daß England in einem solchen Kriege nicht mitwirken würde, war von großem Einfluß. Das preußische Kriegsministerium versagte nun auch im Kriege selbst in hohem Maße. Erste Anregungen zur Kriegswirtschaft gingen von geistvollen outsidern, Ingenieuren, Kaufleuten und Finanzleuten aus. Die Oberste Heeresleitung „erfaßte" allmählich die ganze Heimat. Die trotz ihrer Milderung durch den Reichstag noch verheerend wirkenden Gesetze über „den Vaterländischen Hilfsdienst" und „das Hindenburg-Programm" sind auch auf Hindenburgs „politische Einsicht" zurückzuführen.

Weitere Beispiele sind nicht notwendig. Ein Unterschied zwischen dem politischen Auftreten Hindenburgs und Ludendorffs muß fest-

gehalten werden: Bei Hindenburg das Fehlen des eigenen Machthungers, bei Ludendorff glühende Machtgier und Eitelkeit. Bei Hindenburg ein geistig sehr beschränkter Horizont, aber sehr viel biederes, bürgerliches Gemüt, das allerdings viel zu viel Hemmungen aller Art fand, um den Weg zu freiem Menschentum zu gehen, bei Ludendorff schärferer allgemeiner Intellekt, aber desto weniger Gemüt und Charakter nach der Seite der Selbstlosigkeit hin, eine dämonische Neigung zur Diktatur und ein vom Urteil nur selten gelenkter enormer Wille bei gründlichstem Mangel von Humanität, tiefer Bildung, Menschenliebe und Menschenachtung. Ludendorff ist der lebendig gewordene preußische Militarismus, mit seiner starken Willensseite, mit der wesentlich schwächeren und durch Einseitigkeit überdies noch beeinträchtigten Intellektseite und mit seinem Mangel an psychologischer Fähigkeit und wirklich menschlichem Gefühl.

Die militärische Politik des Reiches, die zu verhindern die drei Kriegsreichskanzler teils zu schwach, teils nicht willens waren, hat doppelten Schaden gestiftet. Sie hat erstens jeden Gedanken an Verständigung bei den Staatsmännern der Entente als etwas im Verkehr mit Deutschland ganz Unmögliches erstickt, und sie hat zweitens denen ein scheinbares Recht gegeben, die über das Barbarentum der Deutschen mit und ohne Heuchelei sich und andere entsetzten. Mit dieser deutschen militärischen Politik, wie sie sich mit am widerlichsten in den Deportationen in Belgien kundgab, hat das deutsche Volk nichts zu schaffen. Die Zensur sorgte dafür, daß es nichts oder nur ad usum delphini Hergerichtetes darüber erfuhr. Es muß und kann daher mit gutem Recht zurückgewiesen werden, wenn französische Chauvinisten heute noch diese Dinge dem deutschen Volke vorwerfen. Des deutschen Volkes Schuld liegt vor und im Kriege viel mehr in seiner Unwissenheit und in seiner Leichtgläubigkeit, in seinem „innerlichen Strammstehen" vor allen Uniformen, Titeln, Rängen und „großen Namen". Es ist nicht die Schuld des Bösewichts, die das deutsche Volk trifft, sondern die Schuld des Kritiklosen, man kann sagen des gegängelten Unmündigen.

Was wußte das deutsche Volk von Krieg und Politik? Es glaubte alles, was eine militaristisch orientierte Literatur ihm erzählte. Es war so leicht zu lenken, dieses arme, unwissende, gutgläubige Volk, und es merkte den Abgrund erst, als es, in toller Fahrt begriffen, sich schon am Rande dieses Abgrunds befand. Keine Möglichkeit gab es damals, dieses deutsche Volk zu retten. Um so verderblicher und unentschuldbarer ist es, wenn diejenigen, die das Volk aus Mangel ihrer Einsicht und ihres Könnens ins

Verderben jagten, heute die Unschuldigen spielen und durch eine mit außerordentlichen Geldmitteln und gewaltigem wirtschaftlichem und politischem Einfluß unterstützte Presse und Propaganda den Sinn des Volkes, der auf dem rechten Wege der Erkenntnis war, von neuem zu vergiften und zu verwirren suchen.

Das Bestreben, dem Märchen von der Alleinschuld Deutschlands entgegenzutreten, ist richtig und notwendig, es wird aber zu einem Verbrechen an der Ehrlichkeit des deutschen Volksempfindens, wenn nun das entgegengesetzte Märchen von der Alleinunschuld Deutschlands geprägt wird. Dieses Märchen von der Alleinunschuld war ein Requisit der militärischen Politik des Krieges, eine Lüge, die uns nur geschadet hat. Die rechte Politik bedarf wohl auch der ethischen Propaganda, aber diese muß ihre Basis auch auf ethischem Handeln haben, sonst wird die ganze Welt zu einem Narrenhaus.

2. Amerika und der U-Bootkrieg.

Literatur.

1. Literatur für Seekriegführung und U-Bootkrieg.

Gothein, G., Warum verloren wir den Krieg? Stuttgart und Berlin 1919.

Der Verfasser ist als alter Parlamentarier mit den internen Vorgängen der Flottenvorlagen usw. sehr vertraut und zeigt hier ebenso wie in seinen Erörterungen über Landkrieg ein sehr großes allgemein-militärisches Verständnis. Seine Beurteilung von Tirpitz ist richtig und fast ebenso vernichtend wie bei

Persius, B, Der Seekrieg. Charlottenburg. 1919.

Persius ist kritisch radikal, und manchmal geht das stürmende Pferd des Politikers mit ihm durch. Er hat aber in seinen Urteilen in marinetechnischer Hinsicht unbedingt recht gehabt. Das Buch geht mit rücksichtslosestem Wahrheitsfanatismus dem ganzen System von Lüge an den Leib, das hinsichtlich Flottenbau, Flottenleitung im Kriege usw. noch heute in Deutschland herrscht.

Galster, Die für Deutschland notwendige Seekriegsrüstung. Berlin 1907.

Ein Werk, das in klarem Gegensatz zu den Oberflächlichkeiten und der persönlichen Politik Tirpitz' schon 1907 auf das aufmerksam machte, was uns 1914—18 fehlte.

Scheurer, Dr. A., Seekriegsrecht und Seekriegführung im Weltkrieg. Berlin 1919. Eine Denkschrift unter Benutzung amtlichen Materials. Beschäftigt sich ausschließlich mit Geschichte und Dogmatik des Seekriegsrechtes.

Fayle, C. E., Seaborne Trade. Bd. I. The cruiser Period. London 1920. Behandelt in durchaus objektiver Weise die Zeit vom Ausbruch der Feindseligkeiten bis zu den ersten Operationen deutscher Unterseeboote gegen den britischen Handel

Behnke, Unsere Marine im Weltkriege und ihr Zusammenbruch. Berlin ohne Jahr.

Das wenig erschöpfende Buch sucht Tirpitz zu verteidigen und enthält keine eigentliche Sachkritik.

Scheer, Vizeadmiral, Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg. Berlin ohne Jahr.

Das Buch rein militärisch sehr wertvoll, ist politisch von wesentlich geringerer Bedeutung und nicht innerlich frei von den Voreingenommenheiten, die alle Veröffentlichungen führender Militärs mehr oder weniger beengen.

Tirpitz, A. v., Erinnerungen. Leipzig 1919.

Eine von persönlicher Eitelkeit diktierte große Rechtfertigungsschrift der Politik des Verfassers, in der wohlweislich alles verschwiegen wird, was mit eigenen Irrtümern und Fehlern zusammenhängt. Eine scheinbar freisinnige Kritik an allen möglichen Vertuschungen und Vorkommnissen kann nur den Nichtorientierten über die Gesinnung täuschen, die dem Buch zugrunde liegt. Die gehässige Kritik des Kaisers wirkt auf jeden abstoßend, der den Lebensgang Tirpitz' und die Rolle, die in diesem der Kaiser spielte, wirklich kennt. Daß eine Fülle von Interessantem in dem Buche steckt, ist bei dem äußerlich reichhaltigen Leben des Verfassers nicht verwunderlich. Ein gewisses journalistisches Talent ist dem Verfasser keinesfalls abzustreiten. Jedenfalls geht — was wohl nicht beabsichtigt war — aus dem Buch hervor, welch verhängnisvollen Einfluß politisierende Militärs, wie sie Tirpitz in Reinkultur vorstellt, auf das Schicksal Deutschlands ausgeübt haben.

2. Die Frage Amerika ist mit besonderer Gründlichkeit behandelt in Bernstorff, Graf J. F., Deutschland und Amerika. Erinnerungen aus dem fünfjährigen Kriege. Berlin 1920.
Wertvolles bietet auch
Scheller-Steinwartz, Amerika und Wir. Ein Wink am Scheidewege. München und Leipzig 1919.
Ferner enthalten alle Weltkriegsmemoiren größere oder kleinere Abschnitte über die amerikanische Frage.
Zur Psychologie des Amerikaners dient
Schmidt, Annalise, Der amerikanische Mensch. Berlin 1920.

Der Umstand, daß in Deutschland nicht die Politik der Regierung, sondern die Politik der Generale herrschte, führte zum Bruch mit Amerika und damit zum entscheidenden äußeren Grund des Kriegsverlustes. Solange Amerika noch neutral war, konnte immerhin daran gedacht werden, den Krieg noch zu einer Remispartie zu führen. Aber von dem Augenblick an, in dem Amerika zu den Feinden trat, war der Krieg verloren und jeder Tag, an dem nicht mit allen Mitteln ein einigermaßen erträglicher Frieden gesucht wurde, war ein Schritt weiter zur unvermeidbaren Katastrophe. Helfferich [„Der Weltkrieg", III. Bd., S. 17] sagt: „Der Anschluß der Vereinigten Staaten an unsere Feinde, der für eine Anzahl überseeischer Neutraler ein Vorbild zu gleichem Tun war, hat den Krieg eigentlich erst zum ‚Weltkrieg' gemacht", und Gothein [„Warum verloren wir den Krieg?" S. 71] führt aus: „. . . . Damit war das Eingreifen Amerikas in den Krieg unvermeidlich geworden und dieser für Deutschland endgültig verloren". Bernstorff [„Deutschland und Amerika" S. 69] versichert: „. . . . wie ja auch der Krieg lediglich durch den Eintritt Amerikas und die dadurch entstandene Übermacht an Menschen, Geld und Material entschieden worden ist". Bernstorff erhärtet durch sein angegebenes Buch diesen Gedanken mit schlagender Beweiskraft.

Die Stimmung Amerikas vor dem Weltkriege war von europäischen politischen Konstellationen verhältnismäßig unabhängig. Man hatte genug damit zu tun, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und nur dann, wenn die Politik europäischer Länder amerikanische Fragen betraf, wurde die amerikanische Politik lebendig. Denn die Monroedoktrin war ein unantastbares Evangelium. Roosevelts außenpolitische Einmengungen, wie z. B. als Friedensvermittler im Russisch-Japanischen Krieg, geschahen aus Motiven der inneren Politik der Vereinigten Staaten. Ein für den Frieden eintretender Präsident (auch für Wilson war das noch recht maßgebend) konnte innerpolitisch mit der Unterstützung der starken pazifistischen Kreise Amerikas rechnen.

Deutsche Politik fiel in Amerika wiederholt unangenehm auf. Das ablehnende Verhalten der deutschen Regierungsvertreter auf den Haager Friedenskonferenzen mußte den Pazifisten als ein Bekenntnis zum absoluten Kriegswillen erscheinen. Veranlaßt durch eine seine Instruktionen überschreitende Bemerkung des amerikanischen Botschafters Andrew White in Berlin, daß die Vereinigten Staaten kein Interesse an den Philippinen hätten, hatte die deutsche Reichsregierung 1898 ohne vorherige Anfrage in Washington ein Geschwader nach Manila entsandt, woraus auf ein Haar ein amerikanisch-deutscher Krieg entstanden wäre. Selbst der sehr deutschfreundliche Friedjung schreibt darüber: „Überflüssigerweise verfiel die deutsche Regierung auf den Gedanken, ihr ostasiatisches Geschwader unter Admiral Diederichs gerade in dem Zeitpunkt vor Manila erscheinen zu lassen, in welchem 1898 die Entscheidung über die Philippinen fiel" („Das Zeitalter des Imperialismus", S. 270). Ebenso voreilig war das deutsche Verhalten 1902 in der Venezuelaangelegenheit. Auch hier erweckte unsere allzu lebhafte Befolgung der englischen Anregung zu Zwecken der Reklamation an die venezolanische Regierung ein Ultimatum zu senden und die Blockade zu verhängen, in Amerika die Meinung, Deutschland wolle die Monroedoktrin verletzen und sich auf amerikanischem Boden festsetzen. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika waren getrübt und wurden erst 1909 besser, als wir die ostasiatische Politik des amerikanischen Staatssekretärs Knox konsequent unterstützten. Trotzdem fehlte der deutschen öffentlichen Meinung das Verständnis für die Psyche des Amerikaners und namentlich für die Macht der Vereinigten Staaten. Derartige Bewertungen wurden bei uns nur vom einseitigen militärischen Standpunkt der Heeresstärken gemacht, ohne zu bedenken, daß die Heeresstärke ein Ding ist, das in kurzer Zeit durch viel Geld auch von einem Staat geschaffen werden kann, der sich für gewöhnlich kein Heer von nennenswerter Größe hält. Die amerikanische Armee ist bei uns so lange bespöttelt und unterschätzt, die Schaffung einer großen amerikanischen Armee so lange für unmöglich gehalten worden, bis sie in Frankreich den Ausschlag gab.

Auch über die Haltung der Deutschamerikaner täuschte man sich gewaltig, obwohl Carl Schurz mit dem Worte: „Germania ist unsere Mutter, Columbia unsere Braut" die Lage scharf gekennzeichnet hatte. Der Deutschamerikaner war amerikanischer Republikaner genug, um vor dem bevormundenden Polizei- und Beamtenstaat Deutschland ein gleiches Grauen zu haben, wie vor den gesell-

schaftlich maßgebenden Leutnants, Assessoren und Korpsstudenten. Der Deutschamerikaner lebte zudem in einem zu hohen Prozenten seiner Bevölkerung pazifistischen Lande und sah mit entschiedenem Mißtrauen auf die immer stärkeren Panzerungen, Rüstungen und Bewaffnungen seines alten Vaterlandes. Er wurde endlich durch Wilhelms II. militärische Töne sowie das Gebrüll der Alldeutschen ganz zwingend der Politik Deutschlands entfremdet. Heute verwischt das Mitleid mit der alten Heimat dies Entfremdungsgefühl wieder, was aber nichts daran ändert, daß es bestand und durch die Kriegstorheiten in Belgien und auf der See, in der Presse und in der amtlichen Propaganda während des Krieges noch gesteigert wurde.

Ein Deutschamerikaner, der dreißig Jahre nicht mehr seine Heimat besucht hatte, sagte mir während des Krieges auf einer Fahrt in Deutschland: „Ihr seid vollkommen verrückt geworden und Amerika muß helfen, daß euere militaristische Verrücktheit nicht Weltgesetz wird". Und dann, als wir seiner deutschen Heimat, die ich gut kannte, uns näherten: „Sagen Sie, rauscht der Mühlbach noch immer so wie vor dreißig Jahren? Ich hörte ihn drüben so oft im Traume."

Ich erwähne dieses kleine Erlebnis, weil es mir für das Verständnis der Liebe der Deutschamerikaner zur alten Heimat und der gleichzeitigen Feindschaft gegen den Geist des alten Deutschlands den Schlüssel zu geben scheint.

Abgesehen von dieser innerlichen Einstellung hatten die Deutschamerikaner auch gar keinen nennenswerten politischen Einfluß in Amerika. Die übrigen Amerikaner waren im großen und ganzen in zwei Lager geteilt. Die Republikaner waren imperialistisch, die Demokraten pazifistisch orientiert, beide aber geneigt, politische Verhältnisse nach einem sehr ausgeprägten Rechtsempfinden und keineswegs, wie das in Deutschland offiziell und privatim geglaubt wurde, nach den Impulsen reinen Geschäftssinns zu beurteilen. Auch die enorme Macht der öffentlichen Meinung in Amerika verkannte man in Deutschland vollkommen und konnte sich nicht dazu verstehen, sie, die auf Propaganda wie keine andere der Welt reagierte, planmäßig über Deutschland zu orientieren. Umgekehrt war auch die Orientierung Deutschlands über die amerikanische öffentliche Meinung geradezu kläglich. [Bernstorff erzählt Typisches darüber in seinem Buche S. 21/22, S. 28 ff. und S. 48 ff.]

Als der Krieg 1914 ausbrach, sollte nun die deutsche Propaganda, die im Frieden mit verhältnismäßig geringen Mitteln viel erreicht hätte, ohne wie jetzt verdächtig zu wirken, nachgeholt werden. Der Betrag der deutschen Propagandakosten im Kriege betrug in Amerika

während 2½ Jahren nicht ganz 1 Million Dollar. Das offizielle amerikanische Pressebureau gab, nach Eintritt Amerikas in den Krieg, 6 Millionen Dollars aus (in 1½ Jahren), um, wie Bernstorff anführt, „die Begeisterung für den Krieg zu zementieren". England hatte 1914 einen kaum mehr einzuholenden Vorsprung und konnte nach Beginn des Krieges, da es alle deutschen transatlantischen Kabel zerschnitten hatte, der Welt ein ganz einseitig gefärbtes Bild der deutschen Kriegsschuld vermitteln, ohne daß Deutschland Gelegenheit gehabt hätte, diesem Verfahren wirksam zu widersprechen. Um so wichtiger war es, daß von Amerika aus wenigstens objektive Darstellungen verbreitet wurden. Von der amerikanischen großen Presse waren nur „Evening Post" und „American" neutral, „Herald" und „Evening Telegram" waren französisch, „Tribune" und „Times" englisch orientiert, außerhalb Neuyork waren die nationalamerikanische Hearstpresse, die „Chicago Tribune", „Washington Post" und wenige kleine Blätter neutral. Die deutsch-amerikanischen Zeitungen hatten keinen nennenswerten Einfluß.

Die deutsche Propaganda war zentralisiert in den der deutschen Botschaft nicht unterstellten und von Berlin mit Instruktionen, die die Botschaft meist gar nicht kannte, versehenen Bureaus Dr. Dernburgs, Geheimrats Albert, des Militärattachés Hauptmann von Papen und des Marineattachés Boy-Ed. Sie arbeitete nach dem Urteil des Botschafters gut, wenn auch nicht fehlerfrei, und würde „wahrscheinlich, ohne die schweren, durch den Unterseebootkrieg heraufbeschworenen Krisen mit der Zeit die deutschfeindliche Hetze gänzlich neutralisiert haben". Dagegen war die in Deutschland fabrizierte „Aufklärung" ganz schlecht, die Aufklärungsschriften waren nicht einmal in einwandfreier englischer Sprache geschrieben. Die deutschen Pressetelegramme übersahen vollkommen den sentimentalen Zug im Amerikaner und faßten ihn — unrichtig — nur als gemütlosen nüchternen Geschäftsmann. Ganz wirkungslos waren unsere amtlichen Noten, die, wie Bernstorff sagt, „juristisch präzis, propagandistisch aber vollkommen verfehlt abgefaßt waren". Eine sehr wirksame deutsche Propaganda durch Filme, die in Europa durch eine amerikanische Gesellschaft aufgenommen wurden, hatte große Erfolge, bis die deutsche Militärbehörde in vollkommener Verkennung der Sachlage dieser amerikanischen Gesellschaft das Leben so schwer machte, daß sie liquidieren mußte.

Die Neutralität Amerikas war von Anfang an eine vollendete Selbstverständlichkeit. In der Proklamation Wilsons an das

amerikanische Volk vom 19. August 1914 hieß es: „Jeder Mann, der Amerika wirklich liebt, wird in dem Geiste wahrer Neutralität sprechen, welcher der Geist der Unparteilichkeit, Gerechtigkeit und Freundschaft gegen alle Beteiligten ist." Selbst die direkten Freunde der Entente wünschten nur zu einem ganz geringen Teil die Beteiligung Amerikas am Kriege. Amerika hatte kein Interesse am vollendeten Sieg einer Partei. Wäre Deutschland auf die Politik der Vereinigten Staaten eingegangen, so hätte es einen annehmbaren Frieden erhalten. Aber Deutschland wollte keinen annehmbaren, sondern einen alldeutschen Frieden, der nach dem Verlust der Marneschlacht nicht mehr zu haben war. Die deutsche Politik im Kriege hämmerte es der Empfindung der Amerikaner jeden Tag von neuem ein, daß die ursprüngliche Absicht der Verteidigung aufgegeben sei und das militaristische Programm der Eroberung Geltung habe.

Der Staatssekretär Bryan war ehrlicher und ausgesprochener Pazifist (der auch beim Eintritt Amerikas in eine mehr kriegerische Politik die Konsequenzen aus seiner Überzeugung zog). Er und Hearst suchten schon im Herbst eine große Friedensbewegung ins Werk zu setzen. Das von Bryan übersandte bzw. mündlich ausgerichtete Vermittelungsangebot wurde überall abgelehnt. Die deutsche Regierung tat das sehr freundlich, aber ihr Rat, Herr Bryan möge sich zuerst an ihre Feinde wenden, war nichts weiter als Ablehnung. Trotz dieser vergeblichen Mühe ließ Wilson noch im Winter 1914/15 durch seinen Freund House, den ehrlichsten Pazifisten, den man sich vorstellen kann, in London, Paris und Berlin sondieren, ob nicht neue Friedensmöglichkeit bestünde. Auch diese Mission war in den drei Städten vergeblich. Sowohl die deutsche, wie die englische und französische Regierung hielten den Zeitpunkt noch nicht für gekommen, die Vermittelung des Präsidenten anzunehmen.

In Deutschland regte man sich furchtbar auf wegen des amerikanischen Waffenhandels an die Entente. Man hätte — wenn man vernünftig gewesen wäre — das deutsche Volk amtlich darüber aufklären müssen, daß wir die Erlaubnis zu solchem Handel auf der zweiten Haager Konferenz selbst beantragt hatten und daß sie auf unseren Antrag hin angenommen worden war!! In der am 15. Dezember 1914 abgefaßten Denkschrift der deutschen Reichsregierung, die vom deutschen Botschafter der amerikanischen Regierung ausgehändigt wurde (Bernstorff S. 71 ff. enthält den Wortlaut), wird die Berechtigung der Waffenlieferungen Amerikas an die Entente unter Bezugnahme auf Art. 7 des Haager Abkommens vom 18. Oktober 1907 zugegeben (!). Die Denkschrift

wendet sich gegen die nicht neutrale Behandlung deutscher Schiffe in einigen Häfen Amerikas, wodurch sich eine ungleiche Behandlung der Kriegführenden ergäbe. Unsere eigene Schwerindustrie lieferte im übrigen noch während des Krieges in so hohem Maße an das Ausland (und damit auf einem jedem Kinde klaren Wege der Entente), daß sie gelegentlich dem eigenen Heeresbedarf nicht nachkommen konnte. Und das „Durchhalten" wurde gerade in diesen industriellen Kreisen am heftigsten gepredigt. Man verdiente sehr viel bei diesem „Durchhalten". Während die Sommeschlacht aus Materialmangel fast zu einer kriegsentscheidenden Niederlage wurde, exportierte die deutsche Schwerindustrie acht Monate lang im Jahre 1916 bis zu 250000 Tonnen Eisen und Stahl monatlich nach dem neutralen Ausland (im Monatsdurchschnitt 150000 Tonnen). An der Front aber starben Tausende von Deutschen, weil keine Hindernisse wegen fehlenden Drahtes gebaut werden konnten.

Eine umfangreiche Zusammenstellung von Tatsachen, die aller Begriffe spotten, brachte eine Tageszeitung der unabhängigen Sozialdemokratie, „Der Kampf", am 26. Mai 1920 und in den folgenden Nummern unter dem Titel: „Der Landesverrat der Schwerindustrie". Obwohl die Dinge und Personen beim Namen genannt wurden, erfolgte meines Wissens keine Klage. Namentlich die Nummer vom 1. Juni 1920 bringt ganz erschütternde Tatsachen vom „Geschäftssinn" der deutschen Schwerindustrie. „Besonders bezeichnend", heißt es da, „ist ein Fall, der auf dem Stinneswerk Differdingen festgestellt wurde. Dieses hatte von der Heeresverwaltung größere Mengen für andere Zwecke nicht verwertbaren Halbzeugs zum Auswalzen dringend notwendiger Schienen übernommen. Die Auswalzung verzögerte sich von Woche zu Woche. Auf dringende behördliche Reklamationen antwortete Differdingen, es könne nicht geliefert werden, weil die angeforderten Waggons nicht gestellt worden seien. Sofort angestellte Nachforschungen ergaben, daß dies leere Ausreden waren, es waren alle Waggons gestellt. Dadurch in die Enge getrieben, erklärte der betreffende Abteilungschef, daß von der Dortmunder Zentralleitung Anweisung gekommen sei, die Schienenwalzung für die Front einzustellen und statt dessen Ausfuhraufträge, die großen Gewinn brachten, abzuwalzen."

[Vgl. im übrigen „Münchener Post" Nr. 269 vom 19. Dezember 1919 und „Münchener Neueste Nachrichten" vom 25. November 1919 und mannigfache Auslassungen der „Frankfurter Zeitung".]

Daß das Eisen aus „Neutralien" tatsächlich in großen Mengen

nach Frankreich ging und damit unsere deutsche Schwerindustrie dem Feinde Waffen lieferte, beweist sich aus einer Stelle der „Züricher Post" vom Herbst 1917, wo es heißt: „Die Eingabe an den Bundesrat aus der Maschinen- und Textilindustrie weist darauf hin, daß deutsches Eisen in großer Menge von der Schweiz nach Frankreich und Italien gegangen ist. Zwei Nationalräte als Vertreter des Bundesrates reisen in den nächsten Tagen nach Paris zur Erlangung von Ausgleichswaren ab."

Der Hinweis auf solche Tatsachen und die Lektüre der angegebenen Veröffentlichungen wird jeden Einsichtigen veranlassen, das Waffengeschäft eines Neutralen, das zudem auf unangreifbarer rechtlicher Basis stand, nicht als eine Feindseligkeit gegen Deutschland aufzufassen. Vom ethischen Standpunkt aus war das Waffengeschäft ohne Zweifel zu verurteilen und ist in Amerika selbst, wo man allgemein die Waffen- und Munitionsfabrikanten als eifrigste Kriegshetzer bezeichnete, von weiten Kreisen mißbilligt worden. Das hängt schon mit der erwähnten starken Prozentzahl von Pazifisten unter der amerikanischen Bevölkerung zusammen. Wilson wollte die Waffen- und Munitionsfabriken verstaatlichen, um den Waffenhandel an die Kriegführenden unmöglich zu machen. Der Kongreß zeigte sich aber abgeneigt. Die deutsche Regierung war nicht großzügig genug, um im Herbst 1914 — was möglich gewesen wäre — die Bethlehem Steel Works selbst zu kaufen bzw. durch deutsche Großindustrielle kaufen zu lassen. Als es 1915 schon zu spät war, begann sich die Regierung für diesen ausgezeichneten Gedanken „zu interessieren". Ein Waffenausfuhrverbot würde einer Änderung der völkerrechtlichen Bestimmungen während des Krieges gleichgekommen sein und war trotz einiger amerikanischer Versuche nicht durchzubringen.

Jedenfalls aber haben die Amerikaner die Neutralität insofern unrichtig aufgefaßt, als sie auf Grund eigenen wirtschaftlichen Vorteils, den ihnen ihre Lieferung an die Entente brachte, den Handelsverkehr der übrigen neutralen Staaten von England verhindern ließen. Schließlich nahm die englische Herrschaft Ausmaße an, die auch den amerikanischen Handel in anderer Richtung als in der nach den Ententeländern unmöglich machte. Den ganzen Komplex der deutsch-amerikanischen Wirtschaftsfragen, wie sie im Krieg auftraten, behandelt Bernstorff in einem besonderen, von ausgezeichneter Sachkenntnis zeugenden Kapitel in seinem Buch „Deutschland und Amerika".

Das Bestreben, Amerikas Stimmung wenigstens in politischer Hinsicht neutral zu halten, wurde im Lauf der Zeit wirkungslos gemacht durch eine Reihe von Gewaltakten, die von deutschen Agenten in Amerika vorgenommen wurden. Natürlich bemächtigte sich ihrer die feindliche Propaganda mit dem doppelten Zweck, durch journalistische Vergrößerung den Abscheu der Amerikaner gegen das deutsche System der Gewalt hervorzurufen und durch die unrichtige Behauptung, daß die Verschwörungen und Attentate von der deutschen Botschaft (die diesem Wahnsinn sogar direkt feindlich gegenüberstand) angezettelt oder gefördert würden, die Sympathien, deren sich diese Botschaft in maßgebenden amerikanischen Kreisen erfreute, zu untergraben. Graf Bernstorff war der Entente ein Dorn im Auge, denn er verstand es meisterhaft, die Sympathie für Deutschland zu retten, solange sie noch zu retten war. Es ist hier nicht möglich, die Geschichte der deutschen Attentate in Amerika auch nur andeutungsweise wiederzugeben. Es wird Aufgabe objektiver Forschung sein, das Wahre von der Lüge zu trennen. Bernstorff führt die erwiesenen Fälle namentlich und mit kurzer Schilderung des Sachverhaltes im Kapitel „Die sogenannten deutschen Verschwörungen" seines Buches „Deutschland und Amerika" auf. Tatsache ist, daß in einigen Fällen Versuche vorlagen, Brücken und Fabriken in die Luft zu sprengen, daß Armeepferde durch Rotzimpfungen vernichtet wurden, daß zu Streiks aufgefordert wurde und daß Waffen- und Munitionslieferungen verhindert wurden. Bomben- und Bakterienattentate wurden auch in Zürich einwandfrei nachgewiesen. Die Vorkommnisse entsprachen der Dummheit, mit der man von solchen Akten große Erfolge erwartete. Sie dienten nur dazu, Deutschland in den Ruf vollendetster Barbarei zu bringen und einen Haß gegen Deutschland zu erzeugen, der viel größer war, als ihn die kräftigste Ententepropaganda je hätte erzeugen können. Vergeblich machte der deutsche Botschafter die deutsche Regierung auf den Unsinn derartiger Machenschaften aufmerksam.

Ebenso verderblich wie diese Agentenunternehmungen aber wirkten die Versenkungen von amerikanischen Schiffen durch deutsche U-Boote auf die amerikanische Stimmung ein. Auch in allen anderen neutralen Ländern erstarb jede Sympathie für Deutschland infolge des U-Bootkrieges. England hatte unter Nichtanerkennung der Londoner Deklarationen von 1909, durch die am 3. November 1914 erfolgte Erklärung der ganzen Nordsee als Kriegsschauplatz (damit Blockade der neutralen Küsten) das Völkerrecht verletzt. Darüber besteht kein Zweifel. Ob aber als Erwiderung der offen ausgesprochenen

Absicht Englands, uns aushungern zu wollen, der U-Bootkrieg die klügste Antwort war, muß dahingestellt bleiben. Deutschland erklärte mit Wirksamkeit vom 18. Februar 1915 die Gewässer rings um England und Irland als Kriegsgebiet. Die Blockade konnte mit den vorhandenen U-Booten gar nicht aufrecht erhalten werden. Der ganze U-Bootkrieg erhielt durch die Taktik der deutschen Regierung den Charakter einer ungesetzmäßigen Repressalie. Amerika hielt das ganze für einen Bluff und hat sich später in dieser Frage insofern nicht neutral verhalten, als es den englischen Blockadebegriff, der die Neutralen viel stärker berührte, duldete, gegen den deutschen aber Front machte. Es folgten sich im Februar Noten über Noten, in denen die deutsche und die amerikanische Regierung wie üblich aneinander vorbeiredeten. Schließlich einigten sich Deutschland und Amerika auf einen amerikanischen Vorschlag, der lautete:

„Unterseeboote sollen nicht zum Angriff auf Handelsschiffe irgendeiner Nationalität Verwendung finden, außer zur Durchführung des Rechtes der Anhaltung und Untersuchung; Handelsschiffe dürfen neutrale Flaggen als Kriegslist oder zu Zwecken der Unkenntlichmachung nicht benutzen. Großbritannien wird Lebens- oder Nahrungsmittel nicht anhalten, wenn sie an Agenturen in Deutschland adressiert sind, die von den Vereinigten Staaten namhaft gemacht werden, um solche Warenladungen in Empfang zu nehmen und an konzessionierte deutsche Wiederverkäufer zur ausschließlichen Weiterverteilung an die Zivilbevölkerung zu verteilen."

Die englische Regierung lehnte diesen Vermittelungsvorschlag ab. Wenige Wochen später wurde die „Lusitania" torpediert, was Amerika in höchstem Grade aufregte. Der rasche Untergang des großen amerikanischen Passagierdampfers ist darauf zurückzuführen, daß die auf dem Schiffe verladene Munitionsmenge explodierte. Die öffentliche Meinung Amerikas verlangte sofortigen Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Die deutsche Propaganda brach an diesem Fall zusammen. Dr. Dernburg, der die Torpedierung der „Lusitania" in öffentlicher Rede verteidigt hatte, mußte das Land verlassen. Eine scharfe Note der amerikanischen Regierung an die deutsche am 13. Mai stellte Forderungen auf, deren Erfüllung den U-Bootkrieg unmöglich gemacht hätte. Die deutsche Antwortnote vom 28. Mai verschlechterte die Situation. Die deutsche öffentliche Meinung war von der Kriegspsychose vollkommen verwirrt. Die „Lusitania" wurde als ein Erfolg bis zu dem Grade gefeiert, daß man — der Gipfel der Geschmacklosigkeit und des Aufgebens jedes eigenen freien Gedankens — eine große Denkmünze mit dem sinkenden

Schiff schlagen ließ. Von diesem Zeugnis deutschen Kulturtiefstandes findet sich ein Exemplar im Kriegsmuseum der ehemaligen Stuttgarter Hofbibliothek. Auf andere Zeichen vollkommener ethischer Verwilderung sei hier nicht näher eingegangen.

Wilson stemmte sich mit Erfolg gegen die den Krieg heischende öffentliche Meinung in Amerika. Aber er wollte auch die völlige Aufhebung des U-Bootkrieges, wofür England nunmehr geneigt war, die Hungerblockade aufzuheben. Bryan, der den Krieg kommen sah, nahm im Juni seinen Rücktritt. Es kam nicht zur Verständigung in der U-Bootfrage und am 21. Juli sandte die amerikanische Regierung ihre letzte Lusitanianote, in der sie den U-Bootkrieg als statthaft bezeichnete, wenn den Handelsschiffen vor der Versenkung Zeit gegeben werde zur Rettung der Passagiere und der Besatzung. Sollte das aber von der deutschen Regierung nicht erreicht werden, so würde Amerika erneute Versenkungen, wobei Menschenleben zugrunde gingen, als einen „vorsätzlich unfreundlichen Akt" betrachten müssen.

Die Lage war außerordentlich schwierig geworden. Eine Verständigung mit Amerika wäre immer noch möglich gewesen, denn Wilson *wollte* den Frieden und die amerikanische Regierung hatte in ihrer Note vom 21. Juli ausdrücklich betont: „Die Regierung der Vereinigten Staaten und die kaiserlich deutsche Regierung kämpfen für das gleiche große Ziel .... für die Freiheit der Meere", was nach amerikanischer Auffassung soviel bedeutet wie: „Aufhebung des Seebeuterechtes". Eine direkte Einladung zur Mitarbeit an der Erreichung dieses Zieles war in der Note enthalten. Es wäre leicht gewesen für Deutschland, den Boden der Verständigung zu finden. Aber die deutsche Regierung hatte den größten Feind bei ihren eigenen Militärs und Marinebehörden, die den U-Bootkrieg um jeden Preis wollten.

Selbst Helfferich bezeugt das [„Der Weltkrieg", II. Bd., S. 322]: „Mein Vorschlag ging dahin, der amerikanischen Regierung zu antworten: Wir akzeptieren die angebotene Kooperation zur Wiederherstellung der Freiheit der Meere. In der Voraussetzung, daß die amerikanische Regierung gewillt ist, alsbald wirksame Schritte bei der britischen Regierung zu unternehmen, um diese zur Aufgabe ihrer völkerrechtswidrigen Seekriegführung zu veranlassen und sie zur strikten Beobachtung der Londoner Deklaration zurückzuführen, sind die U-Bootskommandanten unter Aufrechterhaltung unseres grundsätzlichen Standpunktes angewiesen worden, bis auf weiteres den U-Bootkrieg in einer der amerikanischen Auffassung Rechnung

tragenden Weise zu führen; wir behalten uns alles vor für den Fall, daß die gemeinsame Aktion nicht innerhalb einer angemessenen Zeit den gewünschten Erfolg herbeiführt." Helfferich bemerkt, daß dieser Vorschlag beim Auswärtigen Amt „keine Unterstützung" fand, „der Chef des Admiralstabs nahm in einem Immediatbericht an den Kaiser mit großer Entschiedenheit gegen meine Anregung und deren Begründung Stellung."

Am 19. August erschreckte eine neue Torpedierung die Welt. Es war die „Arabic" versenkt worden, wobei wieder Amerikaner ertranken. Zwar waren die U-Bootskommandanten vor dieser Torpedierung angewiesen worden, „Liners" nur nach vorheriger Warnung und Rettung der Nichtkombattanten zu versenken, aber der betreffende U-Bootskommandant wähnte sich in Notwehr. Der Begriff „Liner" wurde überdies verschieden aufgefaßt: Von Amerika: als jeder regelmäßig und mit gebundener Fahrtrichtung verkehrender Dampfer im Gegensatz zu den Tramp-steamers. Diese Auffassung war die richtige. Von den deutschen Marinebehörden: als großer Passagierdampfer, der den regelmäßigen Passagierdienst versieht. Man wußte in Berlin nicht, was man wollte und die Marinebehörden scherten sich den Teufel um die Politik der Reichsregierung. Ganz richtig bemerkt Graf Bernstorff in seinem Buch „Deutschland und Amerika": „Die schlechteste Politik — als solche habe ich immer den U-Bootkrieg angesehen, weil ich annahm, daß er seinen Zweck nicht erfüllen und die Vereinigten Staaten in den Krieg hineinziehen würde — ist, wenn sie konsequent durchgeführt werden wird, immer noch besser als eine zwiespältige Politik." Man gab in Berlin ein Stückchen vom U-Bootkrieg her, sicherte sich aber alle Möglichkeiten, ihn doch wieder zu führen, man sagte nicht ja, nicht nein, weil man keinen politischen Willen mehr hatte. Man wollte den Bruch mit Amerika vermeiden und doch den U-Bootkrieg mit größter Wirkung führen. Das heißt, man wollte sich in den Regen stellen und nicht naß werden!

Im Arabicfall wurde Amerika etwas beruhigt durch eine Erklärung der deutschen Regierung, daß sie das Verhalten des U-Bootskommandanten nicht billige und bereit sei, Entschädigung zu zahlen. Der Ausbruch des Krieges war wieder knapp vermieden worden. Unglücklicherweise häuften sich in dieser Zeit die verrückten Unternehmungen deutscher Agenten und dazu kam noch eine große diplomatische Ungeschicklichkeit des österreichischen Botschafters, der auf einen Ententeagenten Archibald hereinfiel und ihm schwer kompromittierende Schriftstücke nach Wien mitgab, die natürlich pünktlich von den

Engländern abgefangen wurden. Ententeagenten, die sehr geschickt auftraten, gelang es, nachzuweisen, daß bei verschiedenen Attentatsversuchen der Militär- und Marineattaché der deutschen Botschaft (die nach Sonderinstruktionen, die vor dem Botschafter geheim gehalten wurden, handelten) die Hand mit im Spiel hatten. Die amerikanische Regierung verlangte die sofortige Abberufung Papens und Boy-Eds, was vollauf berechtigt war. Dem deutschen Botschafter wurde die Genugtuung zuteil, daß House ihm mitteilte:

„Sie dürfen niemals daran denken, vor dem Frieden heimzukehren, Sie sind das einzige Band, welches uns noch mit Deutschland verbindet. Wenn dieses Band risse, wäre der Krieg unvermeidlich."

Man kann sich ohne Schwierigkeit vorstellen, mit welchem Haß die deutschen Marine- und Militärgrößen, die den Krieg mit Amerika für viel belangloser hielten, als die Verwirklichung ihrer U-Bootsphantasien, den deutschen Botschafter verfolgten. Dieser Haß hat sich bis in das Jahr 1921, in dem dieses Buch geschrieben wurde, erhalten. Die Deutschnationalen, Alldeutschen und Tirpitzianer tobten, als Graf Bernstorff 1920 demokratischer Reichstagsabgeordneter werden sollte, sich gegen ihn aus. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" beispielsweise druckten einen den ehemaligen deutschen Botschafter beschimpfenden Artikel eines winzigen amerikanischen Provinzblattes als große amerikanische Presseäußerung ab, eine württembergische alldeutsch-antisemitische kleine Zeitung bezichtigte den Grafen sogar persönlich unehrenhafter Handlungen. So macht man in Deutschland Politik zu einer Zeit, wo das Urteil über Wert oder Unwert des Geschehenen doch schon einigermaßen feststehen könnte.

Gegen Ende des Jahres 1915 war die amerikanische Regierung, verärgert durch einen Prozeß mit der Hapag, durch eine österreichische U-Bootstat gegen das Schiff „Ancona", durch Explosionen und Brände in Munitions- und Pulverfabriken, geneigt, den Ententeeinflüsterungen Gehör zu schenken. Ein ungeschicktes Interview des in jeder Hinsicht ungeschickten Unterstaatssekretärs Zimmermann am 5. Februar verschärfte die Krisis. Die amerikanische Regierung unternahm neue Vorstellungen wegen des „Lusitania"-Zwischenfalls. Anstatt nun aber die Entwickelung dieser neuen Verhandlungen abzuwarten, war die Reichsregierung, beeinflußt von den U-Bootsfanatikern, so töricht, überhastete Entschlüsse zu fassen. Dieses fortgesetzte Hin und Her scharfer deutscher Noten Deutschlands, dem dann wieder ein Nachgeben in der U-Bootfrage, diesem wieder eine

Verschärfung der Kriegführung folgte, machte überall den Eindruck vollendeter Haltlosigkeit. Im Jahre 1915 wurde, bis das Unglück mit der „Lusitania" sich ereignete, ein scharfer U-Bootkrieg geführt. Von da an ein abgeschwächter bis zum Februar 1916, wo auf einmal wieder der verschärfte U-Bootkrieg eintrat, ohne daß vorher eine Besprechung mit der amerikanischen Regierung (ja nicht einmal mit dem deutschen Botschafter in Washington) stattgefunden hätte.

Wilson war damals — objektiv betrachtet — tatsächlich in einer schwierigen Lage. Er wollte einen Frieden ohne Sieg stiften, wollte, wie aus einem Brief von ihm an den amerikanischen Senator Stone am 24. Februar 1916 unzweifelhaft hervorgeht, Amerika unbedingt neutral halten und spricht in diesem Brief die Erwartung aus, daß die Erklärung der deutschen Regierung, den verschärften U-Bootkrieg eintreten zu lassen, wohl durch abändernde Erklärungen noch gemildert werde.

Mitten in diese friedlichen Erwägungen der amerikanischen Regierung, die die Entente enttäuschten, kam die Nachricht von der am 24. März 1916 erfolgten warnungslosen Torpedierung der unbewaffneten „Sussex". Der amerikanische Botschafter in Berlin erhielt von der Reichsregierung am 10. April eine amtliche Antwort, in der die Torpedierung der „Sussex" bezweifelt wurde. Die Antwort strotzte von Ungeschick und reizte dazu, an ihrer Wahrhaftigkeit zu zweifeln. Es stellte sich auch wenige Tage danach durch ein im Rumpf der „Sussex" vorgefundenes Stück eines Torpedos ihre objektive Unrichtigkeit heraus. Die amerikanische Regierung sandte daraufhin ein Ultimatum an die deutsche, wodurch der weitere politische Kurs für Amerika so festgelegt wurde, daß eine Ankündigung wie die der deutschen Regierung am 31. Januar 1917 unfehlbar zum Kriege führen mußte. Schon nach dem Ultimatum erhielt der deutsche Botschafter von Berlin Weisung, alles vorzubereiten, damit die in amerikanischen Häfen liegenden deutschen Schiffe durch Zerstörung der Maschinen unbrauchbar gemacht werden könnten.

Am 4. Mai gab aber die deutsche Regierung wieder nach und sandte eine Note, in der sie Mitteilung machte, daß der U-Bootkrieg auf die völkerrechtlich anerkannten Formen des Kreuzerkrieges zurückgeführt werden würde. Also wieder völlige Kursänderung!

Die Krisis mit Amerika war damit noch einmal beigelegt, trotzdem der grobe Ton dieser deutschen Note mit allen Formen internationalen Verkehrs im Widerspruch stand. Die amerikanische Regierung antwortete sehr kühl und betonte, was man in Deutschland nicht verstehen wollte, daß für Amerika die völkerrechtswidrige

Haltung irgendeines Feindes Deutschlands keine Bedingung für gleiches Verhalten der deutschen Marine amerikanischen Schiffen gegenüber bedeuten könne. „Die Verantwortlichkeit in diesen Dingen", schloß die Note sehr scharf, „ist getrennt, nicht gemeinsam; absolut nicht relativ".

Die Haltung der deutschen Regierung hing damit zusammen, daß plötzlich der Wunsch bestand und auch dem amerikanischen Botschafter mitgeteilt wurde, die Friedensvermittelung Wilsons anzunehmen. Das war mehr den beiden Reisen des Generals House nach Deutschland und seinem sehr verständigen Wesen, als dem in Deutschland nicht beliebten Botschafter Gerard zu verdanken. Aber schon am 6. Mai ist die deutsche Regierung wieder der Ansicht, daß die Animosität gegen Wilson wegen seiner letzten Note in Deutschland so stark sei, daß erst eine Aktion Amerikas gegen England erfolgen müsse, bevor man Wilson um Vermittelung ersucht. Trotz dieser ganz haltlosen Politik der Reichsregierung versprach House dem deutschen Botschafter in Washington, daß Wilson den Frieden vermitteln werde. An einen Zwang auf England, das Völkerrecht zu beobachten, war in Amerika aber nicht zu denken.

Bernstorff scheint mir die politische Lage klar erkannt zu haben, wenn er schreibt (S. 255/56): „Ich war überzeugt, daß, wenn die amerikanische Regierung eine Friedenskonferenz zustande brachte, auf dieser auch der Friede geschlossen werden würde. Es war nicht anzunehmen, daß bei dem allgemeinen Friedensbedürfnisse der Völker eine solche Konferenz resultatlos auseinandergehen könnte. Auch waren die Vereinigten Staaten nach Zusammentritt einer Konferenz gar nicht mehr in der Lage, in den Krieg einzutreten, weil die amerikanische öffentliche Meinung dies nicht verstanden hätte. Ohne Hilfe der Vereinigten Staaten konnte die Entente aber nicht siegen. Es war also nur eine Frage der Geschicklichkeit unserer Unterhändler, ob ein für uns erträglicher Friede (natürlich kein „deutscher Friede". Der Verf.) aus der Konferenz hervorging. Diplomatische Verhandlungen pflegen durch allgemeine Ermüdung ein Ende zu nehmen, wobei diejenige Partei den Vorteil genießt, welche die besten Pfänder in der Hand hält. In diesem Falle waren wir aber in der günstigeren Lage, da unsere Eroberungen uns eine vorteilhaftere Stellung bei den Verhandlungen gaben."

Schon am 21. Mai 1916 konnte Bernstorff nach Berlin telegraphieren: „Stimmung jetzt hier günstiger wegen der Wirkung der irischen Hinrichtungen. Wilson hält Konflikt mit uns für erledigt und wünscht Beruhigung und baldige Friedensstiftung."

Die kühne Fahrt des Handels-U-Bootes „Deutschland", das am 8. Juli 1916 in Amerika ankam, gefiel den Amerikanern. Die Regierung ließ das Schiff am 13. Juli in Baltimore auf seinen Charakter als Handelsschiff prüfen, und als die Prüfung keinen Anstand ergeben hatte, durfte das Schiff, solange es wollte, bleiben und auch Ladung aufnehmen. Der Bürgermeister von Baltimore gab ein Festessen, deutsche und amerikanische Flaggen, die „Wacht am Rhein", von der amerikanischen Kapelle gespielt, und freundschaftlichste Reden bewiesen, daß es Deutschland gar nicht schwer war, moralische Eroberungen in Amerika zu machen. Um so unbegreiflicher tappten die deutschen Marinebehörden in die sich hoffnungsreich gestaltenden deutsch-amerikanischen Beziehungen hinein, indem sie das U 53, also ein Kriegsschiff, an die amerikanische Küste sandten. Die Abkühlung der amerikanischen Stimmung erfolgte sofort, und als die Nachricht einlief, das U 53 habe an der Küste einige Versenkungen vorgenommen, wurde die Lage plötzlich wieder sehr ernst. Bernstorff glaubt, die Fahrt des U 53 wäre so ausgelegt worden, als wollten wir die Wiederwahl Wilsons erschweren. Selbst wenn dieser etwas komplizierte Gedankengang der Masse nicht geläufig wurde, so war er für Wilson sehr naheliegend. Seine Wiederwahl stützte sich auf die Pazifisten — ihnen mußte er als Mann des Friedens sympathisch bleiben und seine republikanischen Gegner durften nicht sagen können, daß er der Würde Amerikas irgend etwas vergeben habe. Diese etwas feinere Psychologie der Politik verstand wohl Bethmann Hollweg, aber das war, wie die Machtverhältnisse nun einmal in Deutschland lagen, zu wenig.

Schon am 27. Mai war Wilson zum erstenmal mit seinem Gedanken des Völkerbundes öffentlich hervorgetreten. Seine Ansprache an die amerikanische Friedensliga, deren Wortlaut Bernstorff (S. 268ff.) bringt, deutet sehr klar an, daß er gewillt war, den Frieden zu vermitteln. Die deutsche Politik ging viel zu wenig auf diese Stimmung ein. Sie konnte sich damals die Regierung Amerikas tatsächlich zur Freundin machen, wenn sie die Imponderabilien, von denen der Präsident wohl abhing und die nachgerade Ponderabilien geworden waren, berücksichtigte. Statt dessen fürchtete sie sich vor der aufgehetzten öffentlichen Meinung in Deutschland und vor den Militärs. Der Brief Jagows (Erlaß A 56 vom 7. Juni 1916, angeführt in Bernstorff S. 273ff.) zeigt so deutlich die Unfreiheit der deutschen Regierung und den vollkommenen Umfall vor der militaristischen Richtung, daß wir ihn hier wörtlich als eines der wichtigsten Dokumente wiedergeben müssen. Was wir gesperrt

drucken ließen, halten wir für ganz besonders wichtig. Der Erlaß lautete:

Geheim. Berlin, 7. Juni 1916.

Mehr als ein Monat ist seit unserer letzten Note an die Vereinigten Staaten in der Unterseebootfrage verstrichen, ohne daß sich Präsident Wilson bei der englischen Regierung zu irgendeinem Schritte in der Blockadefrage entschlossen hätte. Ich erwarte zwar nicht, daß sich England unter der Einwirkung der Vereinigten Staaten zu einem Verzichte auf seine völkerrechtswidrigen Maßnahmen verstehen würde; ebensowenig nehme ich an, daß eine Zurückweisung der amerikanischen Forderungen durch England zu einer ernstlichen Trübung der Beziehungen beider Länder führen würde. Schon der bestehende Schiedsvertrag, der es ermöglicht, die Erledigung der Streitpunkte auf die lange Bank zu schieben, schließt das aus. Aber die völlige Passivität Herrn Wilsons, die erklärlich war, solange er den Anschein zu vermeiden wünschte, unter deutschem Drucke zu handeln, die aber auf die Dauer hiermit nicht zu rechtfertigen ist, muß unsere öffentliche Meinung sehr ungünstig beeinflussen und versetzt die kaiserliche Regierung in die denkbar schwierigste Lage.

Euer Exzellenz werden schon aus den dorthin gelangten Nachrichten entnommen haben, daß unser Zurückweichen in der U-Bootfrage vor Amerika von weiten und einflußreichen Kreisen in Deutschland mißbilligt wird. Verharrt Präsident Wilson noch länger in seiner Untätigkeit gegenüber England, so ist zu befürchten, daß auch der Teil der öffentlichen Meinung, der die Haltung der Regierung bis jetzt gebilligt hat, sich den Gegnern der Regierungspolitik anschließt und daß die gesamte öffentliche Meinung in Deutschland die Wiederaufnahme des Unterseebootkrieges in den früheren Formen gebieterisch fordert. Die Kaiserliche Regierung würde dann um so weniger in der Lage sein, sich dieser Forderung auf die Dauer zu widersetzen, als alle militärischen Stellen nach wie vor den rücksichtslosen Unterseebootkrieg als das einzig wirksame Kriegsmittel zur völligen Niederkämpfung Englands ansehen und empfehlen. Dazu kommt, daß, wie wir aus ganz geheimen Quellen wissen, die Entente eine noch weitere erhebliche Verschärfung der Blockademaßnahmen beschlossen und gleichzeitig vereinbart hat, Proteste der Neutralen, insbesondere aber Amerikas, in Zukunft mit dem Argument zurückzuweisen, daß nur auf diese Weise eine auch im Interesse der

Neutralen liegende Beendigung des Krieges herbeigeführt werden könne. Euer Exzellenz wollen daher den Präsidenten Wilson durch Herrn Houſe auf die ernſten Gefahren aufmerkſam machen laſſen, die ſeine Paſſivität England gegenüber in ſich birgt.

Was die Friedensvermittlungsabſicht Herrn Wilſons betrifft, ſo findet dieſelbe einſtweilen ja in England lebhaften Widerſpruch. Es kann uns nur willkommen ſein, wenn die Ablehnung von England ausgeht, denn es liegt auf der Hand, daß wir der Vermittlung eines in ſeinen ganzen Auffaſſungen dem engliſchen Standpunkte ſo weit zuneigenden und überdies ſo naiven Staatsmannes, wie Präſident Wilſon, ſkeptiſch gegenüberſtehen. Dazu nötigt ſchon die Erwägung, daß der Präſident vorausſichtlich bemüht ſein würde, den Frieden im weſentlichen auf der Grundlage des status quo ante, insbeſondere auch bezüglich Belgiens, herbeizuführen.

So wenig es ſich auch heute noch überſehen läßt, inwieweit wir in der Lage ſein werden, eine unſeren Intereſſen entſprechende Löſung der belgiſchen Frage herbeizuführen, die durch den Krieg aktuell geworden iſt, ſo läßt ſich doch heute ſo viel ſchon ſagen, daß bei weiterem für uns günſtigem Fortgange des Krieges ein Friede auf der Grundlage des abſoluten status quo ante für uns unannehmbar iſt. So wie der Präſident ſeine Rolle auffaßt, als berufener Schirmherr alles deſſen, was nach ſeiner Auffaſſung Recht und Gerechtigkeit iſt, iſt zu befürchten, daß unſere Weigerung, auf dieſer Grundlage Frieden zu ſchließen, ihn veranlaſſen könnte, dann offen in das Lager unſerer Feinde überzugehen. Es iſt aber nicht ausgeſchloſſen, daß die öffentliche Meinung in England mit der Zeit ſich Herrn Wilſon und ſeinem Vermittelungswunſche wieder zuwendet. Sobald die Vermittelungsabſichten Herrn Wilſons **drohen**, konkretere Formen anzunehmen, und auf engliſcher Seite die Neigung erkennbar wird, auf ſie einzugehen, wird es daher die Aufgabe Eurer Exzellenz ſein, zu verhindern, daß Präſident Wilſon mit einem poſitiven Vermittlungsvorſchlage an uns herantritt. Die Wahl der Mittel, um dieſes Ziel ohne Gefährdung unſerer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu erreichen, glaube ich dem diplomatiſchen Geſchick Eurer Exzellenz überlaſſen zu dürfen, da ich von hier aus die dortige Lage der Dinge nicht zu überſehen vermag.

gez. von Jagow.

Ein Kommentar hierzu ist für den denkenden Leser unnötig. Am 12. Juni telegraphiert Jagow an den Botschafter, daß Militär und Marine von neuem auf den U-Bootkrieg drängen und daß Wilsons Friedensvermittelung unerwünscht wäre. Bethmann Hollweg dagegen telegraphiert am 18. August, daß man gerne bereit sei, eine Vermittelung des Präsidenten, die den Beginn von Friedensverhandlungen der Kriegführenden untereinander herbeiführen will, anzunehmen. Am 2. September wird dieser Entschluß wieder modifiziert und Bethmann telegraphiert: „Erscheint, wenn im Osten keine größere Katastrophe eintritt, Friedensvermittelung Wilsons möglich und erfolgreich, wenn wir Belgiens bedingte Wiederherstellung zusichern? Andernfalls müßte rücksichtsloser U-Bootkrieg ernstlich erwogen werden."

Es war kein angenehmes Geschäft, unter diesen Verhältnissen, unter diesem Hin- und Herschwanken deutscher Botschafter zu sein. Mit Recht hat sich die Kritik mit manchen Mißständen bei unseren ausländischen Vertretungen beschäftigt. Es gab eine Reihe von deutschen Diplomaten, die ihrer Stellung in keiner Hinsicht gewachsen waren. Es ist aber ungerecht, wenn die Kritik sich nur mit den Diplomaten beschäftigt und die große Zentrale geistiger Impotenz und charakterlicher Schwäche, das Auswärtige Amt in Berlin, viel zu sehr verschont. Der beste Diplomat war ohnmächtig bei dieser Oberleitung. Wer je in oder mit diesem Amt von Gottes größtem Zorn zu tun hatte, muß gestehen, daß mit dieser Behörde Deutschland geschlagen war, wo immer es auftrat.

Der deutsche Botschafter in Amerika telegraphiert immer wieder sein ceterum censeo: „Der U-Bootkrieg zwingt Amerika, uns den Krieg zu erklären und wir verlieren den Krieg, wenn dieser Moment eintritt, rettungslos." Auch Helfferich schreibt („Weltkrieg" II, S. 387): „Ich habe im Laufe der Zeit von allen den Leuten, die aus Amerika herübergekommen sind und die ich gesehen habe, nie eine andere Ansicht gehört als die: Wenn ihr den rücksichtslosen U-Bootkrieg anfangt, dann habt ihr den Bruch und den Krieg mit Amerika." Und sehr richtig sagte er im Ausschuß des Reichstages: „Wenn die Karte des rücksichtslosen U-Bootkrieges ausgespielt wird und sie sticht nicht, dann sind wir verloren, dann sind wir auf Jahrhunderte hinaus verloren."

Man hörte nicht auf Bernstorff. Man gab ihm die kindlichsten Aufträge und stellte, die eigene Unorientiertheit schlagend beweisend, Fragen, ohne sich dann um die sehr klaren Antworten zu kümmern.

Man sieht aus dem Wortlaut der Depeschen, die zwischen Berlin

und dem deutschen Botschafter hin- und hergingen (im Buche Bernstorffs alle enthalten), wie die Reichsregierung, sobald Bethmann Hollweg Oberwasser hatte, in vernünftige Bahnen der Verständigung strebte, wie aber jede Stetigkeit zu vermissen ist. Denn Bethmanns starke Tage waren von zahlreicheren schwachen — an denen militärische und alldeutsche Kreise den Ton angaben — unterbrochen. Diese schwachen Tage mehrten sich in bedenklichem Maße im Herbst 1916. Am 14. Oktober telegraphiert Bethmann: „Ausdrücklicher Antrag auf Friedensvermittelung Wilsons . . . . unmöglich." Im Oktober wurde Wilson mit Hilfe der pazifistischen Richtung in Amerika, wenn auch nach hartem Kampfe, wiedergewählt. Damit war nach Ansicht Bernstorffs der Beginn der amerikanischen Friedensaktion frei geworden. Parteilich standen die Pazifisten im Lager der Demokraten, die Kriegstreiber in dem der Republikaner.

Ungeachtet der neuen amerikanischen Möglichkeiten, den Frieden zu bringen — Möglichkeiten, die allerdings durch die sinnlosen belgischen Deportationen, eine brutale militärische Maßnahme von politisch katastrophaler Wirkung, wesentlich gestört wurden —, gab die Reichsregierung, wie ihre fortgesetzten Depeschen beweisen, wieder den Wünschen der U-Bootfanatiker Gehör.

Am 22. November telegraphiert plötzlich Jagow an Bernstorff:

„Ganz geheim.

Zu Euer Exzellenz ausschließlich persönlicher Information. Sofern günstige militärische Lage es gestattet, beabsichtigen wir mit unseren Verbündeten demnächst Bereitwilligkeit unsererseits anzukündigen, in Friedensverhandlungen einzutreten."

Dieser Wunsch traf sich mit dem Wilsons, der zwischen November und Neujahr einen entscheidenden Schritt in der Friedensvermittelung vorhatte, was er um so mehr tun konnte, als die Stimmung in Amerika wegen der englischen schwarzen Listen und der Pressenotizen gelegentlich der Wiederwahl Wilsons sich stark zu Deutschland neigte. Leider glaubte man das in Berlin nicht, was auch deutlich aus Helfferichs Memoiren hervorgeht. Jagow trat zurück und der ganz unfähige Zimmermann kam an seine Stelle. Bedauerlicherweise beließ Amerika Herrn Gerard, der Deutschland nicht liebte und in einem ständigen Dilemma zwischen dieser Abneigung und den Instruktionen, die er aus Washington erhielt, sich befand, in Berlin.

Ihm gegenüber konnte die Regierung in Berlin auf den unglücklichen Gedanken kommen, als Reserve für den Fall, daß Amerika

nicht vermittelte, den U-Bootkrieg bereitzuhalten, obwohl der springende Punkt gar nicht so sehr im Vermitteln Amerikas als in der Tatsache lag, daß der U-Bootkrieg in uneingeschränkter Form gleich Krieg mit Amerika, gleich Verlust des Weltkrieges zu setzen war.

Unser Friedensangebot im Dezember, das, wie ein Brief v. Stumms beweist, gemacht wurde, weil man glaubte, die günstige militärische Lage nach dem Falle von Bukarest beseitige die Gefahr, dem Unternehmen den Schein der Schwäche zu geben, war ein grober politischer Fehler. Denn die Staatsmänner der Entente beurteilten die Lage und unsere Motive ganz richtig nicht nach militärischen Erfolgen auf Nebenkriegsschauplätzen, sondern nach der Gesamtlage. Und die war nicht so, daß ein Friedensangebot von uns mit einem Mäntelchen ethischer Halbheiten hätte ihre Blößen decken können. Doppelt ungeschickt war es, Amerika in dieser Frage zuvorzukommen und Wilson dadurch zu verletzen, anstatt den Vorschlag Amerikas abzuwarten und sich ihm *dann* in der würdevollen Stellung des Eingeladenen anzuschließen. Aber da spielten wieder jene großen Imponderabilien mit, die man in Preußen-Deutschland nie verstand (auch Bismarck hat da seine wenigen großen außenpolitischen Sünden begangen) und die man heute noch nicht versteht.

Trotz des voreiligen Schrittes der deutschen Regierung sandte Wilson seine die Bekanntgabe der Kriegsziele anregende Note (Wortlaut Bernstorff S. 316ff.) an die kriegführenden Mächte ab. Ein gewaltiger Kurssturz der Kriegsindustriepapiere an der Neuyorker Börse bewies, wie ernst diese Note aufgefaßt wurde. Aber dieser Wunsch nach Bekanntgabe der Kriegsziele, d. h. der Friedensbedingungen, paßte der deutschen Regierung wiederum gar nicht. Das Kriegsziel war schon längst nicht mehr der einem ursprünglich gewollten Verteidigungskrieg entsprechende status quo ante, sondern war zu einem eroberungslustigen Programm geworden, das durch die militärischen Entschuldigungen, man müsse gesicherte Grenzen usw. haben, nur für die Kritiklosen harmlos verkleidet wurde.

Zimmermann tappte wie ein Bär in das kluge Spiel Amerikas, indem er Wilson erneut ablehnte, der Befürchtung Ausdruck gab, „durch den Druck der Neutralen um *gewünschten Gewinn gebracht zu werden*“ und selbst eine Friedenskonferenz glatt von der Hand wies. Auch die offizielle Note von Berlin auf das Angebot Wilsons war ablehnend, wenn auch in sehr höflicher Form.

Man war in Berlin wirklich so töricht, zu glauben, daß Amerika irgendwelches Verständnis dafür haben sollte, *warum* wir unsere

Kriegsziele nicht nennen wollten. Amerika hatte für diese Weigerung, die es nur als Heuchelei oder als trostlose Schwäche gegenüber der Militärpartei auslegen mußte, gar kein Verständnis. Trotzdem verlor Amerika nicht die Geduld und ließ mitteilen, daß Wilson die Friedenskonferenz auf Grund vorhergehender vertraulicher Aussprachen zustande bringen werde. Bernstorff hält es nach allem mit Recht für unfaßlich, daß „seitens des Auswärtigen Amtes in das deutsche Hauptquartier gemeldet wurde, von einer Friedensvermittelung Herrn Wilsons sei niemals die Rede gewesen".

Und nun, in den ersten Januartagen 1917, rannte Deutschland in sein Unglück. Die militärischen und Marinekreise hatten Zimmermann breitgeschlagen. Sie und die Alldeutschen hatten die öffentliche Meinung Deutschlands im Einvernehmen mit dem Kriegspresseamt, das hier hätte Zensur ausüben sollen, an Stelle dessen aber selbst mithetzte, maßlos aufgepeitscht, um dann heuchlerisch zu sagen: „Wir müssen der öffentlichen Meinung Rechnung tragen." Man hätte die deutsche öffentliche Meinung nur darüber informieren müssen, daß Wilson die besten Absichten hatte, einen Verständigungsfrieden herbeizuführen, und diese öffentliche Meinung wäre sofort gegen den unsinnigen U-Bootkrieg gewesen. Aber das arme deutsche Volk wurde ja systematisch und schamlos belogen, betrogen und ausgenützt.

Am 4. Januar telegraphiert Zimmermann: „Frage bewaffneter Handelsschiffe duldet nach Ansicht Marine und Oberster Heeresleitung keinen weiteren Aufschub." Und am 7. Januar, als ein Zeichen des Größenwahns, der die deutschen Obrigkeiten beherrschte: „Amerikanische Vermittlung für eigentliche Friedensverhandlungen ist uns schon wegen unserer öffentlichen Meinung durchaus unerwünscht. . . . . Wir sind der Überzeugung, den Krieg militärisch und wirtschaftlich zu siegreichem Ende bringen zu können." Und im gleichen Telegramm die Frage, die zum Lachen oder Weinen veranlassen kann: „Sollten Euer Exzellenz Vorschläge zu machen haben, wie uneingeschränkter U-Bootkrieg ohne Bruch mit Amerika geführt werden kann, bitte ich um alsbaldigen Drahtbericht."

Diese Tatsachen beweisen es unwiderleglich, daß das Deutschland des alten Systems den Frieden gar nicht wollte, sondern die Eroberung. Man hatte die größte Angst vor einer gerechten Verständigung und hintertrieb jedesmal jeden Versuch zu einer solchen. Nach dem Kriege, als das deutsche Volk an den Verbrechen dieses Systems litt, als der Versailler Vertrag die furchtbare Antwort

auf die Sünden dieses Systems gab, da versuchten die Anhänger dieses Systems — also die Mitschuldigen — diese Tatsachen zu verwischen. Und taten es mit größtem Erfolg. Ein trauriger Beweis für die Unreife des deutschen Volkes.

Am 9. Januar wurde in Pleß von deutscher Seite der Beschluß gefaßt, den uneingeschränkten U-Bootkrieg zu führen, da man das deutsche Friedensangebot vom Dezember als gescheitert ansah. Die Oberste Heeresleitung hatte schon im Dezember das Verlangen gestellt, eine dementsprechende Note ohne jede Rücksicht auf eine Friedensaktion an Amerika zu senden. Wenngleich dadurch jede Aussicht auf einen Frieden überhaupt (den die Oberste Heeresleitung gar nicht wollte) zerstört wurde und sich Deutschland dem Verdacht bisheriger Heuchelei aussetzte, so gehorchte Zimmermann doch den Generalen und Admiralen. Die Reichsregierung kapitulierte vor den Militärs. Helfferich hatte noch im Oktober ziemlich objektiv die Sachlage dargestellt. Er hatte es zwar für möglich gehalten, Englands Ernährung durch den U-Bootkrieg zu erschweren, vielleicht sogar zu gefährden, da Englands eigene Brotfruchternte von 8,7 Millionen Quarters 1915 auf 6 Millionen Quarters 1916 zurückgegangen sei und die Ernte der Vereinigten Staaten und Kanadas in der gleichen Zeit sich von 37½ Millionen Tonnen auf 21½ Millionen (Schätzung!) vermindert habe. Amerikanische und kanadische Ernte betrugen aber 1915 88% des Einfuhrbedarfs Englands. Auch waren die sichtbaren Getreidevorräte Englands in der zweiten Septemberhälfte 1916 niedriger als in der gleichen Zeit 1915. Helfferich verschloß sich jedoch nicht vor der realen Tatsache, daß England die ganze Welt offen stand. Auch glaubte er nicht daran, daß die erwartete Versenkung von 600000 Tonnen pro Monat England in der von der Marine berechneten Zeit von 6—8 Monaten auf die Knie zwingen würde. Die Rechnung war ja auch für einen einigermaßen Nüchternen ganz einfach.

Englische Handelsflotte Juni 1916	18 825 000	Bruttotonnen
Davon ab für militärische Zwecke	7 000 000	„
Rest	11 825 000	Bruttotonnen
Davon ab in 6 Monaten à 600 000 t von U-Booten zu versenken.	3 600 000	„
Stärke der englischen Handelsflotte nach 6 monatigem U-Bootkrieg	8 225 000	„

Das genügte vollkommen, ja überreichlich für die Lebensmittelversorgung Englands. Und dabei war noch gar nicht mitgerechnet, was an Neubauten innerhalb sechs Monaten geleistet werden konnte.

Andererseits war angenommen, daß die 600 000 Tonnen Versenkungen nur die englische Flotte treffen würden. Daß im Augenblick der Kriegserklärung Amerikas die gesamte amerikanische Flotte England — wenn wirklich Lebensmittelnot eintreten sollte — versorgen würde, war eine Selbstverständlichkeit

An Neubauten wurden fertiggestellt an Tonnen:

Jahr	in England	auf der ganzen Welt
1915	650 919	1 202 000
1916	541 552	1 688 000
1917	1 163 474	2 937 000
1918 in den ersten 9 Monaten	1 174 641	3 497 721

Diese Zahlen sind von denen, die der deutsche Admiralstab im Kriege verbreitete, etwas verschieden! Sie aber sind wahr; was dem deutschen Volke aber während des Krieges erzählt wurde, war nicht wahr! Es war daher ganz richtig, wenn Helfferich im Herbst 1916 sagte („Der Weltkrieg" II, S. 386): „Niemand in der ganzen Welt wird mit Sicherheit behaupten können, England werde nach sechs oder acht Monaten wegen Frachtraummangels nicht mehr in der Lage sein, weiterzukämpfen." Sehr befremdlich muß es wirken, wenn Helfferich es dann nicht der Mühe wert hält, seine Bedenken auch den Vertretern des deutschen Volkes kund zu tun. Es wirft ein eigentümliches Licht auf die politische Ehrlichkeit dieses an wütendem Ehrgeiz schwer erkrankten Mannes, wenn er im Juni 1917 im Haushaltausschuß des Reichstages erklärt: „Der U-Bootkrieg ist für England ein unabwendbares und unentrinnbares Schicksal". Glaubte das Helfferich wirklich oder hielt er es nur für opportun, so zu sprechen, nachdem der unfähige Chef des Admiralstabes v. Holtzendorff in seiner Denkschrift vom 12. Februar 1916 geschrieben hatte: „Der U-Bootkrieg zwingt England in einem halben Jahr zum Frieden". Die deutschen amtlichen und wie Pilze aus dem Boden sprießenden privaten Phantasien über den sicher zu erwartenden Erfolg des U-Bootkrieges machten immer den Fehler, mit der englischen Tonnage allein zu rechnen und zu glauben, daß der U-Bootterror alle Neutralen in

den Häfen zurückhalten werde. Weitere Gründe der falschen Rechnung gibt Gothein sehr klar und übersichtlich an:

1. Man rechnete weiter nur mit der im Verkehr mit den uns feindlichen europäischen Ländern fahrenden Tonnage und nicht damit, daß aus anderem Verkehr die Schiffe herangezogen werden würden.
2. Man überschätzte stark den für den unmittelbaren Kriegsdienst herangezogenen Schiffsraum und unterschätzte die Möglichkeit, den vorhandenen durch höhere Beladung besser auszunutzen, sowie die des gesteigerten Schiffsbaus.
3. Man setzte schließlich den über 2½ Millionen Tonnen betragenden Schiffsraum der in neutralen Staaten liegenden Handelsschiffe der Mittelmächte ebensowenig in Rechnung, wie die Fähigkeit Englands, Frankreichs und Italiens, im Bedarfsfall sich ebenso (in der Lebensführung. Der Verf.) einzuschränken, wie das Deutschland getan hatte.
4. Man unterschätzte auch ganz gewaltig die riesigen Vorräte an Lebensmitteln aller Art, die in Frankreich und England vorhanden waren.

Man war also auf Seite der U-Bootfanatiker das Gegenteil vom Realpolitiker. Realpolitik heißt in erster Linie die Grenzen des Möglichen erkennen, erst wägen und dann wagen.

Es half nichts, daß man dem armen deutschen Volk später amtliche Lügen auftischte von dem Hunger in England. England hat keine 24 Stunden in diesem ganzen Kriege Hunger gehabt.

Tatsächlich ist ja dann auch, was dem deutschen Volke verheimlicht wurde, 1917 die gesamte Getreideeinfuhr Englands aus Kanada, Nordamerika und Argentinien ohne Verlust nach England hereingekommen. Helfferich war innerlich absolut, äußerlich in bedingter Weise gegen den U-Bootkrieg und gegen die vollkommene Verrücktheit der „Zerschmetterer", die tatsächlich glaubten, die deutsche Position bessere sich, wenn ein kultiviertes Land mit mehr als 100 Millionen Einwohnern plötzlich zu den Feinden trete.

Von den Leistungen Amerikas hatten die Leute, die Deutschland in den Unterseebootkrieg trieben, keine Ahnung. Der Generalstab unterschätzte jedes fremde Land, namentlich aber eines, in dem die Kasernenhöfe eine so geringe Rolle spielten wie in Amerika. Daß man mit Geld, Zähigkeit und Willen zum Krieg in kürzester Zeit ein gewaltiges Heer zustande bringen könne, diese seit den ältesten Zeiten bekannte Wahrheit widersprach dem preußischen System der Parade und des Drills so sehr, daß es ketzerisch gewesen wäre, daran

zu glauben. Gingen diese großen Generalstabspsychologen doch so weit, den französischen Infanteristen (mit einen der besten der Welt) von oben herab anzusehen . . . weil er salopp grüßte und das königlich preußische Stillstehen nicht so in der Seele hatte.

Helfferich hätte wohl mit größerer Energie es verhindern können (sein Einfluß war groß), daß im Reichstagsausschuß die Zentrumsfraktion dem Reichskanzler eine Blankovollmacht erteilte, den U-Bootkrieg beginnen zu dürfen, wenn die Oberste Heeresleitung es für angezeigt halte. Helfferich („Weltkrieg" S. 390) bezeichnet diese Erklärung geradezu als „eine Aufforderung an den Reichskanzler, in der U-Bootfrage den Entschließungen der Obersten Heeresleitung zu folgen".

Damit war Bethmanns Position entscheidend untergraben. Widersetzte er sich den Wünschen der Obersten Heeresleitung, so war ihm eine Deckung durch den Reichstag versagt.

Je tiefer man Einblick in die Geschehnisse dieser unglücklichen Jahre, namentlich seit der larvierten Militärherrschaft Ludendorffs, tut, desto unabweisbarer wird die Tatsache, daß die Oberste Heeresleitung und das militaristische System, dessen gedankliche und gefühlsmäßige Emanation sie bedeutete, die entscheidende Schuld am Verluste des Weltkriegs trugen. Die Anbetung der Heeresleitung durch den Reichstag, das bedingungslose Kapitulieren der bürgerlichen Abgeordneten vor jeder Uniform und jeder Meinung eines Uniformierten, die militaristische Verwirrung der öffentlichen Meinung, all das sind nur Symptome des Systems, ausgelöst durch eine enorme und organisatorisch glänzend durchgeführte Propaganda der Obersten Heeresleitung ad majorem gloriam ihres politischen Einflusses.

Einen kleinen Überblick über die Leistungen Amerikas findet der Leser im Anhang zu diesem Abschnitt.

Durch die Erklärung der Reichstagsmehrheit war dem Willen Ludendorffs die politische Vernunft Bethmanns wie ein wehrloses Kind ausgeliefert. Am 8. Januar erhielt der Reichskanzler eine Einladung von Hindenburg zu einer Besprechung über die Frage des U-Bootkrieges nach Pleß. Der Chef des Admiralstabes hatte Hindenburg, der von Volkswirtschaft und Seekrieg gleich wenig verstand, durch eine phantasievolle Denkschrift betört, in der er erklärte, „daß wir, wie die Verhältnisse jetzt lägen, mit dem uneingeschränkten U-Bootkrieg England in fünf Monaten zum Frieden zwingen könnten". Eine große Schuld an dieser wahnsinnigen Auffassung trug nach Gothein ein Professor Dr. Hermann Levy, der als

besonderer Kenner wirtschaftlicher englischer Verhältnisse galt und als Hilfsarbeiter im Reichsmarineamt (wahrscheinlich auf Befehl) eine Denkschrift ausarbeitete, in der er auf Grund großen statistischen Materials berechnete, daß bei einer monatlichen Versenkung von 600000 Tonnen England spätestens Anfang Juli 1917 um Frieden bitten müsse.

Gewiß, es lag eine unerhört starke Verlockung in der Versicherung der raschesten Niederkämpfung Englands für einen Generalissimus! Auch auf den Kanzler verfehlte die objektiv unrichtige Denkschrift des Reichsmarineamts nicht ihre Wirkung, die durch mündliche Mitteilungen einer autoritativen Marinepersönlichkeit noch verstärkt wurde. (Die Beurteilung der Denkschrift in Helfferich, „Weltkrieg" II, S. 406ff.)

In Pleß wurde der Kanzler von Ludendorff veranlaßt, in den uneingeschränkten U-Bootkrieg einzuwilligen. Es wurde ihm gesagt, daß der Kaiser die Überzeugung gewonnen habe, der uneingeschränkte U-Bootkrieg sei nicht zu vermeiden. Hindenburg und Ludendorff fuhren mit dem beliebten schweren Geschütz auf, daß sie, wenn der U-Bootkrieg nicht zum 1. Februar beginne, die Verantwortung für die militärischen Operationen nicht übernehmen könnten und betonten in völliger Verkennung der Sachlage, daß sie alle Verantwortung für diesen Schritt tragen würden.

Zunächst wollte Bethmann, was das richtigste gewesen wäre, seinen Abschied nehmen, glaubte sich aber dann nicht der Verantwortung entziehen zu können und tat das Unrichtigste in seiner vornehmen Art — er blieb und vollzog, was er innerlich verurteilte. Er nannte das: „Der Rubikon ist überschritten". Bei solchen Flüssen kommt es darauf an, wer sie überschreitet! Ludendorff war kein Julius Cäsar, Hindenburg auch nicht und der vornehme, weiche und beeinflußbare Bethmann ebenfalls nicht. Und Pompejus bebte nicht vor den paar tausend Legionären, die aus Oberitalien gegen Rom damals marschierten, sondern nur vor Cäsar, der sie führte. —

Mitten in die ernstlichen Vorbereitungen der amerikanischen Regierung für Stiftung des Friedens, eine Vorbereitung, die durch die Ententenote mit ihren unannehmbaren Friedensbedingungen (von Amerika richtig als Bluff aufgefaßt) nicht gestört wurde, platzte die Erklärung der deutschen Regierung, daß am 1. Februar der uneingeschränkte U-Bootkrieg beginnen werde. Und zwar sollte diese Erklärung „aus marinetechnischen Gründen" (vor denen sich natürlich die gesamte deutsche Regierung verbeugte) den Neutralen erst am

30. Januar bekanntgegeben werden, was auf der ganzen Welt als eine Brutalität erster Ordnung aufgefaßt wurde und alle noch vorhandenen Sympathien mit einem Schlage uns verlieren ließ.

Am 22. Januar hatte Wilson in einer Botschaft an den Senat noch ausführlich sein Programm eines Friedens ohne Sieg entwickelt. (Die sehr wichtige Botschaft ist in Bernstorff S. 359ff. im Wortlaut enthalten und kann den Lesern klar machen, daß der Vorwurf, den ihr Helfferich [„Weltkrieg" II, S. 415] macht, sie sei befangen, verständnislos und bestätige die Bedenken, die man gegen Wilsons Friedensvermittelung hatte, ungerechtfertigt ist.) Wie wenig diese Botschaft, wie Helfferich und andere glaubten, ententefreundlich war, beweist sich daraus, daß die Ententevertreter sofort Sturm liefen und Wilson ihr Mißfallen ausdrückten.

Bernstorff, dem der Entschluß und der Auftrag der Übergabe der Erklärung für den 30. Januar am 19. übermittelt war, versuchte verzweifelt alle Mittel, um die Reichsregierung von dem verhängnisvollen Schritt abzubringen. Er schlug Verkündigung einer Frist vor, innerhalb der die Friedensaktion Amerikas vonstatten gehen müsse. Er warf die ganze Kraft seiner glänzenden Stellung in Amerika in die Wagschale. Er erreichte, daß Wilson versprach, offiziell, aber zunächst vertraulich, Friedensvermittelung auf Grund seiner Senatsbotschaft, das heißt also ohne Einmischung in territoriale Friedensbedingungen, vorzunehmen (Telegramm Bernstorffs vom 26. Januar 1917). Am 27. telegraphiert Bernstorff seine Unterredung mit dem ihm von Wilson offiziell geschickten House, wonach Amerika um Bekanntgabe deutscher Friedensbedingungen und um deutsches Vertrauen, daß es die Friedenskonferenzen erreichen könne, bittet (!!). Bernstorff fügt mahnend hinzu: „Wenn jetzt ohne weiteres U-Bootkrieg begonnen wird, wird Präsident dies als Schlag ins Gesicht betrachten und Krieg mit Vereinigten Staaten ist unvermeidlich."

Die Telegramme Bernstorffs machten Eindruck auf die Reichsregierung. Sie telegraphierte am 29. Januar an den Botschafter: „Wir bringen ihm (Wilson) volles Vertrauen entgegen und bitten ihn, dasselbe auch uns zu schenken. Deutschland ist bereit, die von ihm (Wilson) vertraulich angebotene Vermittelung zur Herbeiführung einer direkten Konferenz der Kriegführenden anzunehmen." Die deutsche Regierung gab daraufhin vertraulich und nur für Wilson bestimmt (was ein frommer Wunsch war, denn der gesamte Chiffretelegrammverkehr zwischen Berlin und Bernstorff wurde von

England mitgelesen) ihre Friedensbedingungen bekannt, und dann hieß es in diesem die vollständige Verwirrung in Berlin verratenden Telegramm: „Wenn sein (Wilsons) Angebot nur wenige Tage vorher erfolgt wäre, hätten wir den Beginn des neuen U-Bootkrieges vertagen können." So aber sei es unmöglich. Wieder waren es „marinetechnische Verhältnisse", die es verhinderten, Deutschland noch in letzter Stunde vor dem Verderben zu retten.

Unverständlich ist diese Depesche Bethmanns in ihrem ersten oben angegebenen Teil, wenn man hierzu vergleicht, was der Kanzler vor dem Ausschuß der Nationalversammlung sagte, daß nämlich „darüber Klarheit bestand, daß mit dem Entschluß zum unbeschränkten U-Bootkrieg jede weitere Betätigung des Präsidenten im Sinne der Herbeiführung des Friedens abgeschnitten wurde". Wozu dann die Einleitung des Telegrammes. Waren es nicht wieder die zwei Seelen in der Brust der deutschen Reichsregierung, die da abwechselnd das Telegramm redigierten?

Die Wirkung der deutschen U-Bootnote am 30. Januar war der sofortige Abbruch der diplomatischen Beziehungen der Vereinigten Staaten mit Deutschland. Wichtig erscheint ein Abschiedsbrief Houses an Bernstorff (Bernstorff S. 381): „Es ist zu traurig, daß Ihre Regierung den uneingeschränkten U-Bootkrieg in einem Augenblick erklärt hat, wo wir dem Frieden so nahe waren. Der Tag wird kommen, an dem man in Deutschland einsehen wird, wieviel Sie in Amerika für Ihr Vaterland getan haben." Eine Äußerung Bonar Laws im englischen Parlament, daß „Großbritannien ohne den Hinzutritt Amerikas zur Entente finanziell zusammengebrochen wäre" ist ebenfalls bedeutsam.

Nach dem Kriege sagte Bethmann Hollweg mit anerkennenswerter Offenheit vor dem Untersuchungsausschuß: „Unzweifelhaft, wenn man jetzt die Sache rückschauend betrachtet, wären wir besser gefahren, wenn wir uns damals in die Hand des Präsidenten Wilson begeben und seine Friedensvermittelung angenommen hätten."

So kam es zum Kriege mit Amerika, und der deutsche Diplomat, der alles getan hatte (und mit bemerkenswertem Geschick), diesen Krieg zu verhindern, wurde, weil Ludendorff gegen ihn intrigierte, nach seiner Rückkehr vom Kaiser nicht einmal empfangen. Angeblich geschah dies, weil Bernstorff demokratische Ansichten hatte. Möglich, daß das mitspielte. „Der bedauernswerte Monarch", schreibt Bernstorff, „hat leider niemals begriffen, daß die ‚Demokraten' seine besten Freunde waren. Die Kaisergewalt ließ sich auf die Dauer

nur erhalten, wenn sie in einer starken Demokratie zugleich ihre Stütze und ihr Gegengewicht fand."

Daß die Oberste Heeresleitung sich über dem Bedürfnis erhaben fühlte, sich von einem der allerbesten Kenner Amerikas orientieren zu lassen und Bernstorff nicht einlud, ist bei der in ihr herrschenden maßlosen Einbildung und Selbstherrlichkeit, wie sie nur auf dem Boden zweifelhafter Bildung wachsen können, nicht weiter verwunderlich.

Ludendorff wiegte sich in der Hoffnung, mit einem U-Bootkrieg von fünf Monaten den Krieg zu beenden. Auf diese Phantasie war das Schicksal Deutschlands wackelig genug aufgebaut.

Es ist notwendig, daß wir die U-Bootfrage noch kurz nach ihrer Frage als Kriegsmittel beleuchten.

Unter Ausschaltung aller ethischen Fragen kann man rein militärisch sagen: „Wenn es gelingt, mit einem Kriegsmittel den Krieg siegreich zu beenden, dann ist es angezeigt, dieses Kriegsmittel auch zu verwenden." Aus dem über Amerika Gesagten geht aber mit großer Deutlichkeit hervor, daß der U-Bootkrieg zwangsläufig den Krieg mit den Vereinigten Staaten auslösen mußte. Mit dem Eintritt Amerikas in den Krieg war dieser Krieg für Deutschland sicher verloren. Er wäre nur dann nicht sicher verloren gewesen, wenn es gelungen wäre, mit den U-Booten England so rasch niederzukämpfen, daß England um Frieden bat, bevor Amerika seine Rüstungen beendet hatte. Diese sehr zweifelhafte Aussicht auf den Erfolg der U-Bootwaffe, die nicht einmal als Wahrscheinlichkeit angenommen werden durfte, wurde als Gewißheit von seiten der Marinebehörden, der Obersten Heeresleitung und der betörten Reichsregierung dargestellt. Man kann vielleicht nicht sagen, daß dies wider besseres Wissen geschah, aber es geschah jedenfalls mit einer Fahrlässigkeit des Urteils und einer Leichtfertigkeit gegenüber dem Schicksal des Volkes, die beide als ein Verbrechen am deutschen Volke angesprochen werden dürfen.

Das U-Boot ist eine französische Erfindung, wenngleich seine Idee von einem Deutschen stammt. Die französische Marine interessierte sich mit der ganzen Beweglichkeit französischer Behörden für dieses neue Kriegsmittel, ganz ähnlich wie diese französischen Behörden später entschlossen und ohne sich durch anfängliche Mißerfolge irre machen zu lassen, sich auch für das Flugzeug interessierten. Sie sahen in U-Boot und Flugzeug Kriegsmittel der nahen Zukunft. In Deutschland ahnten die kommenden Möglichkeiten der U-Booterfindung nicht etwa deutsche Marinebehörden, sondern der frei-

sinnige Abgeordnete Eugen Richter und etwas später der Konservative v. Kardorff und der Freisinnige Dr. Leonhart, der immer wieder auf die Bedeutung des U-Bootes hinwies. Verhindert wurde die rechtzeitige Einführung des U-Bootes durch . . . Tirpitz. Dieser unglückselige Halbpolitiker, der alles nur sub specie persönlichen Erfolges betrachtete, bewertete und in Angriff nahm, hatte sich auf dem Programm der Hochseeflotte festgerannt. Seine technischen Kenntnisse müssen, wenn man die Gründe, mit denen er jeden Bau von U-Booten ablehnte, nicht als politische Scheingründe, ihn selbst also nicht für einen Lügner halten will, sehr oberflächlich gewesen sein. Zu einer Zeit, wo das Periskop schon erfunden war, bekämpfte er das U-Boot, weil man unter Wasser nicht sehen könne; später glaubte er, das U-Boot könne nur in ganz seichtem Wasser fahren, ja selbst bei Kriegsausbruch hatte der politisierende Admiral über Leistungsfähigkeit und Verwendungsmöglichkeit der vorhandenen deutschen U-Boote keine Ahnung.

Dafür war er desto mehr in Politik tätig. Ganz im Banne des alldeutschen Macht- und Raubgedankens, war ihm das U-Boot, weil man es in erster Linie als Verteidigungswaffe dachte, unsympathisch. Sein Leben war nur dem Angriffsgedanken gegen England gewidmet und der Hoffnung, daß sein Name auf den Ruinen Londons einst lasten würde mit einem echt alldeutschen vae victis! —

Befangen in solchen Gedankengängen, verhinderte er — ein Mann sehr beschränkter Geistigkeit, aber versehen mit großem Talent, mehr aus sich zu machen, als er war — systematisch den Bau von deutschen U-Booten. Nur weil ihn der Reichstag drängte und er befürchten mußte, an Ansehen zu verlieren, gab er im Jahre 1905 den Auftrag zum Bau des ersten U-Bootes.

1907 hatten:

Deutschland	1 U-Boot	fertig
Frankreich	99 U-Boote	fertig und im Bau
England	48 „	fertig und im Bau

Psychologisch interessant ist dieser Kampf Tirpitz' gegen das U-Boot. Als junger Korvettenkapitän hatte er 1884 dem Reichstag eine Denkschrift übergeben, in der 115 Torpedoboote verlangt wurden. Damals glaubte Tirpitz mit dem Torpedoboote das zu erreichen, was allein mit dem U-Boot gelöst werden konnte. Die natürliche Konsequenz seiner Torpedobootsidee aber nun zu ziehen, als das U-Boot zur Verfügung stand, fiel Tirpitz gar nicht ein. Sein sprunghafter und dabei doch kleinlich-eigensinniger Geist faßte,

vielleicht auch um dem Kaiser zu schmeicheln, die Idee auf, in wenigen Jahren eine Kampfflotte zu bauen, die mit Englands hundertjährigem Vorsprung rivalisieren könnte.

Und da begann denn ein Feldzug für die „große Flotte", der mit allen nur denkbaren Mitteln geführt wurde. Was regnete es Lügen über das deutsche Volk herab hinsichtlich der Verteidigung der Küsten! Denn um zu sagen, wir wollen eine Flotte, um England anzugreifen, dazu war man, offiziell wenigstens, doch zu vorsichtig. Da hieß es, U-Boote könnten ohne begleitende Schlachtflotte nichts erreichen, dann wieder, daß nur die Großkampfschiffe die Küste wirksam verteidigen könnten. Und als dann im Kriege sich ganz deutlich zeigte, daß die Hochseeflotte nichts erreichte und da, wo Küstenverteidigung in Frage kam (flandrische Küste und Dardanellen), nur die Küstenbatterien und die U-Boote halfen, da begann das Märchen von der „Fernwirkung der Hochseeflotte" erfunden zu werden, die stärkste und frechste Rechnung mit dem Laienunverstand, dem man jeden Bären aufzubinden sich vermaß. (Vgl. die zahlreichen Beispiele, die Persius S. 75 ff. anführt.)

Vielleicht ist es ein Verdienst des Vizeadmirals Galster, daß Deutschland überhaupt ein U-Boot hatte. Galster erkannte, wie eine Reihe anderer hoher Marineoffiziere, die Hohlheit von Tirpitz, aber er vermochte nicht mit seinen eigenen Gedanken, die uns eine starke U-Bootflotte beschert hätten, durchzudringen. Was half es Deutschland, daß die Universität Halle Galster, der verbittert schon lange seinen Abschied genommen hatte, während des Krieges zum Ehrendoktor ernannte? Auch Vizeadmiral Freiherr v. Schleinitz versuchte, ebenso wie Kapitän Persius, gegen Tirpitz aufzutreten. Vergeblich. Im Flottenverein wurde die Parole gegen das U-Boot ausgegeben, um damit die öffentliche Meinung Deutschlands für die Kampfflotte Tirpitz' mobil zu machen, für eine Kampfflotte, deren Bestückung, ebenfalls eine schwere Schuld Tirpitz', viel zu geringkalibrig war.

Gothein schreibt in seinem inhaltsreichen Buch: „Warum verloren wir den Krieg?": „Nur dem ständigen Drängen des Reichstages ist es zu danken, daß wir überhaupt bei Kriegsbeginn U-Boote hatten. Und zwar waren es erst der erwähnte Dr. Leonhart, später nach dessen Ausscheiden der Abg. Dr. Struve-Kiel und der Schreiber dieser Zeilen, die den U-Bootgedanken gegen Herrn von Tirpitz vertraten, dem sie jedes U-Boot förmlich abringen mußten. Selbst Sparsamkeitsrücksichten wurden von ihm gegen sie ins Feld geführt; dabei konnte man für einen Dreadnought 30 U-Boote beschaffen.

Aber auch die Ausführung des dem Reichstage mitgeteilten U-Bootbauprogramms wurde nicht innegehalten."

Auf diese Weise erklärte sich die Ausrüstung Deutschlands mit U-Booten bei Beginn des Weltkrieges. Es hatten:

Deutschland 28 U-Boote (sämtliche ohne Geschütze und nur mit ganz wenigen Torpedos und einem Maschinengewehr (!) ausgerüstet. Davon war U 2 niemals frontbereit.)

Frankreich 45 U-Boote. (Es hatte seine früheſten Konstruktionen abgestoßen, was vielfach und ganz mit Unrecht gegen die Richtigkeit der Tendenz der französischen Behörden, frühzeitig mit neuen Gedanken zu experimentieren, ins Feld geführt wurde. Die konservative Richtung deutscher Behörden in jeder Hinsicht hat unendlich viel Blut gekostet, und das ist kostbarer als Geld, wenigstens für den Normalmenschen.)

England etwa 100 U-Boote. (Das war ein deutlicher Beweis gegen die Behauptung der Tirpitzianer, daß das U-Boot keine Angriffswaffe sei und auch die Küsten nicht verteidigen könne.)

Vereinigte Staaten ?5 U-Boote,

Japan 13 U-Boote.

Auch in den Ausmaßen war Deutschland weit zurück. Unsere größten U-Boote waren 650 Tonnen, während die französischen und englischen bis zu 785 Tonnen groß waren.

Die Ablehnung weiter Kreise und lächerlicherweise gerade derjenigen, die dann im Kriege nicht laut genug nach dem uneingeschränkten U-Bootkrieg schrieen, hatte bezeichnende Wirkung auf den Bau der U-Boote.

Wir hörten schon, daß erst 1907 das erste deutsche U-Boot in Dienst gestellt wurde. Die weitere Entwickelung zeigt folgendes Bild:

Es traten in Dienst

1908	. . . . .	ein Boot
1909	. . . . .	zwei Boote
1910	. . . . .	vier „
1911	. . . . .	fünf „
1912	. . . . .	fünf „
1913	. . . . .	sechs „
1914 bis August		vier „

Nach den Erfolgen Weddigens mit U 9 (1911 in Dienst!) behauptete Tirpitz: „Man dürfe nicht vergessen, daß U-Boote am besten an den Küsten und in flachen Gewässern operieren (!)".

Es traten während des Krieges in Dienst:

bis Oktober 1915 U-Boot 29—44, also 16,
von Oktober 1915—1. Januar 1916 „ 45—46, „ 2,
im Jahre 1916 „ 47—62, „ 16.

Im Jahre 1916 wurde kein einziges U-Boot in Auftrag gegeben (!!), denn die U-C-Boote, von denen einige bestellt wurden, waren Minenleger. Die U-B-Boote (die sogenannten „Kanalflöhe", waren Spezialboote für die Verwendung im Ärmelkanal (127—520 Tonnen, 14—24 Mann Besatzung). Von diesen wurden 17 im Jahre 1914 gebaut, 29 im Jahre 1915 und 1916 erst nach der Verabschiedung von Tirpitz 39.

Persius weist einwandfrei nach, daß Tirpitz während seiner Amtszeit in Summa nur 80155 Tonnen U-Boote in Auftrag gegeben hat und daß seine Behauptung, die Werften hätten nicht mehr leisten können, unrichtig ist. Tirpitz hat aus irgendwelchen Gründen nur ganz wenig Werften beschäftigt und bedeutendste Firmen, so die Schichau-, Bremer Vulkan-, Teklenburg-, Neptun-, Atlas-, Seebeck-, Hohwaldt-, Flensburgwerft und die Nordseewerke, die sich zum Bau anboten, abgelehnt. Sobald Tirpitz gegangen war, leisteten diese Werke denn auch Vorzügliches. Capelle, Tirpitz' Nachfolger, gab von März 1916 bis Juni 1917 100800 Tonnen U-Boote in Bestellung. Auch das war noch nicht genug. Bethmann Hollweg hat persönlich im Juni 1917 63506 Tonnen, im Oktober 1917 93996 Tonnen in Auftrag gegeben. Die Fehler des Mannes, der mit Unrecht „der Organisator der deutschen Flotte" genannt wird, waren nicht mehr gut zu machen. Scheer, der Capelle ersetzte, gab noch im September 1918 an die Werften den Auftrag, 333 U-Boote zu bauen (224280 Tonnen). Es war zu spät. Zu dieser Zeit war Ludendorff schon entscheidend geschlagen.

Tirpitz war um so großsprecherischer mit dem Mund gewesen. Hielt er England und die Fachleute der ganzen Welt für so dumm, auf einen Bluff plumpster Art hereinzufallen, oder war er selbst so verblendet, zu glauben, daß er mit drei U-Bootstationen, von denen jede mit einem Boot besetzt war, „einen eisernen Vorhang um Großbritannien und Irland" ziehen konnte?

Es ist eines der trübsten Kapitel deutscher moderner Geschichte, wie das Reichsmarineamt so völlig in jeder Hinsicht (auch unter Capelle) versagte. Hatte man im Frieden über das Experimentieren der französischen Marinebehörden (das damals richtig war) erhaben gelächelt und seine eigene Impotenz hinter „bewährtem Konservatismus" verschanzt, so begann man im Krieg, wo es höchste

Zeit war, rasch viel Boote zu bekommen, mit einem riesige Zeit versäumenden Experimentieren im großen Stil. Gothein berichtet, daß die Germaniawerft Kiel gleichzeitig 9, Blohm & Voß 8 verschiedene Typen in Arbeit nehmen mußten. Es scheint im Reichsmarineamt vom Wesen industriellen Betriebes eine recht dilettantenhafte Vorstellung geherrscht zu haben, denn es war doch jedem, der Industrie kennt, klar, daß man viel Boote nur durch Serienbestellungen bekommen konnte. Die Zeit des Probierens war vorbei. Dazu war der Frieden dagewesen. Ganz toll wirkte deutscher Bureaukratismus ein. Die Hilfsmaschinen und elektrischen Maschinen wurden nicht von der gleichen Stelle vergeben wie die Schiffe, sondern von der U-Bootsinspektion. Natürlich, das heißt in Deutschland natürlich, erfolgten diese Aufträge wiederholt bis zu 6 Monaten später als die zugehörigen Schiffsaufträge, so daß die Fertigstellung der Schiffe sinn- und zwecklos verzögert wurde. Um die eigenen Fehler dann vor den Augen des Reichstages zu verbergen, gab man den Werften unmögliche Lieferfristen und schob alle Schuld auf die Industrie.

Es drängt sich einem wirklich der Gedanke auf, daß es eine Erlösung bedeutet hätte, wenn ein Despot das ganze Reichsmarineamt und alle die verkalkten und schreibkrämpfigen Behörden, Inspektionen und Kanzleien zum Teufel gejagt und ein paar junge, energische Ingenieure an deren Stelle gesetzt und ihnen gesagt hätte: „Das will ich haben. Sucht euch eure Leute zusammen und macht die Sache!" Ein derartiges Verfahren gegen das verstaubte und vermoderte Kriegsministerium wäre gleichfalls eine rettende Tat gewesen. Ein kleiner Ersatz solch durchgreifender Methode gelang dem Reichstag, als er, empört über die „Erzählungen", die Capelle ihm auftischte, ein eigenes U-Bootsamt schuf, das mit dem tüchtigen Vizeadmiral von Mann Ende 1917 besetzt wurde. Das war aber auch schon zu spät. Die Marinebehörden hatten sich zudem in den U-Bootkreuzer verliebt, ein Schiff, das ohne besondere Wirkung viel zu langer Bauzeit bedurfte, um als Kriegsbau irgendwelche Bedeutung zu haben.

Diese Vorgänge geben nun aber auch psychologisch den Weg zum Verständnis der Motive, die auf Seite der Marinebehörden für ihre Forderung des rücksichtslosen U-Bootkrieges maßgebend waren. Die Marinebehörden verfielen in den gleichen Fehler, dem auch Ludendorff erlegen ist. Sie glaubten, mangelnde materielle Kraft durch den Willen allein ersetzen zu können. Das geht nur bis zu einem gewissen Grad, den zu erkennen Sache des Intellektes ist. Als Tirpitz merkte, daß der U-Bootkrieg gewirkt hätte (er hat es

ja vorher nie geglaubt), wenn nur mehr U-Boote dagewesen wären, verlangte er die Genehmigung, daß jedes Schiff ohne vorherigen Anruf torpediert werden durfte. Dadurch glaubte er die materielle Unmöglichkeit zu umgehen, mit den paar Schiffen eine wirksame Blockade Englands durchführen zu können. Es wurde dabei übersehen, daß der U-Bootkrieg als Repressalie gegen Völkerrechtsbrüche Englands auch den Charakter des Völkerrechtswidrigen annahm und die Neutralen in die Arme des Feindes trieb — nicht weil dieser Feind edler war, sondern als der Stärkere angesehen wurde.

Das Toben der Marinebehörden für den U-Bootkrieg in rein barbarischer Form hat uns die Kritik eines uns freundschaftlich gesinnten Diplomaten eingetragen (erwähnt in Gothein, „Warum verloren wir den Krieg?" S. 65): „Wenn Deutschland sich wie ein toller Hund benimmt, der jeden ihm Entgegenkommenden beißt, so darf es sich nicht wundern, wenn sich alle zusammentun, um den tollen Hund niederzuschlagen."

Heute werden in Deutschland zahlreiche Versuche gemacht, den rücksichtslosen U-Bootkrieg als berechtigtes Kriegsmittel darzustellen. Zu diesem Zwecke werden Zeugnisse von den gleichen Engländern und Franzosen herbeigeholt, deren Äußerungen man als zum Mindesten wertlos von der Hand weist, sobald sie sich in irgend einer Weise gegen deutsche Maßnahmen aussprechen.

Bethmann gelang es, den Rücktritt Tirpitz' zu erzwingen und damit Deutschland 1916 vor dem Zusammenbruch zu retten, der bei gleichzeitiger Kriegserklärung Amerikas und Rumäniens im Zusammenhang mit der schlechten Ernte von 1915 aus Hunger erfolgt wäre. Aber diese Zusammenhänge durften dem deutschen Volke nicht gesagt werden. Die Ernte 1915 war so lange in allen offiziellen Berichten (entgegenstehende erlaubte die Zensur nicht) glänzend, bis das deutsche Volk plötzlich nichts zu essen hatte! Tirpitz aber eilte auf den Straßen Berlins umher, benahm sich wie eine entlassene hysterische Soubrette und seine Freunde schmiedeten den Vergeltungsplan, dem Bethmann Hollweg nach langem Kampfe erliegen sollte. So einig war Deutschland in den Jahren seiner höchsten Not. Das im Frieden herrisch und oft unerträglich auftretende „persönliche Regiment" Wilhelms II. versagte völlig im Kriege, wo hinter jedem Entschluß gewaltig und beängstigend die drohende Verantwortung stand. Damals, als man ein tapferes „sic volo sic jubeo" erwartet und ihm erlöst zugejubelt hätte, erfolgte nichts. Wilhelm II. pendelte hin und her. Er war immer der Ansicht dessen,

der zuletzt mit ihm sprach. Er vermochte die Herrschaft der alles zermürbenden, alles vergiftenden und alles lähmenden Intrige nicht zu brechen. Es fehlten ihm die zwei großen Bedingungen dazu: Klarheit des Verstandes und Mut eines verantwortungsfreudigen Willens.

Wohl wurden im Reichstag Stimmen laut, die gegen den U-Bootkrieg sich aussprachen. Die beiden sozialistischen Fraktionen und die der Fortschrittlichen Volkspartei erkannten den politischen Fehler, der in seiner Erklärung lag. Dagegen waren die anderen Parteien geblendet von den Uniformen, die ihnen Sieg versprachen, und der Führer der Konservativen behauptete, man müsse den verschärften U-Bootkrieg führen, weil man sonst in dreiviertel Jahren selbst geschlagen sei.

Die hohen Militärs redeten wie gewöhnlich in der verächtlichsten Weise über den neuen Feind Amerika. Der Kriegsminister hielt nichts von der Kriegstüchtigkeit der amerikanischen Truppen und behauptete, wenn es den Amerikanern wirklich gelingen sollte, 100000—200000 Mann nach Europa herüberzubringen, so würde man rasch mit ihnen fertig werden. Und Capelle sagte: „Die militärische Bedeutung des Eingreifens Amerikas in den Krieg schätze ich ein gleich Null, Null, Null! Sollten die Amerikaner wirklich versuchen, größere Truppenmassen nach Frankreich zu bringen, so könne es für unsere U-Boote gar kein besseres Ziel geben."

So sprachen die militärischen Autoritäten!! — Und der Reichstag ließ sich belügen und betrügen und das deutsche Volk war in den Augen seiner Lenker nur solange patriotisch, als es diesem Geschwätz bereitwillig glaubte.

Es ist notwendig, diese Vorgänge in der Erinnerung zu behalten, denn unsere im Übermaß Zeitungen lesende Welt hat ein schlechtes Gedächtnis bekommen, mit dem die gleichen Leute, die sich hier wie bei soundsoviel anderen Gelegenheiten unsterblich blamiert haben, stets mit Erfolg rechnen.

Die Amerikaner brachten an reinen Frontkampftruppen, ohne daß auch nur ein einziger Transport versenkt worden wäre, nach Frankreich herüber (Berechnung Kuhls in seinem Buche „Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges" S. 227, die jedenfalls für die Amerikaner ungünstig rechnet):

Bis Ende März 1918	5	Divisionen,	144000 Mann
„ „ Mai 1918	16	„	461000 „

Bis Mitte Juli 1918	23 Divisionen,	662000	Mann
„ Anfang August 1918	25 „	720000	„
„ „ Oktob. 1918	30 „	864000	„

Einschließlich Etappen-, Ersatz- und Arbeitertruppen standen am 11. November 1918 in Frankreich (einschließlich der auf dem Transport Begriffenen) rund 2 Millionen Mann.

Kuhl fügt der Zusammenstellung den Satz an: „Wir haben die Hilfe der Amerikaner für die Entente an sich nicht unterschätzt." Mit dem „wir" meint er den Generalstab. Mit dieser Behauptung vergleiche man die oben erwähnten Äußerungen des Kriegsministers und Capelles! Diese beiden haben doch wohl in erster Linie ihr Urteil nach dem Gutachten des Generalstabes abgegeben. Auch Ludendorff (Kriegserinnerungen S. 247) betont, um sich rein zu waschen, daß der Eintritt der Amerikaner in den Krieg bei dem Entschluß zum uneingeschränkten U-Bootkrieg in seiner vollen Bedeutung eingeschätzt worden ist. Wenn das wahr wäre, müßte diese Einschätzung den U-Bootkrieg unter allen Umständen verhindert haben. Ludendorff wälzt die Schuld mit eleganter Bewegung auf die falschen Versprechungen der Marinebehörden ab und gibt damit zum mindesten stillschweigend zu, daß er ein selbständiges Urteil in dieser Frage nicht gehabt hat.

Die übrige deutsche Seekriegführung kann im Rahmen und für die Zwecke dieses Buches ganz kurz besprochen werden. Trotz der Verirrung, die darin bestand, den Prinzen Heinrich, der nichts leistete und ein beschränkter Geist war, an die Spitze der Flotte zu stellen, war diese deutsche Flotte ein scharfes Kriegsinstrument. Aber die oberste Führung dieser Flotte versagte vollkommen. Das Instrument wurde nicht verwendet und verrostete deshalb. Nach kleinen Anfangsunternehmungen 1914 in der Ostsee geschah nicht das geringste, die weit unterlegene russische Flotte auszuschalten. Angeblich geschah das, um der englischen gegenüber so stark als möglich zu bleiben. Aber auch gegen diese geschah nichts.

Über die deutsche Flottentätigkeit in der Ostsee schreibt abschließend L. Persius („Der Seekrieg" S. 49): „Die Aufgabe: Lahmlegung der russischen Streitkräfte, ist von unserer Flotte nicht gelöst worden, trotzdem sie dazu wohl imstande gewesen wäre. Man bedenke, welche Aussichten sich eröffnet hätten, wenn es unserer Flotte gelungen wäre, die Herrschaft in der Ostsee tatsächlich — nicht nur in den Berichten des Admiralstabes — an sich zu reißen, welcher Eindruck zu manchen Zeiten durch das Erscheinen unserer Kriegsschiffe vor Kronstadt

hervorgerufen worden wäre! Die deutsche Flotte in der Ostsee hat keine Lorbeeren errungen."

Prinz Heinrich bekam zwar für eine Spazierfahrt, bei der der Feind gesehen worden sein soll, den Pour le mérite, aber das bewies nicht allzu viel.

Die Nordseeflotte hat in der Schlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai 1916 gezeigt, daß sie von tapferstem Geist beseelt und vorzüglich ausgebildet war. Die gegenseitigen Verluste stellten sich auf:

Deutsche Flotte 60720 Tonnen	Englische Flotte 117150 Tonnen
2414 Matrosen	6104 Matrosen.

Es war ein zweifelloser deutscher Erfolg. Und einer, der nur dem Geiste der Truppe (Offiziere und Mannschaften) zuzuschreiben war. Denn die Organisation der Flotte war von Tirpitz in ganz falsche Bahnen gelenkt worden. Die größten deutschen Kaliber waren 28 cm bei den älteren, 30,5 cm bei den modernsten Schiffen. Die englischen Schiffe trugen 34,3 und 38,1 cm in vorzüglichen, in Deutschland aus Industriekonkurrenzgründen unterschätzten Armstrong-Geschützkonstruktionen. Glücklicherweise hatten die Deutschen in Scheer einen dem englischen Admiral weit überlegenen Führer, sonst wären sie von den viel besseren englischen Geschützen vernichtet worden. In vielen Berichten ist zu lesen: „Wir lagen unter dem schweren Feuer der feindlichen mächtigen Artillerie. Unsere Geschosse gingen sämtlich zu kurz, da unser Kaliber nicht ausreichte. Es war zum Verzweifeln." Trotz ihres Erfolges war die deutsche Flotte nicht mehr in der Lage, es auf eine Wiederholung des Duells im Lauf des Krieges ankommen zu lassen. Sie war konstruktiv dazu nicht fähig, diese Flotte, wegen deren Bau Wilhelm II. und Tirpitz den Bruch mit England und damit den Weltkrieg riskierten. Also auch hier hatte Tirpitz vollkommen versagt. Sein Eigensinn oder andere Eigenschaften ließen die tapferen deutschen blauen Jungen mit Geschützen, die 19 km trugen und 8,5 Zentner schwere Geschosse versandten, gegen Geschütze von 20,5 km Reichweite und 17 Zentner Geschoßgewicht verbluten. Nur der bessere Panzer rettete die deutschen Schiffe und die Entschlossenheit der deutschen Führung, namentlich des Führers des Schlachtkreuzergeschwaders Hipper, auf nahe Entfernungen an den Feind heranzugehen. Hier war das unsichtige Wetter ein ebenso großes Glück wie der späte Beginn der Schlacht, der es den Engländern nicht mehr möglich machte, ihre Überlegenheit voll zur Geltung zu bringen.

Unsere Flotte hatte Glück und Verdienst zu gleicher Zeit.

Unerhört töricht war das Lügen der deutschen Admiralität nach der Schlacht, das Verheimlichen der Verluste und das Phrasenfeuer, was eröffnet wurde „vom Verfall der englischen Weltherrschaft" und anderen Märchen.

Das Verheimlichen von Verlusten gehörte zu den Torheiten der deutschen militärischen obersten Behörden. Ein Vertuschungssystem griff um sich, das den Kriegswillen des Volkes allmählich mehr lähmte, als ihn das Eingeständnis schwerster Verluste hätte lähmen können. Was wurde über angebliche Nichtverluste an U-Booten alles amtlich zusammengelogen! Über das Viele, was erdichtet oder verschwiegen wurde, gibt das XVII. Kapitel im Buche von Persius wertvollste Aufschlüsse.

Wie auch auf diesem Gebiete die Zensur verheerend wirkte, beweist die Tatsache, daß, als Persius einmal schrieb: „Auch Admirale sind Menschen", ihm diese Binsenwahrheit gestrichen wurde. Hätte er geschrieben: „Admirale sind keine Menschen", so wäre das auch gestrichen worden. Die Marinebehörden duldeten nur die phantastischen Berichte und sinnlosen Tölpeleien alldeutscher Herkunft, die den Deutschen innerpolitisch und außenpolitisch mehr schadeten als die schärfste Kritik selbst unter Preisgabe „militärischer Geheimnisse" hätte schaden können.

Die deutsche Flotte, nicht mehr in der Lage, die Entscheidung auf See noch einmal zu wagen, vermoderte in den Häfen und es vermoderte der frische Geist ihrer Besatzung! Nicht ohne Schuld des Offizierkorps! Der Mangel an Tätigkeit hätte durch ganz besonders sorgfältige psychologische Behandlung der Mannschaft ausgeglichen werden müssen. Dazu war aber das alte System nicht in der Lage. Ein System, was Menschen als „Material" betrachtet, ist nicht geeignet, das Entgleiten des guten Willens dieser Menschen zu verhindern.

Anhang.

1. Die Leistungen Amerikas während des Krieges.

(Entnommen einer vom Committee on Public Information United States of America 1919 herausgegebenen Broschüre.)

Die amerikanische Armee:

April 1917	323 000
November 1918	3 021 152
Hiervon an der Front oder unterwegs dorthin	2 008 931
Bei Weiterdauer des Krieges bis Juli 1919 gesichert	5 000 000
Zahl der auf Grund des Wehrgesetzes vorhandenen Mannschaften	23 456 021

Einzelheiten:

Flugwesen:

	Offiziere	Mannschaften	Apparate	Reservemotoren
April 1917	65	1 120	200	—
Nov. 1918	6 600	150 000	9 987	25 584

Erzeugung von Kriegsmaterial:

Infanteriegeschosse vom April 1917 bis Nov. 1918 über 3 Milliarden Patronen
durchschnittlich pro Tag 27 000 000
Gewehre in dieser Zeit 2 691 681

Militäretat:

1913—1917 . . . 989½ Millionen Dollars
1918—1919 . . . 36 Milliarden Dollars

Kriegsflotte:

Schiffe: April 1917 304
„ November 1918 . . . . . 1 720
Werftarbeiter: April 1917 . . . . . 40 000
„ November 1918 . . . . 386 000

Handelsflotte:

April 1917 . . . . . 385 Schiffe mit 1 225 784 BruttoReg.-t
Gebaut zwischen 6. April 1917 und
11. Nov. 1918 . . . . . 2 185 „ „ 3 091 695 „

(Man vergleiche mit diesen Tatsachen die sinnlosen Berechnungen der U-Bootkriegsfanatiker).

Die Leistungen der Werften waren enorm: Eine Werft baute innerhalb eines Jahres 21 Schiffe vollständig fertig. Die Bauzeit des Kohlendampfers „Tuchahoe" (5500 t) betrug 27 Tage (!!), ein Dampf-Kargoboot (11 800 t) wurde in 105 Tagen fertiggestellt. Am 4. Juli 1918 gingen 94 Schiffe (467 085 t) gleichzeitig vom Stapel.

Kriegsanleihen (genannt Freiheitsanleihen) in Dollars.

	Betrag:	gezeichnet wurden:	Zahl d. Zeichner
2. 5. 17	2 Milliarden	über 3 Milliarden	4 500 000
1. 10. 17	3 „	nahe an 4 „	9 400 000
6. 4. 18	3 „	über 4 „	18 308 325
28. 10. 18	6 „	nahe an 7 „	21 000 000

dazu noch 879 000 000 Dollars gekaufte Kriegssparmarken.

Die Zunahme der Überseetransporte:

Fleisch- und Fettwaren:
Im Zeitraum von 1914—1917 (drei Jahre) . . . . . 645 000 t
„ „ Juli 1917 bis Juli 1918 (ein Jahr) . . 1 550 000 „

Brotstoffe:
Im Zeitraum von 1914—1917 . . . . . 3 320 000 „
„ „ Juli 1917 bis Juli 1918 . . . . . 6 800 000 „

Zucker:
Im Zeitraum von 1914—1917 . . . . . 618 000 „
„ „ Juli 1917 bis Juli 1918 . . . . . 1 512 000 „

Futterkorn:
Im Zeitraum von 1914—1917 . . . . . 950 000 „
„ „ Juli 1917 bis Juli 1918 . . . . . 1 950 000 „

Summa durchschnittlich der Vorkriegsjahre: 1 844 333 t
Im Zeitraum von Juli 1917 bis Juli 1918 . . . . . 11 820 000 „

Das Motorwagenkorps Amerikas zählte ebenso viele Offiziere und Mannschaften als die Gesamtstärke der in der Schlacht bei Waterloo kämpfenden Truppen betragen hatte.

2. Kurze biographische Notizen.

Tirpitz, Alfred von, geb. 19. März 1849 in Küstrin. Vater preußischer Jurist. 1865 als Kadett in der Marine. 1869 Leutnant, 1875 Kapitänleutnant, 1881 Korvettenkapitän. 1884—1888 Dezernent für Torpedowesen im Reichsmarineamt. 1888 Kapitän zur See. 1895 Chef des Stabes beim Marineoberkommando. 1896 Kontreadmiral. 15. Juni 1897 Staatssekretär des Reichsmarineamts als Nachfolger des ehrlichen, aber daher nicht beliebten Hollmann. 1903 Admiral, 1910 Großadmiral. März 1916 demissioniert.

Scheer, Reinhold, geb. 30. Sept. 1857 in Hanau. Vater Oberlehrer. 1875 Eintritt in die Marine. 1882 Leutnant, 1893 Kapitänleutnant. 1897 bis 1900 im Reichsmarineamt. 1900 Kapitän zur See. Erst 1909 Kontreadmiral und Chef des Stabes der Hochseeflotte unter Holtzendorff. 1911 Direktor des Marinedepartements. Nach dem Tode Pohls übernahm er im Kriege das Kommando über die Hochseeflotte.

Hipper trat 1881 in die Marine ein. Geb. in Weilheim in Oberbayern. Vater Kaufmann. 1884 Leutnant, 1888 Oberleutnant, 1895 Kapitänleutnant. 1901 Korvetten- 1905 Fregattenkapitän. 1907 Kapitän zur See. Spezialist der Torpedowaffe. 1908—1911 Kommandeur der 1. Torpedodivision. 1912 Kontreadmiral. Im Kriege Führer der Aufklärungsstreitkräfte.

3. Kriegsziel und Friedensmöglichkeiten.

Literatur.

Die Literatur zu diesem Abschnitt ist sehr zerstreut. In allen Sammelwerken über den Krieg, sowie in allen Memoiren finden sich mehr oder weniger wichtige Stellen, in denen diese Frage erörtert ist.

Eingehendes Material für beide Fragen liefert auch die große Presse Deutschlands, aber dieses Material ist über Jahre zerstreut. An besonderen Veröffentlichungen seien aufgeführt:

Michaelsen, Heinrich, Deutsche Kriegszielkundgebungen. Berlin-Lichterfelde 1916.

Der Erzbergerprozeß. Stenographischer Bericht über die Verhandlungen im Beleidigungsprozeß des Reichsfinanzministers Erzberger gegen den Staatsminister a. D. Karl Helfferich. Berlin 1920.

Müller, Oscar, „Warum mußten wir nach Versailles?" Von der Friedensresolution bis zum Friedensschluß. Berlin 1919.

(Eine Broschüre, die jeder lesen muß, um in der Frage Kriegsziel klar zu sehen.)

Gothein, „Warum verloren wir den Krieg?" Stuttgart, Berlin 1919 gibt Wertvolles über die Friedensresolution des Reichstages (S. 71 ff). und über den Frieden von Brest-Litowsk (S. 75 ff.).

Sehr wichtiges Material enthalten ferner die stenographischen Berichte der Nationalversammlung von Weimar, in der im Anschluß an die Erzbergerschen Enthüllungen Ende Juli 1919 über die Friedensmöglichkeiten 1917 gesprochen wurde. Die deutsche Presse aller Parteien brachte in diesen Tagen Material zu dieser Frage in großen Massen. Erzberger selbst behandelt die Frage, sowohl der Friedensresolution als auch der päpstlichen Friedensvermittelung mit großer Ausführlichkeit in seinem Buch „Erlebnisse im Weltkrieg" (Stuttgart und Berlin 1920) im 20. und 21. Kapitel.

Gedanken, die sich nicht ohne Kritik mit der Methode deutscher Diplomatie im Kriege beschäftigen, bringt ein Kapitel im „Handbuch der Politik" II. Bd. „Unsere Diplomatie im Weltkriege" von Dr. R. R. v. Scheller-Steinwartz.

Rohrbach entwickelt in seinem Buch „Deutschland unter den Weltvölkern". Stuttgart 1921

die Frage des englischen Standpunkts zur Friedensfrage 1917 und namentlich auch die Lansdownebewegung. Auf letztere konnte in diesem Buche noch nicht eingegangen werden, weil die Nachrichten aus englischen Archiven viel zu dürftig sind. Jedenfalls glaubt Rohrbach, obwohl er mit hinreichendem Mißtrauen England gegenübersteht, daß „im Winter von 1917 auf 1918 in England eine Bewegung (gegen den Krieg) entstand, die von deutscher Seite dazu hätte benutzt werden können, um entweder zu Friedensverhandlungen oder zu einer verbesserten moralischen Grundlage für die Fortsetzung des Krieges zu gelangen".

Im besonderen Rahmen einer interessanten Studie behandelt kurz die Friedensaktion des Papstes:

Edgar de Melville in seinem Buche „Vermittlung und gute Dienste in Vergangenheit und Zukunft". Gotha 1920.

Die Kriegszielfrage vom sozialistischen Standpunkt aus beleuchtet

Scheidemann, Philipp, „Der Zusammenbruch". Berlin 1921.

Die Stellungnahme der sozialistischen Partei behandeln ferner:

Fendrich, A., Der Krieg und die Sozialdemokratie. Stuttgart-Berlin 1915.

Dörzbacher, Die deutsche Sozialdemokratie und die nationale Machtpolitik bis 1914. Gotha 1920.
Radlof, L., Vaterland und Sozialdemokratie. München u. Leipzig 1915.

Die wichtigste, weil realste Frage der Politik im Kriege ist die nach dem Kriegsziel. Und gerade in dieser Frage bestand in Deutschland, man kann sagen, fast von Anfang an die allergrößte Unklarheit. Die Methode der Aufbauschung aller Erfolge, der Verheimlichung aller Mißerfolge führte rasch eine vollkommen irrige Orientierung der öffentlichen Meinung herbei. Man litt, ohne es zu wissen, an einer Selbstüberschätzung, die alle Grenzen überstieg, hielt sich jeder Aufgabe für gewachsen, spottete schon 1914 über jede neue Kriegserklärung, weil man, militaristisch verzogen, immer nur mit Bataillonen rechnete und nicht mit den gewaltigen Imponderabilien, die im Zusammenschluß fast der ganzen Kulturwelt gegen Deutschland lagen. Man behandelte die kleinen neutralen Staaten, wenn man einen militärischen Erfolg irgendwo errungen hatte, schlecht, von oben herab und mit jedem zweiten Wort auf seine Macht pochend (z. B. die Schweiz in der Kohlenfrage), war überaus gekränkt, daß diese Staaten sich nicht Deutschland anschlossen und verlor mehr und mehr in „Neutralien" an Sympathien. Die kühl reservierte Stellung Hollands hielt man für einen Mangel an Neutralität und vergaß dabei, daß die indischen Kolonien Hollands ein Raub Japans werden mußten, wenn Holland England den leisesten Vorwand gegeben hätte. Mit einem Worte, die Art und Weise, wie in Deutschland die Motive der Welt verkannt oder schief oder einseitig beurteilt wurden, war erschreckend. Auch über den Begriff Neutralität herrschte kindliche Unklarheit. Nur diejenigen Ausländer wurden als „neutral" bezeichnet, die kritiklos für Deutschland Stellung nahmen. Ihre Meinung wurde dann dem deutschen Volke als die Stimmung des neutralen Landes aufgetischt und das erweckte vollkommen irrige Vorstellungen von dem, was maßgebende neutrale Kreise über Deutschland dachten. Es läßt sich diese Erscheinung nur dadurch erklären, daß man in Deutschland gewohnt war, die offiziellen Maßnahmen der Regierung für ein Evangelium zu halten und dementsprechend anbetend hinzunehmen. Daß in Deutschland offiziell gelogen wurde, glaubte man jahrelang nicht, und manche von denen, die mit bescheidenerem Verstande ausgestattet waren, glauben heute noch fest daran, daß das ganze widerliche Gebäude von Lüge, das im Kriege für die Schar der Gläubigen aufgerichtet wurde, reinste Wahrheit sei, und beklagen mit aufrichtigem Herzen die Scherben dieses Gebäudes, die auf dem Boden liegen.

Als ein Verteidigungskrieg war der Weltkrieg anfänglich bezeichnet. Nur unter dieser Marke war es möglich, ihn beim Volke populär zu machen. Und populär war er. Die Begeisterung von 1914 war echt und groß. Um so schlimmer war die Umwandlung dieser Etikette in eine, auf der nackt und jedes Mißverständnis ausschließend „Eroberung" stand. Um aber dies Ziel dem Volke, das nicht eroberungssüchtig war, schmackhaft zu machen, erfand die Militärpartei das Wort „strategische Sicherungen". Man erzählte dem Volke das Märchen, daß ein paar Provinzen, die unseren bisherigen Grenzen vorgelagert würden, eine Wiederholung des Krieges verhindern könnten. Gutgläubig wurde dieser Unsinn aufgenommen. Nur wenige kamen auf den Gedanken, daß nur Versöhnung künftige Kriege verhindere, daß aber jeder Gewaltfriede geradezu den Keim zu neuen Kriegen in sich bergen müsse. Aussprechen konnte diesen Gedanken niemand; das war im Sinne der von der Obersten Heeresleitung kommandierten Pressеämter und Zensurbehörden Vaterlandsverrat. Frankreich machte den entscheidenden Fehler erst beim Friedensschluß von Versailles. Nichts hat in Deutschland den Geist der Rache so angestachelt, wie jener von den Franzosen inspirierte Friedensvertrag, der auf nackter, brutalster Gewalt aufgebaut ist. Wenn heute der Revanchekrieg in Deutschland mit großem Erfolg gepredigt werden kann, so ist das fast ausschließlich Frankreichs Schuld, das glaubt ohne Versöhnung dauernden Frieden erreichen zu können. Lansing, der mit Wilson den Vertrag unterzeichnete, schrieb am 8. Mai 1919 in seinem Tagebuche (Lansing, Die Friedensverhandlungen von Versailles, Hobbing, Berlin 1921): „Der Vertrag erweckt Bedauern und Niedergeschlagenheit. Die Friedensbedingungen erscheinen unsagbar hart und demütigend, viele von ihnen unerfüllbar. Prüft den Vertrag und ihr werdet finden, daß die Völker in die Macht derer gegeben sind, die sie hassen. Es mag Jahre dauern, bis diese unterdrückten Völker ihr Joch abschütteln, aber so gewiß die Nacht auf den Tag folgt, wird die Zeit kommen, da sie den Versuch wagen, sich zu befreien! Dieser Krieg wurde von den Vereinigten Staaten geführt, um Zustände, die ihn hervorbrachten, für immer zu vernichten. Diese Zustände sind nicht zerstört. Andere sind an ihre Stelle getreten, die nicht geringeren Haß, Argwohn, Eifersucht wecken. An Stelle des Dreibundes steht der Fünfbund mit den gleichen Herrschaftszielen. Die Sieger denken nur daran, den Besiegten ihren Willen aufzuerlegen! Sie haben den neuen Bund den Bund der Völker genannt, es ist nur ein Bund der

fünf größten Militärmächte. Wir haben einen Friedensvertrag, er wird aber einen dauernden Frieden nicht bringen, weil er auf dem Triebsande des Eigennutzes gründet. Mit dieser Ansicht stand ich nicht allein. Führende Londoner Staatsmänner sagten mir: Der Vertrag ist unklug und unbrauchbar. In Intrigen und Begehrlichkeit gezeugt, wird er Kriege nicht verhindern, sondern herbeiführen."

Eine planmäßige Hetze der Alldeutschen, die immer größeren Einfluß, namentlich in den obersten Kommandobehörden, gewannen, begann nun das arme deutsche Volk zu verwirren. Da mußten Ostseeprovinzen erlöst werden, in denen nur eine kleine Oberschicht Sehnsucht nach preußischer Kasernenhofpolitik hatte, da mußten Polen und die Ukraine erobert werden, da war es nötig, die flandrische Küste zu haben, Belgien „anzugliedern" usw.

Man begann regelrecht verrückt zu werden. Daß hinter den meisten dieser Tollheiten der sehr habgierige Wunsch der Schwerindustrie und der Hochfinanz stand und die vaterländische Notwendigkeit nur im berechtigten Vertrauen auf die . . . Kritiklosigkeit des deutschen Volkes vorgeschoben wurde, das glaubte fast niemand. Die abgrundtiefen Schluchten des großindustriellen Egoismus wurden dann erst gegen Ende des Krieges ganz offenbar. Für solche Wünsche brauchte das deutsche Volk nicht zu bluten.

Sehr bemerkenswert und bedauerlich ist es, wie der deutsche Reichstag, das einzige Sprechorgan des Volkes, den dialektischen Verführungskünsten der politisierenden Obersten Heeresleitung vollkommen erlag.

Daß die Deutschkonservativen mit Männern wie Oertel und Reventlow maßlos waren, verwundert nicht weiter. Sie hatten den Krieg gewollt, ihrer Richtung war die Masse des preußischen Offizierkorps angehörig. Unpolitisch mußte der Offizier sein. Unpolitisch hieß aber: konservativ. Ein sehr hoher preußischer General sagte mir einmal: „Es ist ganz unmöglich, daß ein preußischer Offizier anders als konservativ ist. Wer da nicht mittun kann, gehört nicht in Stabsoffizier- und Generalstellen."

Die Parteikundgebung der Freikonservativen vom 5. u. 6. Dezember 1915 lautete:

„Das deutsche Volk sieht in stolzer Zuversicht zu seinem herrlichen, siegreichen Heere auf, auf die lächerlichen Kundgebungen unserer Feinde über ihre Kriegsziele herab und läßt sich dadurch nicht zu eigenen übertriebenen Forderungen verleiten (?). Es ist aber der festen und einmütigen Überzeugung, daß die schweren Opfer an Gut

und Blut, die es willig und begeistert bringt und bringen wird, nicht vergeblich sein dürfen." [Welche Ethik! Dem deutschen Volke wurde wirklich glaubhaft gemacht, daß ein französisches Bergwerk, das Herr Stinnes oder Herr Thyssen einsackte, „die Opfer an Blut", also die gefallenen Söhne weinender Mütter, die allerdings nicht die Mütter von Herrn Stinnes oder Thyssen waren, bezahlen könnte!]

„Sie erfordern als Friedensziel ein in seiner ganzen Machtstellung verstärktes und über seine bisherigen Grenzen durch möglichste Festhaltung jetzt besetzter Gebietsteile erheblich erweitertes, sowie für seine Geldaufwendungen entschädigtes Deutschland.

Diese unsere Grenzen müssen vor jedem Angriff von Ost und West gesichert, die Freiheit auf dem Meere muß unbedingt gewährleistet und eine dem hohen Einsatz entsprechende Stärkung unserer nationalen Kraft errungen werden.

Bis dieses Friedensziel erreicht ist, gibt es für das deutsche Volk im berechtigten Vertrauen auf seine kriegerische und wirtschaftliche Kraft nur die eine Losung:

Fortkämpfen bis zum entscheidenden Sieg."

So sah der Verteidigungskrieg der Freikonservativen aus! Die Kriegsziele der Deutschkonservativen glichen diesen auf ein Haar. Mit wie wenig Verständnis die Konservativen der Lage auch später gegenüberstanden, beweist ihr Führer Graf Westarp, der 1917, als Erzberger darauf aufmerksam machte, man müsse auf Österreich einwirken, daß seine private Neigung, Frieden zu schließen, keine Sonderaktion auslöse, antwortete: Das wäre ganz gleichgültig. Wenn Österreich einen Separatfrieden einginge, dann hätten wir es leichter und kämpften allein weiter. Der gleiche Graf Westarp antwortete noch am 9. Juli 1917, daß er mit einem Frieden auf dem status quo ante nicht einverstanden sei.

In bezug auf die Flottenpolitik waren die Konservativen um die Jahrhundertwende gegen eine Brüskierung Englands gewesen (Dietrich Hahn sprach häufig von der „gräßlichen Flotte"), ließen sich dann aber von Tirpitz einfangen und machten Flottenpolitik im Austausch gegen das Versprechen der Regierung, die von Graf Kanitz geforderten höheren Kornzölle zu bewilligen. Das sind die Motive des Patriotismus, von dem Mäntelchen befreit, das ihnen für das Volk vorgehängt wird. Sie empörten sich auch einmal gegen das persönliche Regiment Wilhelms II. und sie waren es, aus deren Reihen der Antrag auf Entmündigung des Kaisers 1908 erging. Aber gelegentliche Vernunft hinderte sie nicht daran, im Kriege

— zwar unbedingt konsequent — das zu verlangen, zu fördern und mit dem großen Einfluß zu unterstützen, was Deutschland in das Verderben gerückt hat. Sie und große Teile der ebenfalls stark alldeutsch infizierten Nationalliberalen haben die absolute Machtentscheidung im Kriege erzwungen. Sie ist ihnen geworden. Der Friede von Versailles ist im Geiste dieser Politik — nur eben auf der Gegenseite — gefaßt. Der wütende Haß, den er heute in vielen Kreisen Deutschlands entzündet, mag die Gewaltmenschen daran erinnern, daß der Haß gegen ein von ihnen beeinflußtes Deutschland einige zum mindesten verständliche Motive hatte.

Die Kriegszielkundgebungen der Nationalliberalen und die maßgeblichen Äußerungen ihrer Führer unterschieden sich in ihrer annexionistischen Tendenz nicht von der Meinung der Konservativen. Im Gegenteil. Sie ließen im Überschwang der Kriegsbegeisterung noch mehr als jene jedes Maß vermissen. Bassermann schrieb im Juli 1915: „Gewaltig, wie dieser Krieg ist, ungeheuer, wie die Blutopfer sind, die gebracht werden müssen, so reich müssen auch die Früchte sein, die uns diese blutige Saat bringt. Von einer Politik, die an eine Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege denkt, kann keine Rede sein. . . . Der Sieger, der in Millionen seiner besten Söhne sein Leben einsetzt für das Vaterland, will aus dem Kriege ein größeres und stärkeres Reich heimbringen, die Sicherung der Zukunft gegen neuen frevelhaften Krieg."

Eine bessere Verteidigung der maßlosen französischen Forderungen im Vertrag von Versailles kann nicht geschrieben werden. Oder gilt der Satz vom Sieger nur, wenn Deutschland siegt? Wer diesen Kriegsreden mit nur einiger Logik zu Leibe geht, wird feststellen können, daß die Entente nach dem Kriege genau so mit Deutschland verfahren ist, wie es jene deutschen Kriegsbarden mit dem Feind vorhatten. Deshalb ist das, was die Entente tut, keineswegs recht, denn hier gilt nicht das Relative, sondern das Absolute. Es ist ebensowenig recht wie das, was in den Absichten der deutschen Kriegsapostel maßgebend war. Hält man aber das Recht der deutschen im Kriege von verantwortlichen Leuten geäußerten Kriegszielforderungen für gegeben — und die Masse des deutschen Bürgertums hat das getan und tut es heute noch — dann kann man allerdings dem Chauvinismus der Entente gegenüber sich nicht auf einmal auf das hohe ethische Roß setzen. Das ist Heuchelei!

Am Jahrestage des Kriegsbeginns 1915 schrieb Bassermann im „Deutschen Kurier": „Vom festen Willen zur Macht, zum größeren und stärkeren Deutschland sind unsere Armee und unsere

Daheimgebliebenen erfüllt. . . . . Blutige Opfer sind gebracht und weitere werden fallen, sie müssen die Grundlage bieten für eine territoriale Ausgestaltung unseres Vaterlandes, für Grenzen im Osten und Westen, die uns den Frieden auf Menschenalter sichern. Mag der Krieg dauern, bis das Ziel errungen ist, das wir erstreben!"

Noch mehr gleicht der großsprecherische nationalliberale Führer dem Franzosen Clémenceau, allerdings nur in dem wilden Chauvinismus, der beide erfüllt, wenn er am 20. August 1915 im Reichstag sagt: „Er (der Friede) darf nur diktiert sein von den deutschen nationalen Interessen und die große Stunde muß genützt werden." Also genau das, was Frankreich im Augenblick des Sieges getan hat.

Die nationalliberale Partei hat diese Stellung Bassermanns, in der vom „Verteidigungskrieg" nicht im entferntesten mehr die Rede ist, wo vielmehr der klare Raubtierstandpunkt phrasenreich verkündet wird, am 15. August 1915 einmütig gebilligt. Der Zentralvorstand der Partei hat die Kriegsziele in ganz gleicher Weise gekennzeichnet.

Diese Tatsachen sind sehr wichtig. Man ist geneigt, die Offiziere einer besonders ausgiebigen Kriegshetze zu beschuldigen. Das mag für die obersten Kommandobehörden, und auch da nicht ausnahmslos, zutreffen, der Frontoffizier, der wirklich im Kriege war, das Elend jeden Tag mit ansah und sein Leben jeden Tag in die Schanze schlug, war kein Kriegshetzer. Er überließ das den Leuten, die in persönlicher Sicherheit zu Hause Hekatomben deutschen Blutes mit großer Geste zu opfern bereit waren und das um so begeisterter taten, je sicherer sie waren, daß ihr eigenes kostbares Blut vom Vaterland nicht beansprucht wurde.

Hätte man jedem, der eroberungswilde Kriegsziele aufstellte, sofort gesagt: „Sehr brav von dir! Nun hilf aber selbst mit, diese Eroberungen auch zu erreichen und gehe sofort als Infanterist in einen Schützengraben — da, wo es am wildesten hergeht!", wir hätten spätestens 1915 einen Frieden auf dem status quo ante gehabt. Aber das geschah nicht. Die Phrasendrescher beherrschten die öffentliche Meinung. Während das Volk 1916 und 1917 so hungerte, daß die Folgen der Unterernährung Säuglinge und Kranke sterben ließen und der Tuberkulose Tür und Tor öffneten, brüllten wohlgemästete Großgrundbesitzer und Industrielle von der vaterländischen Pflicht des Durchhaltens. Und ein kritikloses Bürgertum glaubte all diesen in tiefster Seele erlogenen Patriotismus!

Selbst der deutsche Freisinn trieb in dem Strom der Eroberungssucht, wenigstens noch 1915. Die Fortschrittliche Volkspartei war

die erste bürgerliche Partei, die von der furchtbaren Infektionskrankheit, die die deutschen Geister heimgesucht hatte, sich wieder befreite. Sie war gegen die Barbarei und militärische Zwecklosigkeit des uneingeschränkten U-Bootkrieges, bekämpfte die skandalöse Schöpfung der Vaterlandspartei (eine Organisation zur politischen Verdummung des Volkes) und suchte den Verständigungsfrieden.

1915 aber (am 4. und 5. Dezember) hatte der Zentralausschuß dieser Partei noch eine Entschließung gefaßt, in der es hieß: „Er (der Zentralausschuß) ist überzeugt, daß diese Bedingungen (nämlich des ersehnten Friedens) dem Deutschen Reiche nicht etwa, wie unsere Gegner heute noch schreiben, bestenfalls Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege, vielmehr dauernden Schutz gegen fremde Angriffe und bleibende Mehrung seiner Macht, seines Wohlstandes und, soweit immer seine Sicherheit es geboten erscheinen läßt, auch seines Gebietes bringen werden."

Der fortschrittliche Abgeordnete Fischbeck sprach am 20. August 1915 von der Notwendigkeit eines „starken Friedens". Noch deutlicher drückte sich Payer aus, der am 5. Dezember 1915 sagte: „Es darf nach dem Frieden nicht wieder so sein, wie es vorher gewesen! Mit der Wiederherstellung des früheren Zustandes, die uns unsere Gegner vielleicht zuerkennen möchten, ist uns nicht gedient. So bescheiden sind wir doch nicht."

Auch das Zentrum, dem es auch noch gelang, sich während des Krieges von den Zuständen der Psychose von 1914 und 1915 zu heilen, faßte in seinem Reichsausschuß in Frankfurt a. M. am 24. Oktober den Wortlaut einer Entschließung, die eine „erhöhte Sicherheit gegen die militärischen und wirtschaftlichen Vernichtungspläne der Feinde" forderte, „einen verstärkten Schutz unseres Landes im Osten und Westen".

Die „Kölnische Volkszeitung" vom 29. November 1915 huldigte dem großen Irrtum, „daß, je länger der Krieg dauert, um so besser unsere Aussichten auf einen Frieden werden, welcher die gebrachten Opfer lohnt". Sie warnt laut und wiederholt: „Nur keinen vorzeitigen Frieden!"

Dieser Haltung der bürgerlichen Parteien entsprach die Erklärung, die Dr Spahn (Zentrum) im Namen sämtlicher Mitgliedervereinigungen des Reichstages, mit Ausnahme der Sozialdemokraten, am 9. Dezember 1915 abgab: „Wir warten in voller Einigkeit, mit ruhiger Entschlossenheit — und lassen Sie mich einfügen: in Gottvertrauen — die Stunde ab, die Friedensverhandlungen ermöglicht,

bei denen für die Dauer die militärischen, wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Interessen Deutschlands im ganzen Umfange und mit allen Mitteln, einschließlich der dazu erforderlichen Gebietserwerbungen gewahrt werden müssen."

Man versetze sich einen Augenblick in die Seele eines englischen und französischen Staatsmanns und man wird einsehen müssen, daß dieser Geschlossenheit der bürgerlichen Meinung Deutschlands gegenüber nur die Politik am Platze war, die von der Entente tatsächlich befolgt wurde, und daß es damals keine Lüge und keine „freche Verleumdung", kein Zeichen „gallischer Falschheit" und „englischer Heuchelei" war, wenn von nun an behauptet wurde, Deutschland verfolgt Eroberungsziele in diesem Kriege. Man darf aber auch den deutschen Parteien der Fortschrittlichen und des Zentrums keinen allzu großen Vorwurf machen, wenn sie von der Psychose, die nahezu alle erfaßt hatte, sich anstecken ließen. Man darf nicht vergessen, daß die Mitglieder dieser Parteien viel zu wenig Fachleute in äußerer Politik und in militärischen Dingen waren, um die falsche Orientierung, die ihnen zuteil wurde, zu durchschauen. Sie mußten zunächst annehmen, daß ihnen kein Schwindel vorgemacht wurde. In dem Maße, in dem sie den Schwindel durchschauten, rückten sie von ihm ab und besannen sich darauf, daß sie im Eifer des Gefechts Verstöße gegen ihre eigenen Weltanschauungen gemacht hatten. —

Nur die Sozialdemokraten erkannten das Unheil, das die Stellungnahme der bürgerlichen Parteien unfehlbar herbeiführen mußte. Scheidemann ist zwar auch dem militärischen Schwindel von den „Sicherungen", mit welchem Namen Eroberungen verdeckt werden sollten, erlegen, aber er sagt doch wenigstens am 9. Dezember im Reichstag: „Annexionen volksfremder Gebiete verstoßen gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Wer will übrigens ernsthaft bestreiten, daß durch solche Annexionen die innere Einheit und Kraft des deutschen Nationalstaates nur geschwächt werden könnte." Und Scheidemann fügt dem das Entscheidende bei:

„Wenn sich der Reichsregierung die Möglichkeit bietet, einen Frieden zu schließen, der dem deutschen Volke die politische Unabhängigkeit, die Unversehrtheit des Reiches und die Entwickelungsfreiheit sichert, fordern wir, daß sie Frieden schließt."

Der Abgeordnete Landsberg sagte in der gleichen Reichstagssitzung: „Wir wollen die Vernichtung unseres eigenen Landes verhüten, aber wir wollen auch kein anderes Land vernichten. . . . . Der Kanzler hat eine Sicherung gegen frivole Angriffe verlangt. Wenn es eine solche Sicherung gibt, dann wollen wir sie alle haben."

Auch hier wieder die Verbeugung vor dem militärischen Hilfsbegriff der Sicherung. Die einzige Sicherung ist Versöhnung der Völker, das wurde nicht ausgesprochen.

Auch die Reichstagsabgeordneten Geck und Dr. Südekum sprachen sich ganz offen für „Grenzberichtigungen" aus.

Diese Einstellung des deutschen Volkes 1915 ist von entscheidender Bedeutung gewesen und nur die Lüge könnte sie heute bestreiten. Der innere Grund hierfür lag darin, daß wir nach dem Verlust der Marneschlacht Sieg auf Sieg errungen und uns davon blenden ließen. Die Siegwirkung auf die Möglichkeit eines starken Friedens war nicht gegeben. Es waren, vom Standpunkt der Gesamtlage aus betrachtet, eben nur kleinere und größere Teilerfolge, die das Mißverhältnis an Kräften und an Kraft nicht ausgleichen konnten. Nicht mit Unrecht hatten hochgestellte Offiziere nach dem Verlust der Marneschlacht zu sofortigem Friedensschluß geraten. Der Aufmarsch der Welt begann erst jetzt und jeder Tag stärkte den Gegner. Die große Operation auf der inneren Linie war mißglückt, nun kamen die auf den äußeren Linien Stehenden zum Zug.

Die beiden großen politischen Ansichten:

1. Wir haben Siege errungen und stehen im Feindesland, also können wir warten, bis die Feinde sich den Frieden diktieren lassen, und
2. Wir können diesen Endsieg nie erringen, müssen also die Gunst der Gegenwart benutzen, um ohne Annexionen auf dem status quo ante zu einem wenigstens nicht schlechten Endergebnis zu kommen —

diese Ansichten standen sich schroff gegenüber. Die Oberste Heeresleitung huldigte der ersten, weil sie keinen politischen Intellekt besaß, die Reichsleitung wagte es nicht, der verhetzten öffentlichen Meinung zu trotzen und die zweite Ansicht — der sie innerlich Recht gab — zum klaren Programm ihrer Außenpolitik zu machen. An diesem Zwiespalt der Meinungen ist Deutschland zugrunde gegangen.

Das deutsche Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 trug diese Zwiespältigkeit an der Stirne. Darum wurde es als Zeichen der Schwäche auch vom Feinde aufgefaßt. Namentlich aber merkte auch das Ausland an den von der Obersten Heeresleitung gerade zur Zeit des deutschen Friedensangebotes durchgesetzten belgischen Deportationen, daß die deutsche Reichsregierung zu schwach sei, um mit ihr Frieden auf sicherer Grundlage zu schließen. Die Banner Deutschlands wehten mehr und mehr im Großen Hauptquartier. Ohne militärischen Sieg der Entente blieb der politische Einfluß der

Obersten Heeresleitung zu stark in Deutschland und bildete eine ständige Gefahr, daß ein Frieden, den die Regierung schloß, in Deutschland selbst nicht anerkannt wurde. Dieser durchaus berechtigte Gedankengang machte die Entente jeder Äußerung der deutschen Reichsregierung gegenüber auf das Höchste mißtrauisch und bestärkte die annexionistischen Kreise in der Entente in ihren Forderungen nach Fortsetzung des Krieges. Diese Kreise verwendeten mit größtem Erfolg die Auslassungen der Alldeutschen, wie aus einem französischen Geheimbericht von 1917 deutlich hervorgeht. Dieser Geheimbericht ist von Konrad Haußmann in der deutschen Verlagsgesellschaft für Politik 1921 veröffentlicht. Hier heißt es wörtlich: „Die wilden Kundgebungen der Alldeutschen sind für uns (= die Entente) so gut wie bares Geld."

Nachdem das deutsche Friedensangebot erfolglos bleiben mußte und auch erfolglos geblieben war, trat das Hindenburgprogramm an seine Stelle, das alle Kräfte des Landes der nur formell nicht ausgesprochenen Diktatur der Obersten Heeresleitung zur Verfügung stellte. Der Ausbruch der russischen Revolution am 12. März 1917 ließ noch einmal fast das ganze deutsche Volk an die Möglichkeit des militärischen Endsiegs glauben. Sehr bald aber zeigte es sich, daß die neuen Gewalthaber in Rußland der gleichen auswärtigen Politik wie das Zarentum huldigten, eine Entlastung Deutschlands mithin nicht gegeben war. Der Sommer 1917 ließ eine Krisis in Deutschland in bedrohliche Nähe rücken. Die Ernte war schlecht, die Prophezeiungen des Admiralstabes hinsichtlich der Erfolge des U-Bootes hatten sich als falsch herausgestellt, an der Front im Westen war der Druck der an allem überlegenen Ententeheere kaum mehr zu ertragen. Die mangelhafte Ernährung in den Städten rief Hungerrevolten hervor, die man mit militärischen Machtmitteln niederschlug. Damit machte man aber das bestehende System noch verhaßter als es schon war. Zudem war auch das Hindenburgprogramm nur eine Last für die Masse des Volkes. Hunderttausende von Privilegierten (die Privilegien bestanden meist in guten Verbindungen, die wiederum allen möglichen Machenschaften, Bestechungen und sonstigen unerfreulichsten Dingen zu verdanken waren) spürten dieses, vielleicht demokratisch gemeinte, jedenfalls aber höchst undemokratisch durchgeführte Programm nicht. Mehr und mehr teilte sich das Volk in solche, die vom Kriege lebten und solche, die am Kriege litten.

Die Kriegswirtschaft des Hindenburgprogramms begann das ganze Volk zu ruinieren. Die Industriearbeiter wurden durch

enorme Löhne zu kleinen Kriegsgewinnlern korrumpiert, das Wucher- und Schieberwesen hatte in der Parole der militärischen Stellen „Geld spielt keine Rolle", in den Abnahme- und Einkaufskommissionen der Heeresverwaltung, in den wie Pilze aus dem Boden schießenden Kriegsgesellschaften seinen Ursprung und gleichzeitig seinen üppigsten Nährboden.

Die Einzelheiten über die Verbrechen der Kriegswirtschaft lese man in Gothein, „Warum verloren wir den Krieg?", S. 37 ff., nach.

Die Nachrichten über die furchtbare Not, gleichzeitig aber auch über das Prassen und Schlemmen oder auch nur über die wirtschaftliche Sorgenfreiheit der „Durchhalter", der „Privilegierten", der „bevorzugten Klassen" usw. kamen Tag für Tag an die Front. Und Tag für Tag wurde es allen, die nicht in politischer Voreingenommenheit verwirrt oder glatte Heuchler waren, klarer, daß Oberste Heeresleitung und Regierung keinen Verteidigungskrieg, sondern einen Eroberungskrieg führten. Für letzteren nahm die Vorliebe in dem Maße ab, in dem der Zeitgenosse dem Elend und dem Entsetzen der vordersten Kampflinie sich näherte.

Alle diese Zustände, an denen in erster Linie die Oberste Heeresleitung Schuld trug, weil sie der Psyche, den Wünschen und den Nöten des deutschen Volkes innerlich vollkommen fern stand, hatten 1917 den größten Einfluß auf Volksstimmung und Lage der inneren Politik Deutschlands. Sie beeinflußten zwingend das Verhalten der Parteien und hätten zwingend das Verhalten der Regierung, die den psychologischen und realtaktischen Wechselwirkungen von Partei, Masse und Staat gegenüber sich nicht blind und taub verhalten durfte, beeinflussen müssen. Regierung und Oberste Heeresleitung, die in dieser Zeit der Krisis bewußt, ehrlich und offen von den Annexionsprogrammen der Konservativen und Nationalliberalen abgerückt wären, hätten die Masse des Volkes mit einem starken Willen zu einem Frieden auf dem status quo ante hinter sich gehabt. Statt der Revolution wäre die demokratische Evolution und ein erträglicher Friede zustande gekommen.

So aber half Heeresleitung und Regierung bei der Radikalisierung der sozialistischen Massen sehr kräftig mit. Die sozialistischen Führer verloren ihre Leute aus der Hand. Streiks in Rüstungsbetrieben waren Wetterzeichen gleichzuachten.

Der Ostererlaß des Kaisers vom 7. April, der die seit zehn Jahren von Demokraten und Sozialisten erstrebte Wahlrechtsreform in Preußen in Aussicht stellte, kam zu spät. (Er wurde am 11. Juli durch einen Erlaß des Kaisers als König von Preußen in die Praxis

umgesetzt.) Zwischen dem 7. und dem 11. April schied auf der Konferenz in Gotha die Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands aus der bisherigen Partei aus. Sie zählte nur 15 Reichstagsabgeordnete, hatte aber das auf die verzweifelten und empörten Massen wirksamere, weil radikalere Programm. Die Rolle der „Mehrheitssozialisten" wurde sehr schwierig. Sehr klar setzt diese Lage Oscar Müller in seiner Broschüre „Warum mußten wir nach Versailles?" auseinander: „Links eine revolutionäre, rechts eine annexionistische Agitation, beide von gleicher Heftigkeit und Wirkung auf die Öffentlichkeit und das Ausland, sah sie (die mehrheitssozialistische Partei) sich in die ungünstige taktische Lage einer Mittelpartei versetzt, die auf praktische, verantwortliche Politik hinarbeiten muß und doch die Fühlung mit der tragenden Stimmung des Volkes nicht verlieren darf. Die Identifizierung mit der Rechten, die innere Reformen ablehnte und alldeutschen Kriegszielen nachjagte, war unmöglich, wenn sie nicht jeden Einfluß auf die Arbeiterschaft aufgeben und diese den Unabhängigen zutreiben wollte. Die revolutionäre Parole dieser aber vertrug sich nicht mit der patriotischen Sorge um die Zukunft Deutschlands und des deutschen Proletariats."

Aus diesem Dilemma ergab sich manches Eigentümliche, auch mancher Fehler in der Taktik der Mehrheitssozialisten. Auf der internationalen sozialistischen Konferenz in Stockholm (Juni 1917) legten sich die deutschen Mehrheitssozialisten auf ihre Friedensbedingungen fest. Das waren: Verzicht auf Annexionen und Kriegsentschädigungen, Wiederherstellungspflicht auf Gegenseitigkeit, Selbstbestimmungsrecht der Nationen, Autonomie der Nationalitäten, Abrüstung und Freiheit der Meere.

Die deutsche Regierung mußte dieses Programm der stärksten Partei des Reichstages ad notam nehmen. Am 6. Juli hielt dann Erzberger seine bekannte Rede im Reichshaushaltsausschuß, die von der alldeutschen Opposition als ein Verbrechen dem Volke dargestellt wurde, von sehr vielen als eine Überrumpelung des Reichstages aufgefaßt wurde, beides aber nicht war. Erzberger hatte den wesentlichen Inhalt der Rede der Reichsleitung bekannt gegeben und sie war gebilligt worden. (Auch Stresemann beurteilte am 9. Juli in der Ausschußsitzung die Rede Erzbergers ganz richtig und sachlich, nicht als „eine verlorene Schlacht", sondern als der allgemeinen Lage entsprechend.) Die Parteien des Zentrums, der Sozialdemokratie und der Fortschrittler einigten sich zu der Friedensresolution vom 19. Juli, die am 20. Juli mit 214 gegen 116 Stimmen (bei 17 Stimmenthaltungen) angenommen wurde.

Bethmann stürzte und die Puppe des Großen Hauptquartiers, der unglückselige Michaelis, kam an das Ruder, das Ludendorff handhabte. Die Wirkung der Friedensresolution verpuffte, denn das Ausland mußte sich sagen, daß die Macht der Reichstagsmehrheit gegenüber der nunmehr ganz gehorsam im Banne der Obersten Heeresleitung stillstehenden Reichsregierung und der starken Opposition der Rechten im Reichstag selbst wohl nicht so stark sein konnte, um als ein vollgültiger Kontrahent für kriegsbeendende Übereinkommen angesehen zu werden.

Zudem begann die Vaterlandspartei ihr unheilvolles Wirken. Von ihr sagt Gothein: „Die damals unter Führung von Tirpitz gegründete Deutsche Vaterlandspartei eröffnete mit riesigen Mitteln, in gehässigster Art und unter dem wohlwollenden Schutz, ja unter Förderung von Zensur und Kriegspresseamt den Kampf gegen den in der Reichstagsresolution geforderten „Schmach- und Verzichtfrieden“. . . . . Die große Mehrheit der sogenannten Intellektuellen, die zum überwiegenden Teil einen erschreckenden Mangel an politischer Intelligenz bewies, die Professoren, Pastoren, Oberlehrer, höheren Beamten konnten sich in Schmähung der Reichstagsmehrheit nicht genug tun.“ Die Vaterlandspartei zerriß das Volk gewaltsam in zwei Teile, machte es für die Revolution reif und ihr Programm, zum Teil vom Idealismus ehrlicher und kritikloser deutscher Männer getragen, verwandelte sich in den Händen wilder, bezahlter Agitatoren zu einem System der Lüge und des demagogischen schamlosen Kampfes gegen politisch Andersdenkende. Der Vaterlandspartei ist es zu danken, wenn das Ausland der Friedensresolution nicht glaubte oder sie als eine völlige Verzweiflung des deutschen Volkes am Erfolge auffaßte. Die Friedensresolution des Reichstages, der Ludendorff seine Zustimmung gegeben hatte, um dann später gegen sie vorzugehen, kannten damals und im weiteren Verlauf die allerwenigsten von denen, die auf der Bierbank und in Vereinen, in Kasinos und — auf der Rednertribüne gegen sie loseiferten. (Ihr Wortlaut ist im Anhang zu diesem Abschnitt wiedergegeben.) Von „unerhörten Zugeständnissen“, von „Schmach-“ oder „Verzichtfrieden“ ist gar keine Rede gewesen. Nur dem Annexionismus sagte die Resolution Valet, und das war genug, um bestimmte Kreise in rabiateste Wut zu versetzen. Zudem war es den Mehrheitsparteien nicht möglich, ihre Resolution zu verteidigen, denn es ging nicht an, die erkannte Unmöglichkeit, den Krieg zu gewinnen, als Motiv vor aller Welt mit den vorhandenen Belegen zu beweisen.

Die Konservative Partei versagte in diesen wichtigsten Augen-

blicken deutscher Geschichte vollkommen. Sie war starr dogmatisch und opferte das Schicksal des Vaterlandes auf ihren Parteialtären. Patriotisch wäre sie gewesen, wenn sie den nun einmal herrschenden demokratischen Parteien bei der Durchführung der für das Vaterland entscheidenden Politik geholfen hätte. So aber sabotierte sie die Friedensmöglichkeit aus Rücksicht auf Partei- und Personeninteressen und bestärkte die Ansicht und den Einfluß der chauvinistischen Kreise in den Ententeländern. *Weil die Konservativen die Deutsche Demokratie haßten, ließen sie Deutschland zugrunde gehen.* In keinem anderen Großstaat wäre das möglich gewesen. Die Verkennung der großen Zusammenhänge war in dieser Partei geradezu erschreckend. Ihr war der Krieg eine Theorie, der sie begeistert huldigte. Daß dieser Krieg nur *mit* dem guten Willen des Volkes weitergeführt werden konnte, und nicht *gegen* den Willen dieses Volkes, das überlegten sich die Leute dieser Partei gar nicht. Ihre Abgeordneten entstammten den Kreisen (oder waren in innerer Übereinstimmung mit ihnen), die das Volk als Material in den Händen der Privilegierten betrachteten. Der schroffste Klassenstandpunkt, vermengt mit unerhörter sozialer Kulturlosigkeit, vollendete hier das feindliche Vernichtungswerk am morsch gewordenen Staate.

Das Deutsche Reich war durch die Opposition dieser mächtigen, teils mit der Schwerindustrie, teils mit dem feudalen Großgrundbesitz eng liierten Kreise und durch die Tatsache, daß eine Marionette wie Michaelis der Welt zum Spotte auf dem Seile tanzte, politisch nicht friedensschlußfähig. Das zeigte sich schon bei den Vermittelungsangeboten Amerikas 1916, die wir in einem früheren Abschnitt schon besprochen haben, wie auch bei der großen Friedensbewegung, die von der Feindseite im Sommer 1917 ausging.

Nicht ohne Zusammenhang mit diesem Friedenswunsch der Entente, die ein weiteres Kriegsjahr gerne vermieden hätte, wandte sich der Papst am 2. August 1917 an die kriegführenden Mächte mit konkreten Vorschlägen, die durchaus annehmbar waren. (Im Anhang ist der wichtigste Teil der päpstlichen Note nach Oscar Müller wiedergegeben. Nr. 2.)

Die Wirkung dieser Note auf die deutsche Regierung war nicht, wie es sich gehört hätte, erlösend, sondern Verlegenheit bereitend. Die Oberste Heeresleitung wollte doch keinen Frieden. Und die Kreise der Annexionisten wollten doch Belgien nicht wieder ganz freigeben! Es war die Luft der innerlichen Unwahrheit, der politischen Heuchelei, in der jede Friedensaussicht ersticken *mußte*! Verlogen-

heit des ganzen deutschen Systems kam jetzt, in den Stunden, in denen die Wahrhaftigkeit geraden Weges zum Frieden gegangen wäre, zutage und an ihr zerschellte das Schiff „Deutschland".

Die klare, unzweideutige deutsche Antwort auf die Papstnote, von der ganzen Welt erwartet, blieb aus. Der Beweis, wie ernst es die Entente, namentlich England, mit dem Frieden meinte, und wie sehr England auf die Friedensresolution des Reichstages reagierte, ergibt sich aus einem damals und noch bis 1919 ängstlich vor dem deutschen Volk geheim gehaltenen Schreiben des päpstlichen Nuntius in München an Michaelis. Dieser Brief sei hier als wichtigstes Dokument der tatsächlichen Friedensmöglichkeit im Sommer 1917 wörtlich wiedergegeben:

München, den 30. August 1917.

Euere Exzellenz!

Ich habe die hohe Ehre, anliegend Euerer Exzellenz die Abschrift eines Telegramms zu übermitteln, das von Seiner Exzellenz dem Herrn Gesandten Seiner Majestät des Königs von England bei dem Heiligen Stuhle Seiner Eminenz dem Herrn Kardinalstaatssekretär übergeben wurde; die französische Regierung schließt sich den im gleichen Telegramm ausgeführten Darlegungen an.

Seine Eminenz ist voll des Verlangens, jene Bemühungen für baldige Erreichung eines gerechten und dauerhaften Friedens wirksam fortzusetzen, welchen anzunehmen die Kaiserliche Regierung so entgegenkommende Bereitwilligkeit an den Tag gelegt hat. Darum hat mich Seine Eminenz beauftragt, die Aufmerksamkeit Euerer Exzellenz in besonderer Weise auf den Punkt hinzulenken, welcher sich auf Belgien bezieht und zu erreichen: 1. eine bestimmte Erklärung über die Absichten der Kaiserlichen Regierung bezüglich der vollen Unabhängigkeit Belgiens und der Entschädigung für den in Belgien durch den Krieg verursachten Schaden; 2. eine gleichfalls bestimmte Angabe der Garantien für politische, ökonomische und militärische Unabhängigkeit, welche Deutschland verlangt. Sei diese Erklärung befriedigend, so meint Seine Eminenz, daß ein bedeutender Schritt zu weiterer Entwicklung der Verhandlungen gemacht würde. Tatsächlich hat der erwähnte Gesandte von Großbritannien seine Königliche Regierung bereits verständigt, daß der Heilige Stuhl auf die im angegebenen Telegramm enthaltenen Mitteilungen antworten wird, sobald er seinerseits durch meine Vermittlung die Antwort der Kaiserlichen Regierung erhalten haben wird.

Meinerseits möge es mir gestattet sein, der festen Überzeugung Ausdruck zu geben, daß Euere Exzellenz, bei deren Eintritt in die allerhöchste Stelle unter wohlerwünschtem Zusammentreffen der hochgeschätzte päpstliche Vorschlag erschienen ist und welche so günstige Gesinnungen in bezug auf dieses Friedenswerk gezeigt hat, sich unsterbliche Verdienste erwerben wird um das Vaterland und um die ganze Menschheit, wenn mit einer versöhnlichen Antwort der gute Fortgang der Friedensunterhandlungen erleichtert wird.

In solcher Erwartung ist es mir sehr angenehm, der Gesinnung höchster Wertschätzung Ausdruck zu geben und habe ich die Ehre zu verharren als

Euerer Exzellenz
ergebenster
gez. Eugen Pacelli Erzbischof von Sardi
Apostolischer Nuntius.

Frankreich machte sich durch Rücktritt seines chauvinistischen Ministeriums Ribot am 7. September bereit, mit seinem neuen, versöhnlicher gestimmten Ministerium Painlevé in Verhandlungen einzutreten. In England war sich das Ministerium im September 1917 mit Ausnahme von Lloyd George einig, daß man Friedensverhandlungen anstreben solle. England sandte einen Unterhändler nach einem neutralen Land und ließ durch diesen sein Friedensprogramm an einen neutralen Vertrauensmann diktieren. Es wurde durch die deutsche Gesandtschaft nach Berlin übermittelt. Die Forderungen Englands waren: Entschädigung von Belgien, Luxemburg an Belgien, Rußland bekommt seine Grenzen vom 1. August 1914. Serbien erhält einen Hafen an der Adria, übrige Abgrenzung der Balkanländer durch eine Konferenz der Großmächte, Italien erhält seine Forderungen von 1915. Elsaß-Lothringen wird autonomer Staat. Bevölkerung kann abstimmen, ob sie das bleiben oder zu Deutschland oder zu Frankreich will. Keinerlei Kriegsentschädigungen außer an Belgien. Deutsche Kolonien werden an Deutschland zurückgegeben. Völkerbund mit einer Friedenspräsenzstärke in den einzelnen Ländern von nicht mehr als ½ % der Bevölkerung. England ist hinsichtlich seiner Marine nicht an diese Zahl gebunden. Obligatorisches Schiedsgericht. Streng konstitutionelle Regierung der dem Völkerbunde angehörigen Monarchien.

Die Bedingungen waren durchaus annehmbar für Deutschland. Hatte Deutschland innerliches Anrecht auf Elsaß-Lothringen, so

bekam es ja dieses Land durch die Abstimmung. Der englische common sense sprach aus diesem ganzen Abkommen.

Die Aufnahme dieses Angebotes in Berlin am 10. September war typisch. Wilhelm II. lehnte in der Beratung die Autonomie Elsaß-Lothringens schroff ab. Er soll hierbei gesagt haben, daß das Haus Hohenzollern Elsaß-Lothringen für Deutschland erworben habe und mit den Reichslanden stehe und falle. Wenn Hohenzollern aber falle, „so käme es schließlich nicht mehr darauf an, ob auch das ganze übrige Reich mit zugrunde gehe". Bei dem haltlosen Poltern des Kaisers bei solchen Gelegenheiten ist die Äußerung jedenfalls möglich. Der Chef des Admiralstabes verlangte die flandrische Küste, Ludendorff setzte sich für die Interessen der Schwerindustrie ein und verlangte außerdem Lüttich. Das Ergebnis war, daß der deutsche Gesandte in dem neutralen Lande nicht einmal eine Antwort bekam, der englische Unterhändler abzog und Lloyd George triumphierte, der seinen englischen Ministerkollegen gesagt hatte: „Germany must first be smashed". Helfferich leugnet in einem Artikel in der „Kreuzzeitung" von Ende Juli 1919, daß von seiten der englischen Regierung eine solche Anfrage an Deutschland ergangen sei.

Im übrigen vernichteten Michaelis-Ludendorff und die tobenden Alldeutschen jede Aussicht, zum Frieden zu kommen. Die Papstnote wurde erst am 19. September amtlich mit den alten, nichtssagenden Phrasen, denen die Unaufrichtigkeit auf der Stirne stand, beantwortet, und Michaelis, in heller Angst vor den Konservativen und vor Ludendorff, seinem Herrn und Gebieter, versicherte in unnachahmlicher Beschränktheit im Reichstag, er habe wegen Belgien keinerlei Verhandlungsvorteile aufgegeben. Das Schreiben Pacellis beantwortete Michaelis am 24. September und verweigerte in dieser Antwort die Antwort, da er „im heutigen Stadium der Dinge noch nicht in der Lage sei, eine bestimmte Erklärung über die Absichten der kaiserlichen Regierung im Hinblick auf Belgien und auf die von uns gewünschten Garantien abzugeben". Ein damals vor sich gegangener Briefwechsel zwischen Michaelis und Hindenburg beweist schlagend die Eroberungsabsichten der Heeresleitung und der Reichsregierung.

„Deutschland will keinen Frieden, sondern den Krieg, weil es erobern will." Das war das Weltecho dieser Kapitulation der deutschen Regierung vor der Heeresleitung, einer Regierung, die den deutschen Reichstag und das deutsche Volk betrog, die sich zum Lakaien der an politischem Intellekt und kulturellem Empfinden armen Heeres-

leitung erniedrigte. Der geheime Sieg der Alldeutschen über die demokratischen Parteien des Reichstages war der große Anlaß zur deutschen Katastrophe.

Am 1. November war, nachdem man sich noch einige Wochen sinnlosen Gedanken an einen Sonderfrieden mit Italien hingegeben hatte, Michaelis endlich gegangen. Ihm folgte Hertling, ein kluger, aber viel zu alter Mann. Die Politik der Friedensresolution wurde verlassen. Die zweite Revolution in Rußland, die am 7. November 1917 ausbrach, ließ erwarten, daß Rußland ausscheide und gab der alldeutschen Beweisführung in der Anschauung derer, die nur in militärischen Gedankengängen sich bewegen konnten, wieder einen Vorsprung. Namentlich als Trotzki am 20. November sein Waffenstillstandsangebot an alle funkte und als Hertling am 29. November im Reichstag mitteilte, daß von der russischen Regierung uns Verhandlungen zum allgemeinen Frieden vorgeschlagen seien, glaubten die „Eroberer" unter den Deutschen gewonnenes Spiel zu haben. Aber auch die Verständigen glaubten wieder hoffen zu dürfen. In England war man zu Verhandlungen bereit. Italien hätte solche gerne gesehen. Auch in Frankreich war eine Hoffnung auf raschen militärischen Sieg, nachdem jetzt so viel deutsche Truppen im Osten frei werden würden, nicht mehr allgemein vorhanden.

Und da zertrampelte der deutsche Militarismus in und nach den Friedensschlüssen von Brest-Litowsk und Bukarest mit ausgesprochen alldeutscher Geste wieder alle Hoffnungen. Deutschland sprach wieder einmal durch polternde Generale. Kühlmann, als Politiker klug und weitsichtig, als Mensch seinen zahlreichen Gegnern zu viel Blöße gebend, erlag dem alldeutsch-militaristischen Sturm, dem die Bedingungen von Brest und Bukarest noch nicht deutsch genug waren. Die ganze Entente erkannte, daß mit diesen Leuten ein vernünftiger Friede nie zustande kommen würde. Und nun wurde die Parole in der Entente ausgegeben: Deutschland besiegen oder sterben! Das war keine Phrase. Das war die reife psychologische Erkenntnis, welche deutschen politischen Machtfaktoren entscheidende Bedeutung hatten. Das war die große Kriegserklärung der Kulturwelt an die Alldeutschen, von denen sich das arme, kritiklose, Unendliches leistende, aber langsam sich erschöpfende deutsche Volk willenlos beherrschen ließ.

Nun war der Krieg in fesselloser Form entbrannt. Und sein Ende konnte nur Vernichtung sein.

Anhang.

1. Der Wortlaut der Friedensresolution.

„Wie am 4. August 1914 gilt für das deutsche Volk auch an der Schwelle des vierten Kriegsjahres das Wort der Thronrede: ‚Uns treibt nicht Eroberungssucht'. — Zur Verteidigung seiner Freiheit und Selbständigkeit, für die Unversehrtheit seines territorialen Besitzstandes hat Deutschland die Waffen ergriffen.

Der Reichstag erstrebt einen Frieden der Verständigung und der dauernden Versöhnung der Völker. Mit einem solchen Frieden sind erzwungene Gebietserwerbungen und politische, wirtschaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen unvereinbar.

Der Reichstag weist auch alle Pläne ab, die auf eine wirtschaftliche Absperrung und Verfeindung der Völker nach dem Kriege ausgehen. Die Freiheit der Meere muß gesichert werden. Nur der Wirtschaftsfriede wird einem freundlichen Zusammenleben der Völker den Boden bereiten.

Der Reichstag wird die Schaffung internationaler Rechtsorganisationen tatkräftig fördern.

Solange jedoch die feindlichen Regierungen auf einen solchen Frieden nicht eingehen, solange sie Deutschland und seine Verbündeten mit Eroberung und Vergewaltigung bedrohen, wird das deutsche Volk wie ein Mann zusammenstehen und unerschütterlich ausharren und kämpfen, bis sein und seiner Verbündeten Recht auf Leben und Entwickelung gesichert ist.

In seiner Einigkeit ist das deutsche Volk unüberwindlich. Der Reichstag weiß sich darin eins mit den Männern, die in heldenhaftem Kampfe das Vaterland schützen. Der unvergängliche Dank des ganzen Volkes ist ihnen sicher."

2. Wortlaut des politischen Teils der päpstlichen Note vom 2. August 1917.

„Der grundlegende Punkt soll in erster Linie der sein, daß die materielle Gewalt der Waffen durch die moralische Kraft des Rechts ersetzt wird, damit aus ihr eine gerechte Verständigung aller über die gleichzeitige und gegenseitige Abrüstung gemäß den aufzustellenden Regeln und Garantien vor sich gehe, und zwar in den notwendigen und genügenden Grenzen, damit die öffentliche Ordnung in jedem Staate aufrechterhalten bleibt. Hierauf soll an Stelle der Armeen eine schiedsgerichtliche Einrichtung mit einem hohen friedenstiftenden Amte treten, nach deren Normen und zu fassenden Sanktionen gemeinsam gegen denjenigen Staat vorgegangen werden soll, der sich weigern würde, die internationalen Fragen dem Schiedsgericht zu unterbreiten, oder dessen Beschlüsse anzunehmen. Wenn einmal die Oberherrschaft des Rechtes so hergestellt sein wird, soll man jedes Hindernis auf dem Wege der Verständigung der Völker wegräumen, indem man noch durch ebenfalls festzusetzende Regeln die wahre Freiheit und die Freiheit der Meere sichert, was einerseits zahlreiche Ursachen des Konflikts aus dem Wege räumen und andererseits viele neue Quellen des Gedeihens und des Fortschrittes öffnen würde.

Was die wieder gutzumachenden Schäden und die Kriegskosten anbetrifft, sehen wir keinen anderen Weg, die Frage zu lösen, als daß wir als gemeinsames Prinzip den vollständigen und gegenseitigen Verzicht aufstellen, der übrigens durch die ungeheuren Wohltaten, die aus einer Abrüstung hervorgehen würden, gerechtfertigt wäre, um so mehr, als man die Fortsetzung einer solchen Schlächterei aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr verstehen würde.

Wenn aber diesem Prinzip in einigen Fällen besondere Gründe entgegenstehen, soll man sie gleichmäßig und gerecht abwägen.

Diese friedlichen Abmachungen mit den daraus sich ergebenden riesigen Vorteilen sind jedoch nur durch die Zurückgabe der gegenseitigen in diesem Augenblick besetzten Gebiete möglich. Infolgedessen müßte von seiten Deutschlands Belgien vollständig geräumt werden und seine politische, militärische und wirtschaftliche Unabhängigkeit gegenüber jeder in Betracht kommenden Macht gesichert werden; ebenso müßte das französische Gebiet geräumt werden. Auf seiten der anderen Kriegführenden müßte eine ähnliche Rückerstattung der deutschen Kolonien stattfinden.

Was die territorialen Fragen anbetrifft, wie z. B. diejenigen, die zwischen Italien und Österreich oder Deutschland und Frankreich in der Schwebe sind, kann man der Hoffnung Raum geben, daß in Anbetracht der ungeheuren Vorteile eines dauerhaften Friedens mit Abrüstung die kriegführenden Parteien sie mit versöhnlichen Absichten lösen und gleichzeitig in möglichst gerechtem Maße den Aspirationen der Völker Rechnung tragen werden. Bei dieser Gelegenheit soll man die besonderen Interessen mit dem Allgemeinwohl der großen menschlichen Gesellschaft in Einklang bringen. Der nämliche Geist der Billigkeit und der Gerechtigkeit soll bei der Prüfung der anderen politischen und territorialen Fragen maßgebend sein, besonders was Armenien, die Balkanstaaten und die Gebiete anbetrifft, die zum ehemaligen Königreich Polen gehört haben, dessen edle geschichtliche Tradition und dessen besonders in diesem Krieg entstandene Leiden in ganz besonderer Weise die gerechtfertigtsten Sympathien der Nationen auf sich vereinigen sollten.

Das sind die wichtigsten Grundlagen, auf denen, wie wir glauben, die zukünftige Reorganisation der Völker aufgerichtet werden soll; sie sind imstande, die Rückkehr ähnlicher Konflikte unmöglich zu machen und die für die Zukunft und das materielle Wohlergehen aller kriegführenden Staaten so wichtige Lösung der wirtschaftlichen Fragen vorzubereiten."

3 Biographische Notizen.

Theobald von Bethmann Hollweg wurde am 9. November 1856 als zweiter Sohn aus der Ehe des Rittergutsbesitzers Felix von Bethmann Hollweg mit Isabella von Rougemont zu Hohenfinow im Kreise Oberbarnim geboren. Mit zwölf Jahren in die Klosterschule Pforta bei Naumburg gebracht, absolvierte er dort 1875 als „primus omnium". In Straßburg diente er ein Jahr bei den Ulanen; in Straßburg, Leipzig und Berlin studierte er Jura. 1879 trat er als Referendar in den Justiz-, 1881 in den Verwaltungsdienst. Im Jahre 1886 wurde er als Nachfolger seines Vaters Landrat des Kreises Oberbarnim in Freienwalde. 1896 wurde ihm der Posten eines Landesdirektors der Provinz Brandenburg angeboten, den er aber ablehnte. Nach dreijähriger Tätigkeit als Oberpräsidialrat in Potsdam wurde er Regierungspräsident in Bromberg und noch im gleichen Jahr Oberpräsident der Provinz Brandenburg Später unternahm Bethmann Hollweg eine Reise nach London und Paris; vom Frühjahr 1905 bis zum Herbst 1907 war er preußischer Minister des Innern, 1908—1909 Staatssekretär im Reichsamt des Innern. Am 14. Juli 1909 erfolgte seine Ernennung zum Kanzler des Deutschen Reiches und preußischen Ministerpräsidenten, welches Amt er bis zum 14. Juli 1917, also genau acht Jahre, innehatte. Er starb 1921.

Georg Graf von Hertling. Das Geschlecht der Hertling stammt aus Bayern und wurde 1745 geadelt. Der Vater des ehemaligen Reichskanzlers

war hessischer Hofgerichtsrat in Darmstadt, seine Mutter eine Nichte Clemens Brentanos. Georg Graf von Hertling wurde am 31. August 1843 in Darmstadt geboren. Dort besuchte er das Gymnasium und studierte später Philosophie in Münster, München und Berlin. Mit 21 Jahren Dr. philosophiae, wurde er 1867 Privatdozent in Bonn. Von 1882—1912 wirkte er als ordentlicher Professor der Philosophie in München. Mitglied des Reichstags war er mit einmaliger Unterbrechung von 1876—1912. Seit 1891 gehörte er dem bayrischen Reichsrat als lebenslängliches Mitglied an und wurde 1909 Vorsitzender der Zentrumsfraktion im Reichstag; ebenso 1912 bayrischer Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen. Das Amt eines deutschen Reichskanzlers hatte er vom Herbst 1917 bis zum Sommer 1918 inne. Sein Tod erfolgte 1919.

Georg Michaelis wurde am 7. September 1857 zu Haynau in Niederschlesien als Sohn eines Kreisrichters geboren. Er besuchte das Frankfurter Gymnasium und studierte ius; 1879 Referendar, 1884 Assessor. Von 1885 bis 1889 Dozent an der Hochschule für deutsche Rechts- und Staatswissenschaft in Tokio; 1892 Regierungsrat in Trier; 1897 Oberregierungsrat in Arnsberg; 1900 stellvertretender Regierungspräsident in Liegnitz; 1902 Oberpräsidialrat in Breslau. 1909 wurde er Unterstaatssekretär im Finanzministerium; Februar 1917 Staatskommissar für Volksernährung in Preußen und Juli 1917 Reichskanzler. Von 1917—1919 Oberpräsident von Pommern.

V. Das deutsche Volk.

Literatur
zum Abschnitt „Das deutsche Volk".

(Der Unterabschnitt „Gott und Krieg" ist mit besonderer Literaturangabe versehen.)

Eine ausgesprochene Buchliteratur für die Abschnitte dieses Teiles ist noch nicht, oder nur in ganz geringem Maße vorhanden. Dagegen findet sich Material in fast jedem der unendlich vielen Bücher, die während des Krieges, sowie in der Zeit von 1900—1914 und von 1918 an über Krieg oder Politik, über Gesellschaft oder Gesinnung geschrieben worden sind.

Trotz dieser Fülle von Nachweisen und Anhaltspunkten, deren einzelne Erwähnung im folgenden bewußt unterlassen wurde, ist das wichtigste doch der persönliche Eindruck, die persönliche Erfahrung, die sich durch jahrelanges tätiges Leben in der Zeit und durch eine gewichtige Masse von Eindrücken zu einem untrügerischen Bilde verdichtet haben.

Wenn der Verfasser hier vielleicht die am wehesten tuende Kritik ausübt, so geschieht das nur, weil er selbst ein Teil dieses Volkes, dem die ganze Arbeit seines Lebens gilt, ist und weil er nichts sehnlicher wünscht, als daß dies Volk mit seinen wunderbaren Eigenschaften Achtung und Stellung in der Welt hat — in den Augen der Kulturwelt, nicht in den Augen der Kannibalen, die es in allen Ländern der Zivilisation in Massen gibt und die in gewissen Zeiten sogar tonangebend werden können. Tonangebend nicht für die Kulturwelt, sondern für den Untertan.

An besonderen Veröffentlichungen verdienen Beachtung:

Mann, Heinrich, Macht und Mensch. München ohne Jahr.

Aus dieser Sammlung vor allem die Aufsätze: Der Europäer, Das junge Geschlecht, Sinn und Idee der Revolution, Kaiserreich und Republik.

Meinecke, Friedrich, Nach der Revolution. München und Berlin 1919.

Muckle, Friedrich, Das Kulturideal des Sozialismus. München und Leipzig 1919.

Weber, Max, Gesammelte politische Schriften. München 1921.

Scheler, Max, Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg. Leipzig 1915.

v. Gleichen-Rußwurm, A., Der freie Mensch. Berlin 1918.

Rade, Martin, Der Krieg und das Christentum. Stuttgart, Berlin 1915.

Kreibig, J. K., Gedanken über Moral und Krieg. Wien und Leipzig 1915.

Fried, Alfred H., Mein Kriegstagebuch. Zürich 1918.

Das Buch ist extrem pazifistisch. Es enthält eine erdrückende Fülle historischen Materials und ist für den objektiv Forschenden tatsächlich unentbehrlich. Außerdem ist es ein Dokument erhabener Ethik und Menschenliebe.

Über die Frage des Geschlechtslebens im Kriege orientieren eine Reihe von medizinischen Zeitschriften.

Etwas einseitig nur die Sexualsünden der Entente behandelt

Vorberg, Dr. med. G., Das Geschlechtsleben im Kriege. München 1918.

1. Der Untertan.

Wenn wir unter Untertan das Gegenteil von „innerlich freier Mensch" verstehen, so brauchen wir wohl beide Begriffe nicht zu definieren. Vielleicht weiß nicht jeder genau und wissenschaftlich begründet, was dieser Begriffe Wesenheit ausmacht, aber jeder hat eine hellere oder dunklere Empfindung von dem, was gemeint ist. Und gerade auf diese Empfindung kommt es an.

Der deutsche Bürger wußte, was es heißt, „ein freier Mensch" zu sein. Er kämpfte für diese Freiheit 1848, aber er erlag der schmählichsten Reaktion des preußischen Absolutismus in wenigen Monaten, weil dieser Bürger die Eigenschaften des „Untertanen" wie schwerste Fesseln mit sich trug, weil er für Freiheit kämpfte, ohne selbst innerlich wirklich frei zu sein. Das waren nur wenige; die flohen nach Amerika oder starben auf den Barrikaden oder schmachteten jahrelang in den Gefängnissen oder .... verlernten die Lieder der Freiheit, die ihre Seele einst gesungen hatte.

Was sie erstrebten, die große freie deutsche Nation, das schuf ihnen, dynastisch zugeschnitten, mit allen Kautelen jedweder Bevormundung versehen . . . der Absolutismus mit seinem nicht von der Kulturidee des freien Menschentums, sondern vom Militarismus und Assessorismus getragenen außen- und innenpolitischen Machtgedanken. Die Tragödie der bürgerlichen Freiheit in Deutschland ist ergreifend geschildert in einem Buche „Erinnerungen eines Revolutionärs" von Paul Boerner (Leipzig 1920), das die Impotenz des Untertanen 1848, die bürgerliche Freiheit zu erringen, nachweist. Das zweibändige Werk verdiente weiteste Verbreitung.

Trotzdem war die Demokratie, wie Heinrich Mann sagt, „lebensnotwendig, hier wie überall, und der Bürger, ob er wollte oder nicht, vertrat sie. Hier aber war die Demokratie in der Schuld des Absolutismus und ihm untergeben wie einem Gläubiger."

An diesem Schuldverhältnis starb der deutsche Freisinn. Und mehr als das, an diesem Schuldverhältnis degenerierte der deutsche Bürger zum willenlosen kaiserlichen Untertan.

Und dieser Untertan lernte, eben weil er willenlos war, politisch, was man ihn lehrte, auch wenn es seiner deutschen Natur gar nicht entsprach. Er lernte alles auf die Macht zu beziehen, in Machtgedanken zu denken, den Wert von Menschen, Gemeinschaften und Völkern nach dem Maß von Macht zu beurteilen, das sie äußern. Nicht nur der deutsche Bürger lernte das, sondern auch der deutsche

Arbeiter. Warf sich jener mit seinen Machtgedanken auf äußere Politik und auf die Organisation des Kapitals als Machtfaktor, so opferte dieser der Machtidee durch die Lehre von der proletarischen Solidarität. Der Diktatur des Geldes auf der radikalen bürgerlichen Seite entspricht — im Motiv durchaus verwandt — die Diktatur des organisierten Nichtbesitzes, die Diktatur des Proletariats.

Die Jünger des Rechtes, der Idee, die wahren freien Menschen, die ihrer Verantwortung vor dem Sittengesetz ebenso sich bewußt waren wie ihrer Pflicht als Persönlichkeiten, ... diese Menschen blieben Ausnahmen, die sich, je herrlicher das Reich sich materiell entwickelte, desto seltener fanden. Sie waren im übrigen „schlechte Untertanen", weil sie Respekt vor ihren Menschenpflichten und Verantwortungsgefühl hatten, was sich in praxi in der Form der Kritik und im Mangel jeder, wie immer auch gearteten Käuflichkeit äußerte. Nur der galt im Reiche — und je länger Wilhelm II. dieses Reich verdarb, desto mehr — als guter Untertan, der alles kritiklos verdaute, was ihm an Torheit, Dummheit, Bureaukratismus, Ungerechtigkeit und . . . blindem Optimismus vorgesetzt wurde und der willig Vaterland mit Dynastie, Ordnung mit Polizeigeist und Gott mit irgendeiner anerkannten christlichen Kirche verwechselte.

Und das geschah denn auch reichlich und unentwegt. Der Verstand des Deutschen legte sich schlafen und nun war die Bahn frei für die Dunkelmänner aller Art und Gattung. Um den schlafenden Deutschen auch im Traume noch zu täuschen, wurde ihm Zivilisation als Kultur vorgeführt. Auch das glaubte er. Er glaubt es noch heute, daß die enorme Selbstbereicherung seiner Großindustriellen, die Umwandlung von gottfriedlich blühenden Tälern in rauchende und stinkende Herden von Fabrikkaminen Kultur bedeute. Es genügte ihm nicht mehr, nur die Gegenwart nach Machtfragen zu zergliedern, er lernte auch Menschheitsgeschichte zu verfälschen und Kriege und politisch-diplomatischen Betrug als Wesensbestandteile menschlicher Entwickelung zu betrachten. Er erzog seine Kinder in Anbetung vor Macht und Zivilisation und ließ sie blinden Auges an der Kultur vorübergehen.

War das Machtstreben des Staates auf Vergrößerung gerichtet, so richtete sich das Machtstreben des einzelnen auf Erwerb von Geld und materiellem Besitz. Kulturgüter nahm man mit, mehr um mit ihnen zu prahlen und weil es zum guten Ton gehörte, so zu tun, als wäre man ein Kulturträger, als weil man innerlich ihrer bedurft oder wirklich edelste Freude an ihnen gehabt hätte. Wie wenigen war es ernst mit der Kultur!

Der gleiche Untertan, der sich von dem zum Gott erhobenen Staat als Material verwenden ließ und der in größerer Gemeinschaft mehr einem Ameisenhaufen mit vorwaltendem Haufeninstinkt als einer Summe von Einzelpersönlichkeiten mit gleichem Ziel glich, ließ sich auch seine Religion durch die Kirche nehmen und zu einer Machtfrage umgestalten. Je mehr die einzelne Persönlichkeit sich scheute, allein zu stehen, desto üppiger blühte das Vereinswesen, das zusammen mit dem deutschen Erblaster der Trunksucht den deutschen Untertan erst recht in die geistige Knechtschaft führte, in der er sich mit der Zeit immer wohler fühlte. Der Proletarier war in dieser Hinsicht nicht freier als der Bürger. Die organisatorische Zusammenfassung des Proletariats in Gewerkschaften war auch ein Diktat der Machterstrebung, allerdings taktisch durch die Lohn- und Arbeitsfrage zwingend hervorgerufen und im Ergebnis ein wohltuender Faktor des Machtausgleichs und damit des Rechtes.

Die Gegensätze nahmen zu. Hier das organisierte Geld, dort die organisierte Arbeitskraft. Das Geld bedurfte der Arbeitskraft, um sich zu vermehren, die Arbeitskraft des Geldes, um die Existenz der einzelnen Träger der Arbeitskraft zu ermöglichen. Im wechselseitigen Umtausch entwickelte sich rücksichtsloser Egoismus auf beiden Seiten und Anrufung der Macht zur Entscheidung über die natürliche Rechtsfrage. Das Geld wurde allmählich mehr wert als die Arbeitskraft, es gewann an entscheidendem Einfluß auf Regierung, Kirche, Politik, Steuern, bürgerliche Freiheit, ja auf die Bücher des Rechtes selbst (die große Plutokratie des deutschen Strafgesetzbuches muß jedem klar werden, der dies Gesetz einmal daraufhin durcharbeitet). Das Streben nach Geld in jeder Form nahm zu. Auch der Traum des Proletariers ging dahin, einst ein Bourgeois zu werden, den er zu hassen gelernt hatte, solange der Proletarier als Tauschobjekt nur über seine körperliche Arbeitskraft verfügte.

Das Streben nach Geld, nach Besitz, nach Einfluß, nach kleinen oder großen Privilegien (die es offiziell nicht gibt, die aber inoffiziell eine gewaltige Rolle spielen) erzeugte einen Dunst von Materialismus, in dem der Untertan verwirrt, berauscht, betäubt wurde. Seine Genüsse wurden mehr und mehr bezahlte Arbeit anderer. Der Schwerpunkt des Feiertäglichen wurde aus dem stillen, anspruchslosen Kreis der alten deutschen Bürgerfamilie in „die Welt" verlegt, und wenn diese Welt auch nur aus schlechten Varietébühnen, rauchigen Wirtsstuben und öden Vereinssaufereien besteht. Man ist erst etwas, wenn man die Herde anderer gleichgesinnter Menschen um sich brüllen hört. Man ist erst etwas, wenn das Bewußtsein

des durch die Menge geschützten Herdentiers das feige Herz beruhigt, umschmeichelt und in lächerlichem Stolz anschwellen läßt. Das hebt, das macht Mut, das nimmt das bedrückende Gefühl von der Seele des Untertanen, einsam einer Welt gegenüberzustehen. Die stolze Freude an der Einsamkeit kennt das Herdentier nicht, die kennen nur die ganz wenigen, wirklich ganz wenigen innerlich freien Menschen.

In der Herde entstehen die Meinungen. Der Untertan hat keine eigene. Denn diese könnte ihn mißliebig machen, könnte ein Hindernis auf seinem Weg nach Geld oder Stellung sein. So bildet er sie nach der Meinung anderer, sogenannter prominenter, maßgebender oder doch zum mindesten verbindungsreicher Menschen. Er urteilt nicht mehr, nicht in Kunst noch in der Politik, nicht in Sitte noch Takt, nicht in gesellschaftlichen noch ethischen Fragen. Er schwätzt nur nach. „Das tut *man* nicht." „*Man* hält das für falsch." „*Man* muß das glauben." „*Man* darf das nicht sagen." „*Man* ist patriotisch oder künstlerisch, sittlich oder ehrlich, fromm oder bieder, *man* ist, weiß der Teufel was, wenn *man* das tut, jenes läßt, dieses spricht, jenes verschweigt. Die Herde richtet, urteilt, begnadigt, tötet, schändet, begeht Verbrechen, stinkt vor Gemeinheit. Und in diese Herde zieht sich feige das Herdentier zurück und wird zur scheußlichsten, *zur anonymen Kraft*. Überall herrscht der große Anonymus „man", die Fratze des personifizierten menschlichen Herdentriebs, die Grimasse des Überuntertanen mit den treu himmelwärts gerichteten Augen eines Heuchlers und einer Seele voll erschütternder, entsetzlicher, himmelschreiender Feigheit.

Und alter, guter, derber, stolzer deutscher Bürgersinn, der einst die Raubritter aus ihren Nestern räucherte und den Fürsten bei aller formalen Ehrerbietung nicht mehr gab, als der Fürsten war, verdarb in der Hitze der Erwerbssucht, des Materialismus und jener neudeutschen Untertanenkrankheit, der dummen Eitelkeit, die Gewissen und Geld für leere Titel und Orden gab, die sich von jedem, der es gerade wollte, auf den Leim locken, den Bürger seiner selbst vergessen ließ und ihn von Traditionen sich imponieren hieß, die keinen Vergleich mit denen deutschen Bürgertums ertrugen. Das Ersterben vor jedem Hanswursten — wenn der nur ein polnischer Graf oder ein deutscher Duodezfürst, ein Gardeleutnant oder ein von der Gnadensonne fürstlicher Huld direkter Beschienener war oder, ach nur um eine Rangstufe höher in der alles umfassenden Hierarchie des Beamtentums stand — wurde zu schöner und alle etwa noch sich leise rührenden inneren Stimmen ertötenden Gewohnheit.

Anbetung des Fremden, eine Folge des Jammers dreißigjährigen Krieges, machte den deutschen Untertan noch lächerlicher als er ohnedies schon war. Aber das, was in der Tat an Fremden nachzuahmen gewesen wäre, das lernte der Untertan nicht. Wie viel hätte er von Frankreich und England lernen können! Das durfte er aber nicht, das verboten ihm die, deren Herrschaft durch allzu eifriges Lernen französischer Energie und englischer Freiheit bedroht gewesen wäre. Ruhe, das heißt Willenlosigkeit war des deutschen Bürgers erste Pflicht. Und er begann sich über die eigene Willenlosigkeit hinwegzutäuschen durch Geschäftigkeit, die ihm Willen zu sein schien.

Max Weber nennt die psychische Einstellung des deutschen Untertanen den Geist der Sekurität, der diesen Untertanen noch eine Stufe hinunterdrückt und zum untertänigen Spießbürger macht.

Die politischen Folgen dieser Entwickelung deutschen Bürgertums waren sehr bedenklich; sie waren mit Ursachen der sinnlosen deutschen Politik vor und im Weltkriege, sie spielen ihre Rolle bis zum heutigen Tage. Wenn in Deutschland, das Republik ist, der Republikaner als Staatsbeamter nahezu unmöglich ist, sondern hier der Feind der Republik herrscht, wie es beispielsweise in Bayern und einigen Provinzen Preußens der Fall ist — so zeigt das deutlich den Zustand der verwirrten Herde, den Untergang jedes persönlichen Urteils. Max Weber, aus dessen „politischen Schriften" sein vergeblicher Kampf gegen den spießigen Untertanengeist hervorleuchtet, illustriert dies an der Art, wie der Bismarckkultus sich gab.

Gegenüber den üblichen, unterschiedslosen, kritiklosen und vor allem unmännlichen Verhimmelungen der Bismarckschen Politik schien es Max Weber am Platz, auf die Art der Beeinflussung des deutschen Untertans hinzuweisen. Max Weber sagt: „Ein großer und jedenfalls der einflußreichste Teil der populären Bismarckliteratur ist für den Weihnachtstisch des Spießbürgers zugeschnitten, der jene völlig unpolitische Art der Heldenverehrung bevorzugt, wie sie bei uns üblich geworden ist. Sie redet dieser Sentimentalität nach dem Munde und glaubt ihrem Helden zu dienen, indem sie seine Schranken verhüllt und seine Gegner verlästert. Aber dazu erzieht man eine Nation nicht zu eigenem politischen Denken. Bismarcks riesenhafte Größe kann sehr wohl vertragen, daß man auch die Andersdenkenden sachlich versteht und rücksichtslos feststellt: welche Folgen seine tiefe Menschenverachtung und der Umstand hatte, daß die Nation durch seine Herrschaft seit dem Jahre 1875 jener positiven Mitbestimmung ihres politischen Schicksals durch

ihre gewählten Vertreter entwöhnt wurde, welche allein die Schule des politischen Urteils ermöglicht" (Gesammelte politische Schriften S. 138).

Diese Unselbständigkeit des deutschen Untertanen führte dann auch zu jener ausgesprochenen Beamtenherrschaft, wie sie außer im zaristischen Rußland kein Kulturstaat der Erde kannte. Aber diese herrschenden Beamten, die ihrer selbst willen zu existieren scheinen, sind selbst wieder Untertanen reinsten Wassers, denen es nichts Erstrebenswerteres gibt als die „Sekurität". Der Offizier war nur eine besonders privilegierte Sonderkategorie dieses Beamten. Auch ihn beherrschte das Gesetz der Sekurität.

Das Dilemma zwischen Untertanenpflicht = blind gehorsam zu sein und Menschenpflicht = das vom eigenen Urteil als recht Erkannte zu tun, wurde gar nicht gefühlt. Innere Kämpfe der Einzelpersonen, die hätten eintreten müssen, wenn das Dilemma als Problem nur wenigstens einmal erkannt worden wäre, fanden in der Regel nicht statt. Der Untertan ist viel zu faul, um zu denken und sich dadurch sofort seelische Auseinandersetzungen mit sich selbst aufzuladen. Tragische Folgen hatte das immer da, wo der „Beamte" in Stellen rückte, die nur der Politiker ausfüllen konnte. Bismarcks Nachfolger waren stramm vor ihrem Dynasten stehende Untertanenbeamte. Wieder soll Max Weber hier zu Wort kommen:

„Von fast allen jenen Männern, welche in dem verhängnisvollen Jahrzehnt unserer Politik deren Leitung in der Hand hatten, ist zuverlässig bekannt: daß sie privatim, und zwar nicht nur gelegentlich, sondern wieder und wieder die materielle Verantwortung für die entscheidende Veröffentlichung, die sie formell „deckten", abgelehnt haben. Fragte man erstaunt: warum wohl der betreffende Staatsmann, augenscheinlich der Machtmittel beraubt, die nach seiner Überzeugung bedenkliche Veröffentlichung zu hindern, auf seinem Platz geblieben sei, so bekam man gewöhnlich zu hören: „Es hätte sich ja ein anderer gefunden".

Dieser Untertanengeist konnte ein Volk nicht durch die Gefahren eines Weltkrieges führen.

Der deutsche Untertan entsprach schon lange nicht mehr der Forderung Goethes: „Es kommt besonders auf die Ausbildung des Subjektes an, daß es so rein und tief als möglich die Gegenstände ergreife und nicht bei mittleren Vorstellungen stehen bleibe, oder wohl gar sich mit Gemeinem helfe" (Brief an Jacobi 17. 10. 1796).

Es fehlte durchaus am Erkennen des höheren Zweckes. Der Staat ist nicht höchster Zweck des Menschen, er ist etwas Ver-

gängliches, Konstruiertes, er hat nur Berechtigung als Mittel zu einem höheren Zweck. Eine Gesellschaft, die, wie es ein aus „Untertanen" bestehender Staat tut, den einzelnen nur dazu verwendet, sich dem Staatszweck zu opfern, muß in dem Irrtum befangen sein, daß dieser Staatszweck der letzte Zweck ist. Es ist selbstverständlich, daß der einzelne der Gemeinschaft gegenüber hohe Pflichten hat, daß er, völlig gelöst von jeder Art von Dienst für die Gemeinschaft, auch alle Rechte an dieser verlieren und damit kein menschenwürdiges Dasein mehr führen könnte. Aber der Einzelmensch ebenso wie der Staat als Organismus muß von dem Gesichtspunkt ausgehen, daß es etwas gibt, was höher als Pflicht für die Gemeinschaft im Staate ist.

Hier trennen sich nun die Weltanschauungen und es ist nicht die Aufgabe dieses Buches, sie weiter zu zergliedern. Aber so viel steht fest, daß Weltanschauung erst jenseits des Staates beginnt. Daher finden wir beim „Untertan" keine Weltanschauung, außer den zurechtgestutzten und, was Spinoza betrifft, auch noch gründlich mißverstandenen Staatsphilosophien eines Spinoza, Hobbes oder Hegel, deren Staatsvergötterung das Ende wahren freien Menschentums bedeutet.

An diesem Gegensatz des „Menschen" und des „Untertanen" krankte Deutschland, viel heftiger, viel hoffnungsloser als man es erkannte oder zugeben wollte. Das Maßgebende fehlte, was Tolstoi einmal richtig bezeichnete: „Das hauptsächlichste neue Gefühl, das ist, sich vor sich selbst wie auch vor den andern als das fühlen, was man ist, und nicht als das, was man im Zusammenhang mit seiner Umgebung ist".

Der Weltkrieg hätte zu seiner Überwindung nicht der Untertanen (die nur als das sich fühlen, was sie durch andere sind), sondern der freien Männer (die sich als das fühlen, was sie sind) bedurft. Damit ist nicht gesagt, daß die Besieger Deutschlands in dieser Hinsicht Ideale waren. Fortgeschrittener waren sie, darüber besteht leider kein Zweifel, aber ihre höhere materielle Kraft unterstützte sie doch in allererster Linie. Die Ungleichheit an Kraft hätte in Deutschland nur durch eine größere Masse wirklicher Persönlichkeiten ausgeglichen werden können. Die aber fehlte. Wir hatten viel weniger Persönlichkeiten im Sinne von „Menschen ohne Untertaneneigenschaften" wie Frankreich und England. Und über dieses deutsche Untertanenvolk stürzte sich nun das System der Lüge, der Bevormundung, der Gängelung, wie es seine häßlichsten Blüten in der berüchtigten Abteilung III b des Großen Hauptquartiers, im

Kriegspressеamt, in den örtlichen kleinen Diktatoren aller Art, wirtschaftlich in den Kriegsgesellschaften und in hundert und aber hundert anderen Einrichtungen, zu denen leider auch ein beträchtlicher Teil der deutschen Presse gehörte, trieb. Die Organisation ohne Geist, die Deutschland beherrschte, die staatliche Unterdrückung aller einzelnen, der planmäßige und stets erfolgreiche Kampf gegen die sich selbst in einem so untertanenhaften Volk immer wieder hervorwagende menschliche Seele nahmen diesem Volk die Schwingen, die es über dem Abgrund hätten schwebend erhalten können.

Diese Unfähigkeit wirkt um so tragischer, als in allen Gebieten und bei allen Gelegenheiten, wo die „Untertanennatur" des Deutschen keine Gelegenheit hatte, hemmend aufzutreten, die prachtvollen Eigenschaften des deutschen Volkes voll zur Geltung kamen. Seine Arbeitskraft und Arbeitsleistung haben alle Völker der Erde als unerreicht anerkannt. Das Gemüt des Deutschen, seine Sehnsucht, seelische Beziehungen zu den Geschehnissen des Lebens herzustellen, steht außer Zweifel. Deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft haben überall einen guten Klang gehabt. Es blieb erst dem Weltkrieg vorbehalten, auch diesen zeitweise zu verderben.

Es mußte ein Zerrbild entstehen, wenn Menschen, mit deutscher Seele versehen, nun durch die Entwickelung, an der ihre grenzenlose Kritikarmut selbst schuld war, mechanisiert wurden, wenn diese stille deutsche Seele Probleme des Erwerbes, der Geschäftskonkurrenz, des widerlichsten Mammonismus in sich aufnehmen und verarbeiten sollte. Das aber war der Fluch der Zeit.

Das bezeichnet Heinrich Mann, der in seinem „Untertan" den größten Roman der Zeit geschaffen hat, wenn er schreibt: „Das mechanistische Kaiserreich hatte die Atmosphäre, die es verdiente; es schuf sich eine Ideologie des Bösen. Die Welt nicht, aber seine Welt ward in der Tat, weil alle es glaubten, nur von bedenkenloser Erwerbsgier gelenkt, und ein Realist sein, hieß, allein das Böse für wirklich halten. Da war eine Mehrheit von Schwachen, zum Guten so leicht zu haben wie zum Bösen — und durch alle Umstände begünstigt, redeten Wortmacher und Nutznießer ihr das Böse ein. Seht zurück auf jene jahrzehntelange widernatürliche Aufgetriebenheit des nationalen Willens, jene Ruchlosigkeit des öffentlichen Denkens und die Abtötung der euch altgewohnten Vernunft, in der nicht Kraft allein, auch Güte herrscht. Könnt ihr es noch glauben? ‚Ein ewig dauernd Herrenvolk' verlangten sie von euch, — und dies war schlechthin grauenvoll. Dies hieß: bekämpft alle anderen Völker, bis sie tot oder Sklaven sind, thront einsam, als Feinde aller, als

Unterdrücker, Richter, einziges Weltgewissen — und so für ewig. Ward dessengleichen von Menschen je gefordert? Rom und England wußten davon nichts. Kein Volk mit widerstandsfähigem Wirklichkeitssinn ist einer so ungeheuerlichen Versuchung erlegen. Ihr seid es. So kam der Krieg.

Er kam durch Deutschland nicht, wahrhaftig, nein. Durch das geduldige, einsichtsvolle, der Gerechtigkeit ergebene Volk des ewigen Deutschlands kam er nicht. Er kam durch ein Wesen, das gegebene Tatsachen stumpfsinnig verehrte, das Unterwürfigkeit, Grobsinnlichkeit und Härte für Gesetze des Lebens hielt und Menschenverachtung für seine letzte Frucht; das, unsachlich, unwahr und in allem Geistigen frivol, für Höheres nie kämpfen, immer nur raffen und schmatzen, aber nie kämpfen wollte, und das überdies einen solchen Unfug für Reife und Gipfel, sich selbst, den Wechselbalg des Deutschen, für seine Vollendung ausgab. Der Krieg kam durch den Untertan." („Kaiserreich und Republik" aus dem Buche Manns: „Macht und Mensch".)

Der Untertan war es, der sich gegen England hetzen ließ, als England das Bündnis mit Deutschland suchte, das Deutschlands größtes außenpolitisches Glück gewesen wäre, der Untertan war es, der sich von den Großmannsträumen alldeutscher Marinekreise verwirren ließ und an Expeditionen gegen London und Ablieferungen der englischen Flotte in Helgoland sein blutrünstig gewordenes Herz erlabte, der Untertan war es, der willig den ruchlosen Sprung vom „Überfallenen" 1914 zum „Eroberer" 1915 machte.

Der Untertan hat den Kaiser mit der Gewalt seiner Lobhudelei, Feigheit und seinem Byzantinismus noch mehr in die Bahnen vollendeten Wahnsinns getrieben. Er ließ sich Kunst und Wissenschaft befehlen, er nahm nicht geduldig nur, sondern mit der Begeisterung eines Feldwebels den Kitsch in Musik und Malerei, Architektur und Bildhauerei, Drama und Roman hin, den Wilhelm II. verordnete, großzog, protegierte. Er ließ es zu, daß „das königliche Theater gleich der Schule und der Universität ein Werkzeug des Monarchen sein sollte" (Rede Wilhelms II. 16. Juni 1898). Er machte die Schule, die gute deutsche Schule zu einer Pflanzstätte übelster Liebedienerei, zu einer Erziehungsanstalt nicht für deutsche Männer, sondern für weihrauchstreuende und ersterbende Speichellecker kaiserlichen Hofes und Hauses. Und wo war kein Untertan zu finden? Er herrschte jedenfalls in allen bürgerlichen Kreisen. Wo waren die alten, prachtvollen deutschen Bischofs-

gestalten hingeraten? An ihrer Stelle speichelte Kardinal Kopp am 11. März 1903: „Die erhabene Stellung Eurer Majestät, deren Einfluß von einem Pol zum anderen sich geltend macht . . . .“ Wo war der alte, prachtvolle deutsche Städtestolz hingeraten? In dem Jahr, in dem man ernstlich erwog, den geisteskranken Kaiser zu entmündigen, jubelten ihm alle Städte zu, die er besuchte, so daß Wilhelm II. Bülow, der ihm die Bedenklichkeit der Lage vortrug, ganz indigniert fragen konnte: „Was wollen Sie? Das Volk jubelt mir doch überall zu!“

War es nicht der Untertan, der am 5. Februar 1907 durch die Reichstagswahlen bekundete, daß er mit der kaiserlichen Kolonial-, Welt-, Flotten- und Redepolitik ganz gehorsamst einverstanden war? Der Untertan war es, der die Anträge auf Abänderung der Reichsverfassung 1908 im Sande verlaufen ließ.

Der Untertan war es schließlich, der im Kriege nicht sehen wollte, der mitschuldig an dem System der Lüge war. Sein Patriotismus war Kriecherei, sein nationales Fühlen war eine süßliche Sülze, gemischt aus Sentimentalität und Gewinnsucht. Mit dem Untertanen konnte der gewaltige Krieg nicht geführt werden.

Mit freien Männern hätte er bestanden werden können, aber nur als reiner Verteidigungskrieg. Das wollte man aber nicht und darum mußte man ihn mit Untertanen verlieren.

---

2. Gott und der Krieg.

Literatur
zum Abschnitt „Gott und Krieg".

Vorbemerkung: Die theologische wissenschaftliche Literatur zu dieser Frage ist nicht angeführt. Die versuchten Nachweise, die christliche Religion mit dem Dogma vom Krieg unter einen Hut zu bringen, sind sämtlich mißglückt. Der Christ ist Pazifist oder kein reiner Christ. Daran ändert keine noch so geschickte Dialektik irgend etwas. Der einzig diskutable Einwand hiergegen lautet: Also ist das reine Christentum dem imperialistisch-militaristischen Staat gefährlich. Daraufhin muß die Kirche den Mut haben mit „Ja" zu antworten.

Im übrigen verweisen wir auf

Foerster, Fr. W., Weltpolitik und Weltgewissen. München 1919.

In diesem Buch gibt Foerster als gläubiger katholischer Christ aus der Innerlichkeit seines Christentums heraus vollgültige Beweise für die Berechtigung, ja Notwendigkeit des christlichen Pazifismus.

Der schwierige Stand der Theologen wird recht klar aus der Lektüre folgender Broschüren:

Eißfeld, Krieg und Bibel. Tübingen 1915.

Müller, Johannes, Reden über den Krieg. München 1915 ff.

Bertholet, Dr. Alfred, Religion und Krieg. Tübingen 1915.

Rade, M., Dieser Krieg und das Christentum. Stuttgart-Berlin 1915.

Bedenklicher als diese Beispiele sind die innerlich vor dem begeistert gepriesenen preußischen Militarismus strammstehenden Büchlein von:

Titius, Dr. A., Unser Krieg. Ethische Betrachtungen. Tübingen 1915.

von Oer, O. S. B., Wer da? Freiburg (1915).

Derselbe, Ohne Furcht und Tadel. Freiburg (1915).

Scholz, Dr. H., Der Krieg und das Christentum. Gotha.

Unerhört in seiner Heuchelei ist

Tolzien, G., Domprediger, Unerlaubte Kriegsmittel. Schwerin.

Tolzien übertrifft auch in seinen sonstigen Schriften wie „Der Wille Gottes im Krieg" und „Die Tragik in des Kaisers Leben" alles, was mir unter die Hände kam, an Schamlosigkeit.

Einen ausgezeichneten Überblick über „Die Kriegstheologie", dem wir viel Material entnehmen konnten, bietet

Zurlinden, S. in seinem großen Werke „Der Weltkrieg", I. Band. Zürich 1917.

Über den Kriegsaberglauben und Prophezeiungen findet der Leser Hinreichendes in

Hellwig, Dr. A., Weltkrieg und Aberglaube. Leipzig 1916.

Ein von gesunder Skepsis erfülltes Buch.

Zurbonsen, Prof. Dr. Fr., Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914—1915. Köln 1915.

Derselbe, Die Völkerschlacht der Zukunft „am Birnbaum". Köln 1915.

Esche, F. A., Kriegs- und Friedensprophezeiungen. Dresden 1916.

von Müller, Fr., Spekulation und Mystik in der Heilkunde.

Grobe-Wutischky, Der Weltkrieg 1914 in der Prophetie.

Ein wüstes Sammelsurium des Aberglaubens auch desjenigen, der den Verfasser zu beherrschen scheint.

Neue metaphysische Rundschau, Astrologisches z. Weltkrieg. Bd. 21.

Gerling, Der Weltkrieg 1914/15 im Lichte der Prophezeiung. Oranienburg (ohne Jahr).

In allen Ländern haben die herrschenden Kirchen die Religion dem Kriege angepaßt. Ausdrücklich soll erwähnt sein, daß die Erscheinungen, von denen im folgenden die Rede sein wird, keine deutschen Sondererscheinungen sind, sondern in gleicher Form in allen kriegführenden Völkern die wahre christliche Religion schändeten.

Auf einem einsamen Kreuz, das in den unermeßlichen Schneewüsten Rußlands müde über einem Soldatengrabe sich neigte, las ich die Worte: „Er starb für seinen Gott, für seinen Zaren und für sein Volk". Nur die mittlere Behauptung mag richtig sein, die am Ende stehende ist eine Lüge, die am Anfang stehende eine Blasphemie. Kein Mensch kann Gott verteidigen dadurch, daß er andere Menschen totschlägt. Möchten doch die Menschen nur den Mut haben, Gott bis zum Tode zu bekennen. Das würde vollkommen genügen.

Auch in Deutschland starb man für Gott, König und Vaterland. Man überlegte es sich gar nicht, was für ein entsetzlicher Tiefstand religiöser Auffassung in diesem Satz liegt. Ein Märtyrer kann insofern für Gott sterben, als er seinem Bekenntnis zu Gott treu bleibt, aber ein Soldat stirbt niemals für Gott in einem Kriege um Provinzen, dynastische Macht und die Interessen des Großkapitals. Die furchtbare sittliche Entartung, unter der Deutschland heute — mehr als jedes andere Kulturland — leidet, kommt ohne Zweifel zum Teil daher, daß die Heuchelei, der Kuhhandel, das politische Geschäft die religiöse Empfindung der Menschen selbst da getötet hat, wo sie auf kleinen ethischen Inseln noch im brandenden Meer des Materialismus hauste.

Jede Regierung hat Gott zum Premierminister ihres Landes gemacht. Er machte die Politik, er vernichtete den Feind, weil er den Feind hassen mußte, er begleitete die Bataillone in den Kampf gegen Bataillone, die er (nach der Ansicht der Gegner) auch begleitete, er liebte und vergaß nicht sein deutsches Volk, er war der große Verbündete, der „alte Gott, der noch lebt", ihm war der Tod von 50000 Franzosen ein Genuß, mit einem Wort, er wurde von den Geistlichen zu einem widerlichen, rachedurstigen, blutgierigen Heidengott gemacht. Das war der Gott kriegsverrückter Menschen! Und kein muckernder, blutgeiler Pastor oder fanatischer Priester kam auf den Gedanken, den Jesus so oft ausgesprochen hat: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Sie haben ihn nicht in der Wahrheit angebetet, diese Zerstörer des Liebeswerkes Christi, sondern als Vollzugsorgan des Kriegspressеamtes, als Agenten einer staatlich

privilegierten Lügenfabrik. Unendlich ist damit der Religion geschadet worden, denn immer wieder verwechseln fast alle Menschen den lebendigen Gott mit dem Gott, der in den Köpfen kriegsfröhlicher Theologen oder im politischen Teil kirchlicher Maßnahmen sein kümmerliches Dasein fristet. Und wird dieser vollkommen unglaubhaft, dann wankt der Glaube an jenen und mit ihm eines der ganz großen Fundamente der Ethik.

Der Gott des Kriegspresseamts und der zum Kriege hetzenden Geistlichen (hier begingen die protestantischen die größeren Sünden) war eine Karikatur Gottes, aber nicht Gott. Dieser karikierte Kanonengott, der im Auftrag der Alldeutschen England strafen und der Schwerindustrie zu reichlichen Gewinnen helfen sollte, dem die unerhörtesten Handlungen der Ungerechtigkeit zugemutet wurden, war die furchtbarste Gotteslästerung, die menschlichen Hirnen je entsprang, menschlichen Zungen je entglitt.

Die christlichen Schriftgelehrten, die jede Laiensünde unter Berufung auf die Evangelien zu ahnden pflegen und sich selbstgefällig Gott näher vorkommen, als sie es anderen Menschen zugestehen, haben im Kriege die ganze Lehre der Liebe umgedeutet und mit Gottes Wort einen Handel getrieben. Wer hatte so viel Christentum in sich, um mutig zum deutschen Volke zu sagen: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen" (Matth. 26, 52). Wer hatte wenigstens so viel Christentum in sich, daß er schwieg und seine kriegerische Aufgabe ausschließlich in Erfüllung christlicher Liebeswerke sah? Die waren zu zählen, namentlich unter den protestantischen Geistlichen, die nur darauf sich beschränkten. Doch gab es ihrer welche, und diese wahren Diener Gottes gehören ebenso wie ihre katholischen und jüdischen Amtsbrüder zu den wenigen erfreulichen Erscheinungen des Krieges. Die allermeisten verwendeten aber Gottes Wort, um die Kampfleidenschaften zu steigern, um den Feind auch menschlich schlecht zu machen, um den Krieg, und gerade diesen Krieg und alle die eigenen Grausamkeiten und zum Himmel schreienden Kulturlosigkeiten zu gottgefälligen Werken zu stempeln. Diese Hetzgeistlichen haben die Religion aus der Seele des deutschen Volkes gerissen und sind schuld an der heute immer stärker werdenden Irreligiosität der Massen, der die Immoralität ihre schmutzige Hand reicht. An den Gott, der dem deutschen Volke im Krieg von den alldeutschen Theologen gepredigt wurde, konnte weder ein denkender Mensch noch ein kindlich gläubiger Christ glauben.

Dieser Schlachtengott marschiert, solange die Welt besteht, mit

den stärkeren Bataillonen. Und deshalb pflegt der, der sich stärker fühlt, und namentlich der, der infolge seiner größeren Stärke den Krieg gewonnen hat, seinem Volk vom Krieg als einem Gottesurteil Märchen zu erzählen. Auch in Deutschland war der Krieg ein Gottesurteil, der Weltkrieg ein Weltgericht, bis wir ihn verloren hatten. In dem Augenblick schwiegen die Barden, um jetzt in ganz neuer Manier sich zum Bekenntnis zu entschließen, das kürzlich ein Historiker (sein Name möge verschwiegen sein) in den herrlichen Satz formte: „Ein verlorener Krieg ist natürlich kein Gottesurteil für uns Deutsche". Allerdings, ein verlorener Krieg bedeutet nichts gegen das Recht dessen, der den Krieg verlor, aber doch nur deshalb, weil auch der gewonnene nichts für das Recht des Siegers beweist. Es war, abgesehen davon, daß es sehr dumm war, von einem Weltgericht zu sprechen, bevor man den Urteilsspruch in Händen hatte, auch positiv falsch von Anfang an.

Es wäre reizvoll und oft komisch genug, hier zusammenzustellen, wie die schriftstellernden und predigenden Geistlichen es während des Krieges, auf Befehl oder infolge eigener Psychose, versuchten, Gott und Krieg zusammenzubringen. Da kamen die tollsten Verrenkungen zum Vorschein. So schreibt einer ganz richtig, wenn auch recht vorsichtig: „Das folgt schlechterdings unabweisbar aus dem Gebot der Feindesliebe und aus der Reich-Gottes-Hoffnung, daß der Krieg dem Ideal menschlicher Zustände, wie er dem Neuen Testament vorschwebt, widerspricht." Nun aber war es doch 1915, als der Herr Pastor das schrieb. Also wird gleich darauf gesetzt, daß natürlich auch das Neue Testament „einen Kampf gegen die Mächte der Bosheit kennt, die in der Menschenwelt zur Erscheinung kommen und in übermenschlicher Sphäre wurzeln". Heureka! Nun ist die Brücke zur Heuchelei und zu Allotria mit Gottes Wort geschlagen. Die Mächte der Bosheit? Natürlich Frankreich und England! Und mit zufriedenem Lächeln eilte der Herr Pastor zum Schluß: „Der Krieg nämlich gegen eine Macht, die sich zum Hort der Unsittlichkeit und Widergöttlichkeit aufgeworfen, widerspricht nicht der Art neutestamentlicher Frömmigkeit, sondern wird durch sie gefordert."

In diesem Augenblick erschrickt aber der Herr Pastor vor sich selbst und er begrenzt seine Lehre, in der er die Macht einer bösen Idee mit der Macht zusammengetrommelter Bataillone ebenfalls belogener armer Menschen verwechselt hat, und kommt wieder in vernünftigere Bahnen, wenn er sagt:

„Ein nur zur Befriedigung nationaler Ansprüche oder zur Er-

reichung materieller Vorteile geführter Krieg steht in unausgleichlichem Widerspruch mit der biblischen Religion." Also jeder Krieg, Herr Pastor! Denn die Kriege, von denen Sie jetzt sprechen, sind von einigen religiösen Sekten usw., aber nie von Regierungen großer Völker geführt worden: „Den Krieg hingegen, der gegen Frevel und Unrecht zur Wahrung sittlicher Güter entbrannt ist, beurteilt sie (die biblische Religion) als Gottes Krieg. Dabei schwebt ihr als Gegenstand der Hoffnung und als Ziel des Strebens eine Zeit ewigen Friedens in der Völker- und Menschenwelt vor". Und nun widerspricht sich der Herr Pastor wieder: „Wenn das Sittlich-Böse aus der Welt getilgt ist, dann hat der Krieg seine Aufgabe der Erziehung und Läuterung des Menschengeschlechtes erfüllt, dann ist die Zeit ewigen Friedens gekommen." Umgekehrt: der Friede ist einer der Wege, um das Sittlich-Böse aus der Welt zu tilgen.

Die Pharisäer sterben nicht aus. Den Lesern dieses Buches gegenüber ist es nicht nötig, auf die heuchlerische Sophistik dieser letzten Sätze hinzuweisen. Mit solchen scheinbar christfriedlichen Sprüchen hetzte man das Volk gegen den Feind, der schlechthin zur Emanation des Satans gemacht werden mußte, um die Mobilmachung des eigenen Gottes gegen ihn durchführen zu können.

Ein anderer Pastor — wir erwähnen hier nur die ernst zu nehmenden Persönlichkeiten, die Masse der kleinen Hetzpastoren und Kapläne mögen mit ihren Aussprüchen ewiger Vergessenheit anheimfallen — sieht schon die religiöse Not, die das Kriegsgeschrei der Geistlichen herbeigeführt hat und wehrt sich gegen den jeder Kirche von jeher gefährlichen Satz, daß es eine über den geschichtlich gewordenen Religionen schwebende Religion gibt. Er findet in der christlichen keine andere Möglichkeit, den Krieg zu rechtfertigen, als das Wort Jesus': „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist". Fragt sich nur, ob die Aufopferung der persönlichen Weltanschauung und des persönlichen sittlichen Bewußtseins des Kaisers und nicht doch am Ende Gottes ist. Wer da sagt: Ich trage keine Waffen, denn mein Gewissen verbietet es mir, den soll keine Obrigkeit zwingen können, die größte Sünde, nämlich die gegen das in tiefster Seele als Pflicht Erkannte, zu begehen. Und die Obrigkeit, die das befiehlt, ist nicht von Gott. So weit geht aber dieser Geistliche nicht. Er sagt: „Der christliche Untertan leistet im Namen seiner Religion der ordnungsgemäß bestehenden Obrigkeit nur Gehorsam. Also nicht der Krieg als Krieg, sondern der Krieg als staatliche und nationale Notwendigkeit verlangt seine Heeresfolge,

und schon in dieser Notwendigkeit liegt für den Christen eine genügende Rechtfertigung des Krieges" usw.

Also auch hier Sophistik in jedem Satz!

Und wenn alles nichts hilft, dann berufen sich die Herren auf Martin Luther, der — er wußte wohl warum — den Kriegerberuf als ein „göttliches Amt" bezeichnete. Nun, auf Luthers Erlaubnis können sich auch Fürsten berufen, die in Bigamie leben wollen. Eine über alle Grenzen autoritative Bedeutung kommt nicht jeder der vielen, oft aus politischen und opportunistischen Gründen so und nicht anders abgegebenen Äußerungen Luthers zu. Freier als diese Gebundenen bewegte sich Johannes Müller, der großen Einfluß auf viele Menschen in Deutschland hat. Er spricht nicht viel von Gott, desto mehr und desto eindringlicher von den Pflichten des Menschen, und geht einmal so weit, zu sagen: „National sein heißt sozial leben". Er versucht das Erzieherische des Krieges zu finden und täuscht sich schwer in dem Glauben, es gefunden zu haben, er spricht von der „menschheitlichen Sendung des deutschen Volkes", derentwegen wir kämpfen, und hält die Aufgabe des Krieges als eine Art chirurgischer Operation an der Seele und der verwachsenen inneren Organisation des deutschen Volkes.

Martin Rade ist ehrlich genug, in seiner während des Krieges erschienenen Schrift „Dieser Krieg und das Christentum" seine Verlegenheit nicht zu verbergen. Er hilft sich schließlich mit dem Satz: „Religion ist nicht Moral". Das ist formal richtig und doch im tiefsten Inneren falsch. Eine Religion, die Unmoralisches duldet oder befördert, hat mit Gott nichts zu schaffen und ist eben keine Religion.

Sprechen wir es aufrichtig aus: Die Religion der Liebe ist im Kriege zum Zerrbild geworden, weil sie in den politischen Dienst des Staates und der Obersten Heeresleitung treten mußte, also in den Dienst der Macht. —

Alle religiösen Schriften, die von der Zensur durchgelassen wurden, bewegten sich in diesen von uns skizzierten Gedankengängen. Versuchte man aber im Kriege wirklich christlich zu schreiben, so schritt sofort das Kriegspressеamt ein. Ein Schriftsteller, der in einem seiner Werke den Satz geschrieben hatte: „Es gibt keinen deutschen, keinen französischen und keinen englischen Gott, sondern nur einen Gott aller Menschen, und nur deshalb hat jeder Soldat jeder Nation die Berechtigung, zu seinem Gott zu beten", mußte, obgleich er die Angelegenheit bis zum Gott des Kriegspressеamts selbst verfolgte, die Stelle streichen. Sie vertrug sich nicht mit der königlich

preußischen Kriegsreligion Muster 1914/18. Daß die Verwirrung in religiöser Hinsicht bei Generalen und sonstigen Laien, die über die Aufgaben Gottes in diesem Kriege sprachen, nicht minder groß war, ist ganz selbstverständlich, berührt auch hier nicht so befremdend.

Hindenburg erwiderte auf die Huldigung der Posener Schuljugend am 22. Dezember 1914:

„. . . . Mir gebührt aber nicht der Dank für die Erfolge, die wir gegenüber den russischen Feinden errungen haben. Ich habe nur den Namen dazu hergegeben. Der Dank gebührt Gott dem Herrn, der uns immer gnädig behütet hat, der uns auch fernerhin behüten wird. Denn er kann uns nicht plötzlich von seiner Vaterhand loslassen . . . Ich sehe getrost in die Zukunft. Gott der Herr wird uns einen ehrenvollen Frieden schenken."

Daß Wilhelm II. ganz in ähnlichen Gedankengängen sich bewegte, ist vollkommen erklärlich. Martin Rade hält das für „deutsch, lutherisch und zumal in der Volksschicht, der unser Kaiser und seine Feldherren angehören, durchaus natürlich."

In Frankreich gab es das nicht. Hier war die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt und Religion war reine Privatsache. Das hat der Innerlichkeit derer, die religiös empfanden, nur genützt und hat den strategischen Erfolgen der Entente keineswegs geschadet. In Deutschland wurde die Religion allmählich ein staatliches Kriegsmittel, und wehe dem Christen, der seiner wirklichen christlichen Anschauung beredten Ausdruck gegeben hätte. Die „richtige" religiöse Auffassung wurde „befohlen", wie alles in unserem armen Vaterlande, und die befohlene Religion wurde teils zum Aberglauben, teils zur Heuchelei, teils zum Betrug an denen, die kindlichen Herzens ihren geistlichen Führern folgen zu müssen glaubten. Und da man bei jedem kleinen militärischen Erfolge überall betonte und predigte, daß Gott dessen Ursache sei, so nahm die religiöse Einstellung der Masse anfänglich an Intensität zu. Als aber dann der Endsieg ausblieb und der Zusammenbruch kam, kam mit ihm die große Enttäuschung über den anthropomorphen Jehova, der *seinem* Volke nicht geholfen hatte. Was Heiden einst taten, daß sie ihre Götzenbilder zerschlugen aus Wut über nicht eingetretene Götzenhilfe, das tat das deutsche Volk in geistiger Hinsicht auch. Die religiöse Einstellung verblaßte mehr und mehr, schon an der Front, als man merkte, daß dieser Gott, von dem immer die Rede war, die Geschäfte der Hochfinanz, der Großindustrie und der Dynasten betrieb, und an Stelle religiöser Erhebung machte sich sehr bald eine religiöse Indifferenz breit. Daß Sterbende und Ver-

wundete Gott suchten, geschah trotz dieser verkehrten Methode, nicht ihr zufolge, einfach aus dem Gefühl der Angst der Kreatur vor dem Tode und aus einem tief in der Seele wurzelnden, durch Erziehung zur Gewohnheit gewordenen absoluten Abhängigkeitsgefühl. Es lebt im Menschen eine heilige Ahnung von Zusammenhängen, die sich seiner Erkenntnis entziehen. Das Dunkle dieser Ahnung ist ihre Stärke!

Diese heilige Ahnung ist aber immer zu einer höchst unheiligen Sache in dem Augenblick geworden, in dem Staat und Kirche Gott zum Agenten ihrer Macht degradiert hatten. So ist trotz fast zweitausendjähriger Lehre des Christentums dieses Christentum nicht in der Lage gewesen, den Krieg zu verhindern oder ungeschwächt aus dem Kriege hervorzugehen. Es war durchaus national, von ethischer Solidarität war nichts zu spüren. Und so kam es, daß das Christentum sogar zum mächtigsten Kriegshelfer wurde, weil es sich als Diener des Staates vorkam. Bezeichnend ist die Erklärung des Bundes freikirchlicher Prediger von Berlin und Umgebung, der hinter den Staatskirchen nicht zurückbleiben wollte und sagte:

„Die Mitglieder der evangelischen Freikirchen dienen in diesem Kriege wie alle anderen Patrioten dem Kaiser und dem Reich. Sie stehen in werktätiger Liebe zu ihrem teuren Vaterlande hinter niemand zurück. Ihre an Hand der Bibel und der Geschichte gewonnene Erkenntnis lehrt sie, daß blutige Völkerkriege eine Naturnotwendigkeit bis ans Ende der Weltzeit sind."

Eine Reihe anderer Aussprüche kann illustrierend wirken: Lic. Dr. Heinrich Scholz: „Die Ehrfurcht vor dem Leben ist größer in uns als die Furcht vor Verwickelung und Krieg (!!). Ein Krieg aus Ehrfurcht vor dem Leben geführt, aus überwundener Furcht vor Verwickelung, das ist es, was wir schließlich meinen, wenn wir, mit religiöser Betonung, von einem heiligen Kriege sprechen."

Pfarrer G. Löber: „. . . ein Krieg wie unser Krieg, ein Verteidigungskrieg, ist eine sittliche Pflicht und darum ein Gott wohlgefälliges Werk."

Selbst Anwandlungen zum Hunnentum sind nach dem Theologieprofessor Dr. Titius christlich: „Wer als Christ bereit ist, für sein Vaterland nicht nur sein Leben hinzugeben, sondern, wenn es sein muß, zu töten oder die Brandfackel zu schleudern, kurz, zu tun, was seinem innersten Begehren fremd und zuwider ist, der steht nicht fern von der heißen Liebe des Apostels . . . . nicht fern dem Sinne des großen Dulders, der bereit

war, die Sünden seines Volkes wie aller Welt zu tragen und zu sühnen." (Welch gotteslästernde Heuchelei!) Diese Vorstellung ist nicht fern dem engherzigen mittelalterlichen Gottesbegriff, der die Ordensritter mit dem Rufe: „Gott will es" die furchtbarsten Massakers unter dem friedlichen Volke des Heiligen Landes begehen ließ, der Kriege im Namen Gottes eröffnen und Menschen im Namen Gottes foltern ließ.

In das Gebiet der Gesinnungslosigkeit steigt der Domprediger G. Tolzien hinab, wenn er zu sagen sich unterfängt: „Unterseeboote sind gewiß lieblos, unchristlich. Sie sind genau so ungerecht wie der Mammon. Gerade darum entsagen wir ihnen nimmer(!) Wir brauchen sie, wie wir ja auch nach Jesu eigenem Wort den Mammon brauchen sollen. Das ist eben das Schöne, daß wir bei dem allen das Wort Jesu für uns haben."

Pfarrer Löber verirrt sich vollkommen in seiner öden Sophisterei, wenn er ausführt: „Man könnte von hier aus zu dem Schlusse kommen, daß der Krieg notwendig ist, damit die Idealgüter nicht der dauernden Verachtung anheimfallen — notwendig wie die Sünde, damit das Evangelium seine Kraft behält."

Lic. Dr. Heinrich Scholz tröstet sich und andere: „Das Blutvergießen ist Mittel zum Zweck, und zwar den besonderen Umständen gemäß das einzig wirksame Mittel zu einem der sittlich höchsten Zwecke, dem Gewinn eines menschenwürdigen Lebens." Scholz übersieht absichtlich (dann begeht er eine Sünde) oder unabsichtlich (dann ist sein Intellekt gering), daß er hier die Erfüllung materialistischer Wünsche als menschenwürdiges Dasein bezeichnet. Die Menschenwürde hängt aber gar nicht von der äußeren Macht des eigenen Volkes ab, nicht einmal von seiner Souveränität. Die Menschenwürde und das menschenwürdige Dasein ist von ganz anderen Faktoren abhängig.

Der bekannte Theologieprofessor Troeltsch stellt Gott einstweilen in die Ecke: „Im Leben hat doch der Kampf ums Dasein, die politisch-soziale Organisation der innerweltlichen Kultur seine eigenen Gesetze und vor allem die Vorhand, wobei die christliche Lehre als das Nachträgliche, Zweite, Schwächere, Hinterherkommende, nur nach Möglichkeit Durchsehbare erscheint. Aber so ist es ja auch in der Wirklichkeit heute und immer gewesen und wird es auf absehbare Zeit bleiben. Nur in Büchern und papierenen Programmen oder in mönchischen Lebensexperimenten ist es anders" (angeführt in „Neue Wege", August 1915).

Diese Sätze erinnern an die Versicherungen der alten nordamerikanischen Pastoren, die aus der Bibel die Berechtigung des Sklavenhaltens bewiesen!

Ein Divisionspfarrer Schettler verteilte Bücher an der Front, in denen es hieß: „Unsere Schuld ist es nicht, wenn wir in der Blutarbeit des Krieges auch die des Henkers verrichten müssen. Dem Soldaten ist das kalte Eisen in die Hand gegeben; er soll es führen ohne Scheu; er soll dem Feinde das Bajonett zwischen die Rippen rennen; er soll sein Gewehr auf ihre Schädel schmettern; das ist seine heilige Pflicht, das ist sein Gottesdienst" (!!).

Dem Gott lästernden Verfasser möge der christliche Begriff des „Gottesdienstes", wie ihn der Apostel Jacobus in ergreifender Schlichtheit schildert, vorgehalten werden: „Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater ist der: die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt erhalten." Von jener Welt nämlich, von der Ruskin einmal sagte: „Die erste Ursache aller Kriege und der Notwendigkeit nationaler Rüstungen im heutigen Europa ist die, daß die Mehrzahl aller sowohl hochgestellten als niedrigen Personen in sämtlichen europäischen Ländern Diebe sind und in ihren Herzen nach ihres nächsten Gut, Land und Ruf gelüsten."

Sehr richtig bemerkt Zur Linden in seinem „Weltkrieg": „Die Kriegstheologie mutet dem Christen zu, in den Fragen des Staates und der Politik die Nachfolge Jesu gegen die Nachfolge Treitschkes umzutauschen."

Darum sagte auch Pfarrer Löber so ungemein bezeichnend: „Man atmet auf, wenn man, nachsinnend über das Problem Christentum und Krieg, in die mit Waffen geschmückte Lichthalle des Alten Testamentes eintritt". Darum auch die Anpreisung der kriegerischen Religion des Islam im Munde protestantischer Theologen. Die deutsch-türkische Freundschaft ging nicht in Trümmer, trotzdem der eine Kontrahent das ganze christliche Volk der Armenier massakrierte. Kein deutscher Geistlicher schrie da seine Empörung in die Welt! Zur Zeit der größten Christenverfolgung aller Zeiten, im Weltkrieg, wo weit über eine Million christlicher Männer, Frauen und Kinder in bestialischer Weise im Auftrag der türkischen Regierung hingemetzelt wurden, rührte sich kein deutscher Gottesmann, kein Kirchenlicht, kein Professor, um für Christus und seine Lehre einzutreten. Deutschland kompromittierte sich durch sein Bündnis mit den Christenverfolgern sehr schwer, aber es war politisch sehr schwierig, den deutschen abweichenden Standpunkt gebührend zur

Geltung zu bringen. Das darf nicht übersehen werden. Die deutschen Theologen aber, soweit sie — was gewiß nicht bei allen der Fall war — um die an den Glaubensgenossen begangenen Greuel wußten, haben Christus verlassen und verraten, indem sie „gehorsamst" mit den Wölfen heulten.

In England war es gewiß nicht besser. Wir haben aber in diesem Buche nicht die Absicht, England zu ermahnen, sondern unser eigenes Volk. Der Priester Vaughan brüllte von der Kanzel: „Fahret fort, Deutsche zu töten".

Ein Bischof dichtete das Folgende:

„The ascending earthquake-dust of battle frames
God's picture in the skies.
I deem it true
That He, who made the earthquake and the storm
Perhaps makes battles too."

Solchen Äußerungen lassen sich hunderte an die Seite stellen. Es ist nicht verwunderlich, wenn geistvolle Menschen, gerade auf Grund des vollkommenen Versagens des offiziellen Christentums, in ihrer Meinung bestärkt wurden, daß nicht Gott den Menschen, sondern der Mensch Gott geschaffen habe und mithin Gott ein getreues Spiegelbild der biologischen Entwickelungsstufe ist, auf der sich der Mensch befindet. Es ist nicht verwunderlich, daß ein so tief fühlender Mensch wie Tolstoi so weit ging zu sagen, daß, um das Christentum zu retten, es notwendig wäre, die christlichen Kirchen zu vernichten.

Die Heuchelei, die offiziell mit dem Christenglauben getrieben wurde, hat ihm schwersten Schaden angetan.

Hier soll die Stimme eines großen deutschen Humanisten, des Erasmus von Rotterdam, angeführt werden, der sich schon 1467 über die Kriegstheologie beklagt:

„Wahrhaft teuflische Handlungen werden heilige Kriege genannt. Bischöfe und ernste Gottesgelehrte, physisch kriegsuntüchtig, schlagen die Schlachten des Fürsten von der Kanzel herunter, versprechen denen, die ihnen beistehen, Vergebung aller Sünden und erklären dem Fürsten, daß Gott für ihn streiten werde, wenn er nur der Sache des Glaubens treu bleibe. Wie aber könnte es uns je einleuchten, daß der Christ seine Hand mit Christenblut beflecken müsse? Was ist der Krieg anders als Raub und Mord, von Massen an Massen verübt? Die Welt hat soviel gelehrte Bischöfe, soviel grauhaarige Würdenträger, soviel Räte und Senate — warum

ruft man nicht ihre Autorität an, um die kindischen Streitigkeiten der Fürsten durch weise und endgültige Entscheidung zu lösen?"

So war es 1467 und heute ist es nicht anders, weil Christentum und Kirche nicht das gleiche sind! Hier liegt die Quelle aller Unklarheit, aller Heuchelei, aller praktischen Unmöglichkeiten. Die Lehre Christi ist vergessen, opportunistisch verändert, verfälscht! Muß neue Zeit neue Lehre haben? Meiner Überzeugung nach gilt die Wahrheit im Gebot der Menschenliebe für alle Zeiten und wir haben uns nur von Christi Lehre irrend entfernt.

Es ist kein Wunder, wenn gleich nach dem Ende des Krieges Massenaustretungen, die im übrigen bis heute anhalten, aus der evangelischen Kirche stattfanden.

Die katholische Kirche war viel klüger, und da die geistige Disziplin der katholischen Geistlichen viel größer als die der protestantischen ist, so finden sich in den Äußerungen katholischer Geistlicher viel weniger solcher unchristlicher Blasphemien als bei den protestantischen. Die katholische Kirche mit einem neutralen Oberhaupt im Papste hat es auch wesentlich leichter. Sie hat nie in Deutschland den Krieg gehemmt, das verlangte ja auch niemand, aber sie hat den Schwerpunkt ihrer kriegerischen Tätigkeit auch nicht in theologischer Bekräftigung des militaristischen Dogmas gesucht, sondern in Seelsorge, Verwundetenfürsorge und Gottesdienst.

Das Kriegswüten der protestantischen Geistlichen wurde selbst dem Deutschen Kaiser zu viel. Auf eine Eingabe von 26 Superintendenten der Rheinprovinz und von Hohenzollern, mit der Waffe dienen zu dürfen, kam eine deutliche Abfuhr aus dem kaiserlichen Hauptquartier, in der der nicht mißzuverstehende Satz stand: „Angesichts der großen Arbeit in der Militärseelsorge und der bedeutungsvollen Aufgabe auf dem Gebiet der Seelsorge für die Verwundeten und die Familien der im Felde gefallenen und noch kämpfenden Helden vermögen Se. Majestät jedoch die erbetene Erlaubnis zum Waffendienst der Geistlichen nicht zu erteilen."

Trotzdem verlangten die sächsischen Pfarrer nun das gleiche, indem sie schrieben, sie forderten „ihre Pflicht", und 160 evangelische Pfarrer Berlins verlangten stürmisch die Aufhebung des § 65 des Reichsmilitärgesetzes, demzufolge ordinierte Geistliche des Beurlaubtenstandes und der Ersatzreserve zum Dienst mit der Waffe nicht herangezogen werden. Schon im Oktober 1914 sah der Oberkirchenrat davon ab, Bedenken gegen den Waffendienst geltend zu machen. Bei vielen, ja wohl den meisten der Geistlichen war das Motiv heiße Vaterlandsliebe, aber es war doch auch gleichzeitig

eine erstaunliche Verkennung ihrer eigentlichen Berufspflicht, ein betrüblicher Mangel an Innerlichkeit religiöser Auffassung, ein Gebanntsein vom Götterstandbild des preußischen Soldatentums!

Manche haben wohl auch an den sich türmenden Schwierigkeiten das Christentum mit der Politik in Übereinstimmung zu bringen, verzweifelt. Und es ist ja auch daran zu verzweifeln. So sehr Staat und Kirche miteinander sich vertragen können, wenn entweder der Staat kirchlich oder die Kirche weltlich wird, so unmöglich ist das Sichvertragen der amoralischen Politik, wie sie noch gang und gäbe ist, mit dem Christentum. Der reine Christ muß dem Politiker als ein unvernünftiger, schwärmerischer Mensch vorkommen, mit dem nichts anzufangen ist. *Die Forderung, den Feind zu lieben und nicht Böses mit Bösem zu vergelten, steht felsenfest als eine christliche Forderung und kann nicht durch das Gestammel von sophistischen Theologen aus der Welt geschafft werden.* Auch die von einigen versuchte sachliche Trennung: Christentum beschäftigt sich mit dem Jenseits der Einzelpersönlichkeit, Politik mit dem Diesseits der Volksgesamtheit, war nicht durchzuführen. Die Grenzgebiete gingen zu sehr ineinander über, schon deshalb, weil die Taten des einzelnen im Diesseits Bedingungen für seine Aufnahme in einem himmlischen Jenseits sind. Wieder andere sagen: Die Politik hat die sittliche Pflicht der Staatserhaltung und der Anwendung der Mittel, die zu diesem Zwecke dienen. Das Christentum hat bei dieser Frage zurückzutreten. Auch das kann niemand befriedigen. Es ist also gar nicht unlogisch, wenn die extremen Alldeutschen sagen, die christliche Religion, die überdies von einem Juden gestiftet und in ihren Augen *deshalb* verächtlich ist, tauge nicht für den Deutschen. Sie verweichlicht und kennt die Rache nicht. Es muß daher die altgermanische Religion wieder errichtet werden. Diese Alldeutschen wissen wenigstens, was sie wollen und verabscheuen Halbheiten, auch die Chamberlainsche Halbheit, aus Jesus einen Arier zu machen, damit seiner gesellschaftlichen Stellung in Deutschland nicht geschadet wird. So haben sich nun deutschgläubige Gemeinden gebildet, die heidnisch sind, Wotan und die Götter von Walhalla anbeten, die christliche Taufe und Eheschließung sowie Beerdigung durch germanische Zeremonien ersetzen, für die sie Rituale geschaffen haben. Es sind beträchtlich viele Deutsche zu diesen Wotansgemeinden übergetreten und haben damit ihrer metaphysischen wie völkischen Sehnsucht Erfüllung verschafft. Wotan ist ganz einverstanden mit dem Krieg, er erlaubt Mord und Totschlag, wenn es nur ihm zu Ehren geschieht,

und hat eine Ethik, die sich mit Pogromen, Terror und brutalster Gewalt über Nichtgermanen oder Halbgermanen bierselig-froh verträgt.

Andere wieder haben aus Verzweiflung über die Kriegslüge den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Sie haben im Staatschristentum keine Menschlichkeit gefunden und, gepeinigt überdies von Sorgen, Hunger und Not haben sie nach einer Religion der Liebe gesucht und sind innerlich, manche auch ganz offiziell Buddhisten geworden.

Und wieder andere, und leider sind das die meisten, die schon bisher nur äußerlich einer Kirche angehörten, haben mit oder ohne Protest diese ecclesia militans verlassen, um ohne Religion zu bleiben. Zum Teil versuchen sie, durch persönliche oder systematische Ethik die Religion zu ersetzen, zum Teil sind sie auch ethisch völlig indifferent geworden und beurteilen die Welt nur nach den sich in ihr bietenden Erwerbsmöglichkeiten.

„Nur der gute Christ kann ein guter Soldat sein." Dieses sowohl sachlich unrichtige als auch unchristliche Wort Wilhelms II. war maßgebend für die Auffassung der protestantischen Theologen geworden und bildet die blutgetränkte Überschrift zu einem der traurigsten und furchtbarsten Kapitel der Menschengeschichte.

Wo ein anthropomorpher Gott wohnt, da haust im gleichen Raume der Aberglaube.

Und so wurde nicht ohne Schuld der versagenden Kirche die Menschheit in diesem Kriege abergläubisch, wie seit Jahrhunderten nicht mehr. Das metaphysische Anlehnungsbedürfnis des innerlich unfreien und unsicheren Menschen schuf neben der Kraft Gottes noch eine Unsumme von Kräften kleinerer Götter. Wir betrachten den Kriegsgott ja auch als einen Gott des Aberglaubens und betrachten alle, die von ihm ein „strafe England", ein „vernichte die Deutschen" usw. verlangen und den erfolgreichen Ausgang eines Gemetzels als den Ausdruck der Gnade und der persönlichen Sympathie Gottes auffassen, nicht als Christen im reinen Sinn. Wir wollen aber der üblichen Definition treu bleiben und als Aberglauben nur das bezeichnen, was sich außerhalb der anerkannten Kirchenlehre mit dem Einwirken übermenschlicher, aber das Menschenlos bestimmender Kräfte beschäftigt.

Da treffen wir zunächst auf eine Fülle von Prophezeiungen, die unter der Einwirkung der Zensur noch um einen Grad lächerlicher wurden, als sie schon ohnedies sind, insofern, als jede Prophezeiung nur den Sieg Deutschlands aussprechen durfte. Entgegengesetzte

Schicksale durften entweder nicht gedruckt werden, oder es mußte sofort die Unhaltbarkeit und Fehlerhaftigkeit solchen in die Zukunft Schauens nachgewiesen und der falschen Prophezeiung beigesetzt werden.

Im Literaturverzeichnis sind einige der Werke, die sich mit dem Kriegsaberglauben beschäftigen, angeführt. Für die Zwecke unseres Buches genügt die einfache Erwähnung, daß der Aberglaube blühte und nach dem Kriege weiterblüht. Die Gilde der Wahrsagerinnen, der Kartenschlägerinnen und der Traumdeuterinnen nebst der ihr durchaus gleichwertigen der Astrologen, Horoskopsteller und Spiritisten haben massenhaften Zulauf und verdienen mehr Geld, als sie verdienen. Die Zeitschriften okkulten Inhalts vermehren sich an Zahl und vergrößern sich an Umfang. Talismanglaube und Glaube an die Möglichkeit der Prophezeiung wurden im Kriege von profitgierigen Verlagen zu glänzenden Geschäften ausgenützt.

Die Spekulation derer, die vom Aberglauben der Menschen leben, rechnet mit der Dummheit der Menschen. Die Spekulation derer, die die Christenreligion in den Dienst des Krieges gestellt haben, auch. Das gibt zu denken und hat all denen zu denken gegeben, die den Erfolg mit den Sprüchen und Prahlereien verglichen, die ihnen vorgesetzt wurden, solange man noch glaubte, den Krieg zu gewinnen. Und diese Erkenntnis war in den meisten Fällen ebenso schädlich für den Aberglauben, wie für das Prestige der Kirche.

Nach der Niederlage haben sich ja nun fast alle derer, die im Kriege Christus am liebsten mit einem Maschinengewehr bewaffnet gesehen hätten, gewendet und werden nun wieder sehr „christlich" und das Verbrechen des Krieges (der Entente) verurteilend. Aber man hat in weiten Kreisen das Vertrauen zu diesen Leuten und damit auch zu der Lehre, die sie vertreten, verloren.

Das hat zweifellos dem deutschen Volke auch ethisch geschadet. Die Abkehr vom *Kirchenglauben* ist beim wirklich Gebildeten wohl ohne Gefahr, weil sie für ihn nicht den Verlust der Religion überhaupt bedeuten muß. Er hat entweder seine persönliche Religion oder seine Philosophie, die seinen metaphysischen Bedürfnissen entgegenkommen, oder er hat selbst als *philosophischer* Materialist das Korrelativ einer entwickelten persönlichen Ethik, wenn auch nur in der Form, daß er fest von der Notwendigkeit irgendwelcher Gesinnungsnormen überzeugt ist. Die Masse der Ungebildeten erhält aber an Stelle des ihnen genommenen Glaubens nichts, als meist noch recht mißverstandene materialistische Schlagworte. Diese Masse der Ungebildeten *verliert* mit dem Kirchenglauben viele der Hem-

mungen, die ihren Egoismus bändigten, und gewinnt nicht etwa sofort die Zügel neuer Ethik.

Aus dieser Tatsache hat die Kirche die Anerkenntnis ihrer Autorität auch bei denjenigen gezogen, die diese Autorität für *ihre* Person durchaus nicht anerkennen. Die Kirche hat eine Art von ethischer Polizei ausgeübt, das wird ihr auch ein Kirchenfeind zugestehen, und andererseits ist der sittliche Pegel der Masse nicht so hoch, daß sie ohne diese Polizei *beim Gesetze* bliebe. Ob das nun erfreulich oder bedauerlich ist, kann dem praktischen Politiker gleichgültiger sein als der Umstand, daß es nun einmal tatsächlich so ist. Dies muß berücksichtigt werden. Denn es gibt keinen Aufstieg eines Volkes, wenn nicht sein sittlicher Pegel sich mithebt. In dem Maße, in dem die Kirche an seelischem und moralischem Einfluß — nur durch eigene Schuld — einbüßt, muß die ethische Erziehung einsetzen, die wiederum eine Hebung der Allgemeinbildung um einige Grade zur Voraussetzung hat.

Geschieht dies nicht, so wird ein Volk schwer unter dem Umstand leiden, daß es seinen Massen den Kirchenglauben nahm oder hat nehmen lassen, um den Weg für den Aberglauben oder für brutalstes Haften am Genuß zu öffnen. Die Kirche aber tritt mehr und mehr als eine Idee der Macht auf. Trotzdem sie an Anhängern verliert, erschwert sie die Volkserziehung ohne Kirche. Würde sie der Überzeugung leben, daß es sich nicht nur um ihre Macht, sondern um die sittliche Kultur der Menschenseele handelt, so würde sie Altruismus genug besitzen, um alle Bestrebungen zu fördern, die den Menschen aus den Wüsten des Materialismus und denen der Unbildung ziehen wollen und sagen: „Wenn schon nicht kirchlich, dann wenigstens ethisch!“ Aber davon war die Kirche stets weit entfernt und deshalb verliert sie erst recht und gerade die wertvollsten Persönlichkeiten.

Sie hat aus Gott im Kriege einen Politiker gemacht. Sie hat ihm dadurch mehr an Göttlichkeit genommen als die geistvollsten Atheisten. Klardenkende, namentlich katholische Priester, sehen das ein, sahen es auch schon im Kriege ein und bedauerten es tief.

Wo ist der große Gott der unsagbaren Menschenliebe, an den sich zu klammern, in dem aufzugehen höchste Seligkeit bedeutet? Die deutsche Seele verträgt keinen rachedurstigen Jehova des „waffengeschmückten“ Alten Testamentes. Sie sehnt sich nach einem Gott der Liebe, der Versöhnung, der Gnade. Nach einem Gott, der nicht Kanonen richtet und Feinde zerfleischt, sondern nach einem Gott, der Tränen trocknet und Frieden auf Erden sein läßt.

Den gaben die kriegsbegeisterten Pastoren der deutschen Seele nicht! Wie hätte die christliche Idee triumphierend aus dem Völkermorden hervorgehen können, wenn sich die Kirchen von Anfang an nur und ganz ausschließlich den karitativen Aufgaben gewidmet hätten und stolz und frei — hier wirklich frei vom Staate — verkündet hätten, daß der Krieg nicht ihr Handwerk sei und daß ihre einzige politische Tätigkeit darin bestehen könne, immer und überall den Frieden zu predigen, den Frieden zu vermitteln, zum Frieden zu raten!

Auch das gehört zur Tragödie Deutschlands. Viele Deutsche sehen im Werke Luthers die Erlösung von den Engen des Papsttums. Wir wollen darüber gar nicht rechten. So viel aber steht fest, daß der Protestantismus zu einem Diener der Dynastien seiner Länder wurde, was ihn von seinen höchsten religiösen Pflichten entfernt hat. Regierungsmaßnahme und religiöse Ansicht oder Herrscherwille und Religionsvorschrift dürfen nicht a priori als dasselbe aufgefaßt werden. Es ist für den Staat nicht gut, wenn sich Regierung und Dynast zum Diener der Kirche machen und noch schlimmer für Staat und Religion, wenn die Kirche zur Dienerin des Staates wird. Mag man im politischen Leben des Staates sogar der Ansicht huldigen, daß Macht vor Recht geht und daß es keine Ethik der Politik gebe — eine Ansicht, die ebenso verwerflich wie weit verbreitet ist —, in der Religion muß Recht vor Macht gehen, muß die Ethik herrschen, und eine Kirche, die diese Grundsätze verletzt, muß der Religion schaden. Traurig, wenn sie sich selbst dadurch nützt und etwa dieses äußeren Motives wegen ihre Aufgabe als Hüterin der Religion verletzt.

Diesen Fehler hat die katholische Kirche im Lauf der Geschichte sehr häufig gemacht, die protestantische aber nicht minder, und beide Kirchen mußten doch schließlich erkennen, daß ihr Streben nach Macht (ob sich dieses nun im einzelnen Fall für den Staat äußerte oder gegen den Staat richtete, ist gleichgültig) zu guter Letzt gerade ihrer Macht wieder schädlich war.

3. Das Gesicht des Krieges.

Das deutsche Volk erlebte diesen Krieg auf ganz andere Weise, als alle Kriege bisher. Es war nicht, wie noch 1870, Zuschauer und lediglich gemütlich an den Taten des Heeres interessiert, sondern es war selbst beteiligt. In irgendeiner Form waren alle Männer, ja die meisten Frauen Krieger.

So trug das Gesamtleben des Volkes bis in die nebensächlichsten Arbeiten des Alltags das Gesicht des Krieges. Darum auch ist der Krieg ohne jede Ritterlichkeit, ohne jede Schönheit der Form und mit so furchtbarem Haß geführt worden. Darum auch ist die ethische Verwilderung, die der Krieg erzeugt hat, so grenzenlos. Die Soldateska, seit Menschengedenken ein Fluch ihres eigenen Landes im Frieden, war in diesem Weltkrieg fast die Gesamtheit. Die Instinkte der Soldateska beherrschen heute noch das öffentliche Leben. Die Handgranate dient als Zeichen mangelnder Sympathie, der Revolver und der Gummiknüttel ersetzen sachliche Gegenargumente, der politische Mord ist zum politischen Mittel geworden, Verleumdungen schlimmster Art durch die rechts- oder linksradikale Presse sind an der Tagesordnung. Ja, man konnte in einigen Zeitungen offene Aufforderung zum Mord an politisch Mißliebigen lesen.

Es wäre ein grober Irrtum, diese Verwilderung des deutschen Volkes als eine Folge der Revolution zu bezeichnen. Das mag schon daraus sich erweisen, daß die Verwilderung in hohem Maße gerade in den Kreisen herrscht, die von Anfang an Gegner der Revolution waren. Sie waren aber Freunde des Krieges.

Daß das Kriegshandwerk verroht, darüber besteht wohl nirgends ein Zweifel. Und es verroht den Jungen viel mehr noch als den Alten, weil der junge Mensch den Eindrücken leichter zugänglich ist, schlechten Beispielen viel leichter erliegt als der Mensch, der in Leben und Beruf schon festen Fuß gefaßt hat. Es war Raubbau an der Seele des deutschen Volkes, die allzu jungen Jahrgänge einzuberufen. Es war eine schwere Schädigung für die Seele des Volkes, daß der Krieg so lange gedauert hat. Die Sinne wurden abgestumpft, die ohnedies bei vielen nicht hohe Bewertung fremden Lebens sank auf tiefste Grade, man schlug Menschen nieder wie Katzen, man durfte ja gar nicht daran denken, was man da eigentlich tat. Tausende von Briefen aus der Front zeigen die anfängliche Scheu vor der Vernichtung fremden Lebens, tausende das allmähliche Gleichgültigwerden und wieder tausende die Seelenqual des Mörders

wider Willen. Daß die Umgangsformen bei diesem Handwerk mit verrohen, daß die an sich wenig zarten Saiten vieler Menschen ganz verschwanden und daß sich als Reaktion auf die ständige Lebensgefahr eine sinnlose Gier nach Genuß breit machte, ist ganz erklärlich, aber darum nicht minder bedauerlich.

Die Instinkte der Soldateska tobten sich auch im Geschlechtlichen aus. Die Zunahme der Geschlechtskrankheiten war geradezu entsetzlich. Von irgendeiner persönlichen Würde oder bewußter ethischer Zurückhaltung war nur bei wenigen die Rede. Im Frieden stand das deutsche Heer, wenn man der Statistik trauen darf, am günstigsten in bezug auf Geschlechtskrankheiten. Auf 1000 Mann trafen:

im deutschen	Heer	20	Geschlechtskranke
„ französischen	„	26	„
„ englischen	„	65	„
„ italienischen	„	77	„

Im Krieg — namentlich im Stellungskrieg — vervielfachten sich diese Zahlen. Tausende von Ehen wurden durch den Krieg zerrüttet, Tausende von Frauen angesteckt, Tausende, ja Hunderttausende von Kindern kamen mit dem Erbteil der Ansteckung ihres Vaters in diesen Kriegsjahren zur Welt. Die Offiziere gaben der Mehrzahl nach nur ein Beispiel besonderer Zügellosigkeit. Der Deutsche Kronprinz beherbergte einen Harem von Dirnen in seinem Hauptquartier, die Bordelle für Offiziere überschwemmten die Etappe. Hier war das Huren- und Bordellwesen ekelerregend. Die geschlechtliche Zügellosigkeit des Heeres übertrug ihre geile Brunst auf die Heimat, auf die Frauen und Mädchen. Als die Not größer wurde und der Bedarf an Arbeitskräften gleichzeitig stieg, strömten Frauen und Mädchen in die Fabriken und verdarben hier sittlich zu Hunderttausenden.

Die Revolution hatte in dieser Hinsicht wirklich nichts mehr zu tun übrig. Daß das Laster noch frecher dem Tageslicht sich zeigte, das war das einzige, was noch dazu trat.

Zu Hunderten hängten sich entartete deutsche Weiber an die gefangenen Schwarzen und an die der französischen Besatzungstruppen und schufen eine weiße Schmach, für die man die Prügelstrafe hätte einführen müssen. Jede Selbstzucht hörte auf. Während an der Front arme Menschen in Massen starben, tanzten die übrigen in den Schlemmerlokalen der Heimat, während nach dem Kriege die ernstesten Krisen über Deutschland hereinbrachen, tanzten prassende Weiber und Männer in den vielen tausend Tanz- und Saufstätten

des Landes. „Deutschland tanzt", schrieben französische und englische Zeitungen als einen Hohn auf die seelische Entartung der Deutschen, die in diesem „Stahlbad" des Krieges schmutzig bis in das tiefste Herz geworden waren.

Das Kulturgegensätzliche des Krieges zerstörte die erfreulichen Ansätze, die Kulturbestrebungen hier und dort gemacht hatten. Kunst wurde befohlen und damit zu Boden getreten. Eine Kriegsliteratur, auf Rotationsmaschinen riesiger Verlage gedruckt, überschwemmte mit Geschmacklosigkeiten die Familien, die Schulen, die Seelen. Alle anderen Verlage taten mit, mußten mittun, wollten sie nicht im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf zugrunde gehen. Nur ganz wenige begingen keine Sünde. Das ganze Volk wurde mit Kriegsschilderungen, mit Mord- und Totschlagszenen, mit Grausamkeiten, mit phantastischen Hirngespinsten überschüttet. Planmäßig züchtete das Kriegspressеamt den Haß, die innere Verrohung, die Blutgier, die Grausamkeit der Masse. Und die Lüge breitete sich in diesem trüben Wasser, in dem alles gedankenlos umherplantschte, giftig aus.

Die Presse hetzte teils selbst, log teils selbst, teils war sie das Opfer der Gewalt ihrer örtlichen Zensurbehörden. Manchmal bäumten sich die selbständig denkenden Zeitungen auf. Die „Frankfurter Zeitung" verzichtete einmal eine Zeitlang auf redaktionelle Meinungsäußerung und hatte den Mut, das zu verkünden. Die meisten Zeitungen hätten ihre Leser verloren, wenn sie nicht die Orgien des Hasses mitgemacht hätten.

Erst das Ausbleiben der Erfolge und private Nachrichten von der Front erweckten die Kritik, wenngleich nur in der Form beginnenden Mißtrauens.

Die Millionen von Produkten kriegerischer Unkunst überschwemmten weiter das Land. Kriegsbilder, unwahr bis zum letzten Strich, Kriegsfilms, auf irgendeinem Übungsplatz aufgenommen, Kriegsgedichte von meist unnachahmlicher Geschmacklosigkeit wurden in ungeheueren Massen fabriziert. Hindenburg oder Ludendorff, das Eiserne Kreuz oder Kaiser Wilhelm erschienen auf zu Aschenbechern, Leuchtern oder Schalen verarbeiteten Granatsplittern und Schrapnellhülsen, auf Bierkrügen und Kaffeetassen, oder schmückten ganze Service einschließlich Waschkrügen und Nachttöpfen. Führungsringe von Granaten schmückten als Armbänder die Handgelenke ewig Geschmackloser, Gewehrpatronenhülsen wurden zu den unwahrscheinlichsten „Kunstgegenständen" umgearbeitet. Kinder erhielten Kriegsnamen: Hindenburgia, Tannenbergia usw. Es fehlte

nur, daß man die Wirbelknochen erlegter Feinde um schlanke Frauenhälse legte oder aus den Hirnschalen gefallener Geliebter wehmutsvollen Erinnerungssekt trank. Widerlich war es.

Am widerlichsten, wo Tingeltangelsentimentalität sich an die Schlachten, an das Menschensterben wagte und Elegants fraglicher Sexualität Siege und Kriegsszenen besangen.

Es war alles eingetaucht in die Flut des Krieges. Dem Heer der Front schloß sich das sehr unerfreuliche der Etappe an, und dann kam die Heimat, ein Heer von für den Krieg arbeitenden und vom Krieg lebenden Menschen.

Jeder konnte in das Gesicht des Krieges sehen und jedem war es ein anderes Gesicht.

Kriegsgedanken wohnten in jedem Hirne. Nahezu die gesamte Industrie lieferte für das Heer, das tausendfache Bedürfnisse hatte. Die Industrie aber bedurfte des Forschers wie des Praktikers. Chemiker und Physiker, Techniker und Architekten, Photographen und Zeichner arbeiteten für den Krieg. Es gab keinen Beruf, dessen das moderne Massenheer nicht benötigt, den es nicht mit Aufträgen versehen hätte. Die Absicht des Großen Hauptquartiers, namentlich seitdem Ludendorff herrschte, ging darauf hinaus, auch Dichter und Schriftsteller, Journalisten und Verleger, Maler und Bildhauer, Musiker und Lehrer, kurz alles, was in irgendeiner Weise suggestiven Einfluß ausüben konnte, zum „Dienst" heranzuziehen. Die Kriegspropaganda und der „vaterländische Unterricht" verschlangen Milliarden.

Nun kämpfte das ganze Volk mit, nun sollte der Siegwille in allen lebendig werden. Aber ein altes Wort bestätigte sich: Wer Haß säet, wird Haß ernten.

Der furchtbare Haß und seine ebenso furchtbaren Formen, die er gegen die Vertreter des alten Systems und gegen die Offiziere annahm, die zu 90 % ohne Nebengedanken einfach ihre einmal übernommene Pflicht getan hatten, war ein sorgfältig im Krieg gezüchtetes Kampfmittel, das sich nun gegen seine Verfertiger selbst richtete. Es war dem gegen den Feind abgelassenen Gas zu vergleichen, das, vom Gegenwind getrieben, unheilvoll den eigenen Schützengräben wieder zustrich.

Die Auffassung vom Kriege und in ihrer Folge die Stellung zum Kriege war abhängig vom Charakter und vom Platz, den der einzelne einnahm. Das Gesicht des Krieges war verschieden nach der Entfernung vom Feinde. An der Front war das Märchen vom „frischen fröhlichen Krieg" sehr bald in seiner Märchenhaftigkeit erkannt.

Namentlich von der Zeit an, in der der erfindende Menschengeist Kampfmittel von nie geahnter Scheußlichkeit der Wirkung hergestellt hatte, wurde das Kriegselend allen Frontkämpfern recht bewußt und es gab außer einer gemessenen Zahl von vollkommen Verrohten oder von vollkommen idealistischen Kriegsfanatikern wohl keinen Frontkämpfer, dem nicht der Friede lieber als Belgien oder Kurland oder sonst irgendein äußeres Merkmal des Sieges gewesen wäre. Schon bei den höheren Stäben nahm der direkte Eindruck des Kriegselends ab und die Kriegshandlung selbst bewegte sich weit mehr in den anregenden Gefilden intellektueller Tätigkeit und mit innerer Genugtuung erfüllender Machtäußerung, als in den weit peinlicheren Gefilden ständiger Lebensgefahr, andauernder Strapazen und ermüdender Entbehrungen. In der Etappe begann der Krieg zu einem einträglichen Geschäft zu werden.

Der Heimat gegenüber wurde das Kriegselend geheimgehalten. Noch heute weiß es die Mehrzahl der Menschen nicht, daß es noch heute große Anstalten gibt, in denen jammervolle Opfer des Krieges, sämtlicher Gliedmaßen beraubt oder anderswie entsetzlich verstümmelt, bewegungsunfähig in Körben und Apparaten liegen und durch ärztliche Kunst dem nackten Vegetieren erhalten bleiben, das sie verfluchen, sofern ihr Geist nicht in ewiger Nacht sich verloren hat. Die Zensur verbot im Kriege jede wahrheitsgemäße Schilderung des Kriegselends, ja selbst wahrheitsgemäße Berichte über die Schrecken einer Schlacht durften nicht gebracht werden.

So sah die Heimat das Gesicht des Krieges, wie er an der Front mit scheußlicher Grimasse den Menschen angrinste, nicht. Ja, selbst das Kriegsgesicht in der Heimat, wie es sich den einen darstellte, durfte den anderen nicht gezeigt werden. Von den Hungersnöten von Hunderttausenden während des Krieges haben heute noch Hunderttausende keine Ahnung. Es bedurfte einer gewaltigen Organisation, um diese große Lüge von „glänzenden Ernten", „prachtvoller Stimmung", „erfreulich geringen Verlusten" und wie die Dinge alle hießen, solange aufrecht zu erhalten. Die Abteilung III b des Großen Hauptquartiers, an deren Spitze Oberstleutnant Nicolai stand, hat das Verdienst, die Atmosphäre der Lüge in Deutschland erzeugt und in unnachahmlicher Stärke erhalten zu haben. Oberstleutnant Nicolai hat es dann wirklich noch gewagt, in einem geradezu unerhört verderblichen Buche „Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Weltkrieg" (Berlin 1920) sein „System" in seiner Vorzüglichkeit der Nachwelt zu überliefern.

In der Heimat wurde der Krieg zwar auch von vielen Hundert-

tausenden in seinem ganzen Elend erlebt, von all den Ärmsten, denen Vater oder Ernährer fiel oder verstümmelt wurde, und es ist vollkommen erklärlich, daß sich in diesen Massen allmählich das Entsetzen über das persönliche Unglück in einen stillen und später lauten Haß gegen den Krieg umwandelte. Um so mehr bemühten sich diejenigen Kreise, die des Krieges zum Zwecke ihrer Politik oder ihres persönlichen Geschäftes bedurften, der Masse des Volkes die Notwendigkeit der immer weiteren Fortsetzung des Krieges klarzumachen und der Kenntnis des Volkes alle jene Möglichkeiten zu verheimlichen, die für eine ehrenhafte, wenn auch natürlich nicht gewinnbringende Beendigung des Mordens sich boten.

In dieser Hinsicht wurde dem Volke also auch ein falsches Gesicht des Krieges gezeigt. Nur allzu vielen war der Krieg Geschäft. Wenn heute in Deutschland jeder zweite Mensch Händler ist, wenn eine Käuflichkeit herrscht, die ehemals russische Zustände in den Schatten stellt, so ist das eine im Kriege gelernte Übung. Die Regierungen sowohl des Reiches als der Länder verstanden es nicht, diesen Händlergeist, der sich im Kriege breit machte, zu unterdrücken. Der bundesstaatliche Charakter des Reiches erschwerte sowohl die ganze Ernährungsorganisation, als auch ließ er den Partikularismus wahre Orgien feiern. In dem grenzenlosen Wirrwarr von Verordnungen profitierten Schieber, Wucherer und Schleichhändler, und die Äußerung eines Menschen dieser Gilde 1916, als man von einer Friedensvermittelung Amerikas sprach, ist in seiner Naivität recht bezeichnend: „Um Gotteswillen", hörte ich diesen Edelmann sagen, „es wird doch der Krieg nicht aufhören, da ist ja mein ganzes Geschäft kaput."

Das Aufhören des Krieges hätte eben auch „das Geschäft" recht vieler anderer „kaput" gemacht, und da diese Leute als Großgrundbesitzer und Schwerindustrielle einen großen Einfluß auf Regierung und Reichstag, auf Presse und öffentliche Meinung hatten, so hörte der Krieg eben nicht auf. —

Das Gesicht des Krieges bekam für viele die Züge Merkurs. Vor dem Kriege hätten es deutsche Beamte und Offiziere entrüstet zurückgewiesen, wenn sie einer hätte bestechen wollen.

Im amtlichen Bericht eines höheren Offiziers während des Krieges heißt es (angeführt in Gothein „Warum verloren wir den Krieg?"):

„Wo ist die Moral geblieben? Alles bestechlich; russische Zustände! Von den Bauern in Flandern und Frankreich kann man es täglich hören: ‚Der Ortskommandant hat eine große Tasche'. Der

Gendarm unterstützt den Schmuggel und verbotenen Lebensmittelhandel. Kommt ein Fall heraus, so wird er nach Möglichkeit vertuscht."

Noch schlimmer war es an der Ostfront, wo das System der unbedingten Macht des einen und der unbedingten Rechtlosigkeit des anderen Teils die Früchte zeitigte, die es zeitigen mußte.

Dies Zerbrechen der Moral ergriff auch die Front. Der Bericht eines Offiziers führte aus:

„Die Moral ließ aber auch, je länger, je mehr, in den Stäben zu wünschen übrig, wo man sich in dem langen Stellungskrieg an üppiges Wohlleben gewöhnt, sich luxuriös und behaglich mit fremden Sachen eingerichtet hatte. Statt Munition und Lebensmittel fuhren beim Rückzug unsere Lastautomobile französisches Eigentum, um sich weiter hinten erneut damit einzurichten. Lebensmittel blieben liegen, so bei Le Cateau 150000 Flaschen Wein, mehrere hundert Tonnen Zucker; dafür nahmen aber die hohen Stäbe das Innere von Wohnungen mit, die sie bewohnt hatten. Kein Bett, kein Tisch, kein Teppich, nichts blieb da, obgleich die weiter zurückgelegenen Quartiere doch eingerichtet waren. Und dafür wurden die Lastautos gebraucht, während die Front keine Munition bekam. Bei Hirzon zog ein Depot um. Die Bekleidungsstücke blieben schließlich aus Mangel an Wagen liegen. Dafür fuhr eine Kolonne von ungefähr 30 Autos vorbei mit Möbeln höherer Stäbe. Jeder Schreiber führte Bett, Tisch, Teppich mit. In den Räumen eines Armeeoberkommandos bei Gent waren alle belegten Häuser restlos geleert; nur die Licht- und Telephonleitungen aus Kupferdraht und die elektrischen Birnen blieben zurück; die liefert ja der Staat im neuen Quartier. Dann kamen die Fronttruppen ins Quartier und sahen und lasen, wer dort gelegen hatte und erzählten es in der Heimat als Illustration des Verbotes, Quartiereinrichtungen mitzunehmen."

Also Landsknechtstum in reinster Form.

Dieses Gesicht des Krieges — das Genannte ist nur ein Beispiel von tausenden — wurde im Kriege nicht gezeigt und wird auch nach dem Kriege einfach geleugnet.

Gewiß, es hat an der Front und in der Heimat eine große Zahl von edeldenkenden Menschen gegeben, die mit den Augen des Schwärmers den Krieg betrachteten und mitmachten, die mit der Selbstverständlichkeit anständiger Charaktere jedes Opfer brachten, hungerten und darbten und die sich durch keine noch so bittere persönliche Erfahrung, geschweige denn durch die Berichte anderer das

Gesicht des Krieges, das sie nun einmal visionär sahen, verändern ließen. Sie glaubten alles, taten alles mit Begeisterung und lebten der Überzeugung, daß ihr Tun höchste Pflichterfüllung sei. Die Besten des deutschen Volkes gehörten zu ihnen. Jene, in deren Herzen der Begriff des Vaterlandes loderte und die von jeher im Opfer für das Vaterland die höchste Ehre erblickten. Ihnen war der Krieg eine Handlung der Notwehr für das bedrohte Vaterland. Daß es Menschen gäbe, die aus dem Vaterland und aus der Liebe der Menschen zum Vaterlande ein selbstsüchtiges Geschäft machten, das kam ihnen gar nicht in den Sinn. Sie verwechselten unbewußt Thron mit Vaterland und thronerhaltende Parteien mit staatserhaltenden und wurden in ihrer von höchster Ethik erfüllten intellektuellen Beengtheit zu den größten Stützen des alten Systems.

Solange die Menschheitsgeschichte bekannt ist, hat es Ausnützende und Ausgenützte gegeben. Haben jene den schärferen Intellekt für sich, so sind diese meist die ethisch Höherstehenden. Was an diesem furchtbaren Kriege, der überall die Bestie im Menschen weckte, der einem Ozean von Gemeinheit, Roheit, Betrug und Lüge glich, noch sympathisch berührte, das war das freudige Sterben jener deutschen Idealisten für *ihre* Idee. Daß diese Idee reiner und richtiger war als die Idee, um die der Krieg tatsächlich geführt wurde, war nicht die Schuld der Idealisten. Der wirkliche Idealismus im Kriege lebte nur an zwei Stellen: in den vordersten Gräben und in jenen Familien des armen Mittelstandes und einiger sonstiger Kreise, die sich durch den Krieg hungerten und die schwersten Verluste von Familienangehörigen standhaft und mit heiligen Tränen ertrugen und sich damit trösteten, daß es ja für Deutschland geschehe und geschehen müsse, daß sie durch ihre Opfer mithalfen, das geliebte Vaterland zu erretten.

Vor diesen Reinen verbarg der Krieg sein wahres Gesicht. Vor ihnen trug er noch die erhabenen Züge der Pflicht und der Heimatliebe. Mögen die in Frieden ruhen, die im Glauben an *diesen* Krieg das Opfer des eigenen Lebens gebracht haben.

Wie aber wird nun das Gesicht des Krieges der Nachwelt erhalten bleiben? Die Frage ist schwerer zu beantworten, als gemeinhin angenommen wird. Deshalb schwerer, weil die Beurteilung durch künftige Geschlechter eine Angelegenheit der Stellungnahme dieser künftigen Geschlechter zum Begriff Krieg sein wird. Wird sich die pazifistische Bewegung einmal durchsetzen können, so wird ihre prinzipielle Ablehnung des Krieges, gestützt auf die praktische Möglichkeit des Pazifismus, das Entsetzliche des Weltkriegs und

die Fülle des in ihm von allen Seiten begangenen Unrechts ungeschmälert darstellen. Das wenige, das man als streng objektiver Beurteiler am Krieg als erhaben und in seiner Durchführung als sittlich hochstehend und sympathisch bezeichnen kann, wird der Vergessenheit anheimfallen. Das bedeutet keinen Schaden angesichts des enormen Vorteils einer pazifistischen Weltordnung.

Bleibt aber die Menschheit dem Kriege gegenüber auf dem im Vergleich zu ihrer Zivilisationshöhe geradezu tierischen Stufe; bleibt Brutalität noch immer ein Zeichen von Männlichkeit (Schlagen und Saufen, Zügellosigkeit im Sexuellen neben mimosenhafter äußerlicher Ehrempfindung als Bestandteile der deutschen Studenten-Korpserziehung sind ein kleines Spiegelbild dieser Brutalität als Staats- und Gesellschaftsdogma) oder gar von Deutschtum, dann wird aus der Grimasse dieses Weltkrieges ein Standbild aere perennius werden, dem die Kultur unseres Volkes geopfert werden wird, wie ein gefangener Jüngling dem Moloch.

Die Vorbereitungen für bleibende Verherrlichung des Krieges werden heute schon getroffen. Die Handlungsweise der Idealisten wird zur Grundstimmung des Krieges verallgemeinert. Es ist gerade so, als wenn man die Zeiten der Pest verherrlichen würde, weil sich in ihnen eine Reihe von Menschen heldenhaft betragen haben. Während diese Verherrlichung der Pest nun wohl allen als ein Denkfehler erschiene, macht die Allgemeinheit den gleichen Denkfehler beim Krieg ruhig mit.

Die ganze Literatur über den Krieg leidet mit ganz vereinzelten Ausnahmen an diesem Fehler. Von der unheimlichen Masse der während des Krieges gedruckten Kriegsliteratur sei hier gar nicht gesprochen. Aber auch die rückblickenden Werke, die nach dem Kriege erschienen sind, geben dem Gesicht des Krieges Züge, die es nie besessen hat. Sie beschäftigen sich nie mit dem wahren Gesicht, mit jenem Gesicht des Elends und der Not, der vor Schmerzen brüllenden Sterbenden, der für immer Verstümmelten, nie mit jenem Januskopf des Krieges in seiner Eigenschaft als Diener des Mammonismus und des Diebstahls im Großen, von dem schon Christoph Lehmann um das Jahr 1662 gesagt hat:

„Wann Krieg anfängt, so muß der Teuffel die Höll umb hunderttausend Klaffter weiter machen." Benjamin Franklins Wort: „There never was a good war or a bad peace". (Es gab nie einen guten Krieg oder einen schlechten Frieden) gilt diesen Kriegsbarden nicht. Daß Friedrich der Große den Krieg „eine Geißel des Himmels" nennt, Goethe sagt: „Der Krieg ist in Wahrheit

eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundung und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu nähren", und daß alle großen Helden des Geistes den Krieg verurteilt haben, bedeutet denen nichts, die als Anhänger des unseligen Dogmas vom Kriege, auch den Weltkrieg idealisieren und so dem Volke auch den verlorenen Krieg noch schmackhaft machen, um dies Volk für den Revanchekrieg in die entsprechende Stimmung zu bringen.

Im übrigen fehlt in den bisherigen größeren Werken vollkommen die Kritik an der Führung, und wo sie sich hervorwagt, ist sie so schüchtern wie ein erschrecktes Kind. Dafür sind die Schulbücher angefüllt mit blutrünstigen Gedichten, mit kritiklos begeisterten Schilderungen von der Genialität des guten, aber alles andere als genialen Hindenburg und des weniger guten und ebenfalls nicht genialen Ludendorff. Ebenso wie diese Schulbücher sollen auch eine große Anzahl von Büchern für Erwachsene die große Legende vom Weltkrieg dem deutschen Volk eintrichtern, bis es sie glaubt, bis es, eingelullt in die alten Phrasen und Schlagworte, wieder an den Krieg glaubt, vom neuen Krieg alles zurückerhofft, seine Erkenntnisse über den Krieg vergißt — mit einem Worte, bis das deutsche Volk glaubt, daß es seiner eigenen Erbärmlichkeit wegen trotz herrlicher militärischer Führung geschlagen wurde und daß es unter gleich herrlicher Führung im Krieg der Zukunft siegen wird, wenn es einhellig wieder an den Krieg und an seine alten Autoritäten glaubt.

Wie sich das deutsche Volk diesen geistigen und seelischen Bestechungsversuchen, die mit ungeheuren Geldmitteln in Szene gesetzt werden, gegenüber verhalten wird, davon wird seine Zukunft abhängen.

Wenn es sich noch einmal denen ausliefert, die ihm den Krieg predigen, weil sie der persönlichen Ehre oder des persönlichen Gewinns, veralteter Anschauungen oder innerpolitischer Interessen wegen des Krieges bedürfen, dann ist wohl sein Schicksal besiegelt und der Balkan rückt bis an den Rhein vor, sofern wir unter Balkan das Gebiet verstehen, an dem ein kulturelles Interesse der Welt nicht mehr vorhanden ist.

Das wahre Gesicht des Krieges kennen lernen, das ist die Friedensaufgabe des deutschen Volkes, aller Völker. Aber warum lassen sich die Menschen so leicht und so, als wenn es ihnen höchsten Genuß bereitete, belügen?

VI. Der Zusammenbruch.

Literatur

zum Abschnitt „Der Zusammenbruch".

Nowak, Karl Friedrich, Der Sturz der Mittelmächte. München 1921.

Derselbe, Der Weg zur Katastrophe. Berlin (ohne Jahr).

Beide Werke enthalten viel wertvolles Material, wenngleich sie mit militärischer und politischer Kritik gelesen werden müssen.

Seeliger, E., Hötzendorff der Retter Berlins und andere Enthüllungen. Leipzig und Wien 1919.

Cramon, A. von, Unser österreich-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege. Erinnerungen aus meiner vierjährigen Tätigkeit als bevollmächtigter deutscher General beim k. u. k. Armeeoberkommando. Berlin 1920.

Im alten Stil zurückhaltend geschrieben, aber trotzdem sehr wertvoll.

Liman von Sanders, Gen. d. Kavallerie, Fünf Jahre Türkei. Berlin (ohne Jahr).

Wever, Hauptmann, Der Zusammenbruch der Mittelmächte. Enthalten in Handbuch der Politik II. S. 212 ff. (Berlin und Leipzig 1920.)

Die Arbeit beschäftigt sich nur mit den militärischen Ereignissen, die sie knapp und ohne persönliche Stellungnahme aneinanderreiht.

Buat, General, Ludendorff. Lausanne 1920.

Derselbe, Die deutsche Armee im Weltkrieg. Herausgegeben und übersetzt von Hans Krause. München (1921).

Anonym, Der Feldherr Ludendorff, militärpolitisch betrachtet von einem Soldaten. Berlin-Fichtenau 1921.

Lehmann, Dr. K., Ludendorffs Schuld an der militärischen Katastrophe. Leipzig 1920.

Vgl. im übrigen auch die Kriegsmemoirenliteratur, die in früheren Abschnitten angeführt wurde.

Das Verhalten Ludendorffs ergibt sich klar aus der

Vorgeschichte des Waffenstillstandes, Amtliche Urkunden, herausgegeben im Auftrage des Reichsministeriums von der Reichskanzlei. Berlin 1919.

1. Der Zusammenbruch Bulgariens, der Türkei und Österreich-Ungarns.

Es war ein tragisches Schicksal Deutschlands, daß seine schlechte, haltlose und ziellose Politik ihm keinen einzigen starken Bundesgenossen für den großen Krieg verschaffen konnte. Deutschland mußte mehr oder weniger das nehmen, was in Europa übrig blieb. Und so sehr sich seine Bundesgenossen militärisch anstrengten, sie bildeten, neben der Hilfe, die sie brachten, gleichzeitig eine Belastung und gerade in Gebieten, in denen Deutschland selbst durch die Blockade arm war: Deutschland kämpfte schon für seinen eigenen Heeresbedarf um Material, es strengte seine Eisenbahnen schon selbst auf das Äußerste an, es brauchte selbst dringend seine Offiziere und seine

technischen Truppen, und mit all dem mußte es andauernd seine Verbündeten unterstützen. Das hing zum Teil damit zusammen, daß sie, wie Bulgarien und Türkei, eben erst aus einem verlorenen Krieg, erschüttert und geschwächt, hervorgegangen waren, zum Teil damit, daß alle drei (auch Österreich-Ungarn) nicht die industrielle Organisation besaßen, um den Riesenanforderungen dieses Krieges aus eigener Kraft gerecht zu werden. Gelegentlich wurden diese Motive des Versagens von deutscher Seite verkannt und es wurde mit Empörung oder oft sehr taktlosem Spott böser Wille oder Mangel an Energie da angenommen, wo positives Unvermögen, mehr zu leisten, vorwaltete. Aus solcher falschen Beurteilung der Motive seitens der meist wenig welterfahrenen und wenig lebensklugen deutschen Generale und ihrer Gehilfen entstanden Auseinandersetzungen mit den Verbündeten, die der Sympathie für Deutschland und damit tatsächlich dem guten Willen der fortgesetzt Getadelten, über die Achsel Angesehenen, ja oft taktlos Verspotteten sehr abträglich waren.

Hier erschwerten also Bedingtheiten in der deutschen Psyche, und besonders in der Psyche des an Härte und Rücksichtslosigkeit des Betriebes gewöhnten deutschen, und hier wieder namentlich des preußischen Offiziers die glatte Überwindung von Reibungen, wie sie in der Natur jedes Bündnisses liegen.

Bulgarien hatte 1912 die Hauptlast des Krieges gegen die Türkei getragen. Im zweiten Balkankrieg 1913 kämpfte es um die gemachte Beute gegen Serbien und Griechenland, während das gewinnlüsterne Rumänien seine Divisionen in Richtung auf Sofia marschieren ließ. Die völlige Niederlage Bulgariens war die Folge und der Friede von Bukarest nahm Bulgarien alle Früchte des Sieges gegen die Türken. Das erschöpfte Land brauchte dringend der Ruhe und der Erholung. Es war schon aus diesem Grunde verständlich, daß König Ferdinand nur sehr schwer für ein aktives Eingreifen in den Krieg zu gewinnen war. Erst am 6. September unterzeichnete General Gantschew in Pleß mit Falkenhayn und Conrad von Hötzendorff die Militärkonvention, nach welcher Bulgarien 4 Infanteriedivisionen (jede etwa gleich einem deutschen Armeekorps) und 1 Kavalleriedivision zu stellen hatte. Im Lauf des Krieges blieb es aber nicht bei dieser noch durchaus im Rahmen des Möglichen befindlichen Leistung. Die Ententearmee von Saloniki erforderte erhöhte militärische Leistungen, schließlich volle zehn Infanteriedivisionen. Das bedeutete 1,25 Millionen Soldaten von im ganzen 5 Millionen Menschen, die in Bulgarien lebten, also

eine Anspannung, wie sie weder Deutschland noch Frankreich auch nur im entferntesten ertragen mußten. Die Folgen machten sich rasch bemerkbar. Die nur von Frauen und Kindern bestellten Felder gaben kein Erträgnis, zumal die Ernten 1916 und 1917 sehr schlecht waren. Der Hunger zog in Bulgarien ein. Die Heeresverpflegung war schlecht. Es begann schon 1917 das Nachhausegehen der Mannschaften von der Front, demgegenüber man ganz wehrlos war. Die Front hungerte so, daß, wie Nowak erzählt, man in der Nähe von Bulgaren die gute Verpflegung an deutsche Truppen nicht mehr ausgeben durfte. Die Bekleidung war sehr mangelhaft, namentlich fehlte es an Mänteln und Schuhen. Daher mußte die Armee im rauhen Winter 1917/18 außerordentlich viel leiden. Die Desertionen nahmen von Woche zu Woche zu. Der Nachschub versagte vollkommen. In Bulgarien hatte jedes Regiment einen Wirtschaftsbezirk, aus dem es sich selbst verpflegte. In dem Augenblick, in dem man mehr Regimenter aufstellte, als Wirtschaftsbezirke da waren, entstand ein heilloser Wirrwarr.

Im Frühjahr 1918 begannen größere Meutereien. An eine Offensive gegen die Salonikiarmee der Entente war nicht mehr zu denken. Der Mannschaftsersatz wurde immer schlechter. Der Landsturm stand schon lange in vorderster Kampflinie. Die höheren Befehlsstellen der bulgarischen Armee waren in deutschen Händen. Dagegen waren an Truppen nur mehr drei deutsche Bataillone, einige österreichisch-ungarische Batterien und technische Truppen in der Front.

Ludendorff hatte alle übrigen Truppen weggezogen und unterstützte die Front trotz der verzweifeltsten Hilferufe Bulgariens auch im Sommer 1918 *nicht*. Das war ein entscheidender Fehler Ludendorffs, dem nicht nur hier der Blick für die ganz großen strategischen Zusammenhänge fehlte. Viel richtiger sah der Zar Ferdinand die Lage an. Nach Nowak richtete er in höchster Not am 15. September 1918 ein Telegramm an den Kaiser Wilhelm mit dem Inhalt: „Auch er, der König, erkenne die Wichtigkeit der Westfront durchaus an. Er stimme mit dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg darin nur überein. Aber die Mittelmächte wären in Mazedonien nicht weniger bedroht. Die (deutschen) Truppen, die jetzt Hilfe brächten, könnten wieder abgezogen werden, wenn die Lage wiederhergestellt wäre. Der Schlag an der mazedonischen Front sei das Verhängnis für alle. An der Südfront verfüge der Gegner über 351 Bataillone, dies wären 221 000 Mann und über 1824 Geschütze. Ihm gegenüber ständen nur 278 Bataillone, etwa 171 000 Mann mit 1500 Ge-

schützen. Aber nicht nur die zahlenmäßige Überlegenheit sei zu bedenken. Der bulgarische Soldat sei müde, seit langer Zeit läge er im Graben. Und kaum mehr könne man der Propaganda Herr werden, die im eigenen Lande die Stimmung unterwühle."

Ludendorff rührte sich nicht. Ähnlich falsch arbeitete die Politik des Reiches, die auch von Ludendorffs katastrophaler Kurzsichtigkeit zwingend beeinflußt war. Man hatte noch vor dem Bukarester Frieden mit Rumänien den Bulgaren die ganze Dobrudscha versprochen. Der Kaiser hatte das persönlich zugesagt. Der bulgarische Ministerpräsident hatte dieses Kaiserwort nach Sofia mitgebracht und auf diesem baute sich die bulgarische Politik auf. Ludendorff vereitelte die Erfüllung dieses Versprechens und die Bulgaren mußten sich als die treulos Betrogenen vorkommen, als man ihnen, wie es drauf und dran kam, nur einen Teil der Dobrudscha gab! — In ganz Bulgarien flammte die Empörung auf. Radoslawow, der große Deutschenfreund, mußte gehen und Malinow wurde Ministerpräsident. Damit war es mit der bedingungslosen Deutschenfreundschaft Bulgariens zu Ende. Sehr bald nach Malinows Amtsantritt soll der amerikanische Geschäftsträger eine mit viel Geld unterstützte Propaganda für das Ausscheiden Bulgariens aus dem Bündnis entwickelt haben und Geschoff (der Präsident des bulgarischen Roten Kreuzes) reiste nach der Schweiz, um Friedensfühler auszustrecken. Schon Anfang Juli war den bulgarischen Soldaten an der Front bekannt, daß ein gewaltiger Angriff der Ententetruppen sich vorbereite. Mitte Juli meldeten das gleiche die deutschen Generalstabschefs. Man nannte den 15. September als Tag des Angriffs. In Albanien stand erfolgreich Pflanzer Baltin mit etwa 160000 Mann österreichisch-ungarischen Heeres. Östlich an ihn anschließend stand das bulgarische Heer vom Ochridasee bis an die Struma und das Ägäische Meer. Am rechten Flügel der bulgarischen Aufstellung die 11. Armee General v. Steuben, dann die selbständige 3. bulgarische Division, ihr folgte weiter östlich die 1. bulgarische Armee General Nereſoff. Diese drei Gruppen waren der Heeresgruppe General v. Scholtz unterstellt. Den äußersten östlichen Flügel (linken) hatte die 2. bulgarische Armee General Lukoff inne.

Pünktlich wie vorausgesagt brach am 15. September der Ententeangriff los. Die Katastrophe begann mit dem Durchbruch des Generals d'Esperay durch die 2. und 3. bulgarische Division in der Frontlinie Dobropolje und Bahowo. Die zurückgehenden bulgarischen Truppen kamen nicht mehr zum Halten, Aufruhr und

Meuterei griffen um sich. Am 19. September war die Fläche des französischen Durchbruchs schon 1600 qkm groß. Nach allen Richtungen setzte sich die Zersetzung des bulgarischen Heeres fort. Am 20. September wurde noch versucht, das Heer in der Linie Bitoli—Prilep—Gradsko zum Halten zu bringen. Es war vergeblich. Am 22. September brach alles zusammen.

Jetzt kündete Ludendorff Verstärkungen an, jetzt teilte Berlin mit, daß man Bulgarien die ganze Dobrudscha gebe. Jetzt! Wo es viel zu spät war! Die Unfähigkeit Ludendorffs als Feldherr und als Politiker kam hier klar zum Ausdruck. Die Sünde Falkenhayns, daß er damals nach dem siegreichen Feldzug in Serbien aus Rücksicht auf dynastische Empfindlichkeiten die Offensive vor Saloniki abbrach, anstatt sich zum Herrn der Balkanhalbinsel zu machen und Griechenland zu zwingen, Farbe zu bekennen, rächte sich nun.

Dreißigtausend bulgarische Deserteure lieferten am 20. September eine Schlacht gegen ihre Regierungstruppen südlich Sofia. Stambolijski beruhigte sie, er ergriff aber dann selbst die Gewalt und erklärte die Dynastie für abgesetzt. Die revolutionären Truppen wurden von den Regierungstruppen vollkommen geschlagen und am 29. September war die innerpolitische Ruhe wiederhergestellt. An diesem Tage abends begannen die Waffenstillstandsverhandlungen. Die Bedingungen wurden von Minister Ljapschew, General Lukoff und dem Gesandten Radeff unterzeichnet. Zar Ferdinand aber nahm sie nicht an und verließ, nachdem er am 3. Oktober abgedankt hatte, sein Land.

Nachdem alles zu Ende war, kamen die 219. und 217. deutsche Division und das Alpenkorps an. Aus ihnen und österreichischen Divisionen wurde eine Armeegruppe gebildet (5 österreichische, 4 deutsche Divisionen) und General Köveß unterstellt. Dem General, der anfänglich sein Hauptquartier in Belgrad hatte, blieb nichts übrig, als bis zum 30. Oktober sämtliche Truppen auf das linke Donauufer zu ziehen. Pflanzer Baltin zog sich geordnet aus Albanien zurück. Der Balkan und mit ihm die Verbindung zur Türkei waren verloren, in erster Linie durch Fehler Falkenhayns und Ludendorffs.

Nun brach in kurzen Zwischenräumen alles zusammen.

Die Türkei war im allgemeinen in ähnlicher Lage wie Bulgarien gewesen. Auch sie war durch den Balkankrieg erschöpft gewesen, auch sie hätte der Ruhe und der Erholung dringend bedurft. Die Erkenntnis von dieser Notwendigkeit mag in den maßgebenden jungtürkischen Kreisen vorhanden gewesen sein, sie wurde aber über-

tönt und in ihrer politischen Wirkung ausgeschaltet durch persönliche Eitelkeit der Führer und durch das Bestreben, in diesem Kriege große Erfolge zu erzielen.

Auch für die Türkei waren die Ansprüche, die der Weltkrieg machte, viel zu groß. Auch hier versuchte man zuerst mit einem Heer auszukommen, das der Leistungsfähigkeit des Landes noch einigermaßen entsprach, aber sehr bald ging man auch hier zu Größenverhältnissen über, denen, selbst wenn der gute Wille überall vorhanden gewesen wäre, mit dem vorhandenen Menschenmaterial nicht hätte entsprochen werden können. Die türkischen Statistiken sind so lügenhaft aufgestellt, daß sie einen klaren Überblick über die Leistungen des Volkes nicht gestatten. Man kann indessen mit einiger Sicherheit annehmen, daß im ganzen etwas über 2000000 Menschen im türkischen Heere Dienst gemacht haben. Hiervon sind im Laufe des Krieges mindestens 500000 gefallen oder an Krankheiten gestorben und mehr als 750000 desertiert. Der Stand des Heeres erreichte im Frühjahr 1916 mit rund 1290000 seinen Höhepunkt. Trotz verzweifelter Anstrengungen und rücksichtslosester Behandlung der Bevölkerung konnte dieser Stand bis zum Jahre 1917 nicht erhalten werden und nahm im weiteren Verlauf des Krieges rapid ab. Die Kriegsgliederung des Heeres, die anfänglich 3 Armeen aufwies, auf die die Mehrzahl der 13 Korps verteilt war, stieg im weiteren Verlauf des Krieges auf 9 Armeen mit zusammen 21 Korps (57 Divisionen). Diese Truppenverbände konnten bei weitem nicht kriegsstark gefüllt werden.

Dazu kam, daß die türkische Führung mit dem anfänglich guten Menschenmaterial verschwenderisch umging und es durch schlechte Operationen dezimierte. Eine Offensive Envers im Winter 1914/15 über die russisch-armenische Grenze vernichtete die ganze eigene Armee, schlechte Operationen Halil Paschas nach dem Tode von der Goltz' in Mesopotamien kosteten außerordentlich viel Mannschaften und Material. Auch die von Liman von Sanders erfolgreich durchgeführte Verteidigung der Dardanellen schwächte die Mannschaftsbestände des türkischen Heeres um mehr als 200000 Mann. Bis zum Jahre 1917 hatten die Türken Türkisch-Armenien und Mesopotamien verloren. In Türkisch-Armenien drangen die Russen infolge der russischen Revolution nicht weiter vor und auch in Mesopotamien kam es nicht zur Einnahme von Mosul durch die Engländer, da diese mit Recht den Schwerpunkt ihrer Operationen nach Palästina verlegt hatten. Hier war ein unglücklicher Versuch, Falkenhayn als Armeeführer der Türken zu verwenden, vollkommen gescheitert.

Auch General von Seeckt, der im Dezember 1917 Generalstabschef bei Enver an Stelle des ganz unfähigen Bronsart von Schellendorf wurde, war zwar auf deutschen und österreichischen Fronten sehr verdienstvoll gewesen, kannte aber die Türkei nur theoretisch; Liman von Sanders berichtet schon am 13. Dezember 1917 sehr bedenklich über den Zustand der türkischen Armee. Er schreibt u. a., nachdem er den Kaukasusfeldzug 1914/15 und die Angriffe der Türken im Frühjahr und Sommer 1916, die fehlerhaften Operationen in Persien, den gänzlich aussichtslosen Vormarsch gegen den Suezkanal gebührend scharf kritisiert und als Gründe anführt, warum die Kriegstüchtigkeit des Heeres so bedeutend nachgelassen habe, wörtlich folgendes: „Die türkische Armee hat heute weit über 300000 Deserteure. Es sind dies nicht etwa Leute, welche zum Feinde übergehen, sondern es sind zum weitaus größten Teile Deserteure nach rückwärts in das eigene Land, wo sie rauben, plündern und das Land unsicher machen. Überall mußten Verfolgungstruppen gegen diese Deserteure gebildet werden." Er erwähnt dann, daß die erste Armee überhaupt nur auf dem Papier stehe, die 2. und 3. Armee (Kaukasusgruppe) zusammen nur 20000 Gewehre, die 5. Armee (Küstenschutz gegen die Salonikifront) 26000 Gewehre, die 6. Armee (Mesopotamien) kaum noch 13000 Gewehre habe. Nicht wesentlich stärker waren die drei Armeen, die in Palästina standen, wo die Kriegsentscheidung für die Türkei fallen sollte. Auch hier, in Palästina, nahm im Sommer die Desertion der Truppen in entsetzlicher Weise zu. Die Leute nahmen nicht nur Gewehre und Handgranaten, sondern auch Maschinengewehre mit. Die Malaria und die Dysenterie erforderten im Sommer 1918 schwerste Verluste. Als der große englische Angriff am 19. September gegen die türkische Front in Palästina, die vom Mittelländischen Meer über Tabsor, Kafr Kasim—Rafat—Brukin bis über den Jordan sich erstreckte (also im allgemeinen südlich Nablus von West nach Ost lief) losbrach, waren von den 12 türkischen Divisionen zusammen kaum 30000 Mann gefechtsfähig. Die Gesamtstärke der türkischen Kavallerie betrug 1500 Mann. Einzelne der Divisionen standen seit über sechs Monaten ohne jede Ablösung in vorderster Linie.

Enver Pascha, ein vollkommener militärischer Laie, hatte aus Gründen politischer Unternehmungen im Kaukasus und in Azerbeidschan die besten türkischen Truppen und dringend notwendiges Material aus Palästina weggezogen, und auch Ludendorff, der ebenfalls in den Augenblicken höchster militärischer Entscheidung noch wolkenhafte politisch-wirtschaftliche Ziele in der Ukraine und

im Kaukasus verfolgte, hatte die wenigen deutschen Truppen, die das Gerippe der Palästinaverteidigung gebildet hatten, abberufen.

So konnte der englische Durchbruch am 19. September ohne jede Schwierigkeit gelingen und die gleichen vernichtenden Folgen haben wie der französische in Mazedonien. Es gelang Liman von Sanders nicht mehr, die Trümmer seines Heeres zu neuem Widerstand aufzustellen. Alles flutete haltlos zurück und der Krieg im Orient war zu Ende, während türkische Divisionen im Kaukasus zwecklose politische Paraden machten und gute deutsche Truppen wirtschaftlichen Interessen zuliebe in der Ukraine oder dynastischen zuliebe in den Ostseeprovinzen saßen oder gar eine Expedition nach Indien (!!) im Kaukasus vorbereiteten. Das letztere wurde, so märchenhaft und laienhaft zugleich es auch klingt, doch von orientierten Leuten behauptet.

Der Zusammenbruch der türkischen Palästinafront ging sehr rasch vor sich. Schon am 1. Oktober besetzten australische Truppen Damaskus. Am 7. Oktober nahmen die Franzosen Beirut. Bis dahin waren 71000 Türken gefangen, 350 Geschütze erobert. Nur etwa 9000 bewaffnete Türken entkamen nach Norden. Noch einmal versuchte Liman von Sanders bei Aleppo Widerstand zu organisieren, aber auch das war vergeblich. Am 8. Oktober stürzte das jungtürkische Kriegskabinett Talaat Pascha und an seine Stelle trat das politisch indifferente Kabinett Izzet Pascha. Ende Oktober räumten die Türken Aleppo und am 30. Oktober teilte die türkische Regierung durch ihre offizielle Nachrichtenagentur mit, daß sie Friedenssonderverhandlungen mit der Entente beginne. Der Zusammenbruch Bulgariens, der die Bahn Sofia—Adrianopel in Feindbesitz gebracht hatte, und die völlige Auflösung der türkischen Armee ließ auch nichts anderes mehr zu. Über den Frieden wurde gar nicht mehr verhandelt, seine Bedingungen wurden von der Entente diktiert.

Diese Bedingungen, die am 31. Oktober um die jeweilige Ortszeit „Mittag" die Feindseligkeiten zum Aufhören brachten, waren einer vollkommenen Kapitulation gleich zu achten.

Das große Abbröckeln der deutschen Verbündeten blieb nicht auf Bulgarien und die Türkei beschränkt. Es ergriff auch Österreich, dessen Kräfte der langen Anspannung des Weltkrieges schon seit einiger Zeit nicht mehr gewachsen waren. Schon um die Wende des Jahres 1917 war die Lage in Österreich kritisch geworden. Graf Czernin machte mit der Ukraine den Frieden auf Grund der Hungersnot, die in Österreich herrschte. Ungarn verhielt sich in Verpflegungsfragen Österreich gegenüber wie ein feindlicher Staat. Die zentri-

fugalen Kräfte in dem unglücklichen Nationalitätengemenge der Donaumonarchie zerrütteten alle Grundlagen, alle Hoffnungen für die Zukunft. Der Brotfriede mit der Ukraine half aber nicht die Hungersnot, von der man sich in Deutschland keine rechte Vorstellung machte, zu beseitigen. Auf jeden Kopf in Österreich kamen in 8 Monaten 1½ Laib ukrainisches Brot und 2 Kilogramm sonstige ukrainische Lebensmittel! Das war alles! In dieser Zeit des Hungers erhob der Spartakusbund zum erstenmal sein Haupt. Der junge Kaiser Karl wagte schon im Frühjahr 1918 nicht mehr, in der Wiener Hofburg zu bleiben. Streiks und Sabotagen mehrten sich. Sie hatten alle ihr Motiv in wahnsinnigem Hunger der Masse des Volkes.

Der rasche Abtransport weiterer Getreidemengen aus der Ukraine versagte zum Teil durch altbewährte österreichische Schlamperei, zum Teil, weil das Eisenbahnmaterial durch den übermäßigen Kriegsbetrieb heruntergewirtschaftet war. Von 14000 Lokomotiven waren noch 5000 knapp betriebsfähig, der Mangel an Kohlen und Waggons tat das seine. Die Verpflegung war so schlecht, daß selbst die österreichischen Truppen an der Front Hunger litten. Sie erhielten ganz wenig Brot und 200 Gramm Fleisch pro Woche!

Truppenmeutereien waren in Österreich schon im Frühjahr 1918 an der Tagesordnung. In Judenburg, Murau, Radkersburg, Fünfkirchen, Rumburg kam es zu Schlachten zwischen aufständischen Truppen und Regierungstruppen. In Budapest wollte ungarische Infanterie nicht mehr an die Front. Die Desertion nahm in riesigem Maßstabe zu, ebenso der Haß gegen die deutschen Offiziere, von denen verschiedene von der Menge auf offener Straße angegriffen wurden. Kaiser Karl versuchte durch Milde noch etwas Liebe für die habsburgische Dynastie zu retten. Der gleiche, rein dynastische Gedanke hatte ihn auch zu seinen Verhandlungen mit Frankreich geführt, die allgemein als ein Verrat an seinem deutschen Bundesgenossen aufgefaßt wurden. Die entscheidenden Fragen aber blieben dem Kaiser Karl verborgen. Das Problem der Völker der Monarchie mußte sofort gelöst werden, es hätte schon vor Jahren gelöst werden sollen. Das war namentlich bei dem südslawischen Problem der Fall. Die schon im Frühjahr 1917 erfolgte Einberufung des Reichstages brachte keinen Erfolg. Im Frühjahr 1918 machten die Briefe des Kaisers Karl vom Frühjahr 1917, in denen er seine Zustimmung zu den „gerechten Rückforderungsansprüchen Frankreichs mit Bezug auf Elsaß-Lothringen" gegeben hatte, großes Aufsehen. Sie wurden zwar dementiert, aber nun ließ sie Clémenceau veröffentlichen und

nannte als Überbringer der Briefe den Prinzen Sixtus von Bourbon, den Schwager des Kaisers. Kaiser Karl depeschierte an Wilhelm II. am 14. April 1918:

„Die Anschuldigungen Clémenceaus gegen mich sind so niedrig, daß ich nicht gesonnen bin, mit Frankreich über die Sache ferner zu diskutieren. Unsere weitere Antwort sind meine Kanonen im Westen. In treuer Freundschaft Karl."

Czernin, der recht viel um die Angelegenheit gewußt hatte, mußte gehen. (Nähere Einzelheiten über die Briefangelegenheit und die dramatischen Szenen zwischen Kaiser Karl und Czernin finden sich in Nowak, Der Sturz der Mittelmächte.) Die Schuld lag beim Kaiser Karl, der jetzt, 1918, zu einer Lüge schritt, indem er das feierlich ableugnete, was er 1917 ohne Vorwissen Czernins getan hatte.

Das Vertrauen Deutschlands in die Treue Karls war endgültig geschwunden.

Die österreichische Flotte war seit dem 1. Februar 1918 nicht mehr sicher. Eine Meuterei der Arsenalarbeiter in Pola hatte nach Cattaro übergegriffen, wo Torpedoboote die rote Flagge hißten. Eine regierungstreue Flottendivision stellte nach einem ganz regelrechten Seegefecht die Ruhe wieder her. Die Landarmee wurde noch nicht infiziert. Trotzdem gelang die Offensive der Armee gegen die Italiener Mitte Juni 1918 nicht mehr. Die Gründe für den Mißerfolg, für den dann der Führer der Alpenfront Conrad von Hötzendorff büßen mußte, lagen in der Führung. Jeder Armeeführer tat, was ihm gut zu sein schien, und General Arz, der Generalstabschef, war nicht die Persönlichkeit, die Kraft genug gehabt hätte, einen einheitlichen Willen zur Geltung zu bringen. So wurden längs dem Piave und der Bergfront zersplitterte Angriffe geführt, denen überdies noch Artillerie, Munition und Gaskampfmittel fehlten. Das hatte wieder seinen Grund darin, daß die Organisation der Heimat und die Leistung der Industrie versagte.

Nun begann die Kritik in Österreich laut zu werden. Der Reichsrat wurde wieder einberufen. Der Ministerpräsident Seidler machte den schweren Fehler, das deutsche Übergewicht in Österreich — also gerade das, was ein reibungsloses Nebeneinander der Nationen bislang verhindert hatte — als Grundlage seiner weiteren Politik zu betonen. Der Reichstag ließ ihn und die deutschen Abgeordneten allein und versagte ihm die Genehmigung seines Budgetprovisoriums. Seidler ging und Freiherr von Hussarek, ein Kirchenrechtslehrer an der Wiener Universität, wurde sein Nachfolger. Auch ihm gelang es nicht, Österreich aus der vollkommenen Verwirrung, in die es

geraten war, zu retten. Das konnte vielleicht noch geschehen, wenn der Frieden sehr rasch kam. Und so war es ein letztes Mittel, als Kaiser Karl im August 1918 nach Spa reiste, um mit seinem Verbündeten über den Frieden zu reden. Er war begleitet vom Minister des Äußeren, dem pedantischen und erschreckend viel redenden Grafen Burian und von dem recht unbedeutenden und dabei weichen Generalstabschef, Baron Arz. Es wurde nichts erreicht.

Im September kam der neuernannte deutsche Staatssekretär des Äußeren, Admiral Hintze, ein großer Poseur, nach Wien. Es wurde ihm die jammervolle Lage Österreichs so düster als möglich geschildert. Alles half nichts. Die innerpolitischen Verhältnisse Österreichs waren einstweilen so gespannt, daß eine Krisis jeden Tag zu erwarten stand. Da entschloß sich Graf Burian, ein Friedensangebot an die Entente zu senden. Man hatte zwar vereinbart, daß Deutschland vor diesem Schritt benachrichtigt werden sollte, aber es kam nur noch zur Benachrichtigung Wilhelms II., dessen abratende Depesche an der Sachlage nichts mehr verändern konnte.

Das österreichische Friedensangebot wurde am 15. September veröffentlicht. Es wurde vom amerikanischen Staatssekretär Lansing ablehnend beantwortet.

Nun ging das Drama des inneren Zerfalls der Donaumonarchie mit Riesenschritten vorwärts. Es blieb nur mehr die Armee übrig, alles andere löste sich in seine völkischen Bestandteile auf. Und diese Armee wurde am Piave am 27. Oktober durch vereinigte Italiener, Engländer und Amerikaner geschlagen und in alle Weite zerstreut. Am 30. Oktober lief die italienische Flotte in Fiume ein, am 3. November nahm ein italienischer Torpedojäger, von der Bevölkerung begeistert begrüßt, Besitz von Triest. Am 4. November kam der Waffenstillstand zum Abschluß.

Unter den Bedingungen war besonders für Deutschland wichtig, daß Österreich als strategisches Durchmarschland für Ententearmeen zu gelten hatte. Das wurde in Deutschland von denen zu wenig beachtet, die einen weiteren Widerstand des deutschen Heeres am Rhein forderten oder sich von ihm eine Wendung des Schicksals erwarteten. Die deutsche Heeresführung hätte außer der ganzen Rheingrenze in kurzem auch die ganze Alpengrenze Süddeutschlands und die sächsisch-böhmische Grenze zu sperren gehabt, also eine Länge, für die sowohl die vorhandenen Mannschaftsbestände als auch die Materialvorräte bei weitem nicht ausgereicht hätten.

Mit einer nach Süden offenen Flanke war der Rhein für das deutsche Heer nicht mehr zu halten.

2. Der Zusammenbruch Deutschlands.

Die große Frühjahrsoffensive Ludendorffs in Frankreich 1918 war der Anfang vom Ende der Mittelmächte. Der nur militärische Horizont, der Ludendorff zur Verfügung stand, ließ ihn unbeschadet der klaren Unmöglichkeit hoffen, den Krieg mit rein militärischen Mitteln zu Ende zu führen. Die logische Folge dieser Voraussetzung war die Offensive auf dem Lande, nachdem der U-Bootkrieg die erwartete und sicher in Aussicht gestellte Kriegsentscheidung nicht gebracht hatte. Die Möglichkeit, aus dem 1917 vollkommen zusammengebrochenen Rußland Kräfte an die Westfront zu ziehen, ließ den Optimismus Ludendorffs wieder aufwallen. Der Gedanke, an einer Stelle geringsten Widerstandes in Italien, einen großen, durchschlagenden Erfolg zu erringen und dadurch, neben allerlei politischer Wirkung auf Italien, die Österreicher moralisch zu heben und ihr schon schwankendes Interesse erneut an Deutschland zu knüpfen, kam ihm nicht. Er begnügte sich mit dem halben Erfolg, die Italiener bis an den Piave zurückzudrängen und sich dort erholen zu lassen. Als Conrad den Gedanken eines vernichtenden Schlages gegen Italien anregte, der ja auch eine wesentliche Entlastung im Westen gebracht hätte, weil Frankreich seine Alpengrenzen hätte besetzen müssen, lehnte ihn Ludendorff ab. Er war — und das ist einer der zahlreichen möglichen Beweise *gegen* sein Feldherrntum — immer nur fasziniert von dem Kriegsschauplatz, auf dem er selbst sich gerade befand. Zuerst wollte er alle Kräfte in Rußland haben, als er selbst an der russischen Front stand, dann, als er im Westen kommandierte, hatte er nur Meinung für den Westen. Der Blick für die Gesamtheit fehlte ihm vollkommen.

Schon im November 1917 begannen die Transporte aus Rußland nach Frankreich.

Folgende Tabellen (Seite 427 ff.) zeigen die Verstärkungen der Front in Frankreich an. Sie sind dem Werke Buats, „Die deutsche Armee im Weltkriege" entnommen.

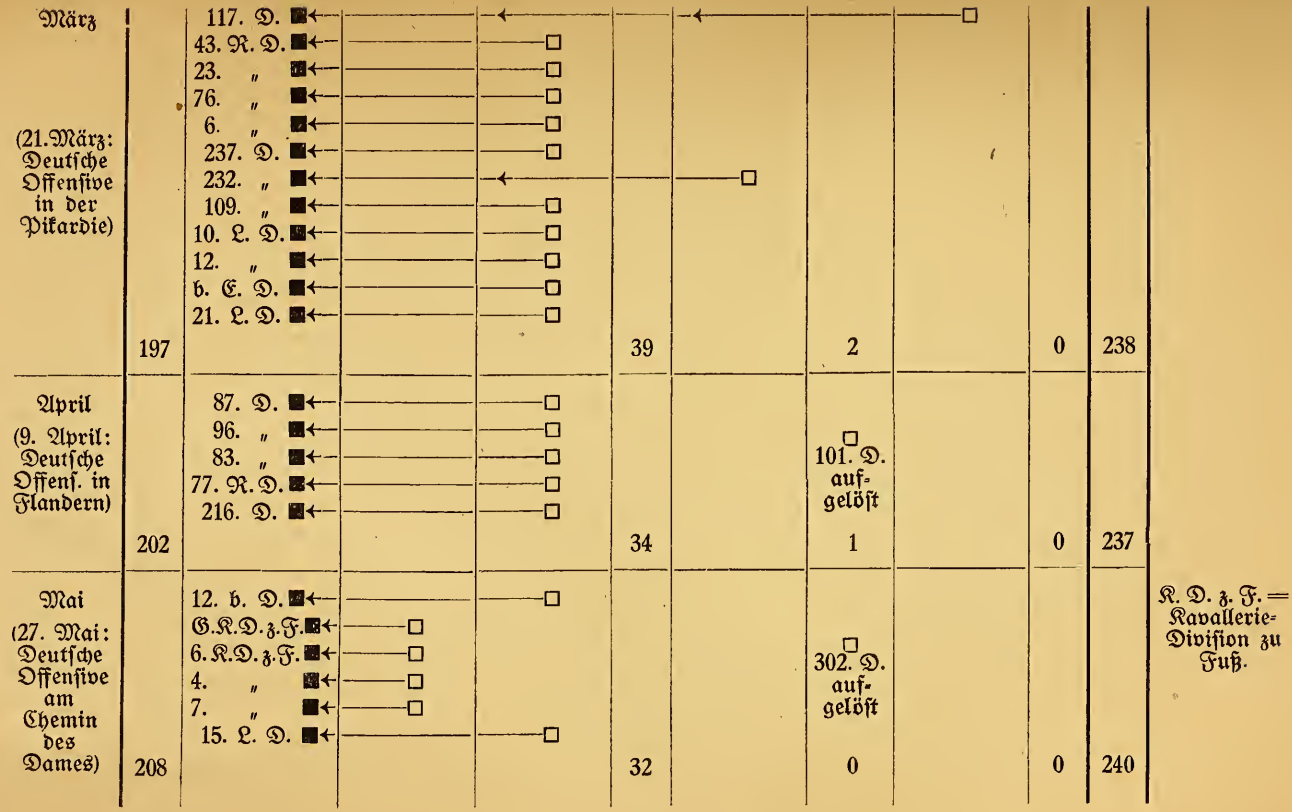
Organisatorisch war also die Offensive so gut vorbereitet, als es die schlechte Politik Ludendorffs in Rußland zuließ. Vom 1. November 1917 bis zum Beginn der Frühjahrsoffensive war die deutsche Front im Westen um 61 Divisionen vermehrt worden (Bestand am 1. November 147 Divisionen). Die Heeresreserve am 21. März hatte eine Stärke von 84 Divisionen.

Über den Platz des entscheidenden Angriffs war Ludendorff längere Zeit im Zweifel. Drei Abschnitte kamen für ihn in Betracht:

Zeit der Transporte	Herkunft, Richtung und Ziel der Transporte									Bemerkungen
	Divisionen der franz. Front	französische Front	deutsches Heimatgebiet	russisch-rumänische Front	Divisionen der russisch-rum. Front	serbische Front	Divisionen der serbischen Front	italienische Front	Divisionen der italien. Front	Gesamtzahl der deutschen Divisionen	
1917 Dezember (3. Dez.: russischer Waffenstillstand)	153	1. D. ■←	——	——□	74		3		8	238	
		75. R. D. ■←	——	——□							
		201. D. ■←	——	——□							
		82. R. D. ■←	——	——□							
		202. D. ■←	——	——□							
		108. „ ■←	——	——□							
		53. R. D. ■←	——	——□							
		31. D. ■←	——	——□							
		4. E. D. ■←	——	——□							
		14. b. D. ■←	——	——□							
		81. R. D. ■←	——	——□							
		42. D. ■←	——	——□							
		203. „ ■←	——	——□							
		5. „ ■←	——	←——	——	←——	——	——□			
		195. „ ■←	——	←——	——	←——	——	——□			
	168				61				6	238	

Dezember 1917—Juni 1918 (Fortsetzung).

Zeit der Transporte	Herkunft, Richtung und Ziel der Transporte									Gesamtzahl der deutschen Divisionen	Bemerkungen
	Divisionen der franz. Front	französische Front	deutsches Heimatgebiet	russisch-rumänische Front	Divisionen der russisch-türk. Front	serbische Front	Divisionen der serbischen Front	italienische Front	Divisionen der italien. Front		
1918 Januar		A. K. ■←	——	←——		←——		——□			
		15. R. D. ■←	——	——□							
		88. D. ■←	——	——□							
		84. „ ■←	——	——□							
		33. R. D. ■←	——	——□							
		12. D. ■←	——	←——		←——		——□			
	174				57		3		4	238	
Februar		115. D. ■←	——	——□							
		88. „ ■←	——	——□							
		10. E. D. ■←	——	——□							
		1. L. D. ■←	——	——□							
		223. D. ■←	——	——□							
		40. „ ■←	——	——□							
		197. „ ■←	——	——□							
		241. „ ■←	——	——□							
		J. D. ■←	——	←——		←——		——□			
		200. D. ■←	——	←——		←——		——□			
		26. „ ■←	——	←——		←——		——□			
	185				49		3		1	238	


März
(21. März: Deutsche Offensive in der Pikardie)
117. D.
43. R. D.
23. „
76. „
6. „
237. D.
232. „
109. „
10. L. D.
12. „
b. E. D.
21. L. D.
197
39
2
0
238
April
(9. April: Deutsche Offens. in Flandern)
87. D.
96. „
83. „
77. R. D.
216. D.
101. D. aufgelöst
202
34
1
0
237
Mai
(27. Mai: Deutsche Offensive am Chemin des Dames)
12. b. D.
G. K. D. z. F.
6. K. D. z. F.
4. „
7. „
15. L. D.
302. D. aufgelöst
208
32
0
0
240
K. D. z. F. = Kavallerie-Division zu Fuß.

1. Ypern—Arras, 2. Arras—St.Quentin, 3. Verdun. Der erste Abschnitt war strategisch günstig. Beim Erfolg konnte man sich Calais' und Boulognes bemächtigen und damit England bedrohen. Ludendorff dachte aber wohl nicht daran, daß der rein militärisch zu beendigende Krieg eine Landung in England zur Voraussetzung hatte. Der strategisch das meiste versprechende erste Abschnitt war seiner Wasserverhältnisse wegen erst im April taktisch betretbar. Der Angriff auf Verdun war aus Erinnerungsgründen an Falkenhayns Versagen und die fürchterlichen, zwecklosen deutschen Verluste nicht empfehlenswert, auch war der Abschnitt immer noch so stark wie bisher — also zu stark für die Kraft des deutschen Heeres. So blieb nur der 2. Abschnitt: die Naht zwischen dem französischen und englischen Heere mit dem Schlüsselpunkt Amiens. Die Möglichkeit der Abdrängung des englischen Heeres gegen die Küste war gegeben.

Ludendorff allerdings urteilte, wenn man seinem Buch glauben darf, nur nach taktischen Erwägungen. Er gibt sich hier als Mann der Praxis, aber das Ganze ist doch nur nachträglich von Ludendorff ad usum delphini konstruiert. Denn gerade weil der Angriff als kriegsentscheidend gedacht war, mußte das strategische Moment der Auswertung des Erfolges in den Vordergrund treten. Taktisch mußte der Angriff eben da gelingen (ermöglicht durch Menschen- und Materialanhäufung), wo ihn die Strategie brauchte. War das nicht möglich, dann konnte an offensive Beendigung des Krieges überhaupt nicht gedacht werden. Denn in solcher Lage muß auf einen taktischen Sieg, ohne Möglichkeit kriegsentscheidender strategischer Auswertung eben verzichtet werden, weil die dann später sicher wieder notwendig werdende eigene Defensivkraft dabei riskiert wird.

Ludendorff spricht nur deshalb nicht von Strategie in seinem Buche, weil er selbst strategisch versagt hat. Man darf nie vergessen, daß seine Kriegserinnerungen zu jenen Büchern gehören, die in kluger Rechnung mit dem militärischen Laientum ihrer Leser eine Hymne pro domo darstellen!

Vier deutsche Armeen, die, um Ludendorffs Oberbefehl zu ermöglichen, zwei verschiedenen Heeresgruppen angehörten, anstatt einem gemeinschaftlichen Führer unterstellt zu sein, machten den Hauptangriff gegen die französische Front St. Quentin—Arras. Weiter südlich begleitete sie eine fünfte Armee. Am 20. März brach der Angriff los. Nach anfänglichen Erfolgen blieb er, noch bevor er Amiens erreicht hatte, stecken, weil ihm Ludendorff eine falsche Richtung gegeben hatte. Die Bemerkung Ludendorffs, daß

„diese glänzende Waffentat ewig in der Weltgeschichte dastehen wird", mag, auf die Truppenleistung bezogen, gelten. Die Strategie war durchaus mittelmäßig gewesen und es wird nicht zum Vorteil Ludendorffs ausfallen, wenn sich die Weltgeschichte einmal gründlich und von der heute herrschenden Legende befreit, kritisch mit dieser Waffentat auseinandersetzt.

Nach dem Mißerfolg verfuhr Ludendorff nach dem Grundsatz: Geht es hier nicht, dann wo anders. Damit war schon das Kriegsentscheidende im Charakter der Offensive aufgegeben und die ungeheuren Verluste und die Zermürbung des deutschen Heeres hatten kein großes Ziel mehr. Am 9. April griff Ludendorff den Abschnitt zwischen La Bassée und Ypern an. Armentières und Bailleul fielen. Die Engländer räumten die Nase von Ypern, aber damit war auch dieser Angriff strategisch am Ende. Am 25. wurde durch die Güte der deutschen Truppen zwar noch der Kemmelberg gestürmt. Durch diese rein taktische Anstrengung aber war die Angriffskraft des deutschen Heeres hier endgültig erschöpft. Der einzige Vorteil, der erreicht wurde, war die Abnutzung der feindlichen Reserven.

Buat, der sehr objektiv urteilt, macht hier Ludendorff den berechtigten Vorwurf, daß er aus diesem Erfolg keine Konsequenzen gezogen habe. Neue Angriffe an den alten Stellen, bis auch die übrigen französischen Reserven verbraucht waren, und dann Durchbruch an einer ganz anderen Stelle der französischen Front mit den letzten frischen Kräften! Das wäre Buats Vorschlag gewesen. So aber wartete Ludendorff bis Ende Mai. Der Gegner erholte sich und, wie Buat sagt, „die Bedingungen des Kampfes würden dann denen vom März ziemlich ähnlich sein; sie würden notwendigerweise zu demselben Ergebnis führen, das heißt zu glänzenden taktischen Erfolgen und zu einer aussichtslosen strategischen Lage".

Und so kam es auch. Ludendorff tat ein übriges und griff am 27. Mai die Front Anizy—Berry au Bac—Gegend westlich Reims mit zwei Armeen an, also in einer Richtung, in der keinerlei strategische Möglichkeiten winkten, solange Fochs Hauptreserve — wie das tatsächlich der Fall war — noch intakt in der Hand der Obersten Heeresleitung der Entente verharrte. Der taktische Erfolg war glänzend, aber auch er erstarrte. Reims konnte nicht genommen werden. Noch einmal, am 15. Juni, ließ Ludendorff angreifen, und zwar östlich und westlich von Reims mit drei Armeen. Hier waren auch beim Erfolg, namentlich im Abschnitt östlich Reims, die strategischen Aussichten günstiger. Der Angriff zerschellte nach

kürzester Zeit. Schon am 16. Juni befahl Ludendorff den Abbruch der Operation.

Nun war es mit der deutschen Offensive im Weltkriege zu Ende. Ein ungeheurer Verbrauch an Menschen hatte nur dazu geführt, daß die Keile, die weit in die feindlichen Stellungen an drei Stellen im März, Mai und Juni eingetrieben worden waren, dem Feinde sehr günstige Angriffsflächen für Umfassungen boten. Das deutsche Heer stand geschwächt und moralisch deprimiert in einer viel schlechteren Stellung als Anfang März 1918.

An einen ausreichenden Ersatz der Lücken war nicht mehr zu denken. Nach dem Siegesgeschrei des Kriegspressеamtes im Frühjahr 1918 konnte man es nicht mehr riskieren, durch Einberufung der Jahresklasse 1920 (also der Achtzehnjährigen) den Mißerfolg öffentlich zu verkünden. Ludendorff half sich durch Scheinmittel: Er verringerte den Sollstand der Truppeneinheiten, die Kompaniezahl der Bataillone und schließlich löste er ganze Regimenter und Divisionen auf. (Von letzteren nach Buat im Juni eine, im Juli eine, im August sieben, im September 13, im Oktober 4.)

Österreich sandte im Juli noch 3 Divisionen zu Hilfe; aus Rußland, wo immer noch 32 Divisionen (!) zwecklos für ausschweifende politische Träume standen, wurden noch fünf an die Westfront (aber erst im September-Oktober) beordert.

Schon am 18. Juli begann die französische Gegenoffensive Fochs, die Ludendorff, wie Napoleon sich drastisch zu äußern pflegte, tatsächlich en flagrant délit traf. Ludendorff wollte gerade in Flandern einen neuen Angriff vorbereiten, da griffen die Franzosen zwischen der Marne und Soissons an und drückten die Deutschen bis zum 2. August hinter die Linie Aisne—Vesle zurück. Am 8. August erfolgte der große, in seinen Folgen kriegsentscheidende Angriff der Engländer und Franzosen gegen die Front Albert—Amiens—Montdidier. Bis zum 10. August waren die Deutschen unter schwersten Verlusten bis in die Stellungen zurückgeworfen, die sie 1916 vor der Sommeschlacht innehatten.

Nun fühlte Ludendorff, daß der Krieg verloren war und reichte seinen Abschied ein, der nicht angenommen wurde. Und jetzt erst, in den Beratungen des 13. und 14. August, beschloß die Heeresleitung das zu tun, was sie bisher immer vereitelt hatte — diplomatische Schritte zur Erreichung des Friedens zu beginnen.

Militärisch folgte nun eine Niederlage auf die andere. Es ist hier nicht notwendig, die militärischen Einzelheiten anzuführen. Der Zerfall des Heeres, nicht wie später behauptet wurde, durch die

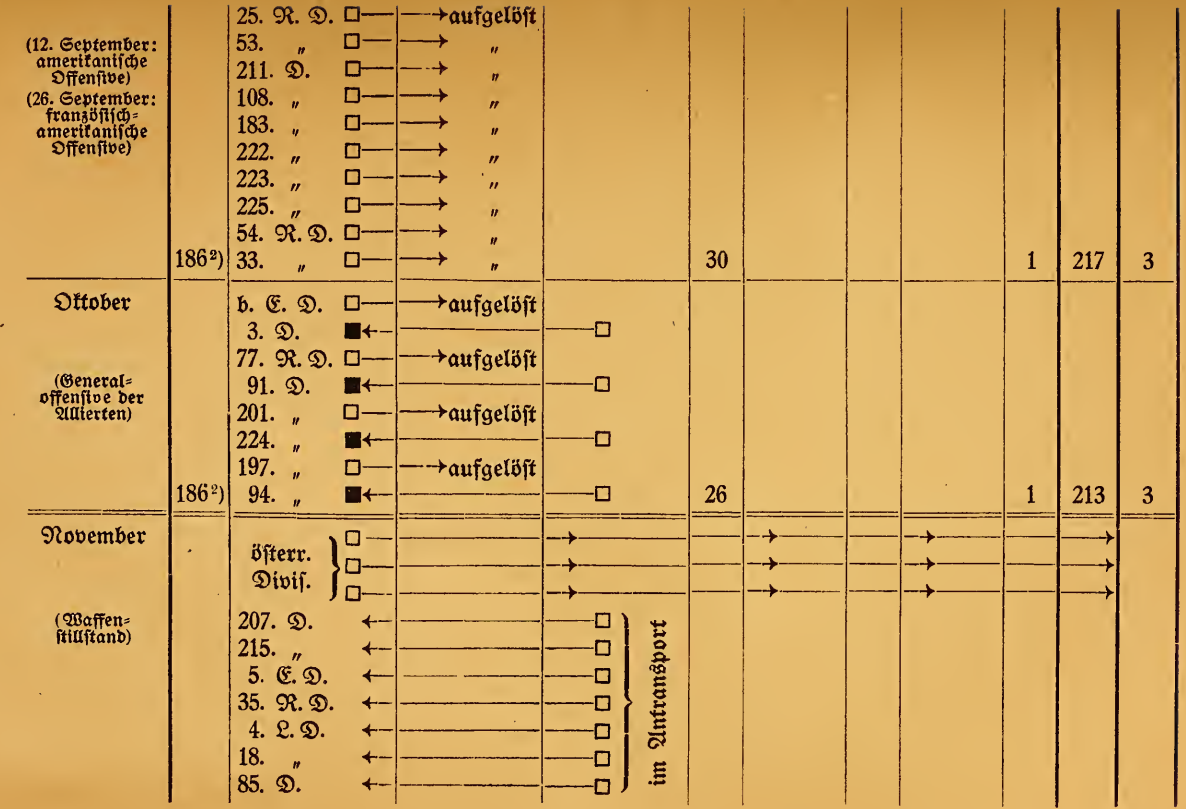
Revolution, die bekanntlich erst im November ausbrach, sondern durch die fortgesetzten Angriffe der Entente, wird aus nachfolgender, ebenfalls dem Werke Buats entnommenen Tabelle gut ersichtlich.

Recht charakteristisch ist auch die Entwickelung der Reserven bei den Deutschen und bei der Entente im Sommer 1918, aus der deutlich der rein militärische Verlust des Krieges durch Ludendorff hervorgeht. Es hatten an Reserven:

Zeit	Deutschland an Divisionen		Zeit	Entente an Divisionen
	total	davon ausgeruht		total und zumeist ausgeruht
21. III.	84	84		
9. IV.	41	32		
27. V.	81	53	1. VII.	65
15. VII.	81	65	15. VII.	70
18. VII.	65	34		
8. VIII.	68	28		
12. IX.	68	14		
1. X.	31	14	15. X.	88
1. XI.	31	5	11. XI.	103
11. XI.	17	2		

Der immer wieder und leider von fast allen militärischen Autoren Deutschlands gemachte Versuch, den Zusammenbruch so darzustellen, als ob ein unbesiegtes Heer durch die Schwäche der Oktoberregierung und durch die Rückenerdolchung der Sozialdemokratie gefällt worden wäre, ist entweder ein gutgläubiger Irrtum oder ein bösartiges Mittel, um die öffentliche Meinung Deutschlands zu beeinflussen. Gewiß hat das Wirken der Unabhängigen Sozialisten schädigenden Einfluß auf die Leistungen und vor allem auf die Stimmung des Heeres gehabt, aber das war nicht entscheidend. Ein erfolgreicher Feldherr hätte diese Einflüsse gar nicht gespürt. Viel größer war die Beeinträchtigung der Leistung durch die Überspannung der Kraft des deutschen Volkes infolge der Anforderungen der Heeresverwaltung und durch die Zumutung an Heer und Volk, für Ziele zu kämpfen und zu bluten, die nicht mehr Ziele dieses Heeres und dieses Volkes waren. Die namenlose Ruhmredigkeit im Vergleich zu dem Erreichten, das große politische und militärische Versagen der Obersten Heeresleitung, der Geist von gestern, der gerade in den maßgebenden oberen Offizierkreisen herrschte, die

Zeit der Transporte	Herkunft, Richtung und Ziel der Transporte: Divisionen der franz. Front	französische Front	deutsches Heimatgebiet	russisch-rumänische Front	Divisionen der russisch-rum. Front	serbische Front	Divisionen der serbisch. Front	italien. Front	Divisionen der italien. Front	Gesamtzahl der deutschen Divisionen	österreichische Divisionen	Bemerkungen
1918 Juni	208	9. b. R. D. □	→ aufgelöst		32					240		
Juli (15. Juli: Angriff d. Alliierten beiderseits Reims) (18. Juli: franz. Gegenoffensive)	206 [1]	österr. D. ■	←	←		←		←			−□	[1]) + 2 österreichische Divisionen
		" " ■	←	←		←		←			−□	
		47. R. D. □	→ aufgelöst		32					238	2	
August (8. August: französische Gegenoffensive)		10. b. D. □	→ aufgelöst									
		□	→ "									
		österr. D. ■	←	←		←		←			−□	
		46. R. D. □	→ aufgelöst									
		235. D. □	→ "									
		78. R. D. □	→ "									[2]) + 3 österreichische Divisionen
		10. L. D. □	→ "									
	199 [2]	14. b. D. □	→ "		32					231	3	
September		3. L. D. ■	←	→□								
		□	←	→		→		→■				
		43. R. D. □	→ aufgelöst	□				Alp. K.				
		109. D. □	→ "	226. D. aufgelöst								
		233. " □	→ "									


(12. September: amerikanische Offensive)
(26. September: französisch-amerikanische Offensive)
25. R. D.
53. „
211. D.
108. „
183. „
222. „
223. „
225. „
54. R. D.
33. „
aufgelöst
30
1
217
3
Oktober
(General-offensive der Alliierten)
b. E. D.
3. D.
77. R. D.
91. D.
201. „
224. „
197. „
94. „
aufgelöst
26
1
213
3
November
österr. Divis.
(Waffen-stillstand)
207. D.
215. „
5. E. D.
35. R. D.
4. L. D.
18. „
85. D.
in Auffrischung

innerpolitischen Nebenabsichten, die, nur schlecht verhüllt, immer wieder bei allen Maßnahmen Ludendorffs hervorlugten, das waren die Dolchstöße, die dem deutschen Heere zugefügt wurden.

Auch ohne jede innerpolitische Veränderung in Deutschland wäre das Heer, von furchtbaren Verlusten dezimiert, einer erdrückenden Überlegenheit an Menschen und schwerer Artillerie, sowie ganzen Bataillonen von neuen, rasch laufenden Tanks gegenüber endgültig und mehrmals geschlagen und seiner Flankendeckung Österreich beraubt, zu einer Kapitulation geführt worden.

Es ist geradezu kindlich, zu glauben, daß im Oktober und November, wo die Entente den absoluten und vollkommenen Sieg in Händen hatte, ein Versuch des deutschen Heeres, noch einmal zu halten, bessere Friedensbedingungen erreicht hätte. Der Waffenstillstand wäre nur später gekommen, aber im großen und ganzen nicht mit anderen Bedingungen. Daß Deutschland vollkommen wehrlos war, das wußte die Entente nach dem Zusammenbruch seiner Verbündeten, und jeden letzten Zweifel daran nahm ihr das geradezu unerhörte Verhalten Ludendorffs, der, nachdem er jahrelang jeden Friedensschritt hintertrieben hatte, plötzlich die Flinte ins Korn warf und innerhalb 48 Stunden den Waffenstillstand wollte. Das war der größte Dolchstoß, den das Heer erhielt!

Die Frage der „Fronterdolchung" hat eine ungezählte Menge von Zeitungsartikeln verursacht und spielt auch in allen Büchern über den Weltkrieg eine besondere Rolle. Die Kritiklosigkeit des deutschen Bürgertums geht schon aus der Art und Weise hervor, wie es sich von Alldeutschen und Militaristen in dieser Frage nicht nur belügen, sondern auch beschimpfen läßt. Hätten die Alldeutschen und die schriftstellernden Militärs recht, dann würde der Bürger im Heere auf Geheiß der Unabhängigen Sozialisten in der Stunde der größten Gefahr seine Waffe weggeworfen haben. Anstatt daß nun das gesamte Bürgertum gegen diese Version Front macht, verteidigt es Ludendorff, der, nachdem ihn des Volkes Gunst jahrelang über Gebühr geschätzt hat, nach dem Zusammenbruch alle Schuld, die fast ausschließlich seine eigene war, auf das tapfere Heer und das über alles Maß geduldige Volk abwälzte.

Es ist daher wohl am Platze, hier die Stimme eines gewiß nicht im Geruche sozialdemokratisch zu sein stehenden Mannes, Hans Delbrücks, sprechen zu lassen. Er sagt:

„. . . Man verdunkelt den kriegsgeschichtlichen Zusammenhang, wenn man unsere endliche Niederlage auf den Verrat im deutschen Volke selber, in der Marine und in der Armee zurückführt. Unsere

Niederlage war bereits entschieden und unabwendbar, als erst die Kopflosigkeit Ludendorffs mit seiner Waffenstillstandsforderung binnen 36 Stunden und dann die Meuterei und Revolution sie zu jener fürchterlichen Katastrophe steigerten. Ohne diese innere Bewegung hätten wir immer noch einen Frieden schließen können, der uns, wenn er uns auch schwere Bedingungen auferlegte, doch die Souveränität ließ. Ich will die Verantwortung der Meuterei für unser Unglück nicht verkleinern. Die Zurückführung unserer Niederlage auf den Dolchstoß von hinten ist aber nicht nur eine Entstellung der Wahrheit, sondern steht auf derselben Höhe und wird ja auch von denselben Leuten getragen, die 1915 verkündeten, die Engländer wünschten nicht das amerikanische Bündnis, sondern fürchteten es, weil ihnen die Neutralität der Vereinigten Staaten nützlicher sei. Noch im Frühjahr 1918, bei Beginn der großen Offensive, war trotz des allmählichen Sinkens und Verbrauchs der Lebensgeister die Haltung und Stimmung unserer Truppe tadellos, und erst im Sommer, als die Verkehrtheit der Führung und Hoffnungslosigkeit der Lage bis nach unten hin empfunden wurde, hatte die revolutionäre Wühlerei tatsächlichen Erfolg."

Ein gerechter deutscher Offizier, Hans Krause, der das Buch von Buat „Die deutsche Armee im Weltkriege" herausgegeben hat, gesteht offen und ehrlich ein:

„Eine für den 14. November vorbereitete große französische Flankenoffensive in der Gegend Metz-Diedenhofen hätte zu einer unabsehbaren Katastrophe führen müssen, welcher nur der Waffenstillstand im letzten Augenblick zuvorkam. Zu diesem Zeitpunkt standen der etwa zwei Millionen starken deutschen Armee ungefähr viereinhalb Millionen Ententetruppen gegenüber: Die deutsche Armee war besiegt — sie war das Opfer der ungeheuren Überlegenheit ihrer Feinde an Menschen und Material."

Ludendorff erkannte die gewendete Gesamtlage zu der Zeit nicht, als eine dementsprechende Erkenntnis das Unheil noch hätte abwenden oder doch zum mindesten hätte mildern können. Das war nach dem Stillstand des dritten Offensivstoßes gegen die Marne.

Damals war das entschlossene Zurückrangieren in die Verteidigung noch möglich und damals war ein Friedensschritt noch denkbar. Aber Ludendorff war dem Frieden nach dem kleinsten taktischen Erfolg abgeneigt. Sehr richtig urteilt über ihn um diese Zeit General Nowak, wenn er schreibt („Der Sturz der Mittelmächte" S. 123ff.):

„Ludendorff war als Feldherr nicht ein Denker voll Phantasie. Er war als Feldherr ein Rechner mit Ziffern und Mechaniken, ein Be-

weger riesenhaften Apparates. Vor dem Gegner glaubte er die Entscheidung, die er so gut suchte wie Marschall Foch, durch volle Apparatenentfaltung gesichert und gruppierte mit gewaltiger Nüchternheit die Tafeln und Karten, nach denen er Menschen und Material in den Kampf stellte. . . . . Unter Einzelheiten, Sonderfragen und frontabgewandten Fragen, zwischen Karten und Tafeln, im Rauschen dieses Apparates, der zuletzt alle Soldaten und alle Kanzleien, jede Tat und jeden Gedanken über einen Kontinent umspannen wollte, in einem Kosmos von Details gedieh nur schwer die reine Idee. . . . . In General Ludendorffs Hauptquartier war es das tragische Brachliegen der vollendeten Organisation, aus der sich der Geist nicht rechtzeitig und nicht schöpferisch erhob. . . . . Psychologie wurde weder vom Generalquartiermeister noch von seinen Ressortchefs getrieben. Alles verlor sich in Teilung und Taktik, in Schablone der Tüchtigkeit und Arithmetik."

Ludendorff war so geblendet vom rein Militärischen (und da unter Ausschaltung der großen strategischen Gesichtspunkte), daß er selbst im Sommer 1918, als seine Offensive schon gescheitert war, den Versuch einer Verständigung mit England hintertrieb. Um diese Zeit war Kühlmann Staatssekretär des Äußeren. Er hatte in England einen sehr guten Namen. Er war es, der als Botschaftsrat in London trotz der unendlichen Schwierigkeiten der Lage noch 1914 ein glänzendes Abkommen mit England zustande gebracht hatte, das Deutschland eine ihm günstige Lösung der afrikanischen und orientalischen Frage zusicherte und tatsächlich eine den Weltfrieden noch in letzter Stunde garantierende Annäherung Englands an Deutschland erreichte. Die näheren Details dieses Abkommens, das heute geradezu erschütternd wirkt, sind in Nowak, „Der Sturz der Mittelmächte", S. 150 ff. angegeben. Der große englisch-deutsche Vertrag war am 8. Juli 1914 fertiggestellt. Das Neutralitätsabkommen mit England für den Fall eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich-Rußland wäre die zwingende Folge dieses Vertrags gewesen, dessen Ratifikation für den 4. August 1914 vereinbart war. Kühlmann hatte sich, als an Stelle dieses großen Friedenswerkes just am 4. August der Krieg entbrannte, zurückgezogen. Sein Wort bei Beginn des Krieges: „Was wir heute versuchen, hat ein Größerer versucht und ist daran gescheitert — Napoleon" konnte denen, die sich so unendlich groß vorkamen, nicht gefallen. Nun hatte man ihn wieder „ausgegraben" und sein erster Schritt war . . . England entgegen. Kühlmann wußte ganz genau, daß der

Krieg militärisch nicht zu gewinnen war, also wollte er ihn diplomatisch in ein einigermaßen erträgliches Gleis schieben. Aber er scheiterte, weil eben die maßgebenden Leute in Deutschland nicht Verstand oder nicht Mut oder nicht Ehrlichkeit genug hatten, sich und anderen zu sagen: Wir werden, wenn wir nicht einen Verständigungsfrieden schließen, den Krieg katastrophal verlieren.

Man glaubte immer noch an den Sieg oder fühlte sich nicht stark genug, die Konsequenzen seines Nichtglaubens zu ziehen. Es war so ähnlich wie bei Kirchenfesten, wo die höchsten Beamten und Generale in der Fülle ihres Unglaubens dienstlich die Gläubigkeit zur Schau tragen. Kühlmann tat das nicht. Er streckte seine Fühler nach England schon 1917 aus. Im Frühjahr 1918 kam Echo auf seinen Ruf aus England. Auf dem status quo ante war ein Friede möglich. Ende Juni deutete eine Rede des Generals Smuts in Glasgow auf die Neigung Englands, mit Kühlmann zu verhandeln, ganz leise hin. Kühlmann hielt gleich darauf seine berühmte Rede im Reichstag. Er traute dem Reichstag zuviel zu. Graf Westarp, der Deutschkonservative, stürzte sich alarmierend und mit der Plumpheit eines Bären auf Kühlmann und brüllte:

„Wie uns unser gutes Schwert den Frieden im Osten gebracht hat, so wird unser Schwert uns den Frieden auch im Westen bringen müssen."

Der Angriff der Alldeutschen zerstörte das feine und aussichtsreiche politische Gewebe Kühlmanns. Man wollte den Frieden auf dem status quo ante selbst im Juli 1918 nicht. Man wollte der Welt den alldeutschen Frieden diktieren!

Kühlmann machte nun große Fehler. Er hätte an seiner Rede nicht selbst in der nächsten Sitzung deuteln sollen, so daß es aussah, als revoziere er. Er wandte sich in letzter Not an den Kaiser, legte ihm durch einen Vertrauensmann den günstigen Verlauf der Geheimverhandlungen mit England vor. Der Kaiser, haltlos wie immer, ließ Kühlmann fallen. Kühlmann ging selbst zum Kaiser, sprach klar und deutlich zu ihm: Weltgeschichtlich sei der Augenblick, wie kein anderer bisher, der Krieg sei verloren, wenn die Fäden zu England nicht zur Brücke würden. Da griff Ludendorff, der sich in Avesnes befand, ein, und zwar von dem Standpunkt aus, den es charakterisiert, wenn in jenen Tagen an der Tafel des Generalquartiermeisters Kühlmann offen und laut als „Hochverräter" bezeichnet wurde.

Weil man „die Armee nicht halten könne" (!!), entschied Wilhelm II., das heißt Ludendorff, den Rücktritt des Staatssekretärs von Kühlmann, entschied Ludendorff den endgültigen Verlust des Krieges.

Auf Kühlmann folgte der ganz unbedeutende, geistreichelnde und in den Augen sehr vieler charlatanartige Admiral von Hintze. In England hatte die Richtung des knock out im Kampf mit Deutschland durch den Rücktritt Kühlmanns die unbestrittene Oberhand bekommen. Und der knock out kam, wie wir das schon kurz geschildert haben.

Die deutsche Oberste Heeresleitung — in der Person Ludendorffs — hatte vollkommen die Nerven verloren. Ihr Einfluß auf die Reichsleitung hatte jede Möglichkeit, den Krieg mit diplomatisch-politischen Mitteln zu beenden, zerstört. Noch Mitte Juli 1918 verkannte Ludendorff selbst die militärische Lage so sehr, daß er mit Bestimmtheit erklärte, die Julioffensive werde den Feind endgültig und entscheidend besiegen. Am 14. August, in einer Besprechung im Großen Hauptquartier, erklärte, ohne daß der anwesende Ludendorff widersprochen hätte, der Staatssekretär des Äußeren: „Der Chef des Generalstabs hat die kriegerische Situation dahin definiert, daß wir den Kriegswillen unserer Feinde durch kriegerische Handlungen nicht mehr zu brechen hoffen dürfen und daß unsere Kriegführung sich als Ziel setzen muß, durch eine strategische Defensive den Kriegswillen der Feinde mählich zu lähmen."

Man wollte auf den günstigen Moment, diplomatisch handeln zu können, warten und der Reichskanzler glaubte, daß dieser „nach den nächsten Erfolgen im Westen" (!) gekommen sein werde. Zu einer Minderung der aufgestellten Kriegsziele war die Oberste Heeresleitung am 14. August nicht zu haben. Im Gegenteil, Hindenburg sprach gegen Ende der Besprechung plötzlich wieder die Hoffnung aus, daß es doch noch gelingen werde, „dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen".

Demzufolge lehnte der Reichskanzler Graf Hertling in der Sitzung des preußischen Staatsministeriums vom 3. September 1918 ein sofortiges Friedensangebot ab.

Am 10. September erklärte sich Hindenburg bereit, „die Vermittelung einer neutralen Macht zur Herbeiführung einer Aussprache ohne Aufschub" annehmen zu wollen. Dahin gehende Versuche scheiterten jetzt natürlich. Vom 21. September an wird der Gedanke, sich an Amerika direkt zu wenden, ventiliert. Am

29. September gehen nach Wien und Konstantinopel Telegramme ab, in denen die Reichsregierung vorschlägt, Präsident Wilson auf Grund seiner 14 und 4 Punkte vom 8. Januar und seiner Leitsätze vom 11. Februar Frieden anzubieten und ihn einzuladen, eine Friedenskonferenz nach Washington zu berufen unter Aufforderung zu sofortigem Waffenstillstand. Hierbei wurde offiziell mitgeteilt, daß unsere militärische Lage schwierig sei.

Diese militärische Lage wurde von jetzt an von der Obersten Heeresleitung für so gefährlich angesehen, daß Ludendorff, der in seinem Willen vollkommen zusammengebrochen war, die Reichsregierung bestürmt, Frieden zu schließen. Er, der jeden Gedanken an Frieden bisher zertreten hatte! Hier folgen Ludendorffs Äußerungen, die klar beweisen, daß er allein an dem überhasteten Waffenstillstand Schuld trägt. Es ist empörend, wenn heute von ihm und seinem Anhang Reichsregierung und Volk dafür verantwortlich gemacht werden.

G. H. Q., 1. 10. 1918. 1 nachm.

An Auswärtiges Amt.

„General Ludendorff bat soeben Freiherrn v. Grünau und mich in Gegenwart von Oberst Heye, Euer Exzellenz seine dringende Bitte zu übermitteln, daß unser Friedensangebot sofort hinausgeht. Heute halte die Truppe, was morgen geschehen könne, sei nicht vorauszusehen." . . . . . .

gez. Lersner.

G. H. Q. 1. 10. 1918. 1^{30} nchm.

An Major Frhr. v. d. Busche für den Vizekanzler v. Payer.

„Wenn bis heute abend 7 bis 8 Uhr Sicherheit vorhanden ist, daß Prinz Max von Baden die Regierung bildet, so bin ich mit dem Aufschub bis morgen vormittag einverstanden.

Sollte dagegen die Bildung der Regierung irgendwie zweifelhaft sein, so halte ich die Ausgabe der Erklärung an die fremden Regierungen heute nacht für geboten." gez. v. Hindenburg.

G. H. Q. 1. 10. 1918. 2^{00} nachm.

An Auswärtiges Amt telegraphiert Legationsrat Grünau das gleiche wie Lersner (siehe oben) und fügt bei:

„Ich habe den Eindruck, daß man hier vollkommen die Nerven verloren hat, und möchte glauben, daß wir schlimmstenfalls nach außen hin den Schritt mit der Haltung Bulgariens begründen können." gez. Grünau.

(Selbst der Kaiser war wesentlich ruhiger und besonnener als Ludendorff.)

G. H. Q. 1. 10. 1918. 9^{45} abends.

An Auswärtiges Amt.

„General Ludendorff bittet . . . . . Friedensangebot auch den anderen Mächten mitzuteilen.

Im Angebote müßte Aufforderung an Feinde stehen, Ort für Waffenstillstandsverhandlungen an der Front zu bestimmen. . . . . ." gez. Lersner.

G. H. Q. 1. 10. 18.

(Aufgegeben 2. 10. 18. 12^{10} vorm.)

An Auswärtiges Amt.

„General Ludendorff erklärte mir, daß unser Angebot von Bern aus sofort nach Washington weiter müsse. 48 Stunden könne die Armee nicht noch warten. . . . . ." gez. Lersner.

Prinz Max von Baden, der die Regierung übernommen hatte, und die Reichsregierung wollten nicht wie Ludendorff die Flinte ins Korn werfen und es erging am 3. Oktober an die Oberste Heeresleitung die gemessene Frage, wie lange die Armee den Feind noch jenseits der deutschen Grenze halten könne, ob die O. H. L. einen militärischen Zusammenbruch erwarte und in welcher Zeit, ob dieser Zusammenbruch das Ende der militärischen Widerstandskraft bedeute, ob die militärische Lage so kritisch sei, daß sofort eine Aktion mit dem Ziel Waffenstillstand und Friede eingeleitet werden muß. Prinz Max von Baden fügte wörtlich die Frage hinzu, ob die Heeresleitung sich bewußt sei, daß die Einleitung einer Friedensaktion unter dem Druck der militärischen Zwangslage zum Verlust deutscher Kolonien und deutschen Gebietes, namentlich Elsaß-Lothringens und rein polnischer Kreise der östlichen Provinzen führen könne. Darauf erfolgte unverzüglich ein Telegramm Hindenburgs an den Reichskanzler, in dem folgende Absätze von größter Bedeutung sind:

„Die O. H. L. bleibt auf ihrer am Sonntag, den 29. September d. J. gestellten Forderung der sofortigen Herausgabe des Friedensangebotes an unsere Feinde bestehen. . . . . Die Lage verschärft sich täglich und kann die O. H. L. zu schwerwiegenden Entschlüssen zwingen. Unter diesen Umständen ist es geboten, den Kampf abzubrechen, um dem deutschen Volk und seinen Verbündeten nutzlose Opfer zu ersparen. Jeder versäumte Tag kostet Tausende von tapferen Soldaten das Leben." gez. v. Hindenburg.

Man weiß hier nicht recht, ob Hindenburg wieder einmal mit seiner Demission oder gar mit einer Kapitulation auf freiem Felde droht.

Prinz Max von Baden wehrte sich gegen die übereilte Absendung des Angebotes und will schließlich andere Generale der Front, deren Nerven nicht so zusammengebrochen waren, wie die Ludendorffs, über die Lage befragen. Ludendorff erklärt dieses Befragen für ein Mißtrauen gegenüber seiner Person und droht mit seiner Demission für diesen Fall. Ein von Rathenau in der „Vossischen Zeitung" veröffentlichter Plan einer nationalen Erhebung wird von Ludendorff in einer Besprechung in Berlin am 9. Oktober ausdrücklich abgelehnt. Die deutsche Note auf Wilsons Antwort ergeht im vollen Einverständnis mit der O. H. L. Die zweite Note des Präsidenten vom 15. Oktober wird wesentlich schärfer. Sie trennt Frieden vom Waffenstillstand und erklärt, daß die ganze Durchführung des Friedens „von der Bestimmtheit und dem befriedigenden Charakter der Bürgschaft abhängen wird", welche in den grundlegenden Fragen der inneren Gewalten gegeben werden können. Nun möchte die O. H. L., die deutlich erkennt, daß sie selbst es war, die durch die Offenbarung der schlechten militärischen Lage eine riesige Wirkung auf das Ausland und auf das Inland ausgeübt hat, wieder zurück und Ludendorff beginnt plötzlich, die Verantwortung für das Geschehene auf die Reichsregierung und auf alle möglichen sonstigen Faktoren und Personen abzuschieben, ein Verfahren, das er bis zum heutigen Tage, unterstützt durch das blinde Mitgehen reaktionärer Kreise und durch die mangelhafte Orientierung der Allgemeinheit über den tatsächlichen Gang der Verhältnisse mit großem Erfolg durchführt. Am 10. Oktober wurde Ludendorff von Solff gefragt, ob er noch drei Monate die Front halten könne, was er wiederum verneint. Am 12. Oktober telegraphierte Hindenburg: „Ich und General Ludendorff stimmen dem vom Obersten von Haeften am 12. Oktober 12 Uhr 30 Min. telephonisch mitgeteilten Wortlaut der Antwort an Wilson zu." In der großen Sitzung vom 17. Oktober aber vermeidet Ludendorff jede präzise Antwort auf die deutlich formulierten Fragen der Regierung. Er will die Divisionen aus Rußland nicht nach dem Westen führen, angeblich weil sie die großen Haferbestände dort noch zu decken hätten; auch die Ukraine will er nicht aufgeben, damit diese nicht bolschewistisch werde und man den Krieg im Westen im nächsten Jahre (!!) ohne die ukrainischen Pferde nicht führen könne. Einen Durchbruch im Westen hält Ludendorff plötzlich nicht mehr für wahrscheinlich und sieht plötzlich wieder vertrauensvoll in die Zukunft, wenn ihm der Kriegsminister wieder ein paar hunderttausend Mann bis zum Frühjahr zur Verfügung stellt. Auch die Amerikaner,

deren Hilfe er am 2. Oktober durch Major von dem Busche so charakterisiert, daß sie in der Lage seien, die Verluste des Feindes zu ersetzen und ihm fast unerschöpfliche Reserven zu schaffen, erscheinen ihm jetzt nicht mehr so bedenklich. Ludendorff erklärt ganz ruhig, man dürfe die Bedingungen Wilsons nicht annehmen, sondern müsse dem Feind sagen: „Erkämpft euch solche Bedingungen." Tatsache war, wie Staatssekretär Solff ganz richtig an den Kriegsminister mitteilt, daß die Hoffnungen Ludendorffs, die er plötzlich wieder aussprach und die mit seinem Verhalten vor 14 Tagen in schroffstem Widerspruch stehen, nicht einmal in seiner Umgebung geteilt würden und daß, wenn Hindenburg und Ludendorff ihren Abschied in der jetzigen Lage erzwingen würden, durch Klarstellung der Gründe ihres Rücktrittes auf Volk und Heer der üble Eindruck dieser Handlung ausgemerzt werden könne. Tatsächlich lag in der Rücktrittsdrohung keine große Kraft mehr, denn, wie Legationsrat von Lersner aus dem Großen Hauptquartier am 25. Oktober an den Staatssekretär Haniel telegraphierte, würde der Rücktritt auf den größeren Teil der Armee günstig wirken, da man das Vertrauen in die O. H. L. verloren habe. Am 26. Oktober wurde Ludendorffs Entlassungsgesuch vom Kaiser angenommen, Hindenburg aber wurde bewogen, im Amte zu bleiben. Man hat sich viel zu spät von Ludendorff getrennt! Was seine politischen Sünden und sein militärisches Versagen bis dahin angerichtet hatten, war nicht mehr gut zu machen.

Die Art und Weise, wie Ludendorff in seinem Werke „Meine Kriegserinnerungen" die Verhältnisse darstellt, ist durchaus verschleiernd und nicht frei von böser Heuchelei. Er schiebt mit hinreichender Kühnheit die Schuld von allem auf Prinz Max von Baden und auf die innerpolitischen Verhältnisse und schließt die dramatische Erzählung der inneren Vorgänge bei und nach der Abfassung seines Abschiedsgesuches mit widerlicher Theatralik. Seine letzten Worte sind: „Abends verließ ich Spa, in Aachen suchte ich mein erstes Kriegsquartier auf. Ich dachte an Lüttich. Ich hatte dort meinen Mann gestanden und mich seitdem nicht geändert. Meine Muskeln strafften sich. Ich kehrte zurück in die Heimat."

Es wäre für Deutschland vorteilhafter gewesen, wenn Ludendorffs Muskeln sich am 29. September und am 1. Oktober gestrafft hätten. Ein Mann, der den Anspruch machte und heute noch macht, Deutschlands Führer zu sein, durfte solche Courts-Mahler-Sätze nicht schreiben. Damit, wie im übrigen in seinem ganzen Buch, spricht er ein Urteil über seine Geistigkeit, wie es vernichtender nicht sein schärfster Kritiker tun könnte.

Das Chaos.

Es war unmöglich, daß Deutschland nach den „Enthüllungen", die Ludendorffs Drängen nach sofortigem Waffenstillstand der Entente vermittelt hatte, einen andern als einen Diktatfrieden zu erwarten hatte. Daß in diesem Frieden sich die ganze Angst und gleichzeitig der rachegeile Sadismus Frankreichs gegenüber der englischen Nüchternheit so restlos durchsetzen konnte, war der deutschen Tragödie letzter, in seinen Wirkungen noch lange nicht zu Ende gespielter Akt.

Sehr maßgebend für die Entwickelung des Friedensvertrages war die Haltung Wilsons, die geradezu Rätsel aufgibt. An Erklärungen, warum Wilson, der nicht einfach mit der Bezeichnung Bösewicht erledigt werden kann, ein so verändertes Gesicht in Paris zeigte, fehlt es nicht. Bernstorff, der Wilson gut kannte, glaubt an tiefste persönliche Erbitterung gegen Deutschland, dessen Politik im Kriege (Beginn des rücksichtslosen U-Bootkrieges) Wilsons Friedensmission, bei deren Erfolg er allerdings der erste Mann der Welt geworden wäre, durchkreuzt habe. Keynes, der selbst den Verhandlungen beiwohnte, kommt zu anderen Ergebnissen. Für ihn ist Wilson der schließlich und endlich doch ungewandte Gelehrte, der Clémenceau und Lloyd George nicht im entferntesten am Verhandlungstisch gewachsen war. Keynes nennt den Zusammenbruch des Präsidenten „eines der entscheidenden sittlichen Ereignisse der Geschichte".

Denn es war zweifellos das Vertrauen auf die moralische Persönlichkeit Wilson, die die Deutschen veranlaßte, alle Waffen aus der Hand zu legen. Vielleicht wäre es das beste gewesen, gleichzeitig damit Wilson zu sagen: „Tue mit uns, was du willst. Wir sind ja nicht mehr in der Lage, irgend etwas zu tun gegen den Willen der Entente. Also unterschreiben wir auch nicht, wir gehören euch. Bitte nehmt unsern Konkurs in Verwaltung."

Manche glauben, daß an der Streiterei über die Konkursmasse die Entente zerbrochen wäre. Es ist sehr schwer, das zu entscheiden. Jedenfalls war schädlich und lächerlich zugleich das unausgesetzte „flammende" Protestieren, das Schreien „Niemals" und das diesem Schreien ganz entgegengesetzte Tun.

Doch noch einmal zurück zu Wilson. „Der Präsident war weder ein Held noch ein Prophet; er war nicht einmal ein Philosoph. Er war nur ein Mann, von edlen Absichten beseelt, dessen Schwächen von denen anderer Menschen nicht verschieden waren, und der die

überragende Geisteskraft nicht besaß, um von Mensch zu Mensch am Beratungstisch mit den abgefeimten, gefährlichen Zauberern fertig zu werden, die aus dem gewaltigen Anprall von Kraft und Persönlichkeit als Herren der Stunde in die Höhe gekommen waren und nun das große Spiel von Nehmen und Geben spielten. In diesem Spiel hatte er überhaupt keine Erfahrung." (Keynes, „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages", München u. Leipzig 1920.)

Die Vorstellung, die man sich von Wilson gemacht hatte und die von Einfluß auf die deutsche Politik war, daß er willensstark und hartnäckig sei, war falsch. „Der Präsident war wie ein Geistlicher einer Dissidentenkirche, vielleicht ein Presbyterianer. Sein Denken und Temperament waren wesentlich theologisch, nicht intellektuell, mit aller Stärke und Schwäche dieser Art zu denken, zu empfinden und sich auszudrücken." Nun kam er zu der Konferenz und anstatt einen fertigen Plan für Völkerbund und Anwendung der 14 Punkte auf den Friedensvertrag mitzubringen, wie alle seine Freunde erwartet hatten, brachte er nichts mit als den Beweis, daß er über europäische Verhältnisse sehr schlecht orientiert war. „Sein Geist war langsam und anpassungsunfähig," sagt Keynes, und so mußte er Lloyd George erliegen. „Da der Präsident keinen Plan hatte, arbeitete der Rat im allgemeinen auf Grund eines französischen oder eines britischen Entwurfes. Der Präsident mußte daher fortwährend Obstruktion, Kritik und Verneinung betreiben, wenn der Entwurf seinen eigenen Gedanken und Absichten angepaßt werden sollte. Wenn man ihm in einigen Punkten mit scheinbarer Großmut begegnete, fiel es ihm schwer, in anderen nicht nachzugeben. Ein Ausgleich war unvermeidlich, und es war kaum möglich, in wesentlichen Dingen nie einen Vergleich einzugehen. Daneben verstand man es bald, ihn als Parteigänger der Deutschen erscheinen zu lassen und ihn dem Vorwurf der Deutschfreundlichkeit auszusetzen, für den er leider bis zur Torheit empfänglich war."

Wilson stand im eigenen Lande nicht so fest, daß er eine Unnachgiebigkeit gegen die Verbündeten hätte riskieren können. So wurde er der Spielball dieser viel stärkeren Verbündeten. Die Pariser Presse verlachte ihn, England stand ihm teilnahmslos gegenüber. Er wurde einsamer von Tag zu Tag.

Clémenceau beherrschte die Konferenz. Der Friedensvertrag wurde zum Diktatfrieden. Sein Inhalt mit den zahlreichen Unmöglichkeiten, Vergewaltigungen und schreienden Ungerechtigkeiten war ein Hohn auf die 14 Punkte Wilsons, aber er war das, was Frankreichs Angst vor dem geschlagenen Deutschland wollte. Und nicht

nur Beruhigung der französischen Angst, sondern auch Sättigung des französischen hysterischen Rachegefühls war durch den Vertrag gegeben. Gerade die Ideen der reinen Macht, denen, solange sie in Deutschland geherrscht hatten, von der Kulturwelt der Krieg à outrance erklärt worden war, gerade diese Ideen ergriffen jetzt in der Entente die Herrschaft. Die ‚Sanktionen', die Behandlung der Frage Oberschlesien, die Verwendung schwarzer Truppen als Polizei über ein Volk weißer Rasse, die Knebelung der deutschen Wirtschaft bei gleichzeitig enormen Forderungen an deren Leistung sind Faustschläge in das Gesicht der Humanität, die man heuchlerischerweise durch den Krieg gerettet zu haben vorgab. Die Brutalität alldeutscher Gedankengänge, die man als schwerste Waffe gegen Deutschland ins Feld geführt hatte, war französisches Programm geworden.

Die ethischen Begründungen der Kriegsnotwendigkeit gegen das deutsche Machtdogma wurden zu schlimmsten Heucheleien. Man wollte den deutschen Machtgedanken einfach deshalb nicht, weil er die Entwickelung des eigenen Machtgedankens hinderte.

Einstweilen hatte sich in Deutschland selbst die gewaltige innerpolitische Spannung explosionsartig gelöst. Es muß immer wieder betont werden, daß diese Lösung zu einer Zeit stattfand, in der die militärische Niederlage Deutschlands schon längst verbrieft und besiegelt war. Die Revolution hat der Armee keinen Dolchstoß gegeben. Das haben andere Leute besorgt.

Auch diese deutsche Revolution gehört mit zur Tragödie Deutschlands. Sie ist der Tragödie zweiter Teil. In diesem Buche kann sie nicht mit behandelt werden. Es seien nur ganz kurz die tragischen Momente angeführt, die diese Revolution „auszeichneten". Der revolutionäre Gedanke, von der deutschen Arbeiterschaft getragen, verirrte sich in zwei Richtungen. Einmal degenerierte er im Mammonismus eben der Arbeiter, die ihn ursprünglich zur Aktion brachten, indem er sich in die Bahnen der Lohnfrage schieben ließ. Damit verlor er die Kraft der Idee und das Werbende, das ihm blieb, bezog sich nur mehr auf niedere Instinkte einer durch die wirtschaftliche Not verständlich, wenn auch nicht entschuldbar gewordenen, das ganze Leben beherrschenden Erwerbssucht. Seine zweite Verirrung, die gewisse innere Zusammenhänge mit der ersteren hat, bestand darin, daß die Sozialdemokratie es nicht verstand, den Pöbel von politischer Aktion fernzuhalten. Trotzdem warf die Revolution, ohne den geringsten Widerstand zu finden, das alte System zu Boden.

Es gab Augenblicke während der Revolution, in denen unter dem an sich verwerflichen Motto: „Diktatur des Proletariats" die Diktatur des Pöbels herrschte. Daraus ergab sich, nicht nur in den Kreisen der Reaktionäre, die falsche Gleichung Pöbel = Proletariat. An dieser Gleichung wird die deutsche Sozialdemokratie noch lange zu leiden haben. Sie war in den entscheidenden Augenblicken mehr klassenbewußt als politisch, mehr engherzig als klar demokratisch. Sie hat selbst zu einer ebenfalls verhängnisvollen Gleichung beigetragen, die nun als Waffe gegen sie ausgenützt wird: Sozialdemokratie = Arbeiterschaft. Dadurch hat sie die Zügel, die ihr ein zusammenbrechendes System fast freiwillig in die Hand legte, wieder fallen lassen. Die Sozialdemokratie trägt mit die Schuld, wenn die Idee der Republik im deutschen Bürgertum keinen Boden gefaßt hat und als ein sozialistisches Requisit mit Argwohn und Verdacht, Haß und Hohn betrachtet wird. Nun wundert sich die Welt, daß die alten reaktionären Elemente diese Zügel, deren Führung der Sozialdemokratie nicht gelang, wieder aufnehmen. Da ist nichts Wunderliches dabei.

Nur wird das Chaos dadurch noch größer. Die politische Gesinnung radikalisiert sich nach links und nach rechts. Hier wie dort Neigung zur Gewaltdiktatur. Hier wie dort eine Art Bolschewismus: die Erfüllung maximalistischer Forderungen durch bewaffnete Herrschaft über den Mitbürger. Zwischen den Spartakisten links und denen rechts schweben auf unsicherem Boden Mittelparteien, die an Stoß- und Werbekraft in dem Maße verlieren, in dem die Massen, kritiklos wie immer, auf Schlagworte und auf mammonistische Neigungen berechnete Versprechungen hereinfallen.

Entartung eines noch ganz embryonalen Parlamentarismus in die Form kuhhandelhafter Kompromisse, Erstarrung der Parteien im Dogmatischen und ‚Nur-Parteitaktischen', Herrschaft der Bonzen überall und so stark wie kaum zuvor! Unklarheit des Wollens, Unreinheit der Ideen und eine Abscheu erweckende, fast allgemeine Käuflichkeit! Das ist das Ergebnis — nicht der Revolution, aber des Krieges, trotz der Revolution.

Dem deutschen Bürger war der revolutionäre Gedanke ebenso wesensfremd wie den meisten deutschen Proletariern. Der Bürger lehnte ihn aus den gleichen Geldbeutelgründen ab, aus denen ihn der Proletarier vertrat. Und deshalb ging die deutsche Revolution so kläglich zugrunde und ist ein Gespött geworden denen, für die sie als Gericht hätte gedacht werden können.

Die harten, unerträglichen Friedensbedingungen, die nicht aufhörenden sadistischen Psychosen Frankreichs, die wirtschaftliche Not (nur eine Folge der Überanspannung im Kriege) lenken die Überlegungen Deutschlands auf das Naheliegende, ohne daß deshalb das Naheliegende das Entscheidende wäre. Sie stacheln den materiellen Egoismus zu tollsten Sprüngen an. Wucherer, Schieber, neue Reiche herrschen im Gebiet des äußeren Lebens. Der Träger der Kultur, der intellektuelle Mittelstand, geht zugrunde. Wie in der parteipolitischen Entwickelung auch hier eine Polarisierung, nur hier nach dem Kriterium des Besitzes und ein Zerfallen jeglicher Mitte!

Das sind Vorzeichen des Chaos, nicht etwa Erscheinungen des Abebbens vorhanden gewesener Erregungszustände. Man ist blind gegenüber diesen Erscheinungen. Man spricht vom notwendigen wirtschaftlichen Aufbau und vergißt, daß die deutsche Industrie ja augenblicklich Riesengewinne zu verzeichnen hat, daß die ganze deutsche Landwirtschaft noch nie so reich war wie heute, daß beide dem Volke Opfer zu bringen haben und ohne jede Schwierigkeit bringen können. Man spricht vom Revanchekrieg und vergißt, daß man damit dem Gegner rechtliche Gründe an die Hand gibt, uns ewig als Sklaven zu halten. Man spricht von bürgerlicher Kampffront gegen den Sozialismus und vergißt, daß man dadurch dem Chaos Vorschub leistet, denn auch hier ist der Satz si vis pacem para bellum ebenso falsch wie in der Außenpolitik. Man glaubt, eine Regierung würde dann mehr leisten, wenn sie auf der Koalition möglichst vieler Parteien sich aufbaut und vergißt, daß dann ihre Entscheidungen ja schon Kompromisse schwächlichster Natur darstellen müssen, denn der unpolitische, in jahrhundertelanger Bevormundung zum innerlich eigensinnigen und äußerlich entschlußlosen Untertan gewordene Deutsche hat ja nie das Gesamtvolk und sein Schicksal, sondern stets nur die Partei und meistens noch in der Partei die Gruppe oder das Grüppchen im Auge. Der Geist des „Kegelklubs" oder des „Rauchvereins" ist in die Politik eingezogen. Der Parteipartikularismus erhöht die Gefahr des Chaos, weil er den Volkswillen zersplittert und zu traurigster Machtlosigkeit verurteilt. Daher die Sehnsucht nach Waffen, rechts und links. Denn diese Leute erkennen ganz klar — und es ist ja wirklich nicht schwer zu erkennen —, daß dieses ganze, von einem Boden der Verhältnisse auf den andern molluskenhaft kriechende Bürgertum sich jederzeit wieder einer gewissen Anzahl von Maschinengewehren und beherzten Schützen bedingungslos

beugen wird. Daher die latente Gefahr des Staatsstreichs in Deutschland, daher das frevelhafte Spiel mit verborgenen Waffen, mit geheimen Gesellschaften, mit vertuschten Organisationen, das unser ganzes öffentliches Leben in seinen Grundlagen verdirbt.

Wir sind wirklich ein Volk in tiefster Not. Und unserer Tragödie Traurigstes ist, daß wir ihre Motive nicht erkennen wollen. Wir sind dem Erkennen gegenüber feige! So trotten wir auf dem öden Wege ins Nichts weiter. Was hilft uns alle Arbeit an diesem Wege? Künftige Geschlechter werden diesen Weg des Schattens nicht gehen. Sie werden frei sein oder gar nicht sein.

Es ist nicht mehr Aufgabe dieses Buches, den Weg in die Freiheit zu weisen. Vielleicht, daß dem Verfasser das Leben noch Zeit gibt, diesen Weg seinen Mitbürgern zu skizzieren, so wie er — fern von allem Ehrgeiz und fern von jeder Menschenfurcht — ihn schaut. Aber die Grundbedingung für den Aufstieg, für die Überwindung der Tragödie sei in wenigen Forderungen noch aufgestellt, bevor wir das Buch schließen.

Der Deutsche muß frei werden von den Fesseln seines Untertanenwesens, muß tiefen Sinn für menschliche Würde gewinnen und alle Unterwürfigkeit endgültig überwinden.

Er muß diese Freiheit als die Möglichkeit auffassen und praktisch verwenden, nach den Gesetzen der Humanität und der Pflichterfüllung zu leben, wobei er das Wesen der Pflicht vom eigenen Gewissen zu erfahren hat, nicht von anderen Menschen, die ihm irgend etwas, was ihnen nützt, als Pflicht vorschwatzen.

Der Deutsche muß endlich erkennen, daß es nur eine Macht gibt, die berechtigt ist, und das ist die Macht, die die Humanität gegenüber der Bestialität in jeder Form schützt.

Wer schafft diese Erkenntnisse? Nur die Erziehung kommender Geschlechter.

Und ist Aussicht vorhanden, daß diese Erziehung diesen Weg beschreiten wird?

Wenn wir ganz ehrlich mit uns selbst sind, müssen wir sagen: Nein. Der alte Geist herrscht, der neue Geist lebt in einzelnen, aber er verzagt oder stirbt an den Erstickungsmanövern des sogenannten „Erwerbslebens". Die Motive unseres Niederbruchs werden legendenhaft verwischt. Wir, die wir in der Tragödie Deutschlands mitgespielt oder sie doch wenigstens klopfenden Herzens mit angesehen haben, lassen uns heute schon wieder Kommentare bieten, die das Wesen dieser Tragödie verdunkeln und verändern, und wir glauben heute schon wieder diesen Kommentaren mehr als

unseren eigenen Augen, unserer eigenen Erfahrung, unserem eigenen Urteil.

Wir sind echte Untertanen und sind so auf dem besten Wege, die Untertanen, das heißt die Sklaven einer freieren Welt zu werden.

Hier sollte unser Patriotismus einsetzen. Jammervoll ist die Achtung, die ein Volk sich dadurch erwirbt, daß es jeden, der sich nicht unterwirft, mit Kanonen bedroht. Furcht ist nicht Achtung, und Angst der anderen ist kein Beweis für eigenen Wert. Sonst wäre der Räuberhauptmann, der den einsam wandelnden Dante überwältigt, wertvoller als der Dichter der divina commedia.

Aber seinem Volk geistige Freiheit verschaffen, das heißt patriotisch sein und nur dieser Patriotismus wird in der Lage sein, einst auf der Bühne deutschen Geschehens ein frohes Spiel schöner Kräfte zu inszenieren, nur dieser Patriotismus wird es verhindern können, daß der drohende, mit dem vollendeten Untergang endende dritte Teil der deutschen Tragödie, den Hunderttausende durch ihre Verirrungen heute schon vorbereiten, zur schreckenerfüllten Aufführung gelangt.

Davor bewahre uns der, der allen Schicksals Meister ist.

Vor kurzem erschien:

GUSTAV VON SCHMOLLER

Zwanzig Jahre deutscher Politik

(1897–1917)

Gr.-8°, VI, 208 Seiten auf holzfreiem Papier
Preis: Geheftet 18 Mark, gebunden 27 Mark

☆

Mit wachsendem Staunen und tiefer Bewegung wird man die hinterlassenen Gedanken Gustav Schmollers lesen, eine unvergleichliche unparteiische Darstellung der Hauptmomente der äußeren und inneren Politik des Deutschen Reichs in jenen wichtigsten Jahren, der herzerstickenden Tragödie des Glücks und Niedergangs dieses Reichs. Nie wurde mit so abgeklärter Weisheit und mit so erstaunlicher Treffsicherheit für Unwägbarkeiten innerhalb menschlicher und politischer Verstrickungen erzählt, was diese zwanzig Jahre vor dem Kriege wirklich bedeuten, wie sie — jetzt unverkennbar — trotz scheinbar glatter und satter Bahnen der tödliche Weg zur Katastrophe wurden. Kabinettstücke wie „Das erwachende Verständnis für Aristokratie und Bureaukratie in der radikalen und sozialistischen Literatur" oder „Karl Marx und Werner Sombart", „Über die heutige deutsche Judenfrage" finden sich in der zeitgenössischen Literatur über Politik und soziale Fragen nicht wieder!

☆

Verlag Duncker & Humblot in München und Leipzig

Duncker & Humblot / Verlag in München

Vor kurzem erschien:

Die Diktatur

Von den Anfängen des modernen Souveränitäts-gedankens bis zum proletarischen Klassenkampf

Von Dr. Carl Schmitt-Dorotić

o. Professor a. d. Universität Greifswald

Gr.-8°, XV, 211 S. Preis: 30 Mark

Ein zentraler Begriff der Staats- und Verfassungslehre — bisher nicht mehr als ein überaus konfus, in grenzenloser Ausdehnung gebrauchtes politisches Schlagwort — wird hier mit allem Ernst der historischen und rechtswissenschaftlichen Forschung aufs glücklichste geklärt und gereinigt.
Die Rechtfertigung der Diktatur, die darin liegt, daß sie das „Recht" zwar ignoriert, aber nur um es zu verwirklichen, wird in durchdringender, theoretischer, der allgemeinen Staats- und Verfassungslehre angehörender sowie historischer Erörterung durchgeführt.
Die geschichtliche, politische, rechtswissenschaftliche und philosophische Stoffülle ist meisterhaft geformt. Die gegenwärtige Diskussion über Diktatur, Gewalt und Terror von rechts und links wird durch das vorliegende gründliche und in seinem logischen, unerbittlichen Aufbau spannende Buch auf ein neues höheres Niveau gehoben.

Vom gleichen Verfasser erschien bei uns 1919:

Politische Romantik

Gr.-8°, IV, 162 S. Preis: 12 Mark

„Das Schmittsche Buch ist der zeitgemäße Auftakt zur Klärung über das Wesen politischer Romantik, ein energischer Vorstoß gegen das Unwesen, das sie treibt, heute wie damals. Diese Arbeit war notwendig. Ihre wissenschaftliche Absicht wird beim Lesen überholt von dem politisch gefesselten Interesse. Es gelingt ihr bei allem Umfang der angezogenen Literatur, ihren zeitfernen Inhalt so lebendig in die Bewegung unserer Tage zu bringen, daß sie ohne den geringsten Hinweis eine aktuelle Broschüre, freilich der gründlichsten eine, geworden ist."
Ch. Westermann in der Deutschen Rundschau 1919.

„Die Schrift gehört zu dem Bedeutendsten, was im letzten Jahrzehnt über die Romantik geschrieben worden ist." Friedrich Meinecke i. d. Histor. Ztschr. Bd. 121, S. 293.

Duncker & Humblot / Verlag in München

Soeben erschien:

Rudolf Kjellén
(Upsala)

Dreibund und Dreiverband

Die diplomatische Vorgeschichte des Weltkrieges

Gr.-8°. 138 S. Preis: 18 Mark

Nur das weltberühmte Buch von Keynes über die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages kann sich mit dieser auf den eindringlichsten Studien aller, namentlich der ausländischen Quellen und Urkunden beruhenden Darstellung der Vorgeschichte des Weltkrieges an Wirksamkeit vergleichen: Keynes, der Engländer, und Kjellén, der Schwede, zwei sicherlich unbestechliche, unverdächtige Schiedsrichter, legen durch ihre objektiven, von reinster Sachkunde getragenen, von einer Vorliebe oder gar Parteinahme für Deutschland völlig freien Urteile die Axt an den Versailler Friedensvertrag.

Noch keinem ist es wie Kjellén, dem berühmten schwedischen Staatsrechtslehrer, gelungen, angesichts der wogenden Menge von Einzelheiten den Blick für den wirklichen, historischen Gang der Entwicklung von 1870—1914 so klar zu halten und eine widerspruchslose Erklärung der Ereignisse zu geben.

Kjellén entsiegelt die Rätsel der schwer auf Deutschland liegenden Vergangenheit der letzten fünfzig Jahre, auf die unzählige Deutsche gebannt, mit nagender Reue, zu neuen Taten unfähig, wie nach einem verlorenen Paradies zurückblicken.